

Gesammelte Schriften

von

David Friedrich Strauß.

Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen
zusammengestellt.

Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen

von

Eduard Zeller.

7. Band.

1. Ulrich von Hutten.
2. Vorrede zu „Hutten's Gesprächen übersetzt von David Friedrich Strauß".

Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1877.

Ulrich von Hutten.

Von

David Friedrich Strauß.

Dritte Auflage.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1877.

Vorwort des Herausgebers.

Nachdem Strauß seine ersten epochemachenden Werke verfaßt hatte, trat bekanntlich mit dem Jahr 1841 in seiner literarischen Thätigkeit ein Stillstand ein, der unerwartet, wie er gekommen war, wohl den Eindruck machen konnte, als hätte sich seine Produktivität in ihren so bedeutenden und so rasch aufeinanderfolgenden Erzeugnissen für lange, wenn nicht für immer erschöpft. Daß nun das letztere nicht der Fall war, hat er der Welt in der Folge zur Genüge gezeigt; und wenn er zunächst allerdings nach acht Jahren eines unausgesetzten, fast athemlosen geistigen Schaffens der Erholung bedurfte, so war es doch weniger Ermattung als Unlust, was ihn lange Zeit abhielt, die Bahn wieder zu betreten, auf der er schon so frühe die glänzendsten Erfolge errungen hatte. Ueber die Verhältnisse, welche damals auf seinem Geist lasteten und ihm die Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten benahmen, hat er selbst sich (Literar. Denkw. 15) noch nach zwanzig und mehr Jahren mit einer Bitterkeit ausgesprochen, aus der man nur zu deutlich herausfühlt, wie schwer sie ihn sogar in der bloßen Erinnerung noch bedrückten. Den ersten entscheidenden Anstoß, um aus dieser Zurückhaltung herauszutreten, erhielt er, als sich ihm Gelegenheit bot, die Briefe Schubart's zu sammeln und mit biographischen Einleitungen herauszugeben; und von da an waren es 15 Jahre lang, bis zum Erscheinen des zweiten Lebens Jesu, fast ohne Ausnahme biographische und biographisch-literarische Darstellungen, mit denen

er sich beschäftigte. Ich habe mich so eben erst im Vorwort zu den Gedichten (Bd. XII dieser Sammlung) darüber geäußert, warum gerade diese Art von Arbeiten seiner Individualität besonders zusagte, diese Stoffe ihn vor anderen anzogen, wie seine künstlerische und seine wissenschaftliche Begabung sich vereinigten, um ihm auf diesem Gebiete Werke von eigenartigem Gepräge und musterhafter Vollendung möglich zu machen. Neben den kleineren biographischen Skizzen, welche die ersten zwei Bände der gegenwärtigen Sammlung gebracht haben, gehören hieher die Schriften über Schubart, Märklin, Frischlin, Hutten und Reimarus, nebst den Bruchstücken aus dem Leben Klopstock's, wozu 1870 noch das Leben Voltaire's hinzukam. Wie nun das letztere, als Kunstwerk betrachtet, über alle biographischen Arbeiten seines Verfassers hervorragt, so nimmt unter den früheren Darstellungen dieser Gattung das Werk über Ulrich von Hutten unstreitig, sowohl durch die geschichtliche Bedeutung seines Helden, als durch die geschickte, lichtvolle und sympathische Behandlung, die dem anziehenden Gegenstand hier zu Theil wurde, die erste Stelle ein. Ich weiß nicht, ob es dieser Grund war, der unsern Freund zu der Anordnung veranlaßte, daß in der nach seinem Tode zu veranstaltenden Sammlung seiner Werke der Hutten die Reihe der biographischen Schriften eröffnen, der Voltaire sie schließen solle. Wir wollten von dieser Anordnung um so weniger abgehen, da wir bei einigen anderen Punkten, wie schon Bd. I, S. III bemerkt ist, aus den dort entwickelten Gründen an den von Strauß getroffenen Bestimmungen nicht festhalten konnten. Was sonst zur Einführung in das vorliegende Werk noch zu sagen wäre, hat sein Verfasser selbst schon theils in den Vorreden zu den beiden früheren Ausgaben theils in den Literarischen Denkwürdigkeiten (S. 36 ff.) auseinandergesetzt.

Berlin, 20. Novbr. 1877.

E. Zeller.



Vorwort des Verfassers.

Das Andenken theurer Verstorbenen erneuert sich uns in guten wie in bösen Tagen: das einemal verlangt uns nach ihrem Rath und Beistand, das andremal nach ihrer Theilnahme an unsrem Glück. Und was den Einzelnen, das begegnet ebenso den Völkern: in Zeiten der Drangsal wie der Wohlfahrt rufen sie gerne die Geister ihrer großen Todten herauf. Die großen Männer der Nationen sind aber gemeinhin Kämpfer, es sind diejenigen, die für das Licht gegen die Finsterniß, für Bildung gegen Barbarei, für Freiheit gegen Despotendruck, für das Vaterland gegen den Andrang der Fremden gestritten haben; gleich ehrenwerth, gleich theuer den Nachlebenden, ob sie vom Siege gekrönt worden, oder in vergeblichem Ringen untergegangen sind. Eine „Wolke von Zeugen" dieser Art um sich zu wissen, darin besteht der Adel einer Nation; und wenn eine solchen Adels sich rühmen darf, so ist es die deutsche.

Eine Gestalt aus dieser Wolke habe ich ehedem heraufgerufen in einer bösen Zeit. Es waren die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von Neuem Meister geworden waren, da übermüthige Nachbarn sie verhöhnten, da selbst jene schwarzen Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, herangeflogen kamen und sie krächzend umschwärmten. Es war die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom, von denen, nachdem Oesterreich vorangegangen, auch die übrigen Staaten des südlichen Deutschlands sich bedroht sahen. Damals rief ich: ist denn kein Hutten da? und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und

dem deutschen Volke vor Augen zu stellen. Es blieb nicht ohne Wirkung; man fand in dem Zorneifer des Ritters gegen das licht- und freiheitsfeindliche Rom, seinen eindringlichen Mahnungen an die Deutschen, einig und selbstbewußt gegen den Uebermuth der Fremden zusammenzustehen, ein Wort zu seiner Zeit.

Auf die bösen Tage sind unterdessen die guten gefolgt: Rom ist, recht im Sinne der antiken Nemesis, da es eben in wahnwitzigem Frevelmuthe seine Erhebung über das menschliche Maß zu vollenden gedachte, wie ein morsches Götzenbild zusammengebrochen; der übermüthige Nachbar, unser Dränger seit Jahrhunderten, hat durch den ruchlosesten seiner Angriffe unsrer Uneinigkeit ein Ende gemacht, Gesammtdeutschland hat ihn in einem Siegeslauf ohne gleichen zu Boden geworfen, und steht, angestaunt und beneidet von den Völkern rings umher, an der Spitze der Nationen da. Wir haben wieder einen Kaiser, und zwar zum erstenmal einen solchen, der Herr daheim, auswärts nichts sucht, und ebendarum Gedeihen im Innern, Sicherheit und Unabhängigkeit nach außen zu schaffen, mehr als irgend einer seiner Vorgänger im Stande sein wird. Und nun sollten wir nicht abermals unsres Hutten gedenken, da erreicht ist, wornach er lebenslänglich gerungen hat, nun, da er in weit vollerem Sinn als zu seiner Zeit sprechen könnte: „Es ist eine Freude zu leben!“ Wir wären sehr undankbar, wenn er uns heute nicht einfiele.

Und wahrhaftig, nicht als müßigen Tafelgast bei unsrem Siegesfeste läßt sich Hutten berufen, noch würde er glauben, mit einer schwungvollen Tischrede über Deutschlands Herrlichkeit sich abgefunden zu haben. Oder er würde doch schon in dieser Tischrede sagen: heute feiern, aber morgen mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit gehen! Denn, würde er erinnern, wenn es schwer für ein Volk ist, zu einer gewissen Höhe sich hinanzuarbeiten, so ist es noch viel schwieriger, sich auf derselben zu behaupten. Erfordert jenes in der Regel Jahrhunderte, so ist diese Stellung oft in wenigen Jahren wieder verscherzt. Und sind wir denn in jeder Hinsicht schon auf der Höhe? Wenn wir Eins geworden, sind wir darum auch einig? Wenn wir stark sind, sind wir auch frei? Der Bau unsres neuen Reiches nimmt sich nach außen stattlich genug aus, aber im Innern fehlt noch viel, daß er schon

wohnlich eingerichtet wäre. Mit des Papstes weltlicher Herrschaft hat es wohl ein Ende, aber mit der geistlichen so wenig, daß vielmehr seine finstern Schaaren, nach wie vor jedem geistigen Fortschritt wie jedem nationalen Gedeihen feind, mitten im deutschen Lande stehen, ja mitten im deutschen Reichstag sitzen. Wir lassen uns das unterrichtetste der Völker nennen und sind es auch; aber wie lange werden wir noch dulden, daß die Brunnen und Wasserleitungen der Erkenntniß, selbst im protestantischen Deutschland, so vielfach unter der neidischen Verwaltung pfäffisch gesinnter Finsterlinge verkümmern? Hutten an seinem Theile hat sich Deutschlands Macht und Größe, für die er schwärmte, stets begründet gedacht auf menschlich freie, von keiner Clerisei, keiner kirchlichen Satzung beengte Geistesbildung, und wie er in dem so eben beendigten Kriege unter den Vordersten gegen den äußern Feind mitgefochten haben würde, so würde er jetzt, nach dem Frieden, abermals unter den Vordersten gegen die innern Feinde der Freiheit und der Bildung kämpfen.

Das soll er nun in diesem Buche thun, und es wird ihm dießmal, so hoffe ich, leichter werden als vor vierzehn Jahren bei dessen erstem Erscheinen, sofern sich seitdem außer den politischen auch die literarischen Verhältnisse günstiger gestaltet haben. Damals gab es von Hutten's Werken noch keine zuverlässige Gesammtausgabe; seine einzelnen Schriften aber, und noch mehr die seiner Mitarbeiter und Gegner, waren selten und zerstreut, den wenigsten Lesern zugänglich. Ich mußte also, wenn ich auf Stellen daraus verweisen und den Leser in den Stand setzen wollte, diese wirklich nachzusehen, die Stellen ausführlich unter meinen Text setzen. Das belastete aber mein Buch und erschwerte seinen Umlauf in weiteren Kreisen. Unterdessen ist nun die Böcking'sche Ausgabe von Hutten's Werken erschienen, die solche Umständlichkeit überflüssig macht. Sie gibt nicht blos von seinen eigenen Schriften, sondern auch von den ihn betreffenden Stücken aus den Schriften seiner Zeitgenossen den Text so correct, und dazu den kritischen und historischen Apparat so vollständig und genau, daß es fortan genügt, den Leser, der die Belegstellen vergleichen und meine Darstellung controliren will, auf diese Musterausgabe, die in keiner bessern öffentlichen Bibliothek fehlen darf, zu verweisen. Auch sonst hat in der Zwischenzeit die Emsigkeit

der deutschen Geschichtsforschung einer Huttenbiographie mancherlei Förderung gebracht, auf manchen bisher dunkeln Punkt besonders seiner jüngern Jahre neues Licht geworfen: auch diese Arbeiten sind von mir dankbar benutzt, überhaupt mein Buch an unzähligen Stellen im Einzelnen ergänzt, berichtigt und verbessert worden; wenn ich gleich, seinen Grundstock unverändert zu lassen, alle Ursache zu haben glaubte.

Und so trete denn der Ritter, dießmal durch kein Gepäck beschwert, seinen zweiten Ausritt an, jetzt, da er zur guten Stunde kommt, keines minder freundlichen Empfangs gewärtig, als er einst zur bösen gefunden hat.

Darmstadt, im Mai 1871.

Der Verfasser.

Inhalt des siebenten Bandes.

Erstes Buch.

Uebersicht

der Böcking'schen Huttenausgabe.

Ulrichi Hutteni equitis Germani Opera quae reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Böcking. Lipsiae in aedibus Teubnerianis.

Ulrichs von Hutten Schriften herausgegeben von Eduard Böcking. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Vol. I et II. 1859. Epistolae et documenta. Erster und zweiter Band. Briefe.

Vol. III. 1862. Poemata. Dritter Band. Poetische Schriften.

Vol. IV. 1860. Dialogi. Item pseudohuttenici nonnulli. Vierter Band. Gespräche.

(Vergl. Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauß. Leipzig, Brockhaus, 1860.)

Vol. V. 1861. Orationes et scripta didascalia. Fünfter Band. Reden und Lehrschriften.

Ulrichi Hutteni eq. Operum Supplementum. Epistolae obscurorum virorum cum illustrantibus adversariisque scriptis. Collegit recensuit adnotavit Eduardus Böcking. Lipsiae in aedibus Teubnerianis.

Tomus prior 1864. Textus.

Tomi posterioris Pars prior 1869. Indices ad Epistolas O. V.

Tomi posterioris pars altera 1870. Index biographicus et onomasticus et Commentarius ad Epist. O. V.

Dazu: Index bibliographicus Huttenianus. Verzeichniß der Schriften Ulrich's von Hutten. Herausgegeben von Eduard Böcking. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1858.

Verzeichniß

der in diesem Werke besprochenen Schriften Hutten's.

Erstes Buch.

Vorübungen und Kampfspiele.

Sinceriter citra pompam.
(Redlich und ohne Prunk.)
Hutten's früherer Wahlspruch.

Erstes Kapitel.

Hutten's Abkunft und Klosterleben.

1488—1505.

Da wo Franken- und Hessenland zusammenstoßen, zwischen dem Vogelsberg, dem Spessart und der Rhön, an den Ufern der Kinzig und der Salza, hauste von alten Zeiten her das ritterliche Geschlecht der Hutten. Nach der Familienüberlieferung bis in das 10. Jahrhundert hinaufreichend, erscheint es in Urkunden seit der zweiten Hälfte des 13., und zwar gleich von Anfang so zahlreich, daß allerdings ein schon längerer Bestand des Geschlechtes wahrscheinlich wird.

Die fränkische Ritterschaft, zu welcher die Hutten sich rechneten, war als eine der kräftigsten und kampftüchtigsten, aber auch stolzesten Genossenschaften in deutschen Landen anerkannt. Seit dem Sturze des Hohenstaufischen Hauses ohne Herzog, wenn auch der Bischof von Würzburg diesen Titel führte, unter allerlei kleine geistliche und weltliche Herren getheilt, bot das Frankenland dem Treiben einer unabhängigen Ritterschaft den geeignetsten Spielraum dar. Von benachbarten Prälaten und Grafen ließ man sich Aemter und Lehen auftragen, machte in Fehdezügen Beute, von deren Ertrage man Burgen baute, Güter und Gefälle kaufte, oder Pfandschaften erwarb, bisweilen auch Klöster begabte, oder Seelmessen und Jahrestage für Verstorbene stiftete. Dabei wechselte man nach Belieben den Dienst; oft thaten sich auch gegen einen der größern Herren die Ritter unter sich in kriegerische Verbindungen zusammen. Diesen freien Dienstverhältnissen zu den benachbarten Landesherren gegenüber erkannte man nur

den Kaiser als wirklichen Oberherrn an; aber jedermann weiß, wie wenig das in den Zeiten des sinkenden Mittelalters zu bedeuten hatte.

Unter solchen Verhältnissen kamen auch die Hutten empor. Bei mäßigem Allodialbesitze waren es besonders die Aemter und Lehen, die sie von den Aebten zu Fulda und den Grafen von Hanau, den Bischöfen und Erzbischöfen von Würzburg und Mainz nahmen, wodurch sie sich aufhalfen. Wir finden sie als Burgmannen und Amtleute, als Räthe, Marschalke und Hofmeister in den Diensten der genannten Herren. Einzelne wurden geistlich und begegnen uns als Domherren der fränkischen Stifter zu Würzburg, Bamberg, Eichstädt; auch als Abt zu Hersfeld wird zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein Hutten genannt. Doch waren sie im Turnier und im Felde mehr als am Altar in ihrem Elemente. Einige haben größere Feldzüge rühmlich mitgemacht; weit öfter jedoch sehen wir sie in jenen nachbarlichen Raufereien, Fehden genannt, sich tummeln, wobei sie sich im Sengen und Brennen, Wüstlegen der Dörfer, Wegtreiben der Heerden und Berauben der Kaufleute mitnichten als die letzten erwiesen.

Frühzeitig theilte sich das Hutten'sche Geschlecht in mehrere Stämme, die sich meistens nach den Wohnsitzen nannten, welche die Sprößlinge desselben, in verschiedenen Richtungen sich ausbreitend, sich nach und nach bauten oder erwarben. So finden wir eine Linie zu Stolzenberg und zu Hausen, zu Gronau und zu Steckelberg, zu Trimberg und Arnstein, Birkenfeld und Frankenberg. Uns sind hier neben derjenigen Linie, welcher der Held dieser Lebensbeschreibung angehörte, nur jene wichtig, von denen einzelne Glieder in die Lebensgeschichte desselben eingegriffen haben.

Gegen das Ende des 15. und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts war das Geschlecht der Hutten durch zahlreiche Sprößlinge vertreten und von Einfluß und Gewicht im Frankenlande. Ulrich von Hutten zählt nicht weniger als dreißig seines Namens, welche dem Kaiser Maximilian im Kriege gedient haben, und sein Vetter Ludwig von Hutten sagt in seinem Ausschreiben gegen Ulrich von Würtemberg, dieser Herzog werde nicht im Stande sein, nur halb so viele Ritter zu seinem Beistande

aufzubringen, als er, der einfache Adelige. Dieser Ludwig von Hutten, bischöflich würzburgischer Rath und Erbamtmann zu Trimberg, durch den Ankauf des Schlosses Vorderfrankenberg (bei Uffenheim) Stifter der frankenberger Linie, war wohl damals, neben dem mainzischen Marschalk Frowin von Hutten, als das Haupt der Familie zu betrachten. In jüngern Jahren hatte er weite Reisen gemacht, Italien und Griechenland gesehen, Jerusalem besucht, und war nach seiner Heimkehr vom Kaiser mit Auszeichnung empfangen worden. Er war so begütert, daß er dem verschwenderischen Herzog Ulrich von Würtemberg 10000 Fl. vorstrecken konnte, und seinen Einfluß auf die fränkische Ritterschaft hatte derselbe Fürst erst zu seinem Vortheil, später, wie schon erwähnt, zu seinem Verderben zu erproben. Wie Ludwig's Mittel auch dem jungen Vetter Ulrich zu gute kamen, und wie ein Familienunglück, das ihn traf, ein Haupthebel in Ulrich's schriftstellerischer Entwicklung wurde, werden wir an seinem Orte finden.

Von der Linie zu Hausen, einem Zweige des stolzenberger Astes, lebte damals hochangesehen am mainzer Hofe als Marschalk und später als Hofmeister Frowin von Hutten. Nacheinander im Vertrauen zweier Erzbischöfe, hatte er sich durch seine Gewandtheit in Geschäften auch bei dem Kaiser Maximilian beliebt gemacht, der ihn, neben mancherlei Begünstigungen, zu seinem Rathe und Diener von Haus aus ernannte. Ohne selbst gelehrt zu sein, war er doch ein Gönner der Gelehrten, wie er an seinem Vetter Ulrich, und empfänglich für hohe und kühne Gedanken, wie er durch seine Verbindung mit Sickingen und seine Vorliebe für Luther bewies.

Auf Steckelberg saß um die Wende des Jahrhunderts Ulrich von Hutten, der Vater des gleichnamigen Sohnes, dem unsere Lebensbeschreibung gewidmet ist. Diese Burg, von der jetzt nur noch wenige Trümmer übrig sind, lag auf einem steilen Berge (woher der Name) in der Landschaft, welche von ihren Buchenwäldern Buchau oder Buchonia hieß, unfern den Quellen der Kinzig, von dem hessischen Städtchen Schlüchtern zwei, von Fulda sechs, vom Main etwa neun Stunden entfernt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts war die Steckelburg als würzburgisches Lehen ein ganerbschaftlicher Gemeinbesitz sämmtlicher Hutten'schen Linien,

und diese faßten um die Mitte des Jahrhunderts den Beschluß, auch über die Grenzen der Familie hinaus weitere 32 Ganerben, gleichsam wie Actionäre, aufzunehmen, welche gegen ein Einkaufsgeld und einen jährlichen Beitrag das Recht haben sollten, sich im vorkommenden Falle der Burg als eines Waffenplatzes zu bedienen. Nun müßte man aber die Natur der Fehden jener Zeit wenig kennen, um nicht zu wissen, daß das nicht viel anderes hieß, als die Burg zum Raubneste machen: wie es auch die Umgegend gar bald zu empfinden bekam. Der Unfug wurde so arg, daß der Lehnsherr, der Bischof Johann von Würzburg, sich bewogen fand einzuschreiten. Im Jahre 1458 rückte er mit einem Aufgebot seines Landvolks und etlichen Rittern vor die Burg, belagerte und eroberte sie, und gab sie erst im folgenden Jahre unter beschränkenden Bedingungen den Ganerben zurück. Ob dieß oder später der Landfriede den Theilhabern den Besitz verleidete: zu Ende des Jahrhunderts finden wir nicht blos die weitere ganerbschaftliche Verbindung aufgelöst, sondern auch die Hutten'schen Linien, welche neben dem auf Steckelberg angesiedelten Zweige des gronauer Astes an der Burg Theil hatten, zogen sich zurück, so daß die Burg zuletzt Ulrich von Hutten, dem Vater unsers Helden, verblieb, der vergeblich die Vettern zu den Unterhaltungskosten beizuziehen suchte.

Wie es auf solchen Rittersitzen aussah und zuging, können wir aus einer Schilderung unsers Ritters selbst entnehmen, deren vornehmste Züge er unstreitig von seiner väterlichen Burg hergenommen hat. Die Gebäulichkeiten waren hinter Wall und Mauern zusammengedrängt, und der enge Wohnungsraum noch durch Rüst- und Pulverkammern, durch Vieh- und Hundeställe beschränkt und verdüstert. Die (um Steckelberg wenigstens) magern Felder, von armen Hörigen mühselig bestellt, warfen dem Burgherrn eine spärliche Rente ab, während sie jahraus jahrein die Arbeit und Sorge nicht ausgehen ließen. Des Ritters Beschäftigung war die Jagd in seinen Wäldern und das schon zu seinem Schutze unentbehrliche Kriegshandwerk. Waffen und Pferde waren, nächst den Hunden, sein liebster Besitz, reisige Knechte, ohne viel Auswahl angeworben, zum Theil wahre Banditen, seine tägliche Umgebung. Ihr Kommen und Gehen, die Pferde, Karren, Viehheerden, machten es lebhaft und geräuschvoll auf der Burg; wozu

auf Steckelberg, nach Hutten's Schilderung, noch das Geheul der Wölfe aus den benachbarten Wäldern kam[1]).

Unter solchen Umgebungen, in solchen Verhältnissen erwuchs ein kräftiges, aber auch hartes und wildes Geschlecht. Seinem Großvater Lorenz hat Ulrich von Hutten, der den Greis als Knabe noch gekannt hatte, um seiner alterthümlichen Einfachheit und Mäßigkeit willen in einer seiner Schriften ein Denkmal gesetzt. Der Biedermann ließ keinen Pfeffer, Safran oder Ingwer ins Haus, kleidete sich nur in einheimische Wolle und eiferte laut gegen die eben zu seiner Zeit einreißende Ueppigkeit. Er war erst hanauischer Amtmann, dann fuldaischer Rath, hatte aber in jüngern Jahren an den Gewaltthaten und Räubereien, welche die Ganerben von Steckelberg aus verübten, auch sein redliches Theil genommen.

Von seiner Frau, einer geborenen von Thüngen, hatte Lorenz Hutten drei Söhne, unter denen der schon genannte Ulrich der Vater unsers Ritters wurde. Dieser ältere Ulrich stand in hanauischen und hessischen Diensten, hatte im kaiserlichen Heere in Ungarn gefochten, war aber auch in Friedensgeschäften von Fürsten und Städten vielfach gebraucht worden. Mit seiner Gattin, Ottilia von Eberstein, erzeugte er vier Söhne und zwei Töchter. Seinem Charakter nach erscheint er als ein harter, verschlossener Mann, dessen starrsinniges Beharren auf dem einmal gefaßten Vorsatze für den Sohn verhängnißvoll geworden ist. Dagegen tritt die Mutter, obwohl ihr Bruder, Mangold von Eberstein, das Muster eines raub- und fehdelustigen Ritters war, so oft der Sohn ihrer gedenkt, im Lichte zarter Weiblichkeit und Mütterlichkeit hervor. Die Unfälle seiner jugendlichen Irrfahrt will er ihr verschwiegen wissen, um ihr nicht noch mehr Kummer zu machen, als er ihr schon habe machen müssen; und bei dem kühnen Wagniß seiner Mannesjahre fallen ihm die Thränen seiner frommen Mutter schwer auf's Herz[2]).

Von der Wohlhabenheit seines Vaters macht der Sohn in einem seiner Jugendgedichte eine Schilderung, die freilich auf

1) Epistola ad Bilibaldum Pirckheymer, Ulrich von Hutten's Schriften I, S. 201—203.

2) Querelarum L. II, Eleg. 10, v. 113—118. Ulrich von Hutten's Schriften III, S. 71. Reime zum Gesprächbüchlein, Schriften I, S. 450.

den Contrast mit dem Mangel und Elende, worin er selbst sich ebendamals befand, angelegt ist. Er spricht von mehrern Burgen und Dörfern, zahlreicher Dienerschaft, wahrhaft fürstlichem Besitze [1]). Dagegen begründet nun zwar die Mittellosigkeit, worin er noch bei Lebzeiten des Vaters erscheint, insofern keine Einwendung, als sie die Folge eines zwischen beiden eingetretenen Zerwürfnisses war. Doch bekennt Ulrich Hutten später selbst, daß sein väterliches Vermögen, das er freilich mit fünf Geschwistern zu theilen hatte, ihm die Mittel nicht gewähren würde, mit dem erforderlichen Anstande zu leben [2]). Ueber die schwere Baulast der ihm allein verbliebenen schadhaften Steckelburg beklagte sich der alte Ulrich wiederholt; doch baute er im Jahre 1509 das noch jetzt in seinen Trümmern erkennbare Rondel, das auf dem Schlußstein des Thürbogens seinen Namen mit der Jahreszahl eingehauen zeigt.

Es war am 21. April des Jahres 1488, Vormittags halb 10 Uhr, als dem Ritter Ulrich auf der genannten Burg ein Sohn geboren wurde, welchem er seinen eigenen Vornamen beilegen ließ. Melanchthon mit seiner Schwäche für Astrologie wollte hernach aus dem Stande der Gestirne in seiner Geburtsstunde die körperliche Kränklichkeit Hutten's ableiten: ungleich bedeutsamer zeigt sich in der historischen Constellation, der Gruppirung merkwürdiger Begebenheiten und Geburtsjahre um das seinige her, seine geistige und geschichtliche Stellung vorgebildet. Hutten erblickte das Licht der Welt in den letzten Jahren Kaiser Friedrich's III., mitten unter den Bewegungen, welche die Umbildung der Reichsverfassung zum Zwecke hatten; 33 Jahre nach Reuchlin, 21 Jahre nach Erasmus, 18 nach Wilibald Pirckheimer, 16 nach Mutianus Rufus, 8 nach Crotus Rubianus, 7 nach Franz von Sickingen, 5 nach Luther, 4 nach Zwingli, in demselben Jahre mit Eoban Hesse und 9 Jahre vor Melanchthon. Mit allen diesen Männern hat ihn das Schicksal hernach in Berührung gebracht; wäre er nicht Hutten gewesen, so würde das freilich wenig bedeutet haben; aber auch ein Hutten wäre ohne

1) Querel. I, 10, v. 17—24. Schriften III, S. 43 f.

2) Fortuna, Dial. Schriften IV, S. 77 f. In meiner Uebersetzung von Hutten's Gesprächen, S. 15.



solche Constellation nicht geworden, was er mittelst derselben geworden ist.

Ulrich war der Erstgeborene; gleichwohl bestimmten ihn die Eltern für den geistlichen Stand, was sonst eher mit nachgeborenen Söhnen zu geschehen pflegte. Vielleicht war ein frommer Beweggrund im Geiste jener Zeit, eine Art von Gelübde im Spiele; vielleicht daß des Knaben Leibesbeschaffenheit ihn als minder geeignet zum kriegerischen Stammhalter erscheinen ließ: denn Ulrich war von kleinem und schwächlichem Körperbau. Zeigte er dabei frühzeitig einen aufgeweckten Kopf, Lernbegierde und Fassungskraft, so lag der Gedanke an eine geistliche Laufbahn nahe; wie bei dem Verhältniß der Familie zu der Abtei Fulda und andern fränkischen Stiftern der Gedanke, daß diese Laufbahn ihn zu hohen Ehren führen werde. So kam es, daß im elften Jahre des Knaben, mithin im Jahre 1499, seine Eltern ihn, wie er selbst sich ausdrückte, „aus andächtiger guter Meinung" in das benachbarte Stift Fulda brachten, und zwar nicht blos, daß er dessen Schule durchlaufe, sondern „mit dem Vorsatze, daß er darin verharren und ein Mönch sein sollte" [1]).

Die Benedictinerabtei Fulda, des Apostels der Deutschen hochberühmte Stiftung, hatte freilich von ihrem alten Glanz und Reichthum viel eingebüßt; auch für ihre Schule waren die Zeiten des Rabanus Maurus lange vorüber, wo sie die blühendste in ganz Deutschland gewesen war. Im Laufe des 15. Jahrhunderts namentlich waren kirchliche Anstalten dieser Art nicht mehr im Stande, mit der Entwicklung der Zeit Schritt zu halten. Der Lehrer der jungen Leute war zugleich Instructor der Mönche und mußte sich in der erstern Thätigkeit durch das letztere Verhältniß nothwendig gehemmt fühlen. Der damalige Abt aber, Johann II., aus dem Geschlechte der Grafen von Henneberg, war ein streng kirchlicher Mann, der aus den Mauern seines Stifts alle weltlichen Beschäftigungen auszuschließen und seine Untergebenen auf geistliche Uebungen zu beschränken suchte. Was Hutten von ihm hielt, erhellt deutlich aus der Art, wie er später von ihm sprach und nicht sprach. Auch außerdem scheint es an bildungsfeindlichen Elementen im Kloster nicht gefehlt zu haben:

1) Endtschüldigung rc., Schriften II, S. 145.

wenn Hutten in der Folge seine wandernde Muse ermahnt, in Fulda sich vor ihrem Feinde Tundalus in Acht zu nehmen, so hatte er dessen widrige Gesinnung ohne Zweifel während seines eigenen Aufenthalts daselbst zu erfahren gehabt. Ebenso dürfen wir aber andrerseits wohl annehmen, daß er die Geistlichen, Gebrüder Mörlin, wie auch den Peter Axungia, deren Studien und Wohlwollen er in demselben Zusammenhange bei Erwähnung Fulda's rühmt, eben während seiner Klosterjahre von dieser Seite kennen gelernt hatte. Kenner und Gönner der aufkommenden bessern Literatur war Hartmann, Burggraf von Kirchberg, den im Jahre 1507 der Abt Johann zu seinem Coadjutor bestellte, bis er nach dessen Tode 1513 sein Nachfolger wurde: in den Jahren, die Hutten in Fulda zubrachte, war er freilich Kanonikus in Mainz; doch kam er, wie aus Briefen erhellt, vorübergehend auch schon damals nach Fulda und konnte hier die Bekanntschaft des aufstrebenden Knaben und Jünglings machen, der später mit so vieler Wärme von ihm sprach[1]).

Als Ulrich von Hutten in seinem elften Jahre mit der Bestimmung zum Mönchsstande nach Fulda gebracht wurde, hatte er sich nicht widersetzt, da er, nach seinem eigenen Ausdruck, „das Verständniß noch nicht hatte, daß er hätte wissen mögen, was ihm nütz und gut und wozu er geschickt wäre". Wie er aber allmählich sich selbst und das Leben besser kennen lernte, wollte ihn „bedünken, er wüßte seiner Natur nach in einem andern Stand viel baß Gott gefällig und der Welt nützlich zu wandeln"[2]). Der Abt gab sich alle Mühe, ihn zum wirklichen Eintritt in den Orden zu bewegen. Seinen Eltern eröffnete er die glänzendsten Aussichten für den Sohn, um sich ihrer Mitwirkung zu versichern. Aber ein vortrefflicher und vielgeltender Mann hatte des Jünglings Bestimmung besser erkannt und schützte ihn gegen solche Zudringlichkeiten.

Dieß war der Ritter Eitelwolf vom Stein, und er hat nicht nur auf Hutten's Leben so viel Einfluß gehabt, sondern ist auch für jene ganze Zeit und ihren Culturzustand eine so vorbildliche Gestalt, daß wir von ihm ausführlicher reden müssen.

---

1) Querel. II, 10, v. 135—156. Schriften III, S. 72. f.

2) Endtschüldigung a. a. O.

Einem edeln Geschlechte in Schwaben entsprossen, war Eitelwolf erst zu Schlettstadt durch Craft Udenheim unterrichtet worden, dann der eben aufgekommenen Sitte gemäß nach Italien gewandert, wo Philipp Beroaldus zu Bologna sein Lehrer im Lateinischen wurde. Kaum daß er hernach auch das Griechische angefangen hatte, wurde er von seiner Familie zurückgerufen, was er lebenslänglich beklagte. Heimgekehrt trat er in die Dienste des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg und wurde von diesem sowohl als von seinem Sohne und Nachfolger Joachim I. zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht. Die Stiftung der Universität zu Frankfurt an der Oder durch den letztern war vorzugsweise sein Werk. Besonders folgenreich war sein Verhältniß zu dem Markgrafen Albrecht, dem jüngern Bruder Joachim's, den sein Umgang vorzüglich mit der Neigung für die humanistischen Studien erfüllt zu haben scheint, durch die er sich nachher als Erzbischof von Magdeburg und Mainz auszeichnete, wo er dann alsbald den alten Freund in seine Dienste zog.

Eitelwolf hatte sich zur Lebensaufgabe gemacht, was damals wenigstens in Deutschland noch neu war: die Thätigkeit in hohen Staatsämtern mit wissenschaftlicher Beschäftigung zu verbinden. Mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit und Stellung trat er dem rohen, centaurischen Wesen der Mehrheit des damaligen Adels, ihrem Vorurtheil gegen feinere Geistesbildung entgegen. Er war der Gönner aller Gelehrten und hat viele großmüthig unterstützt. Ein Gelehrter falle ihm nie zur Last, hatte er einst einem solchen zur Antwort gegeben, der seinen Eintritt bei ihm entschuldigen zu müssen glaubte. Briefe, Zuschriften von wissenschaftlichen Männern zu erhalten, machte ihn glücklich. Es kam vor, daß er einen vornehmen Hofmann, der ihm eine wichtige Nachricht bringen wollte, warten ließ, bis er ein Gedicht Hermann's von dem Busche, das ihm eben zu Handen gekommen war, wiederholt durchgelesen hatte. Als Hutten einmal mit ihm von „Leuten unsers Standes“ sprach, fragte er: welches Standes? des gelehrten oder des Ritterstandes? denn wir gehören beiden an. Die Bücher nannte er die andere Art von Waffen und hatte selbst zu Pferde immer dergleichen bei sich. Unter den Alten schätzte er Livius, Virgil und Lucan besonders; von den zeitgenössischen Größen war ihm keine fremd. Den lebhaftesten Antheil nahm

er an Reuchlin's Kampfe mit den kölner Finsterlingen, die er Capnionsläuse zu nennen pflegte. Kam ihm eine neue Schrift von Erasmus zu Gesichte, so ging ihm frische Hoffnung für Deutschland auf. Einst erfuhr er, Erasmus sei mit Reuchlin und Hermann von dem Busche in Frankfurt am Main; eilig reiste er dahin, um sie mit allen Anhängern der neuen Richtung, die daselbst zu finden wären, zu einem sokratischen Gastmahle zu laden: als ein Anfall von Steinschmerzen ihn darniederwarf und das Vorhaben vereitelte. Am andern Morgen reiste Erasmus ab: Eitelwolf konnte es Hutten lange nicht verzeihen, daß er ihn davon nicht zeitig in Kenntniß gesetzt hatte. Besonders viel hielt Eitelwolf auf die Belehrungen der Geschichte. Ein märkischer Ritter wollte ihn einst vor einer Versammlung durch die Bemerkung beschämen, er sei ja nicht alt genug, um sich der Sache, von der die Rede war, erinnern zu können. Alter, erwiderte ihm Eitelwolf, ihr möget wohl im Gedächtniß haben, was seit vierzig Jahren oder etwas darüber sich zugetragen hat; ich hingegen auch das, was vor zwei- oder dreitausend Jahren. Ueberhaupt sprach er, nach Art der Alten, gern in Sentenzen und Epigrammen. Als einer berichtete, der venetianische Krieg sei trefflich beschrieben worden, erwiderte er: wär' er lieber glücklich geführt worden. Die Tugend führt in die Höhe; Unglück erprobt den Mann; man muß auf die Umstände der Zeit und auf den Ruf bei der Nachwelt sehen: das waren Sprüche, die er häufig im Munde führte[1]).

Wir werden auf Eitelwolf vom Stein in Hutten's Lebensgeschichte noch öfter zurückzukommen Veranlassung haben: hier ist es zum erstenmal, daß er als sein guter Genius erscheint. Während seiner brandenburgischen Dienstzeit muß er einmal in Fulda und der Umgegend gewesen sein, den jungen Hutten kennen gelernt und sich für ihn zu interessiren angefangen haben. Die Bemühungen des Abts, denselben durch Ueberredung und Versprechungen, die insbesondere auf die Eltern berechnet waren, für den Mönchsstand zu gewinnen, erregten seine Besorgniß. Er

1) Vgl. über Eitelwolf Hutten's ihm gewidmeten Nekrolog in der Epistola ad Jac. Fuchs, Schriften I, S. 42—45. Ferner die Zuschrift an Eitelwolf vor dem Panegyrikus auf den Erzbischof Albrecht von Mainz, ebendas., S. 34—37.

warnte die Eltern, den Sohn nicht zu einem Schritte zu bereden, der ihn später gereuen könnte; zu dem Abt aber sprach er: Du wolltest ein solches Talent zu Grunde richten? ein Wort, das die Geschichte dem Eitelwolf so wenig vergessen wird, als der dankbare Hutten es jemals vergessen hat. Auf Hutten's Vater übrigens scheint die Warnung Eitelwolf's nur so weit Eindruck gemacht zu haben, daß er den Sohn nicht geradezu mit dem Ansinnen, Profeß zu thun, übereilte: von dem einmal gefaßten Beschlusse über die Lebensbestimmung desselben ging der starrsinnige Mann nicht ab. So mußte der Sohn sich selbst helfen. Der Gedanke der Flucht stieg in ihm auf.

Ein Schritt wie dieser wird nicht leicht ohne den Beirath von Vertrauten beschlossen, ohne die Beihülfe von Mitwissenden ausgeführt. Camerarius, im Leben Melanchthon's, nennt in dieser Rolle den Crotus Rubianus, einen Jugendfreund Hutten's, von dem bald ausführlicher die Rede sein wird. Der habe ihm, wenn nicht den ersten Rath zur Flucht gegeben, doch bei der Ausführung geholfen. Soviel wir wissen, lebte Crotus um jene Zeit als Studirender oder vielmehr Ausstudirter auf der Universität Erfurt; von da aus mag er Fulda, zu dessen Mönchen er ältere Beziehungen gehabt zu haben scheint, zuweilen besucht, bei der Gelegenheit die Bekanntschaft des jungen Hutten gemacht und schließlich den Fluchtplan mit ihm entworfen haben. Daß Crotus von früher Jugend an sein vertrauter Freund gewesen, bezeugt Hutten selbst; in Bezug auf seine Flucht aber erwähnt er seiner, vielleicht um ihm keine Verantwortung zuzuziehen, nicht, sondern sagt nur: wie er zu der Einsicht gekommen, daß er nicht für das Klosterleben tauge, „habe er sich, als noch mit keinem Profeß oder Gehorsam verbunden oder verstrickt, daraus gethan, um andern Dingen, die zu verwesen er sich geschickter geachtet, nachzugehen" [1]). Den Punkt mit dem Profeß hebt er deßwegen besonders hervor, weil seine Gegner ihn später gern als entlaufenen Mönch brandmarkten, der bereits abgelegte Gelübde gebrochen habe. Letzteres stellt Hutten nicht allein feierlich in Abrede, sondern fordert auch seine Feinde so nachdrücklich auf, ihn, wenn sie können, Lügen zu strafen, ihm den Abt, Prior, Probst oder

---

1) An Jak. Fuchs, Schriften I, S. 44. Endtschüldigung, Schriften II, S. 145.

Dechanten zu nennen, unter dem er Profeß gethan, oder der ihn eingesegnet habe, was doch bei einer Sache, die mitten in Deutschland vorgegangen, noch möglich sein müßte: daß wir an der Wahrheit seiner Versicherung nicht zweifeln können. Wenn es der Regel nach ging, so war er ja auch zur Ablegung der Gelübde noch zu jung.

Der Zeitpunkt von Hutten's Entfernung aus Fulda läßt sich von zwei Seiten her ziemlich genau bestimmen. Einerseits spricht er selbst in einem Schriftstück, das im Februar 1515 gedruckt ist, von den Mühen und Arbeiten, denen er aus Liebe zu den Wissenschaften bereits seit zehn Jahren unter den heftigsten Schicksalsstürmen in Deutschland und Italien sich unterzogen habe: diese Schicksalsstürme aber brachen mit seiner gegen des Vaters Willen unternommenen Flucht aus dem Kloster über ihn herein. Andererseits war wenigstens Crotus im Sommer 1505 noch in Erfurt; denn am 17. Juli jenes Jahres erfolgte Luther's Eintritt in das Augustinerkloster, und von diesem Ereigniß spricht Crotus als einer, der damals an Ort und Stelle war[1]). Dagegen finden sich zu Anfang des Wintersemesters die Namen beider Freunde in der kölner Universitätsmatrikel eingetragen, und dahin ging von Erfurt und Fulda aus ihr Weg.

Gleichsam vorbildlich steht in dem Jugendleben verschiedener zur freien Entwicklung und zur Befreiung Anderer berufenen Menschen eine solche Flucht. Der Druck beengender Verhältnisse spannt und steigert die innewohnende Kraft; ein starker Wille nimmt das Schicksal in die eigene Hand; die Fessel wird gesprengt: und damit hat der Charakter und das fernere Leben sein bleibendes Gepräge erhalten. So bei Schiller, so bei Hutten: verwandten Seelen, nicht allein durch diesen Zug. Aber auf der andern Seite, ganz in der Nähe, welch ein seltsames Gegenstück. Nur wenige Wochen, ehe Hutten aus dem Kloster zu Fulda in die Welt entfloh, flüchtete sich zu Erfurt Luther aus der Welt in das Kloster. Wie bezeichnet dieser Gegensatz Natur und Bestimmung beider Männer. Der eine will sich unter Menschen umtreiben, der andere mit Gott ins Reine kommen. Zwar erkennt

1) Hutten in der Zuschrift des Panegyrikus, Crotus in einem Briefe an Luther, in Hutten's Schriften I, S. 37. 311.

dieser später den falschen Weg und verläßt das Kloster: ohne jedoch seiner Denk- und Handelsweise das dort erhaltene Gepräge wieder abthun zu können. Bei aller Breite und Großartigkeit seines spätern Wirkens blieb Luther eine streng in sich zusammengefaßte, aber auch eine geistliche, dadurch gebundene und verdüsterte Persönlichkeit: während Hutten eine weltliche, ritterliche, freie, selbst im Unglück heitere, aber freilich auch unstete und in ihrem Thun sich vielfach übernehmende Natur ist.

Zweites Kapitel.

Universitätsjahre. Erste Freunde.

1505—1509.

Wie und auf welchem Wege die beiden Jünglinge nach Köln gekommen, ob Hutten den Crotus in Erfurt oder dieser jenen in Fulda abgeholt, ja, ob sie überhaupt miteinander gereist, und nicht vielleicht der eine dem andern erst später nachgekommen, darüber fehlen uns die Nachrichten. Auf die letztere Vermuthung könnte uns der Umstand führen, daß in der kölner Universitätsmatrikel Adelricus hotten, das ist aber kein anderer als unser Ulrich Hutten, unter dem 28. October, sein Freund hingegen erst unter dem 17. November 1505 als Angehörige der Artistenfacultät sich eingeschrieben finden.

Als den Zweck von Hutten's Reise nach Köln gibt Camerarius das Studium „der besten Künste und Wissenschaften" an. So bezeichnete man damals, im Gegensatze zu der alten Scholastik, die humanistischen Studien; bonis literis operam dare hieß Latein und Griechisch aus den classischen Schriftstellern beider Sprachen, statt, wie bisher, letzteres gar nicht und ersteres aus Kirchenvätern und Scholastikern lernen, und Geschmack, Stil und Denkart nach ihnen bilden. Nun könnte man sich aber wundern, wie die beiden jungen Leute diese bessern Wissenschaften gerade in Köln suchen mochten, wo doch, wie sich wenige Jahre hernach in dem Reuchlin'schen Streit auswies, die Scholastik und mittelalterliche Finsterniß noch ihre festeste Burg hatten. Nicht umsonst lagen hier zu St. Andreas Albertus Magnus, bei den Minoriten Duns Scotus in ihren Gräbern: noch immer herrschte auf den Kathedern durch

einen Arnold von Tungern, einen Konrad Kollin, denen der Ketzermeister Jakob Hochstraten als furchtbare Macht zur Seite stand, die scholastische Lehrart, in deren Dienst auch Ortuinus Gratius seine zu Deventer erhaltene philologische Bildung gestellt hatte. Doch selbst in Köln regte sich in jener einzigen Zeit das neue wissenschaftliche Leben. Gedeihen zwar konnte es an einem Orte, wo die kirchlichen Interessen so übermächtig waren, nicht: einer nach dem andern wurden die Vertreter der humanistischen Richtung vertrieben: so Johann Cäsarius, Hermann von dem Busche, Peter von Ravenna, Rhagius Aesticampianus; doch wahrscheinlich hielt sich eben damals der letztere noch an der Universität. Seltsamerweise zog übrigens auch die kölnische Scholastik wenigstens den ältern der beiden Studiengenossen an, auf den wir, da sein Lebensfaden von jetzt an mit dem unsers Helden verschlungen bleibt, an dieser Stelle näher eingehen müssen.

Crotus Rubianus[1]) hieß eigentlich Johann Jäger und war in dem thüringischen Flecken Dornheim, unweit Arnstadt, muthmaßlich um das Jahr 1480, geboren. Er scheint geringer Leute Kind gewesen zu sein: wenigstens versicherte er später, als Knabe Ziegen gehütet zu haben. Im Jahre 1498 bezog er die Universität Erfurt, wo er zwei Jahre später den Grad eines Baccalaureus erwarb. Seine Studien waren zunächst herkömmlich der scholastischen Philosophie und Theologie gewidmet. Durch den freundlichen Lehrer Maternus Pistoris scheinen die ersten Keime der humanistischen Richtung in seinen Geist gelegt worden zu sein, die in der Folge durch den Umgang mit dem hochgebildeten Kanonikus in dem benachbarten Gotha, Mutianus Rufus, gefördert wurden. Damit hing auch seine Namensänderung zusammen; und da sie der erste Fall unter vielen dieser Art ist, der uns in unserer Erzählung begegnet, so soll uns eine kleine Episode über dergleichen Namensänderungen um so weniger verdrießen, je bezeichnender diese Sitte für die Zeit und die Richtung ist, womit wir uns beschäftigen.

Der Gebrauch, deutsche Namen zu latinisiren, stammt nicht erst aus der damaligen Zeit, sondern die Geltung des Lateinischen als Kirchen- und Gelehrtensprache hatte denselben schon während

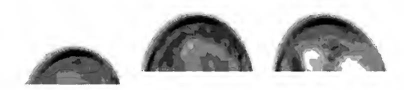
---

1) Vgl. Kampschulte, Comm. De Jo. Croto Rubiano, Bonnae 1862.

des Mittelalters herbeigeführt; aber jetzt erst, da man sich des wirklichen Latein und dazu des Griechischen mächtig dünkte, wurde jene Umgestaltung in größerem Maßstabe und zugleich mit Geschmack und Methode betrieben; wenn auch der Geschmack nicht immer ein guter und die Methode zum Theil wenig besser als Tollheit war. Der Humanist fühlte sich als Bürger des alten Roms und Griechenlands; so hatte er auch Anspruch auf einen lateinischen oder griechischen Namen, und an Geschick, sich einen solchen zurechtzumachen, konnte es ihm als Kenner beider Sprachen nicht fehlen. Man ging dabei, wie gesagt, nicht ohne Methode zu Werke. Bald waren es die Personennamen, bald die Namen des Geburtsorts oder der Gegend, bald beide zugleich, woran man sich hielt. Die Personennamen wurden zum Theil ihrer wirklichen oder vermeintlichen Bedeutung nach übersetzt. Dazu waren vor allem die vielen deutschen Namen geeignet, die von Handwerken oder Berufsarten hergenommen sind. Da war schnell aus dem Fischer ein Piscator, aus dem Müller ein Molitor, aus dem Kürschner ein Pellicanus gemacht. Doch sind nicht alle Uebersetzungen dieser Art so leicht zu rathen. Dem Foeniseca werden es wenige auf den ersten Blick ansehen, daß er zu deutsch Mader (Mähder) hieß. Wo die leicht zu übersetzenden Berufsnamen aufhören, wird ohnehin die Sache verwickelter. In Capito ist Köpflin wohl noch ungefähr zu erkennen, in Brassicanus und Cuspinianus Kohlburger und Spießhammer schon schwerer, und in Velocianus würde wenigstens heutzutage nicht leicht jemand einen Resch vermuthen. Zuweilen mußten die Namen erst noch gewaltsam gereckt und verdreht werden, ehe sich etwas mit ihnen machen ließ. So hatte der Name Schwarzert, wenn auch in der zuchtlosen Orthographie der Zeit nicht selten Schwarzerd geschrieben, darum doch so wenig als die verwandten Farbennamen Weißert, Grunert, Gelbert mit der Mutter Erde etwas zu thun: nur um so mehr that sich Großoheim Reuchlin darauf zu gute, daß ihm der Name Melanchthon dafür eingefallen war. Das war überdieß ein griechischer Name, und die galten begreiflich als die vornehmern. Bei Reuchlin selbst wurde die lateinische Uebersetzung seines Namens: Fumulus, nur spottweise von Gegnern, das griechische Capnion, womit ihn in Italien der venetianische Humanist Hermolaus Barbarus beschenkt hatte, von seinen Ver-

ehrern gebraucht; während er selbst sich am liebsten seines deutschen Namens bediente. Statt einer Uebersetzung der Eigennamen begnügte man sich aber nicht selten auch mit einer bloßen antikisirenden Umlautung, besonders wenn ein deutscher Name das Glück hatte, von selbst schon an einen lateinischen oder griechischen anzuklingen. Hieß einer Oehmler, wie nahe lag das edle römische Aemilius; ein Maier war im Umsehen zum Marius gemacht; Joachim von Watt hieß Vadianus; Johann Rack bekam als Rhagius sogar einen griechischen Anstrich. Jeder humanisirenden Anstrengung schien ein Name wie Krachenberger zu spotten, dessen Besitzer sich daher flehentlich an den Großmeister Reuchlin um Hülfe wandte: und in kurzem sehen wir in der That auch diese häßliche Raupe sylphenhaft als Gracchus Pierius davonfliegen. Außer den Personennamen werden aber auch gern die Namen der Geburtsorte oder diesen benachbarter Ströme zur Gewinnung classischer Bezeichnungen benutzt. Und zwar werden diese latinisirten Ortsnamen bald neben die Personennamen gesetzt, wie der eben genannte Rhagius von seinem Geburtsorte Sommerfeld Rhagius Aesticampianus, Georg Tannstetter von Rain in Oberbaiern Tannstetter Collimitius hieß. Noch öfter jedoch sehen wir von dem Heimatnamen den Personennamen ganz verdrängt; so ist Georg Burkard aus dem jetzt hopfenberühmten Städtchen Spalt als Spalatinus, Heinrich Loriti aus Mollis bei Glarus als Glareanus, Beat Bild aus Rheinau im obern Elsaß als Beatus Rhenanus, Peter Schade aus Bruttig an der Mosel als Petrus Mosellanus berühmt geworden. Bei Adelichen, selbst bei städtischen Patriciern, denen ihr Name in der Urform werth zu sein pflegt, finden wir seltener eine solche Umgestaltung. Der humanistische Graf Hermann von Nuenar wurde von seinen Freunden als comes de nova aquila oder Neaetius stilisirt; bei dem guten Eitelwolf vom Stein verstiegen sie sich noch über den de Lapide hinaus zum Ololycus (Ὀλόλυκος) für den Vornamen; aber nicht allein Hutten, sondern auch die Pirckheimer und Peutinger ließen, außer der lateinischen Endung, ihre Namen unverändert.

Um schließlich auf den Mann zurückzukommen, von dem wir zu dieser Episode abgeschweift sind, so bietet sein Name ein rechtes Muster von humanistischer Umgestaltung und Steigerung.



Als Johann Jäger aus Dornheim hieß er noch 1506 Joannes Dornheim Venatorius; aber damit war der Geburtsort noch gar nicht, der Personenname nur höchst gewöhnlich übersetzt. Jäger war freilich Venator oder Venatorius; aber ein Jäger war auch ein Schütze, und der Schütze war nicht blos im Walde zu finden, sondern auch am Himmel unter den Sternen, und dieser Schütze als Sternbild hieß mit seinem Eigennamen Crotus. Er war der Sohn der Musenamme Eupheme vom Pan gewesen, hatte, neben seinem Jagdvergnügen, auf dem Helikon mit seinen Milchschwestern gespielt, und diese ihm darum vom Vater Jupiter die Erhebung unter die Sterne erbeten. So lasen es die humanistischen Freunde im Hygin[1]), und wie ließ sich für einen angehenden Musendiener ein ausgesuchterer Name finden? Damit dann auch der Heimatname nicht in seiner dornigen Urgestalt bliebe, wurde er mittelst einer freilich nicht ganz genauen Uebersetzung — denn rubus heißt Brombeerstrauch — als Rubianus oder Rubeanus dem Joh. Crotus beigefügt, und dadurch auch noch der Vorschrift des deutschen Erzhumanisten Konrad Celtis genuggethan, daß ein Poet (wie einst die alten Römer) drei Namen haben müsse.

Um die Zeit indeß, da er mit Hutten in Köln seine Studien fortsetzte, war bei Crotus weder die Namens- noch die Sinnesänderung schon vollzogen. Er war noch ein Verehrer Arnold's von Tungern und seiner scholastischen Meister, lernte mit dem jüngeren Freunde, woran dieser ihn später scherzend erinnerte, mit Syllogismen blitzen, opponiren, assumiren, respondiren, pro und contra argumentiren, kurz alle die dialektischen Fechterkünste damaliger Philosophie und Theologie. Bald aber wurden diese Dinge für Crotus zum Spiel: er wußte die Lehrer trefflich nachzuahmen, und machte so schon in Köln die Vorstudien zu den Briefen der Dunkelmänner.

Crotus war ein Mensch von bedeutender Begabung und großer Liebenswürdigkeit. Sein Haupttalent war der Witz. Sich über die Thorheiten der Menschen lustig zu machen, sein liebstes Treiben. Wie mußte dieß bei dem jungen Hutten zünden, in dem gleichfalls ein deutscher Lucian verborgen lag. Freilich war die Richtung, die sittliche Grundlage dieses Talents bei beiden

---

1) Fab. 224 und Poët. astronom. II, 27.

eine verschiedene. Bei Hutten, so wie er später sich entwickelte, war dem Verkehrten gegenüber das Lachen nicht das Letzte, sondern der Zorn. Er sah in den Mißbräuchen, die er verspottete, nicht blos das Thörichte, sondern mehr noch das Verderbliche. Des Crotus eigentliches Element war eben das Lachen selbst. Er ließ sich über die Schäden dieser närrischen Welt keine grauen Haare wachsen. Auch einen sogenannten schlechten Witz verschmähte er nicht. Mit dieser stets aufgeweckten Laune mußte er der angenehmste Gesellschafter sein. Den Mann aller Stunden nennt ihn Mutian. Aber eben dieser ältere und ernstere Mann spricht von Crotus mit einer Zärtlichkeit, welche beweist, daß er zugleich höchst schätzbare moralische Eigenschaften an ihm kannte. Er schildert ihn als redlichen Mann, aufrichtigen und treuen Freund, von der sanftesten Gemüthsart und einer Anziehungskraft, die selbst einen Hüftkranken zu einer Reise zu ihm in Bewegung setzen könnte. Keinem ging in der Folge die Mißhandlung des ehrwürdigen Reuchlin von Seiten der Kölner Finsterlinge mehr zu Herzen; selbst für Luther empfand er eine Zeit lang Begeisterung: doch hier liefen die Grenzen seiner ästhetischen, quietistischen Natur, die er wohl einmal überspringen, doch nicht für die Dauer hinter sich lassen konnte.

Der Altersvorsprung von beiläufig acht Jahren und das, als Hutten es anfing, von ihm in der Hauptsache vollendete akademische Studium befähigten den Crotus, in manchen Stücken den Lehrer und Mentor des jüngeren Freundes zu machen. Daß später in Erfurt dieses Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden, bezeugt Hutten selbst; ohne Zweifel hatte es sich schon in Köln so gestaltet. Wer außerdem hier Hutten's Lehrer gewesen, läßt sich nur vermuthen. Des Rhagius Schüler nannte er sich später öffentlich. Da wir aber das Jahr der Vertreibung dieses Mannes aus Köln nicht genau wissen, und Hutten später noch einmal mit ihm zusammentraf, so läßt sich auch nicht mit Sicherheit festsetzen, daß er schon hier sein Schüler gewesen ist. Johann Rhagius war zu Sommerfeld in der Oberlausitz um 1460 geboren und hatte seine philologische Bildung erst in Krakau, dann in Bologna erhalten. Nachdem er in Rom von dem Papste selbst den Dichterlorbeer empfangen, sich hierauf einige Zeit in Paris aufgehalten, trat er nacheinander an verschiedenen Orten Deutschlands als

Lehrer auf. In Köln las er unter anderm über Plinius. Er war ein durch sittliche Würde wie durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann: den Wiedererwecker der erstorbenen Latinität nannte ihn Mutian; Eitelwolf vom Stein begrüßte ihn als ehrwürdigen Vater, und Eoban Hesse wollte ein mäßiges Mahl, in seiner Gesellschaft genossen, nicht mit einer Göttertafel vertauschen. Weiter mag Hutten bei Jakob Gouda gehört haben, der Theolog und Poet zugleich war, und dessen elegisches Talent er später rühmte. Auch mit Remaclus aus Florenz, dem Verfasser von Epigrammen und Amoren, später kaiserlichem Geheimschreiber, und mit einem der drei Brüder Canter, muthmaßlich dem jüngsten, Jakob, der gleichfalls Dichter war, scheint Hutten sich damals befreundet zu haben.

Als die Stütze der Humanistenpartei in Köln erscheint einige Jahre später, in Hermann Busch's und Reuchlin's Händeln, der Graf Hermann von Nuenar, oder Neuenar, von dessen Stammschloß in der benachbarten Ahrgegend noch schöne Trümmer zu sehen sind, Kanonikus und nachher Dompropst daselbst, damals auch mit Hutten in freundschaftlicher Verbindung. Da er, drei Jahre jünger als dieser, ein Jahr vor ihm in Köln inscribirt hatte, möchte man ihre Verbindung von jener Studienzeit her datiren; daß in einer Elegie aus dem Jahr 1510, in welcher Hutten seine Muse bei den deutschen Humanisten die Runde machen läßt [1]), des Grafen von Nuenar keine Erwähnung geschieht, könnte seinen Grund darin haben, daß derselbe damals vermuthlich in Italien abwesend war. Diese elegische Musenwanderung geht erst von dem nordöstlichen Deutschland, wo sich der Dichter eben aufhielt, an den Rhein nach Köln, dann über Koblenz und Mainz stromaufwärts; letzteres zum Theil wenigstens derselbe Weg, den Hutten entweder bei seiner Reise nach Köln in umgekehrter, oder bei seiner Rückreise von da in derselben Richtung gemacht haben muß. Von selbst ergibt sich hieraus die Vermuthung, er möge die Männer an dieser Straße, zu denen er seine Muse sendet, eben auf jener Rheinreise kennen gelernt haben. Dieß trifft nach der Hauptstation Köln gleich bei Koblenz zu, wo er mit besonderer Zärtlichkeit des Ulrich Fabricius gedenkt, den

---

1) Querelar. L. II, Eleg. 10. Hutten's Schriften III, S. 64—81.

ihm, als er jene Gegenden durchwandert, die freundliche Pallas zum Studiengenossen gegeben habe. Arbeit und Rast, ja das ganze Leben sei ihnen gemeinsam gewesen; endlich habe das Schicksal, seinen Studien feindselig, sie getrennt, ohne doch den Bund ihrer Herzen zerreißen zu können. Mit diesem hat nun Hutten vermuthlich, wenn auch die Bekanntschaft in Koblenz sich angeknüpft haben mag, sofort in Köln studirt; er war ein humanistisch gebildeter Jurist, der in der Folge seine Stellung am kurtrierischen Hofe besonders auch zur Aufspürung verborgener Handschriften von Classikern und Kirchenvätern benutzte. Dagegen wird weiter aufwärts, bei Mainz, von den zwei Gresemunden, als Juristen und Poeten, in einer Weise gesprochen, die nur an eine Bekanntschaft aus Schriften, und nicht einmal eine genaue, denken läßt. Nahe bei Speier, heißt es dann weiter, bewohne, mit Wenigem zufrieden, Wimpheling ein enges Haus. Nur um Heiliges bemühe er sich; Alles, was er schreibe, sei ersprießlich; viel verdanke ihm die deutsche Jugend, aus der er immer manche durch seine Gelehrsamkeit an sich ziehe; auch ihm selbst, Hutten, haben seine Unterweisungen oft genützt. Das könnte, zumal dabei Wimpheling angeredet wird, auf persönlichen Einblick in seine Häuslichkeit zu deuten scheinen; allein die Verhältnisse des vielbesuchten Lehrers waren in humanistischen Kreisen allbekannt, und ob Hutten damals so weit rheinaufwärts gekommen, ist mehr als zweifelhaft. Eben um jene Zeit übrigens gab Wimpheling zu einem Streite Veranlassung, der ein Vorspiel des Reuchlin'schen Handels werden sollte. In einer um das Jahr 1505 herausgegebenen Schrift stellte er, der selbst nicht ohne Vorliebe für das Einsiedlerleben war, die Sätze auf, daß die Weisheit nicht an der Kutte hafte, daß es auch im weltlichen Stande verdiente Gelehrte gegeben habe, ja die gelehrtesten Theologen selbst nicht Mönche, sondern Weltgeistliche gewesen seien, wie insbesondere der heilige Augustin mit Unrecht zu den Eremiten oder Mönchen gerechnet werde. Das nahmen die Mönche, vor allen die Augustiner, gewaltig übel, sie schrieben gegen Wimpheling und verklagten ihn beim Papste. Er vertheidigte sich, und, wie das geht, nun bewies er schon, daß die Reden an die Einsiedler, auf welche seine Gegner sich hauptsächlich beriefen, gar nicht von Augustin seien. Doch wendete er sich zugleich mit unbedingter Unterwerfung



an den Papst Julius II., und mit Hülfe bedeutender Fürsprecher, wie Konrad Peutinger u. a., gelang es, die Vorladung nach Rom zu hintertreiben. In derselben Gegend, fährt Hutten in jenem poetischen Wegweiser fort, halte sich auch Wolfgang Angst auf, der einst der Seinige gewesen, d. h. mit dem er damals, oder bei einer andern Gelegenheit vor dem Jahr 1510, Freundschaft geschlossen habe. Die Briefe der Dunkelmänner führen ihn in Hagenau (den Wimpheling in Schlettstadt) auf, wo er in der Druckerei des Thomas Anshelm, wie später bei Schöffer in Mainz, als gelehrter Corrector thätig war und in der Folge auch den Druck von Schriften seines Freundes Hutten leitete. Daß dieser den Verfasser des berühmten Narrenschiffs, Sebastian Brant in Straßburg, dessen der Wegweiser ferner gedenkt, damals persönlich kennen gelernt habe, ist nun vollends unwahrscheinlich; noch weniger wagen wir es, demselben weiter landeinwärts nach Stuttgart und Tübingen zu Johann Reuchlin und Heinrich Bebel zu folgen; sondern wir kehren zu Hutten nach Köln zurück, wo übrigens seines Bleibens nicht mehr lange sein sollte.

Nur eine Frage drängt sich noch auf, ehe wir mit ihm weiter ziehen: woher er nämlich während seiner akademischen Jahre die Mittel zu seinem Unterhalte genommen habe? Seit seiner Flucht aus Fulda hatte der Vater die Hand von ihm abgezogen. Des Sohnes eigenwilliger Schritt durchkreuzte die Lebensplane, die er für denselben entworfen hatte, und setzte ihn, bei der vieljährigen Verbindung der Familie mit der Abtei, in Verlegenheit. Wir wissen auch nicht, ob er den Aufenthalt des Sohnes sogleich erfuhr; vielleicht hielt es dieser, um nicht mit Gewalt zurückgeholt zu werden, für gerathen, sich eine Zeit lang verborgen zu halten. Der Vater aber dachte ihn am wirksamsten zur Rückkehr zu nöthigen, indem er ihn ohne Unterstützung ließ. Wenn Ulrich Hutten später an seinen Vettern Frowin und Ludwig die Freigebigkeit rühmte, mit welcher sie seine Studien unterstützt haben[1]), so hatten sie hiezu schon damals alle Veranlassung.

Im Jahre 1506 soll es der gewöhnlichen Annahme zufolge gewesen sein, daß die Umtriebe der Dominicaner den Rhagius

---

1) An Marquard von Hatstein und an Eitelwolf vom Stein, Schriften I, S. 36. 39.

Aesticampianus nöthigten, Köln zu verlassen; und da in demselben Jahre auch Crotus und Hutten aus Köln verschwinden, um anderswo wieder zum Vorschein zu kommen, so ist es nicht zu verwundern, daß man in der Vertreibung des Lehrers den Anlaß zu der Wanderung der Schüler zu suchen pflegt. Diese folgten übrigens nicht, wie in solchem Falle zu erwarten wäre, dem Lehrer an den Ort seiner neuen Wirksamkeit; sondern, während Rhagius an der im April jenes Jahres eröffneten Universität zu Frankfurt an der Oder die ihm übertragene Lehrstelle antrat, brachte Crotus seinen jungen Freund vorerst nach Erfurt, wohin ihn die Erinnerungen und Verbindungen seiner frühern Studienjahre zogen.

Die gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts gestiftete erfurter Universität [1]) genoß am Anfang des 16. eines Ansehens in Deutschland, daß, wie Luther sich einmal ausdrückte, alle andern dagegen als kleine Schützenschulen galten. Zur Zeit des großen Schisma entstanden, hatte sie langehin für das baseler Concil und dessen Reformideen Partei genommen, und unterschied sich auch später noch von andern deutschen Universitäten durch einen liberaleren Geist. Durch Lehrer wie Maternus Pistoris und Nikolaus Marschalk mit ihren Schülern wurde sie die Pflanzstätte des Humanismus in Deutschland. Ihre Blütezeit erstreckte sich von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis in das erste Jahrzehnt des folgenden, wo erst bürgerliche Unruhen in der Stadt, dann die kirchlichen Wirren ihr verderblich wurden. Von einem ersten Stoß, einem Vorboten der stärkern, die kommen sollten, einer Streitigkeit zwischen Bürgern und Studenten im Jahr 1505, hatte sich die Universität so eben erholt, die Vorlesungen gingen wieder ihren Gang: für Hutten's Entwicklung indeß war Crotus, der seine freundschaftliche Lehrthätigkeit hier fortsetzte, waren ein talentvoller Mitschüler und ein hochgebildeter Privatgelehrter, deren Bekanntschaft er sofort machte, wichtiger als alle Professoren.

Zwei Jahre vor Hutten, im Jahre 1504, war aus Frankenberg in Hessen, wo er den Unterricht des Jakob Horläus genossen hatte, der sechzehnjährige Eoban Hesse nach Erfurt gekommen, und mit ihm schloß nun Hutten die zweite jener akademischen Jugendfreundschaften, welche, gleich der mit Crotus, ihn

1) Vgl. Kampschulte, Die Universität Erfurt, Trier 1858. 1860.

durch das Leben begleiten sollte. Wenn Crotus vor Hutten etwa acht Lebensjahre voraushatte, so war Eoban in demselben Jahre mit ihm, nur drei Monate früher, zu Bockendorf in Hessen geboren. Sein Vater war ein Dienstmann des benachbarten Klosters Haina, dessen Name nicht feststeht, der aber dem Sohne, von einem in der Umgegend verehrten Heiligen, den Vornamen Eoban schöpfte. Diesem setzte der Sohn in der Folge statt des Geschlechtsnamens den Heimatnamen Hessus nach, und, um die Dreizahl der Dichternamen vollzumachen, mit Bezug sowohl auf den Sonntag, an dem er geboren, als auf den Sonnen- und Dichtergott, dessen Diener er war, den Namen Helius voran. Schon in dem Knaben hatte sich das Dichtertalent in bezeichnender Weise angekündigt. Als einst Horläus ihm und einigen besseren Schülern die Aufgabe gestellt hatte, den Text aus dem Evangelium Johannis: Ego sum lux mundi, qui sequitur me, non *ambulat in tenebris* — in lateinischen Versen wiederzugeben, bemerkte der junge Eoban sogleich in den letzten Worten den halben Pentameter und brachte in kurzer Frist eine so schwungvolle Umschreibung des Textes zu Stande, daß der Lehrer erstaunte und von da an die größten Hoffnungen von dem Schüler faßte. Dieser schrieb nun immerzu und quälte den Lehrer und Andere mit der Zumuthung, ihm seine Verse zu corrigiren. Auch in Erfurt machte sich Eoban bald durch gelungene Dichtungen bekannt: beschrieb die Auswanderung der Studenten aus Anlaß der Pest des Jahrs 1505, den Studentenkrawall desselben Jahres, sang das Lob der erfurter Universität und versuchte sich nacheinander in Idyllen, Heroiden, epischen, elegischen und lyrischen Gedichten aller Art. Schon damals sagte Crotus von ihm, er sei an Jahren ein Knabe, an dichterischer Kunst ein Greis; der ehrwürdige Mutian rief ihm den Vers zu, der dem Eoban lebenslänglich wie ein Orakel theuer blieb:

Hessischer Knabe, der Stolz wirst du des heiligen Quells;

und in kurzem galt er nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande für den ersten neueren Dichter. Wenn die humanistisch wiedererweckte Latinität in Erasmus ihren Prosaisten hervorgebracht hatte, so hatte sie nun in Eoban ihren Poeten. War jener der moderne Cicero, so war dieser Virgil und Ovid. Die letztere Vergleichung ist wenigstens insofern nicht blos Phrase,

als Eoban mit diesem Römer die Leichtigkeit gemein hat, die Verse nur so hinzuschütten; weßwegen von ihm gesagt wurde, er sei der einzige Poet, der seine Verse zugleich mache und schreibe. Eoban war aber nicht blos ein glücklicher Dichter, sondern auch ein fleißiger und tüchtiger Gelehrter: seine Vorlesungen an den Hochschulen zu Erfurt und später zu Marburg hatten großen Ruf und zogen von fern her Schüler herbei; von Joh. Lange und Joachim Camerarius lernte er Griechisch und übersetzte in der Folge den Theokrit und die Ilias in lateinische Hexameter, wie auf Luther's und Melanchthon's Antreiben die Psalmen in lateinische Distichen.

Dabei war Eoban ein Mensch von der seltensten Gutherzigkeit. Ein großer, schöner, wohlgebauter Mann mit prächtigem Bart und martialischem Gesichtsausdruck (Albrecht Dürer pflegte zu sagen, wenn er ihn nicht kennte und ein Bild von ihm zu sehen bekäme, würde er es für das eines Kriegsmannes halten), ein ausgezeichneter Fechter, Tänzer, Schwimmer und leider auch Trinker, Künste, zu deren weiterer Ausbildung ihm bald ein mehrjähriger Aufenthalt an dem Hofe des Bischofs Hiob zu Riesenburg an der Weichsel die beste Gelegenheit bot, war er zwar rasch und derb, aber arglos wie ein Kind. Nichts war ihm mehr zuwider als Verkleinerung anderer, und er duldete nicht, daß in seiner Gegenwart von Abwesenden übel gesprochen wurde. List und selbst Vorsicht waren ihm fremd; doppelt weh that es ihm daher, wenn er sich, was häufig vorkam, zum besten gehalten sah. Bei spärlichem Einkommen, wachsender Familie (wir greifen hier der Zeit vor) und seiner poetischen Sorglosigkeit für alles Oekonomische ging es ihm stets knapp, bisweilen wirklich elend; aber nie verlor er den heitern Lebensmuth. Patientia! pflegte er bei widrigen Begegnissen sich zuzurufen. Mit einer Frau, vor der seine Freunde ihn gewarnt, die ihm keine Mitgift, dagegen einen unleidlichen Schwiegervater und liederliche Schwäger zugebracht hatte, lebte er bald ganz friedlich und vergnüglich.

Wir haben zahlreiche Briefe von Eoban; sie gehören zu den gemüthlichsten, herz- und temperamentvollsten, die aus jener Zeit übrig sind. Ganze Briefe, durchaus persönlich, nichts Studirtes, alles Stimmung und Eingebung des Augenblicks. Darunter eine Menge Zettel an Freunde, die im gleichen Orte wohnen, Ein-



ladungen zum Baden, zum Mittagessen um 10, zum Abendessen um 4 Uhr, auf ein paar Fische mit Knoblauch, ein Stück Wildpret, das er geschenkt bekommen, gewürzt durch ein heiteres Gespräch. Es kommt vor, daß er einen Freund zugleich als Gast zum Essen und um ein Darlehn von 2 Gulden bittet. Da Eoban das Bier als ein schädliches Gebräue scheute, so hielt er sich desto mehr an den Wein. Nichts ermunterte ihn so sehr zum Fortfahren in dem frommen Werke seiner Psalmenübersetzung, als daß sein erfurter Mäcenas, der reiche Arzt und Bergwerksbesitzer Georg Sturz, ihm jedesmal einen Krug Wein vorsetzte, so oft er ihm eine neue Nummer brachte. Oft erbittet er sich von diesem auch etwas von seinem Wermutwein, um nach dem gestrigen Rausche sein königliches Haupt wieder in den Stand zu setzen. Denn aus Anlaß einer Aeußerung Reuchlin's, der, mit Bezug auf einen Vers des Kallimachus, den Hessus ἐσσήν, d. h. König, genannt hatte, hieß er nun im Kreise seiner Freunde Rex, und mit diesem Königsmantel weiß er sich fortan in seinen Briefen aufs drolligste zu drapiren. Er gebietet den Freunden als König, warnt, sie mögen ihn nicht nöthigen, den Tyrannen herauszukehren, grüßt von seiner Königin, berichtet von den Prinzen (reguli), datirt seine Briefe aus der armen Königsburg, verlangt eine Salbe für seine königliche Nase, die der Wein etwas roth zu färben angefangen hatte. Wenn er dann aber für einen Freund, einen Nothleidenden sich verwendet, so sind seine Briefe voll des theilnehmendsten Eifers; ein Schreiben von ihm an Reuchlin athmet die redlichste Gesinnung der Verehrung und Liebe; an Luther und seiner Sache wie an Hutten hing er lebenslänglich mit der reinsten Begeisterung. In seiner poetischen Königsrolle hatte sich Eoban einen Herzog (dux) beigesellt in der Person des Peter Eberbach, eines körperlich schwächlichen, aber geistvollen und liebenswürdigen jungen Mannes, welcher, der Sohn eines erfurter Arztes, daselbst die Rechtsgelehrsamkeit, mit Vorliebe jedoch die schönen Wissenschaften studirte, später gleichzeitig mit Hutten, Italien bereiste und in dem thüringischen Humanistenkreise eine ausgezeichnete Stellung einnahm[1]).

Der eigentliche Herrscher in diesem Kreise jedoch war nicht

1) Vgl. Hel. Eobani Hessi operum farragines duae, 1539. Des-

Eoban, er war überhaupt nicht in Erfurt selbst zu finden, sondern in dem drei Meilen davon entfernten Gotha, in der Person des schon öfters erwähnten Mutian. Konrad Mudt oder Muth, der sich als Mutianus latinisirte und vielleicht von seinen röthlichen Haaren sich den Beinamen Rufus zulegte, war um 1472 zu Homburg in Hessen geboren, wo sein Vater ein obrigkeitliches Amt bekleidete. Er war durch die Schule des Alexander Hegius in Deventer, die fruchtbarste Humanistenpflanzschule jener Zeit, gegangen, hatte dann in Erfurt studirt, hierauf aber üblichermaßen zu seiner weiteren Ausbildung sich nach Italien begeben. Hier erlangte er in Bologna die juristische Doctorwürde, knüpfte mit verschiedenen italienischen Humanisten Beziehungen an und erwarb sich auch in Rom unter den Cardinälen Gönner und Freunde. Nach seiner Heimkehr im Herbste 1502 diente er eine Zeit lang am hessischen Hofe, wo sein Bruder das Kanzleramt verwaltete. Bald jedoch wurde er des Hof- und Geschäftslebens überdrüßig: ein zweiter Bruder von ihm war erzbischöflich mainzischer Beamter zu Erfurt, der verschaffte ihm durch seine Verwendung ein Kanonikat in Gotha. Hier lebte er seit 1503 in wissenschaftlicher Muße, in der er sich fortan durch keinen noch so lockenden Antrag mehr stören ließ. Je weniger ihm seine Collegen, über deren Stumpfsinn er sich wiederholt bitter beklagt, Anknüpfungspunkte boten, desto mehr sah er sich auf die benachbarte Universität Erfurt hingewiesen, deren angesehenste Lehrer, wie vor allen Maternus, seine Freunde, deren begabteste Schüler, ein Crotus, Eoban, Eberbach, Spalatin, bald auch Hutten, seine Schüler wurden. Wir finden, daß in jenen Jahren in Erfurt verschiedenen Studenten „aus Achtung für D. Mutianus" die Immatriculationsgebühren erlassen worden sind. Aber auch sein jetziger Landesherr, Friedrich der Weise von Sachsen, lernte ihn bald kennen und schätzen. Auf Mutian's Empfehlung hin erhielt im Jahre 1508 der junge Spalatin die wichtige Stelle eines Erziehers bei dem Kurprinzen

selben Epistolae familiares, 1543. Joach. Camerarii Narratio de Eobano Hesso, mit angehängter Briefsammlung, 1553, der noch drei weitere folgten. — Der Protest gegen die Mißhandlung Eoban's durch Deinhardstein in seinem Schauspiel, und auf dessen Verantwortung durch Lortzing in seiner Oper „Hans Sachs" sei auch in dieser neuen Auflage, wenigstens mit zwei Worten, wiederholt.

Johann Friedrich. Auf seine Fürbitte wurden verurtheilte Verbrecher begnadigt. Gesetzentwürfe wurden ihm zur Begutachtung vorgelegt. Als die ansehnliche Stelle eines Propstes an der Allerheiligenkirche zu Wittenberg durch Henning Göde's Tod erledigt war, ließ der Kurfürst sie dem Mutian anbieten. Mutian empfahl den Justus Jonas, und der erhielt die Stelle. Höchstens eine kleine Pfründe, die ihm kein Geschäft machte, nahm er noch an, um Geld zu Bücherankäufen zu gewinnen. Denn damit und mit literarischer Gastfreundschaft ging sein mäßiges Einkommen auf. Es war die Zeit, wo die gedruckten Ausgaben der lateinischen und griechischen Classiker eben erst anfingen, bei Aldus in Venedig und sonst in Italien zu erscheinen und noch ziemlich theuer waren: Mutian war bei weitem nicht im Stande, sich Alles, was er wünschte, selbst anzuschaffen; seine Freunde, vor allen der Cisterzienser Heinrich Urban, Verwalter des georgenthaler Hofs in Erfurt, theilten ihm von ihren Einkäufen mit. Als er einst durch einen solchen Freund Cicero, Lucrez, Curtius u. a. Autoren zugleich bekam, weinte er vor Freuden. Die italienischen Kriege jener Jahre bedauerte er hauptsächlich deßwegen, weil sie den Verlagsartikeln Italiens die Alpenpässe sperrten. Wenn er ihm keine Bücher schicken könne, bittet er den Crotus, solle er ihm wenigstens die Titel mittheilen, schon diese machen ihm Freude. Nichts beklagte er schmerzlicher, als so manchen Tag ohne gute Bücher zubringen zu müssen.

Bei allem Reichthum seines Wissens und aller Ueberlegenheit seiner Einsicht hatte Mutian eine Abneigung gegen Schriftstellerei. Briefe schrieb er gern und viele, und eine beträchtliche Anzahl ist uns, zum Theil noch ungedruckt, aufbehalten[1]). Wenn Eobans Briefe die herzlichsten aus jenen Jahren sind, die Erasmischen die gelehrtesten und zierlichsten, so sind die des Mutian die geistreichsten. Bisweilen werden sie durch Kürze dunkel, nie ermüden sie durch Weitschweifigkeit, selbst in den gelehrten Ab-

1) Die meisten in einem handschriftlichen Codex der frankfurter Stadtbibliothek. Auszüge daraus in Tentzelii Supplementum Historiae Gothanae, 1701. Einzelne Briefe auch in den oben angeführten Camerarischen Sammlungen. Was sich in Mutian's Briefen auf Hutten bezieht, hat Böcking in den zwei ersten Bänden seiner Ausgabe abdrucken lassen.

schweifungen nicht, in die sie sich stellenweise verlieren. Manchmal theilt Mutian den Freunden ein Epigramm oder sonst ein kleines Poem nicht ohne Selbstgefälligkeit mit; aber er ist sehr ungehalten, wenn einer sich einfallen läßt, etwas davon drucken zu lassen. Befragte man ihn über die Gründe dieser Abneigung gegen die Oeffentlichkeit, so erwiderte er, seine Sachen seien ihm nie gut genug, darum wolle er sich lieber an Anderer Thorheit ergetzen. Er fand es bedeutsam, daß Sokrates und Christus auch nichts Schriftliches hinterlassen haben. Er war überzeugt, das Beste was wir wissen tauge für die Menge nicht. Daher suchte er nicht, wie Erasmus und Reuchlin, durch gedruckte Schriften auf das gemischte Publikum, sondern durch mündliche und briefliche Belehrung auf einen engeren Kreis zu wirken. Nichts machte ihm größere Freude, sagt Camerarius, als zu hören, daß junge Leute sich mit Eifer den humanistischen Studien widmeten; und solchen pflegte er alle Förderung, die in seinen Kräften stand, angedeihen zu lassen, sie gastfrei, so wenig er auch im Ueberfluß lebte, bei sich aufzunehmen.

Hinter der Domkirche zu Gotha stand sein Haus, das er sich nach eigenem Geschmack eingerichtet hatte. Ueber dem Eingange sah man auf einer kleinen Tafel die Inschrift: BEATA TRANQVILLITAS. Als Gegenstück hatte er einst, als es ihm gelungen war sich aus dem hessischen Dienste loszumachen, auf die Thüre seiner Kanzlei die Worte geschrieben: VALETE SOLLICITVDINES. Oeffnete sich die Pforte, so lud eine zweite Inschrift: BONIS CVNCTA PATEANT, zur Selbstprüfung ein, ob man auch solchen Zutritts würdig sei. An den Wänden der Zimmer sah man die Wappen erprobt gefundener Freunde: den Storch Spalatin's, des Crotus riemenumwundene Hörner, Eoban's vom Lorbeerstrauch in die Wolken steigenden Schwan. In dem Hausherrn trat dem Ankömmling die edelste Mannes- und Greisengestalt entgegen; sein Benehmen aus Würde und Freundlichkeit gemischt, sein Gespräch voll gediegenen Wissens, reifer Einsicht und anmuthigen Scherzes.

Waren die jungen Leute, die von Erfurt ihn zu besuchen kamen, durch ihre akademischen Lehrer mit den Formen des Alterthums bekannt gemacht, mit einem Vorrathe von Phrasen und mythologischen Bildern für ihre eigenen Stilübungen ausgestattet

worden, so suchte Mutian sie in den Geist und Sinn der Alten einzuführen. Ebenso war es ihm in der Religion um ein tieferes Verständniß zu thun. Seine jungen Freunde theils zu prüfen, theils zu fördern, legte er ihnen bisweilen Aufgaben vor, bald zur augenblicklichen Lösung, bald zur schriftlichen Ausarbeitung, die er nachher verbesserte. So hatten sie einmal der Reihe nach Verse auf den verstorbenen Dichter Konrad Celtis zu machen. Ein andermal gab er seinem Heinrich Urban auf, etwas zum Lobe der Armuth zu schreiben; dem Spalatin aber legte er die Frage vor: wenn doch Christus allein der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, wie denn so viele hundert Jahre vor seiner Geburt die Menschen daran gewesen? ob sie an der Wahrheit und dem Heile gar keinen Antheil gehabt haben? Er wolle ihm einen Fingerzeig zur Lösung geben, schrieb er ihm dann. Die Religion Christi hat nicht erst mit seiner Menschwerdung angefangen, sondern sie ist so alt als die Welt, als seine Geburt aus dem Vater. Denn was ist der wahre Christus, der eigentliche Sohn Gottes, Anderes als, wie Paulus sagt, die Weisheit Gottes, mit welcher er nicht allein den Juden in einer engen syrischen Landschaft beiwohnte, sondern auch den Griechen, den Römern und Deutschen, so verschieden auch ihre religiösen Gebräuche waren.

Auch über die Bibel, insbesondere die Evangelien, hatte Mutian helle Blicke, die sich aber zum Theil mit wunderlichen Grillen mischten. Von dem Unterschiede exoterischer und esoterischer Lehrart ausgehend, meint er, die Verfasser der evangelischen Geschichte haben manches Geheimniß in Räthsel und Gleichnisse eingehüllt. Wie Apulejus und Aesop fabeln, so auch die heilige Schrift der Juden. Dahin rechnet er das Buch Hiob, dahin die Geschichte des Jonas, deren Wunder er durch die Auskunft löst, der Walfisch sei ein Bad mit einem solchen Schilde, der Kürbis aber ein Badehut gewesen. Das ist lächerlich, setzt er selbst hinzu. Doch ich habe noch spaßhaftere Dinge, die auf Lateinisch sacramenta, Griechisch Mysterien heißen, von denen ich nichts sagen werde. Dahin gehört auch die Aeußerung Mutian's, in der Meinung der Muhammedaner, daß Christus nicht selbst gekreuzigt worden sei, sondern einer, der ihm ähnlich gesehen, stecke eine geheime Weisheit. Zwar deutet er es zunächst auf Christi Stillschweigen vor Pilatus, da des Menschen wahres Ich die Seele

sei, welche durch das Wort sich kundgebe: doch behält er offenbar die Hauptsache noch zurück, denn er bricht mit den Worten ab, er wolle hier nicht aussagen, was Geheimniß bleiben müsse.

Es war etwas Neuplatonisches in den Ideen dieser Humanisten, das sie mit ihren Sprachkenntnissen in Italien geholt hatten, wo Mutian insbesondere auch mit dem Grafen Picus von Mirandula in Beziehung getreten war. Es ist nur Ein Gott, schreibt er seinem Urban ein andermal, und Eine Göttin. Aber es sind viele Gestalten und viele Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, das auszubreiten. Man muß es in Schweigen hüllen, wie Eleusinische Mysterien. In Sachen der Religion muß man sich der Decke von Fabeln und Räthseln bedienen. Du, mit Jupiter's, d. h. des besten und größten Gottes, Gnade, verachte stille die kleinen Götter. Wenn ich Jupiter sage, meine ich Christus und den wahren Gott. Doch genug von diesen allzu hohen Dingen.

Wie dem Mutian von dieser wohl noch etwas nebeligen Höhe herab das damalige Kirchenwesen erschienen sein möge, läßt sich denken. Den Rock, schreibt er, und den Bart und die Vorhaut (Christi) verehre ich nicht: ich verehre den lebendigen Gott, der weder Rock noch Bart trägt, auch keine Vorhaut auf der Erde zurückgelassen hat. Die Fastenspeisen nannte er Thorenspeisen, die Bettelmönche kuttentragende Unthiere; verwarf die Ohrenbeichte, die Seelenmessen; die Stunden, die er mit dem Altardienste zubrachte, betrachtete er als verlorene Zeit. In seinem Hause war es, wo Crotus seine schärfsten Witze in dieser Richtung losließ, wo er die Messe eine Komödie, die Reliquien Knochen vom Rabenstein, den Horagesang in der Kirche ein Hundegeheul, in den Häusern der Domherren ein Summen nicht von Bienen, sondern von faulen Drohnen nannte. Ganz im Geschmacke des Crotus war es hinwiederum, wenn Mutian am Magdalenentage über diese magna lena sich allerhand Scherze erlaubte.

Doch es war keineswegs blos dieses Kritische oder auch Philologische, überhaupt nicht ein bloßes Wissen, was Mutian in seinen jungen Freunden zu pflanzen suchte. Wir wandeln, schreibt er, einen engen und steilen Pfad: eng, weil nur wenige mit uns nach besserem Wissen und milderen Sitten streben; steil, sofern zur Kenntniß der lateinischen Sprache, und, was damit

zusammenhängt, dem wahren Gute der Seele, Niemand ohne Mühe gelangen kann. Wir streben nach Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Geduld, Eintracht, Wahrheit und einmüthiger Freundschaft. Daher übte Mutian über die ihm verbundenen Jünglinge moralisch fast noch mehr als wissenschaftlich eine heilsame Zucht. Seine Ermahnungsbriefe an den talentvollen und kenntnißreichen, aber eiteln, anmaßenden und ausschweifenden jungen Rechtsgelehrten Herbord von der Marthen sind voll reifer sittlicher Weisheit, die sich nicht selten in ächt Sokratische Ironie hüllt. Er duldete keine Entzweiungen unter den jungen Leuten, die sich zu ihm hielten. Seinen Tadel durften sie ihm nicht übel nehmen. Ich weiß euch zu schelten, schreibt er, und euch zu verzeihen. Ihr könnt mich nicht beleidigen, als wenn ihr mir nicht folgen wollt, wo ich euch zum Rechten anweise. Wäre euer Sinn rein, so würdet ihr mir noch danken, daß ich euch zurechtweise. Ein so überlegenes Wesen hielt die Jünglinge wie ein Zauber fest. Wenn Mutian etwas haben will, schreibt Peter Eberbach an Reuchlin, so ist sein Wunsch für mich ein Zwang. In den humanistischen Kreisen sprach man von einer „Mutianischen Schaar“, und sie war nicht der unbeträchtlichste Theil des „lateinischen Heeres“.

Die Freunde des Fortschritts hatten aber auch allen Grund, sich gegen die Anhänger des Alten fest zusammenzuschließen. Denn bereits war der Verdacht gegen sie als gefährliche Freigeister rege geworden. Er ist ein Poet, er spricht Griechisch, also steht es schlecht um sein Christenthum, hieß es. Poet galt in kirchlichen Kreisen für ein Schimpfwort, das man nicht auf sich sitzen lassen mochte; es war eine Brandmarke, wie heut zu Tage Pantheist oder Materialist. Poeten verderben die Universitäten, sagten die alten Herren; ja man wollte sie gar nicht für gute Deutsche gelten lassen, sondern nannte sie Böhmen und Walen. Auch Philosophen hieß man sie, aber in gleich hämischem Sinne. Natürlich fehlte es dabei von Seiten der frommen Männer nicht an Umtrieben aller Art, die Gehaßten und Gefürchteten nirgends ankommen zu lassen. Wer kann noch glauben, schreibt in dieser Beziehung Mutian, daß diese Pfaffen die wahre Religion und ein ehrliches Gewissen haben? Um wie viel heiliger sind da die poetischen Menschen, die wenigstens Niemanden durch verborgene Kunstgriffe zu schaden suchen. Ja, mit noch tieferer Feindselig-

keit sagt er einmal: Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen; während wir auf den Himmel warten, den sie uns versprechen, eignen sie sich die irdischen Güter zu.

Daß Mutian, wie auf Eoban und Spalatin, auf Peter Eberbach, Euricius Cordus u. A., die zu verschiedenen Zeiten bei ihm aus- und eingingen, so auch auf den jungen Ulrich Hutten Eindruck gemacht und Einwirkung ausgeübt hat, wissen wir aus dessen eigenem Zeugniß. Unweit Erfurt, sagt er in der von uns schon oft angeführten, fünf Jahre nach dieser Zeit geschriebenen Elegie, lebt Rufus friedlich nur sich selbst, ob er wohl keinem zu weichen, keinen Kampf zu scheuen nöthig hätte.

Ihn fragt Crotus um Rath, und Hessus erwählt ihn zum Führer:
Mir auch hat gar oft seine Belehrung genützt[1]).

Mutian seinerseits bewunderte Hutten's Talent; aber sein ungestümes Feuer, seine Reizbarkeit, waren dem Liebhaber der beata tranquillitas unheimlich. Daher hatte sich Hutten in der Folge mehrmals über die Schweigsamkeit des verehrten Mannes, mit dem er gern fleißig Briefe gewechselt hätte, zu beklagen. Ueberhaupt vor den Poeten im engeren Sinne, den Dichtern vom Handwerk, schlug Mutian doch hin und wieder das Kreuz. Ihre Selbstgefälligkeit mißfiel ihm, und daß sie sich nichts sagen lassen wollten. Eoban schien ihm noch der beste zu sein, der nur durch seine wilde Trinklaune dem würdigen Alten bisweilen unbequem wurde.

Wer sonst noch zu Hutten's erfurter Kreise gehörte, ist nicht sicher, auf keinen Fall vollständig bekannt. Er sagt, mit allen Poeten, welche damals am Orte gewesen, sei er in Verbindung gekommen. Namhaft aber macht er (eben in jener Elegie) außer Crotus und Eoban nur noch einen Temonius, der mit wunderbarem Erfolge die gleichen Studien treibe und mit nicht geringem Talente begabt sei. An ihn hat auch Eoban als ehemaligen Studiengenossen drei Gedichte gerichtet, aus denen wir ersehen, daß er aus Thüringen gebürtig war, und später eine Reise nach Rom gemacht hat. Daß Hutten nicht, wie früher Crotus, in Erfurt auch Luther kennen lernte, ist natürlich, da Luther damals bereits in das Kloster getreten war. Von langer

1) Querel. II, 10, v. 89—94. Schriften III, S. 70.

Dauer übrigens war auch dieser erfurter Aufenthalt Hutten's nicht. Den Winter von 1505 auf 1506 hatte er in Köln zugebracht, den Sommer des letzteren Jahres in Erfurt, und im darauffolgenden Winter finden wir ihn auf der neueröffneten Universität zu Frankfurt an der Oder, wohin der ihm vermuthlich schon von Köln her werthe Lehrer Rhagius Aesticampianus ihm vorangegangen war. In einem noch 1506 geschriebenen, wenn auch erst im Jahre darauf gedruckten Gedichte beklagt Eoban den bevorstehenden Abgang seines Herzensfreundes Hutten nach Frankfurt, und dieser selbst hat der im Februar 1507 erschienenen Beschreibung der Festlichkeiten zur Einweihung der neuen Universität ein Gedicht beigegeben, auf dessen Titel er sich einen Schüler des Johann Rhagius Aesticampianus nennt.

In seinen Marken eine Universität zu gründen, hatte schon Kurfürst Johann Cicero beabsichtigt; sein Sohn und Nachfolger, Joachim I., von seinem Lehrer, Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, und seinem Rathe, Eitelwolf vom Stein, ermuntert, führte den Gedanken aus, und am 26. April 1506 wurde die neue Anstalt feierlich eröffnet. Der genannte Dietrich von Bülow war ihr Kanzler oder Conservator, Konrad Wimpina, der sich hernach als Gegner Luther's bekannt gemacht hat, ihr erster Rector, Johannes Lindholz der erste Decan der philosophischen Facultät, Publius Vigilantius Bacillarius Axungia wird als der zuerst berufene oder am Orte befindliche Professor genannt. Letzterer, den Eitelwolf vom Stein den beredtesten Deutschen nannte, den er nie genug hören könne, wie der von Eitelwolf gleichfalls hochgeschätzte Rhagius, mögen auf sein Betreiben berufen worden sein. Außer ihnen lehrte noch Hermann Trebelius an der Universität, den Hutten seinen Landsmann nennt, während er selbst sich bald als Notianus (Surwind?), bald als Isenacensis bezeichnet. Mit ihm war Hutten zugleich durch Freundschaft verbunden; aber auch Vigilantius muß ihm sehr gut gewesen sein, wie wir aus der Wärme sehen, womit beide Männer einige Jahre später bei einer Unbill, die ihrem ehemaligen Schüler widerfuhr, sich desselben angenommen haben. Trebelius war zugleich der Führer zweier jungen pommerischen Edelleute, Johann und Alexander von der Osten, die, wie so viele damals, mit dem Rechtsstudium das der Humanitätswissenschaften verbanden, mit Hutten sowohl, als dem

erfurtischen und später dem wittenbergischen Kreise in enge Verbindung traten, und an dem Kampfe mit den scholastischen Dunkelmännern den lebhaftesten Antheil nahmen. Auch noch mit einem andern Pommer, Valentin Stoientin, der damals unter seine Studiengenossen zu Frankfurt zählte, war Hutten in Freundschaft und Brüderschaft verbunden.

Für Hutten's Unterhalt mag jetzt außer seinen schon genannten beiden Vettern, vielleicht auf Eitelwolf's Empfehlung, auch der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg etwas gethan haben, da Hutten ihm in der Folge nachrühmte, er habe ihn, schon ehe er Erzbischof und Cardinal geworden, unterstützt. Auch der Bischof von Lebus erwies sich, Hutten's späterer Versicherung zufolge, als seinen väterlichen Gönner, und nahm ihn gegen den Haß der unwissenden Menge (von dem wir nicht wissen, wodurch er sich denselben zugezogen hatte) in Schutz.

Dem Herkommen nach war es jetzt nicht mehr zu frühe für Hutten, den untersten Grad bei der Artistenfacultät, den eines Baccalaureus, zu erwerben. Aber er stellte später nachdrücklich in Abrede, jemals Doctor, Magister oder Baccalaureus geworden zu sein. Und doch ist er damals in Frankfurt Baccalaureus geworden; der eben genannte Lindholz hat ihn als den vierten während seines Decanats promovirt[1]). Die spätere Ableugnung ist tendenziös. Die akademischen Grade wurden von den Humanisten als Stücke des Apparats der alten Scholastik verachtet. In den Dunkelmännerbriefen ist es nicht die letzte Anklage gegen die Poeten, daß sie ihre Anhänger unter den Studenten abhalten, jene Grade zu erwerben. Wenn Hutten in der Folge als Humanist selbst die geringste dieser Würden von sich ablehnte, so war es der tiefste Grad von Geringschätzung, die er diesem ganzen alten Wesen bezeigen wollte.

In Frankfurt scheint es Hutten doch etwas länger als in Köln und Erfurt, nämlich ein ganzes Jahr, gefallen zu haben. Aber länger gefiel es nun seinem Lehrer Rhagius daselbst nicht. Die neue Hochschule an der Oder hatte bald von Anfang eine

1) Hutten in der Vorrede zum Nemo, Schriften I, S. 180. Vgl. Epist. obscuror. viror., I, 14. Dagegen das Zeugniß aus Becmanni Notit. univers. Francof., Schriften I, S. 5 f.

Richtung eingeschlagen, die den Absichten des Mannes, der zu ihrer Gründung vor allen mitgewirkt hatte, wenig entsprach. Mehr als einmal gestand in der Folge, wie Hutten berichtet, Eitelwolf vom Stein, er bereue diese Mitwirkung, da er sehen müsse, wie die neue Universität, statt, seiner Absicht nach, mit humanistisch gebildeten Männern, mit unwissenden Menschen vom alten Schlage besetzt sei. Zwar Trebelius und Vigilantius blieben noch; aber Rhagius wandte sich nach Leipzig, und ihm zog Hutten noch einmal nach. In der leipziger Universitätsmatrikel vom Wintersemester 1507 auf 1508 finden wir als ersten der meißnischen Nation den Professor der Redekunst und gekrönten Poeten Aesticampianus, dann in der Mitte der bairischen Nation Ulrich Hutten aus Buchen eingetragen. Beide erlegen die höchste Gebühr von 10 Gr.; ein Beweis, daß Hutten's ökonomische Umstände damals nicht übel waren[1]). In dem gleichen Halbjahre wurde der schon 1500 immatriculirte Veit Werler Magister, der später seinem damaligen Studiengenossen den schönen Nachruf widmete, von dem wir nur allzufrühe zu reden haben werden. Nach ihm hätte der junge Baccalaureus in Leipzig auch mit Beifall gelesen; wofür jedoch in den Universitätsacten kein Beleg zu finden ist.

In diese Zeit nun, in Hutten's 18.—19. Jahr, fallen zwar schwerlich die ersten poetischen Versuche, die er gemacht hat, aber die ersten, die uns aufbehalten sind. Es sind ihrer vier: eine Elegie an Eoban, die er noch in Erfurt, ein Lobgedicht auf die Mark, das er in Frankfurt, muthmaßlich im Jahre 1506, schrieb, ein paar Lobverse, die er zu seines Lehrers Rhagius 1507 gedruckter Epigrammensammlung gab, und eine poetische Ermahnung zur Tugend, welche er der von ebendemselben besorgten und im gleichen Jahre gedruckten Ausgabe der Tafel des Cebes beifügte[2]). Sämmtlich also kleinere Beigaben zu größeren Schriften von Freunden und Lehrern, wie sie in jenen Zeiten üblich waren: die erste von 18, die zweite von 20, die dritte von 7, die vierte von 28 Distichen. In allen zeigt sich im lateinischen Ausdruck

1) Ebendas., S. 8.

2) Von diesen Gedichten ist das erste in der Böcking'schen Ausgabe I, S. 3 f., die drei andern III, S. 5—10 und 563 abgedruckt.

und Versbau eine hübsche Fertigkeit. Härten, Ungeschicklichkeiten fehlen nicht, aber sie kommen gegen den Wohllaut und Fluß des Ganzen kaum in Betracht. Von classischen Namen und Beispielen steht dem jungen Poeten ein erklecklicher Vorrath zu Gebote. Der Gedankengang entwickelt sich schicklich, obwohl ohne strenge Disposition. Doch alle sind noch Schülerarbeiten, mehr oder minder aus fremden Gedanken und Wendungen zusammengesetzt; das eigenthümliche Gepräge von Hutten's Geiste trägt noch keins derselben.

Nach allen Seiten hatte der Jüngling seine Lehrjahre wohl benutzt: um aber zum Manne, zum Meister heranzureifen, hatte er erst die Wanderjahre anzutreten, mußte der Widerstand des Lebens die ganze Kraft seines Geistes und Willens zum Bewußtsein bringen und in Thätigkeit setzen.

Drittes Kapitel.

Wanderungen und Abenteuer in Deutschland.

1509—1512.

Hutten war, wie uns schon bisher nicht entgangen ist, ein unruhiger Geist. Wanderlust lag tief in seiner Natur. Sie lag auch in der Zeit, und besonders in der Geistesrichtung, der er sich frühzeitig angeschlossen hatte. Die „fahrenden Schüler" des ausgehenden Mittelalters sind bekannt. Unter den deutschen Humanisten jener Jahre waren die Celtis, Rhagius, Busch, eigentliche Wanderlehrer. Bei Hutten kam der praktische Zug seiner Natur dazu. Er hatte das Bedürfniß, die Welt nicht blos aus Büchern kennen zu lernen. Städte und Länder zu sehen, Menschen aller Art zu beobachten, sich unter ihnen umzutreiben, mit ihnen zu messen, dazu empfand er einen unwiderstehlichen Trieb. Selbst die Verwicklungen, Stürme, Gefahren eines solchen Lebens reizten ihn als ein kühnes Spiel, dessen Gewinn ihn lockte, ohne daß der mögliche Verlust des Einsatzes ihn schrecken konnte. Er hatte auch Ehrgeiz. Er wollte etwas bedeuten in der Welt: da sah er wohl, daß er sich mit ihr einlassen müsse. Was einem Mutian glückselige Ruhe war, erschien ihm als träge Dunkelheit, von der er nichts wissen wollte.

Mit Selbstgefühl spricht Hutten mehr als einmal von diesem Drange. Während andere die lieben Eltern und die heimische Scholle nicht verlassen mögen, habe er das behagliche Leben, das er daheim hätte führen können, dem Wunsche geopfert, fremde Länder zu besuchen, um selbst etwas zu werden und durch Thaten seinem Namen Dauer zu verschaffen. Darin habe er zu Vor-

bildern die weisesten Männer der alten Welt, einen Pythagoras und Plato. Und was denn auch für einen frischen jungen Menschen mehr Reiz haben könne? Ich, bekennt er, wohne nirgends lieber als überall, meine Heimath ist allerorten [1]). Es war etwas vom fahrenden Ritter in Ulrich Hutten.

So litt es ihn denn, nachdem er sie oft genug gewechselt, überhaupt auf den akademischen Bänken nicht länger mehr. Wie lange noch, wissen wir freilich nicht genau. Für das Wintersemester 1507 auf 1508 hatte er in Leipzig inscribirt. Im Spätsommer 1509 treibt er krank und mittellos an die pommersche Küste. Und in einem Gedichte vom folgenden Frühling rechnet er bereits ein Jahr, daß er für die Freunde daheim verschollen sei [2]). Also scheint er spätestens im Frühling 1509 Leipzig verlassen und seine Reise in den Norden angetreten zu haben. Was ihn aber dahin führte, was er auf der Ostsee wollte, darüber gibt es nur Vermuthungen, deren wir uns, wo sie auf keinem festen Boden beruhen, am liebsten entschlagen. Die in Frankfurt geschlossene Bekanntschaft mit den jungen Pommern, von denen zwei noch daselbst weilten, und nur einer (Val. Stoientin) vielleicht schon damals in seine Heimath zurückging oder zurückgegangen war, reichte doch für sich schwerlich hin, der Reiselust Hutten's gerade diese Richtung zu geben.

Ebenso wenig, wie über die Beweggründe, wissen wir über die Stationen und die einzelnen Begebenheiten dieser unglücklichen Reise, bis zu dem übeln Ausgang der Fahrt auf der Ostsee. Und seltsam, auch dieser Seefahrt gedenkt Hutten selbst nicht ausdrücklich, sondern nur des mannigfachen Ungemachs einer Wanderung zu Lande, welche auf diesen Unfall folgte. Joachim Vadian ist es, der zwei Jahre später berichtet, wie Hutten zu ihm und anderen Freunden nach Wien gekommen und von ihnen als vielgeprüfter Ulysses mit Auszeichnung empfangen worden sei. Auf ihr Verlangen habe er ihnen dann die Abenteuer seiner Reise der Ordnung nach erzählt, wie er auf dem deutschen Ocean,

1) Diese Selbstbekenntnisse finden sich theils in verschiedenen Stellen der Querelen, theils in Hutten's großem Briefe an Pirckheimer über seinen Lebensplan, jene im 3., dieser im 1. Bande der Böcking'schen Ausgabe. Von beiden Schriften unten an ihrem Orte.

2) Querel. II, Eleg. 6. ad Crotum Rub. v. 9 f. Schriften III, S. 54.

den er berührt, die Wuth der Scylla erfahren habe, sofort am nächsten Ufer in die Hände der Cyklopen gefallen sei u. s. w. Ob nun wohl in dieser Darstellung Vadian's auch weiterhin Manches augenscheinlich in die Formen der Odyssee gegossen ist, so dürfen wir doch nicht so weit gehen, auch was von dem Unfall zur See gesagt wird, blos für eine der homerischen Parodie zulieb vorgenommene Einkleidung zu halten: um so weniger, da Hutten selbst um jene Zeit, wenn auch nur poetisch und im Allgemeinen, neben den Gefahren zu Lande auch von solchen zu Wasser spricht, die er durchgemacht habe [1]). Worin nun aber dieser Unfall bestand, ob nur in einem Sturm, oder ob das Schiff strandete u. s. f., wissen wir wieder nicht.

Es ist eine klägliche Gestalt, in welcher unser junger Rittersmann am Ufer der Ostsee uns wieder begegnet. Er war gänzlich mittellos, und überdieß schwer krank. Er bettelte sich durch das Land, klopfte an arme Bauerhütten um ein Stück Brot und ein Nachtlager, mußte aber mehr als einmal, abgewiesen, im Freien den harten Boden zum Pfühle nehmen. Umwege zu machen, um nach der Sitte fahrender Studiosen bei Gelehrten Unterschleif und Zehrung zu suchen, verboten ihm unablässig sich erneuernde Krankheitsanfälle. So schildert er bald nachher in den schon oft angeführten Klaggedichten seine damalige Lage; während mitten aus derselben heraus ein paar Verse an Trebelius geschrieben sind, die dieser im Frühling 1509 einem Buch Epigramme beidrucken ließ. Hier wird durchaus das unruhvolle kümmerliche Leben, das Hutten in der Fremde zu führen hat, sein Kampf um die Nahrung, seine Noth mit unsicherer Liebe, dem heimathlichen und häuslichen Behagen des Freundes entgegengestellt [2]).

Jene Krankheit beschreibt Hutten im folgenden Jahre, wo sie noch immer fortdauerte, als ein viertägiges Fieber, das ihn aufs äußerste geschwächt und abgemagert hatte, in Verbindung mit einer oder mehreren eiternden Wunden. Fragen wir: woher die Wunden? so spricht Hutten von einer garstigen Seuche,

1) Vadian's Brief an Collimitius s. in Hutten's Schriften I, S. 22 f. Hutten's Gedicht ebendas. III, S. 159.

2) Schriften I, S. 8 f.

an der er (im Jahre 1510) schon seit zwei Jahren leide, und die, statt abzunehmen, immer heftiger werde. An welcher Krankheit Hutten später litt, ist bekannt. Es ist wie die Kehrseite seiner begeisterten Thätigkeit für die Ideen der Neuzeit, daß er an der eigenthümlichen Pest dieser modernen Zeit als einer der ersten litt und zu Grunde ging. Ausführlicher über diesen Punkt zu handeln, werden wir später Gelegenheit nehmen.

Mühselig schleppte sich der hülflose und kranke Wanderer endlich nach Greifswald, wo die Hochschule ihn Beistand hoffen ließ. Er wandte sich an die Lehrer derselben (die zwar sämmtlich nur bescheidene Lichter waren): und wirklich schrieb ihn der Rector, Prof. jur. Heinrich Buckow, in Anbetracht seiner gänzlichen Mittellosigkeit, unentgeltlich in die Universitätsmatrikel ein. Ein Datum ist nicht beigefügt: weil aber Hutten der viertletzte der im Sommerhalbjahr Eingeschriebenen ist, so nimmt man wohl nicht mit Unrecht an, daß seine Ankunft und Meldung gegen den Herbst (1509) hin erfolgt sei[1]).

Bald fand sich auch für die weiteren Bedürfnisse Rath. Eine der angesehensten Familien der Stadt schien an dem unglücklichen Jüngling Antheil zu nehmen. Henning Lötz, ordentlicher Professor des Rechts, zugleich Kanonikus der Collegiatkirche zu St. Nikolai und Generalofficial des Bischofs von Cammin zwischen der Swine und der Oder, nahm ihn in sein Haus auf. Ein reicher Mann; sein Vater, Wedeg Lötz, war Bürgermeister, und pflegte, vermuthlich als Kaufmann, die frankfurter Messe zu beziehen. Der Professor interessirte sich entweder wirklich für den jungen Poeten, oder wollte doch das Ansehen davon haben. Er kleidete ihn, wahrscheinlich aus den Vorräthen seines Vaters, und streckte ihm Geld vor. Auch war die Behandlung Anfangs ganz freundlich; Hutten konnte es nicht besser wünschen. Allmählich aber änderte sich die Stimmung. Man ließ den Gast im Hause die frühere Gefälligkeit vermissen, der Hausherr erschwerte ihm den Zutritt, herrschte ihn mit hochmüthigen Worten an, oder machte sich wohl auch über sein schöngeistiges Treiben lustig. Ein Freund, den Hutten mittlerweile am Orte gewonnen hatte, Ulrich Manow, warnte ihn vor dem Manne: den

1) Vgl. Hutten's Schriften I, S. 9.

jedoch Hutten, wie er versichert, durch Duldung zu entwaffnen hoffte.

Hätten wir nun auch von der Lötz'schen Seite einen Bericht, wie wir ihn nur von der Hutten'schen haben[1]), so würde uns die Vergleichung beider wol manches erklärende Mittelglied an die Hand geben. Hutten war zu keiner Zeit seines Lebens das Lamm, wie er sich hier darstellt. Wir können nicht wissen, ob nicht auch in dem Benehmen des poetischen Junkers manches war, was den Professor verdrießen mochte. Hutten selbst stellt den Zorn desselben als eine Art von Eifersucht auf seine Ueberlegenheit an Kenntnissen dar. Als einem Juristen vom alten Schlage scheint dem Manne humanistische Bildung fremd gewesen zu sein; allein hier fragt sich eben, ob der junge Poet sich immer enthalten haben wird, die Blößen, die jener gab, empfindlich zu berühren. Wie sich dieß verhalten haben mag: genug, die Sache kam so weit, daß Hutten einsah, das beste sei, zu gehen. Nun wollten aber die Lötze erst ihre Vorschüsse wiedererstattet haben. Hatte ihnen der entblößte Ankömmling, wie er mit erlaubtem Ehrgefühle gerne that, manches von der Wohlhabenheit seines Vaters und seiner Verwandten vorgesprochen, so mochten sie bei ihren Gaben gleich Anfangs auf Ersatz, wohl auch auf reiche Gegengeschenke, gerechnet haben. Oder war es erst die seitdem eingetretene Erbitterung, was sie zu dieser Forderung veranlaßte. Hutten suchte ihnen begreiflich zu machen, daß gerade, wenn es ihnen um Bezahlung zu thun, es das klügste sei, ihn ziehen zu lassen: vielleicht gelinge es ihm, anderswo sein Glück zu machen und sie dann zu befriedigen; wozu ihm hier die Mittel immer fehlen würden. Gesetzt, daß es bei dieser Gelegenheit erst an den Tag kam, daß Hutten, von seinem Vater aufgegeben, von dieser Seite nichts zu erwarten habe, so war eine solche Entdeckung wenig geeignet, die Stimmung seines Wirthes zu verbessern. Endlich, erzählt er uns, habe dieser seinen Vorstellungen nachgegeben, und er mit dessen Wissen und Willen sich zur Abreise vorbereitet. Aber wir erfahren von ihm zugleich, daß Henning Lötz später in Abrede stellte, seine Einwilligung gegeben zu haben.

---

1) Nämlich eben in den Querelen oder Klagegedichten, von denen sogleich mehr.

Es war mitten im Winter, in den letzten Tagen des Decembers 1509, als Hutten Greifswald verließ, um nach Rostock zu wandern. Die Kälte war streng, alle Wasser, selbst das Meer an der Küste, gefroren. Es war keine Kleinigkeit für den noch keineswegs von seiner Krankheit Geheilten, in solcher Jahreszeit einen Weg von 12 Meilen zu Fuße zurückzulegen: doch in der Hoffnung, auf der mecklenburgischen Universität eine bessere Aufnahme zu finden, pilgerte er munter zu. Gerade ging er über einen gefrornen Sumpf an einer Weidenpflanzung hin, als auf einmal Reiter aus den Büschen brachen und mit drohender Stimme ihm Halt zuriefen. Es waren Lötz'sche Diener, die ihm bedeuteten, wenig Umstände zu machen, und ihnen alles zu geben, was er habe. An Widerstand war nicht zu denken, sein Bitten und Flehen war vergebens, sie zogen ihm die wärmenden Oberkleider ab, und einer setzte ihm, wenn er nicht schwiege, die Hellebarde auf die Brust. Der alte Wedeg wollte die Kleider zurück haben, zu denen er wahrscheinlich den Zeug gegeben. Aber nicht genug. Der arme Musensohn trug ein kleines Bündelchen, in das er, nebst etlichen Büchern, auch eigene Dichtungen zusammengeschnürt hatte. Das könne sie doch nicht reich machen, meinte er, und wollte es an sich behalten: auch das nahmen ihm die Schergen ab. Und zum Schaden den Spott fügend, trösteten sie ihn, wenn er den Leuten eins vorsinge, werden sie ihm schon andere Kleider schenken. So Hutten's eigene poetische Erzählung.

Halb nackt wanderte er weiter: in welchem Zustande er in Rostock ankam, läßt sich denken. In einer elenden Herberge sank er auf das Siechbette, da Kälte und Blöße alle seine Uebel verschlimmert hatten. Mittel, sich Pflege und Erquickung zu verschaffen, hatte er keine. Nach und nach ließ er den Professoren der Universität, ließ er vornehmen Studirenden Kunde von seiner Noth, Proben seines Talents zukommen. Aufmerksamkeit, Theilnahme blieben nicht aus. Eckbert Harlem, von seiner niederländischen Geburtsstadt so genannt, Professor der Philosophie und Regens der Burse zur Himmelspforte, suchte ihn auf und nahm ihn in sein Haus. Er lebte als Junggeselle; ein gelehrter und rechtschaffener Mann, der auch andern außer Hutten hülfreich war. Das war kein Lötz: seinen Gast hielt er so, daß Vadian Hutten's Quartier bei ihm mit dem des Ulysses bei Kalypso ver-

gleichen konnte. Er sorgte für Arznei und Pflege, und gab dem Mittellosen Geld in die Hand. In seinem Hause, an seinem Tische, fing Hutten an, wieder aufzuleben. Auch andere Professoren erwiesen sich ihm günstig; ein Kreis von Studirenden sammelte sich um ihn, denen er schönwissenschaftliche Vorträge hielt. Er kam ordentlich in die Mode zu Rostock; man hieß ihn nur den neuen Poeten; bereits schien es der Mühe werth, ihn zu beneiden.

Nun fühlte er sich auch wieder im vollen Besitze seines Talents. Ja, er fühlte sich zum erstenmal darin. Der kurze Zeitraum seit dem Antritt seiner nordischen Reise war für ihn reich an Erfahrungen gewesen. Mit zweiundzwanzig Jahren war er vom Jüngling zum Manne gereift. Was aber das Entscheidende war: die Spitze dieser Erfahrungen war eine empörende Unbill, eine offene Gewaltthat gegen ihn gewesen, die seine ganze Entrüstung hervorrufen mußte und zugleich sein Talent entbinden sollte. Die Hebamme von Hutten's Geiste war der Zorn. Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältniß, als die Gegenstände seines Zornes bedeutender werden, dieser selbst reiner wird. Was Hutten dießmal hervorbrachte, waren die Klagen gegen Wedeg und Henning Lötz, oder die Lossier, wie er sie im lateinischen Verse nannte[1]). Diese Schrift nimmt auf der eben angedeuteten Stufenleiter zwar die unterste, aber eine wesentliche Stelle ein, als die erste, welche das volle Gepräge des Hutten'schen Geistes trägt. Seine bisherigen Versuche hätte auch ein anderer begabter Musensohn jener Tage machen können: die Querelen gegen die Lossier konnte nur Ulrich Hutten schreiben.

Die Schrift besteht aus zwei Büchern, jedes von zehn Elegien, die zum Theil von größerem Umfange sind. Vorangeschickt ist,

---

1) Ulrichi Hutteni equestris ordinis poetae in Wedegum Loetz Consulem Gripesualdensem in Pomerania et filium eius Henningum Vtr. Iuris doctorem Querelarum libri duo pro insigni quadam iniuria sibi ab illis facta. Hinten: Excussa sunt haec Francophordii cis Oderam per Joannem Hanaw... 1510. Hutten's Schriften III, S. 19—83 und I, S. 10—15. Vgl. Böcking's Index bibliographicus Huttenianus Nr. IV, S. 4. Dieser Index wird von hier an nicht mehr für jede Schrift Hutten's besonders citirt, sondern hier ein für allemal, was Titel und Ausgaben der Hutten'schen Werke betrifft, auf denselben verwiesen.

vom 15. Juli (1510) datirt, eine prosaische Zueignung an sechzehn Professoren der rostocker Universität, die sofort noch jeder einzeln in einem ihm besonders gewidmeten Tetrastichon gepriesen werden.

In der ersten Elegie sodann, gleichsam der Einleitung, klagt der Dichter den Göttern, insbesondere dem leidenskundigen Christus, sein Unglück, und fordert sie zur Rache gegen denjenigen auf, der so Unmenschliches an ihm verübt habe. — Die zweite Elegie enthält die Exposition: sie erzählt die Frevelthat des Lossius (facinus Lossii); die anschaulichen Züge unserer obigen Darstellung sind größtentheils aus ihr entlehnt. — Die dritte und vierte Elegie sind Hülfsgesuche: eins an den jungen Grafen Eberstein zu Naugarten, der damals zu Rostock studirte, das andere an den Collegiaten und Professor der Philosophie Joachim Nigemann gerichtet. Ohne Zweifel sind diese beiden Gedichte, wenn sie auch hier verbessert erscheinen mögen, an die bezeichneten Personen von Hutten um die Zeit geschickt worden, als er noch hülflos in der Herberge lag. Daß das letztere wenigstens nicht ohne Erfolg war, sehen wir aus dem für Nigemann bestimmten Tetrastichon. — In der fünften Elegie verklagt Hutten die Lötze bei ihrem Landesherrn, dem Herzog Buslav X., dessen Frieden sie gebrochen haben, und dessen Diener sie vielleicht bestechen möchten: wobei er von Vater und Sohn, als Rechtsverdrehern, Ehebrechern u. dgl. ein wenig schmeichelhaftes Bild entwirft und ihre Bestrafung fordert. — Die sechste Elegie ist das Begleitschreiben zur vorigen, an Hutten's frankfurter Universitätsfreund Valentin Stoientin, der unterdeß Secretär des Herzogs von Pommern geworden war, und nun bei ihrer alten Freund- und Brüderschaft gebeten wird, die Klagschrift seinem Herrn zu übergeben und bei ihm zu befürworten. — In der siebenten Elegie schickt der Dichter seine Muse an seinen Vetter und Wohlthäter Ludwig von Hutten, mit der Kunde von der ihm widerfahrenen Mißhandlung. Er zeichnet ihr den Weg vor, den sie zu nehmen habe bis zu dessen Schloß unweit des Mains, schildert die ritterlichen Uebungen, worin sie ihn antreffen, die Theilnahme, womit er die Nachricht von Ulrich's Unfall aufnehmen werde. Mit Selbstgefühl läßt er von dem hochangesehenen Vetter seine Muse als den Stolz des Hutten'schen Geschlechts bezeichnet werden. Das eigentliche Begehren nun aber, das er ihr an denselben aufträgt, ist echt

ritterlich und echt Huttenisch. Sie soll dem Ritter von Frankfurt reden (wobei wir, wie fortan durchaus, uns erlauben, seine lateinischen Verse so leidlich als möglich zu verdeutschen):

> Wohl ja kennst du die Stadt, vorlängst in den Kriegen der Franken
> Ward sie erbaut und heißt nach den Erbauern noch jetzt.
> Sie durchschneidet der Main, der unter der Brücke dahinfließt,
> Und nicht ferne des Rheins mächtigem Strome sich eint.
> Hoch aufragen die Mauern, es prangen die stolzen Gebäude,
> Stolz auch ist auf den Ruhm ihrer Bewohner die Stadt . . .
> Weither suchen die Völker sie auf und wandern die Menschen,
> Denn für die Waaren der Welt ist sie der wimmelnde Markt.

Und nun das Anliegen:

> Sie wird Lossius auch, zur Messe, der Vater, besuchen;
> Ihm mit erlesener Schaar, Ritter, verlege den Weg:
> Greif' und halt' ihn in Haft, weil ihn zu erstechen bedenklich;
> Ihn zu bestrafen sodann bleibe des Dichters Geschäft.

— Die achte Elegie ist an Hutten's greifswalder Freund Ulrich Manow, der ihn vor Henning Lötz gewarnt hatte, — die neunte an den vormaligen erfurter Universitätsverwandten, jetzt mecklenburgischen Rath Nikolaus Marschalk gerichtet, der ihn, falls der Widerpart sich ruhig verhielte, von weitern Feindseligkeiten abgemahnt hatte. Aber Lossius stelle ihm noch immer nach und möchte ihn gern um's Leben bringen. — Die zehnte ist die Schlußelegie an den Leser, in welcher der Dichter über seine Herkunft, seine Persönlichkeit und seinen Lebensplan Auskunft giebt. Er schildert die Wohlhabenheit seines Vaters, das behagliche Leben, dem er aus Lern- und Reisebegier den Rücken gewendet habe, und stellt damit das träge Prassen des Lossius in Contrast. Für den Augenblick freilich habe das launische Glück ihm Alles genommen, bis auf seinen Geist und Muth: auch diese möchte Lossius gern vernichtet sehen.

Zum zweiten Buche ist die erste Elegie das Vorwort: noch könne er nicht schweigen, denn Lossius, aufgebracht darüber, daß Hutten zu Rostock in Ehren gehalten werde, suche nun auch sein Talent und seinen Ruf anzugreifen, und feinde jeden an, der ihm gut sei. — Insbesondere sei derselbe, führt die dritte Elegie aus, über den Beifall erbost, den Hutten bei seinen Zuhörern

finde: die sich nichts darum kümmern und brav lernen sollen. — In der zweiten Elegie bringt sich Hutten seinem alten Gönner, dem Bischof Dietrich von Bülow, in Erinnerung; — in der vierten spricht er seinem Wirthe, Ecbert Harlem, seinen Dank aus; — in der fünften hält er einem Neider und Widersacher, den er Philopompus nennt (in dem aber mit Wahrscheinlichkeit Tilemann Heuerling, der neidische Gegner Hermann's von dem Busche, vermuthet wird), das warnende Beispiel des Lossius vor; — in der siebenten setzt er einem so eben verstorbenen Wohlthäter, Jakob Paver (Bauer) ein Denkmal; — die neunte ist an den Juristen Johann Lobering, der Hutten's Sache als Rechtsanwalt übernommen hatte, gerichtet. — In der sechsten Elegie wendet sich der Dichter an seinen alten Lehrer und Vertrauten, Crotus Rubianus, — in der achten an den Herzensfreund Eoban Hesse: an jenen mit einer kürzeren Andeutung, an diesen mit einer ausführlichen Erzählung der Lossischen Unthat, an beide mit der Bitte, gegen seinen unversöhnlichen Feind und Verfolger entweder auch etwas zu schreiben, oder doch das, was er gegen denselben geschrieben habe, ihm nicht zu verargen. — Endlich in der zehnten und Schlußelegie an die deutschen Poeten macht Hutten seinen Handel mit Lossius zur gemeinsamen Sache aller deutschen Humanisten. Zu dem Ende schickt er seine elegische Muse auf eine (von uns schon früher gelegentlich erwähnte) Rundreise im Vaterlande, und läßt sie bei allen Gelehrten der neuen Richtung, Meistern und Gesellen, einsprechen, um ihr Mitgefühl, wenn auch nicht ihre Mitwirkung, für das mißhandelte Glied ihres Ordens rege zu machen.

Dieser Gemeingeist, diese Solidarität unter den freien und schönen Geistern jener Zeit war nicht blos ein Wunsch Hutten's, sondern sie bestand in der Wirklichkeit. Wenige Jahre später, so zeigte sie sich glänzend in Reuchlin's Handel mit den Kölnern. Zugleich gibt uns diese Elegie gleichsam eine humanistische Statistik des damaligen Deutschlands. Im Mecklenburgischen zeigt sie uns den Geschichtschreiber und Dichter Nikolaus Marschalk; in Danzig die Gelehrten Christoph Suchten und Eberhard Verber; in Frankfurt a. d. O. die uns schon bekannten Freunde Hutten's, Vigilantius und Trebelius mit den beiden Osten; im Brandenburgischen sonst noch Eitelwolf vom Stein; in Schlesien Lorenz

Corvin und Sigmund Fagilucus (Buchwald); in Böhmen den vielgepriesenen Mäcenas, Bohuslav von Hassenstein, mit seinem Freunde, dem Dichter Johann Sturnus (Star); in Wittenberg Balthasar Phacchus, Spalatin, sammt den beiden Poeten Sibutus und Sbrulius; in Leipzig Rhagius Aesticampianus und Hieronymus Emser; bei und in Magdeburg die Dichterin Nisa und den Dichterpatron Kaspar Steinbeck; in Erfurt Crotus Rubianus, Eoban Hesse und Temonius; in Gotha Mutianus Rufus; in Würzburg den Abt Trithemius. Am Spessart werden Capella und Hopfo aufgesucht; in Fulda der Coadjutor Hartmann von Kirchberg mit den Gebrüdern Mörlin und Petrus Axungia begrüßt; in Hessen Rivius; in Westfalen Rudolf Lange und Hermann von dem Busche, jener einer der Väter, dieser einer der eifrigsten Apostel des Humanismus, mit ihren Gehülfen Murmellius und Montanus; in Köln Jakob Gouda, Remaclus und Canter; in Koblenz und weiter rheinaufwärts die schon erwähnten Gresemunde, Fabricius, Wimpheling, Angst, Seb. Brant und Jak. Locher (Philomusus); in Schwaben endlich Heinrich Bebel und Johann Reuchlin. Man sieht: Nürnberg, Augsburg, Wien fallen noch nicht in den Gesichtskreis des Statistikers; des Erasmus konnte er schon deßwegen nicht wohl in diesem Zusammenhange Erwähnung thun, weil derselbe, kaum aus Italien zurückgekehrt, nach England gegangen war.

Die Handschrift dieser Dichtungen scheint Hutten nach Frankfurt a. d. O. an seine ehemaligen Lehrer, Vigilantius und Trebelius, geschickt zu haben: diese besorgten den Druck und fügten, nach der Sitte der Zeit, eigene kleinere Dichtungen bei, worin sie mit wärmster Theilnahme die Sache des Schülers und nunmehrigen Genossen zu der ihrigen machten. Der Grundgedanke ihrer Beigaben ist, wie gefährlich es sei, einen Dichter zu beleidigen, der alle Götter zum Schutz und alle Poeten zu seinem Beistande habe. Es zeigte sich aber in diesem Falle gerade höchst ungefährlich. Den beiden Lötzen, die, wenn sie auch so schlecht waren, als Hutten sie macht, durch Reichthum und Familieneinfluß gehalten wurden, schadeten die Hutten'schen Dichterpfeile so wenig, daß der Sohn nach wenigen Jahren vom Kanonikus zum Propst, der Vater vom zweiten zum ersten Bürgermeister aufstieg. Und auch der Schmach bei der Nachwelt, die ihnen Hutten bereiten

wollte, schienen sie merkwürdiger Weise entgehen zu sollen. Ob die Hutten'sche Schrift nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden war, oder ob die Lötze sie aufkauften: genug, nach einigen Erwähnungen in der nächsten Zeit sehen wir an 200 Jahre lang jede Kunde von derselben und ihrem Inhalte verschwunden. Noch im Jahre 1717 schrieb der gelehrte und umsichtige Burckhard über Hutten, ohne von der Schrift und dem ganzen greifswalder Aufenthalte seines Helden etwas zu wissen. Erst seit 1722 taucht wieder eine Nachricht von derselben auf, ein Exemplar spukt in Schlesien, das aber immer nicht zum Vorschein kommt, bis es am Ende des Jahrhunderts in die Hände von Meiners fällt, und endlich im Jahre 1816 Mohnike, nach einem von ihm unterdeß zu Wolgast gefundenen zweiten Exemplar, mit Ergänzungen aus dem göttingischen, eine neue Ausgabe veranstaltet. Seitdem ist noch ein im britischen Museum zu London befindliches Exemplar bekannt geworden, das den Vorzug besitzt, von des Dichters eigener Hand durchcorrigirt und mit einer poetischen Widmung an den wittenberger Juristen Kilian Reuter versehen zu sein.

Während Hutten im Norden solche Abenteuer bestand, war er unter seinen Freunden im mittleren Deutschland verschollen. Ein Brief von Crotus Rubianus hatte ihn vergebens in Sachsen und Franken, der Mark und Pommern aufgesucht. Einmal wollte verlauten, er lebe geplündert in Braunschweig. Erst aus den gedruckten Querelen erfuhr man etwas Genaueres über sein Schicksal. Crotus erhielt das Büchlein von Mutian zum Geschenke. Gegen Ende des Jahres 1510 hieß es, Hutten beabsichtige in Frankfurt a. d. O. als Lehrer aufzutreten: ihn zu hören, ging ein junger Mensch, Namens Johann Weiger, dahin ab, dem Crotus einen zweiten Brief an den Freund mitgab. So viel war richtig, Hutten war mittlerweile von Rostock abgegangen, und die Freunde, die er in Frankfurt wußte, zogen ihn an: aber am Schlusse des Jahres befand er sich in Wittenberg und schickte bald darauf seinen jungen Verehrern an der Oder, den beiden Osten, statt seiner das Gedicht von der Verskunst, das er auf ihren Wunsch verfaßt hatte, zu.

Hatten die Elegien gegen die Lötze nur wenig Verbreitung gefunden, so fand Hutten's „heroisches", d. h. in lauter Hexa-

metern geschriebenes Gedicht von der Kunst, Verse zu machen [1]), eine um so weitere. So wenig nämlich ein Gedicht dieser Art, dessen Inhalt lediglich technische Regeln, nach unserm Geschmacke ist, so sehr war es im Geschmacke jener Zeit. Längst gab es verschiedene ähnliche Werke, von Jakob Wimpheling, Heinrich Bebel u. a. Das Hutten'sche machte sich besonders beliebt. In Leipzig, Nürnberg und namentlich auch Paris erlebte es eine Reihe von Auflagen, zum Theil mit Commentaren: es ist Schulbuch geworden. Nach einer kurzen Einleitung handelt es erst von den Buchstaben: Vocalen, Consonanten, Diphthongen; dann von den Silben, langen und kurzen; hierauf von den Versfüßen; weiter von den Versmaßen, wobei aber nur Hexameter und Pentameter mit ihren Gesetzen und Licenzen zur Sprache kommen. Uebrigens können, macht Hutten bemerklich, diese Regeln nicht Alles umfassen, sondern müssen durch Lesen der Dichter ergänzt werden. Ueberhaupt braucht der angehende Poet viel Studium: in Philosophie, Naturkunde, Geschichte u. s. w. Insbesondere muß er die Gesetze der Redekunst sich einprägen und den Unterschied zwischen dichterischer und rednerischer Ausdrucksweise sich deutlich machen. Zuletzt wird noch von allerhand poetischen Redefiguren und Zierrathen, von Epitheton und Anaphora, Metapher und Metallage, Transposition und Diäresis, Allegorie und Ironie, gehandelt.

Anziehender als das Werk selbst ist für uns die vorangeschickte prosaische Zueignung an die Gebrüder Osten. Sie sollen sich durch den Spott derer nicht irren lassen, welche in ihrem Studium über die Humanioren hinweg zu angeblich höhern Fächern eilen: da doch ohne jene auch in diesen nichts Rechtes auszurichten sei. Sein in Eile auf ihr Verlangen geschriebenes Lehrgedicht mögen sie freundlich aufnehmen; obgleich kaum älter als sie, habe er doch keinen Anstand genommen, es für sie zu verfassen: für junge Leute schicke sich ein junger Dichter.

Dieses Gedicht vollendete Hutten am 13. Februar 1511 in dem Hause von Balthasar Fachus (oder Phacchus) in Wittenberg, wo er sich als Gast aufhielt. Dieser, Balthasar Fabricius aus

---

1) Ulrici Hutteni de arte versificandi liber unus heroico carmine ad Jo. et Alex. Osthenios Pomeranos equites. (1511). Hutten's Schriften III, S. 89—106. Die Zueignung an die Osten, I, S. 15 f.

Bacha an der Werra, war Hutten's, wie dieser selbst sagt, alter und redlicher Freund. Schon in den Querelen wird er als solcher erwähnt; aus Italien schrieb ihm Hutten später im Jahr 1512 einen vertraulichen Brief, und in Briefen an Luther und Melanchthon läßt er ihn grüßen. Er gehörte dem erfurt-gotha-wittenbergischen Kreise an, war Professor artium, einmal auch Rector der letztern Universität, scheint aber, wie Peter Eberbach, eine mehr beschauliche als thätige Natur gewesen zu sein. In Wittenberg befreundete sich Hutten auch mit Philipp Engelbrecht, von seinem Geburtsort Engen im Badischen Engentinus genannt, der sich in einem der Verskunst des Freundes beigegebenen Dodekastichon dessen Eidbruder (conjuratus) nennt, und später als angesehener Lehrer in Freiburg i. Br. erscheint.

Während dieser Zeit muß Hutten wieder in brieflichen Verkehr mit seinem Vater getreten sein. Aus dem Umstande, daß Crotus diesem bereits das Jahr vorher ein Schreiben an den Sohn zur Bestellung gab, ist zu schließen, daß der Vater schon damals Briefe an ihn abgehen ließ. Ihr Inhalt scheint aber unfreundlich und Ulrich's Rückkehr ins Kloster als Bedingung alles Weiteren vorangestellt gewesen zu sein. Da wandte sich dieser an den alten Freund Crotus um Aufschluß und Vermittlung. Crotus, den wir seit Hutten's Abgang von Erfurt aus den Augen verloren haben, und über dessen Lebensgang während dieser Zeit uns auch nähere Angaben fehlen, hatte eine Erzieherstelle bei den jungen Henneberg'schen Grafen, die er zuletzt, wir wissen nicht wo, bekleidet hatte, aufgegeben, und war im Jahr 1509 oder 1510 nach Erfurt zurückgekehrt, wohin der Kreis alter Studiengenossen, die noch daselbst lebten, ihn zog. Allein da fiel er gerade in die wüsten Unruhen hinein, welche in jenen Jahren, in Folge eines Streites zwischen Rath und Bürgerschaft, die Stadt zerrütteten, und auch den literarischen Kreis daselbst auseinandersprengten. Unter solchen Umständen kam im folgenden Winter dem Stille liebenden Crotus ein Brief aus Fulda sehr gelegen, der ihn dorthin einlud. Er sollte das gedoppelte Amt eines Lehrers an der Klosterschule und eines Instructors der Mönche übernehmen. Er wünschte Trennung beider Aemter: darauf ging man nicht ein, stellte ihn übrigens leidlich; noch

Besseres versprach sein Gönner, der Coadjutor, so daß der genügsame Mann sich halten ließ.

Von hier aus erließ er nun an Hutten, der ihm aus Wittenberg geschrieben hatte, ohne weder den einen noch den andern von Crotus' frühern Briefen erhalten zu haben, unter dem 3. Februar 1511 ein ausführliches Antwortschreiben [1]), das den Freund erst der Fortdauer, ja der Steigerung seiner Freundschaft und Hochachtung versichert, und ihn dann von dem Stande seiner Angelegenheiten in der Heimath unterrichtet. Er habe, schreibt Crotus, seit er sich in die fuldaische Einsamkeit zurückgezogen, nichts versäumt, wovon er habe vermuthen können, daß es dem Freunde Vorschub thun werde: oft habe er sowohl mit seinem Vater als mit den schwarzen Brüdern (den Benedictinern zu Fulda) ehrenvoll von ihm geredet und Fürbitten für ihn eingelegt. Aus seinem Vater, meint Crotus, sei schwer klug zu werden. So oft derselbe von dem Sohn rede, geschehe es in den verächtlichsten Ausdrücken, voll Spott über sein Treiben, als achtete er ihn keines Pfennigs werth. Auf der andern Seite jedoch mache es ihm unverkennbar Freude, den Sohn von Andern gelobt zu hören. Daher bringe er auch das Gespräch so oft auf ihn, und fange, wenn die andern fertig seien, von vorne an. Daraus glaube er, Crotus, schließen zu dürfen, daß es dem alten Hutten mit seinem Schelten auf den Sohn und seinem Dringen auf dessen Rückkehr in die Kutte nicht so ernst, daß beides vielmehr nur eine Maske sei, die er vornehme, um sich vor den Mönchen von jedem Verdacht, als wäre er mit der Entweichung des Sohnes einverstanden gewesen, zu reinigen. Neulich bei einem Schlaftrunke habe er, nach dem Abgang der übrigen Gäste, dem Crotus und noch zwei Andern sich ohne Rückhalt aufgeschlossen. Erstlich habe er geäußert, er wollte weiß nicht was darum geben, daß der Sohn nicht so viele Jahre im Kloster zugebracht hätte. Ferner habe er zugestanden, er zweifle sehr, daß sein Ulrich je einen guten Mönch abgeben würde. Drittens habe er eines Verwandten Erwähnung gethan, der in Italien lebe und als Jurist emporgekommen sei: wenn der Sohn zurückkehren, seine Narrenspossen (die bonas literas) aufgeben und sich dem Rechtsstudium widmen

1) In Hutten's Schriften I, S. 17—21.

möchte, so wollte er ihn zu diesem Vetter schicken; es sei besser, er werde ein Rechtsverdreher (rabula forensis), welcher der Hutten'schen Familie nütze, als ein Mönch, der bei seinen Obern übel angeschrieben sei. Mit Rücksicht auf diese Aeußerungen des Vaters ging nun der Rath des Freundes, wie schon in den beiden verlorengegangenen Briefen, dahin, Hutten solle zurückkehren, nicht um wieder in das Kloster einzutreten, sondern um erst einen tiefern Einblick in seines Vaters Absichten zu gewinnen. Traue er diesem nicht, so könne er ja einstweilen bei zuverlässigen Freunden und Verwandten abtreten, dem Vater seine Ankunft anzeigen, und denselben um Eröffnung seiner Willensmeinung bitten. Sei er mit dieser nicht einverstanden, so möge er es machen, wie Pomponius Lätus, der den Seinigen, die ihn aus Rom nach Hause beriefen, zurückschrieb: „Pomp. Lätus seinen Verwandten und Freunden seinen Gruß. Was ihr verlangt, kann nicht geschehen. Lebet wohl." Dann stehe ihm immer noch die ganze Welt offen. Vorher aber solle er jenen Versuch machen; wozu der Freund ihn hiemit ermahne und einlade.

Um seiner dringenden Geldnoth abzuhelfen, hatte sich Hutten, der seines Vaters Starrsinn kannte, mit kecker Zuversicht an das Kloster selbst gewendet, dem er entsprung'en war. Er hatte einen jungen Mann seiner Bekanntschaft, Zonarius (Gürtler) mit Namen, nach Fulda geschickt, mit Briefen, in denen er für den Fall, daß man ihn jetzt von jener Seite werkthätig unterstützen würde, seine Rückkehr ins Kloster in Aussicht gestellt haben muß. Die Väter ließen ihm durch Crotus ganz freundlich antworten; auch für sich versicherte dieser, daß die Mönche, besonders der Abt und der Coadjutor, dem Flüchtling wohl wollen, viel auf ihn halten und von ihm hoffen: aber Geld brachte der Bote keins zurück. Die klugen Väter wollten nicht die Geprellten sein: er möge nur erst seinem Versprechen nachkommen, ließen sie ihm sagen, so wollen sie für seine Studien auf's Beste sorgen.

So wenig aber die geistlichen Herren zu Fulda auf Hutten's, so wenig war dieser geneigt, auf seines Freundes Crotus Ansinnen einzugehen, und sich seinem Vater oder seiner Familie wieder zu stellen. Nachdem er im Februar noch zu Wittenberg sein Gedicht von der Verskunst vollendet hatte, erblicken wir ihn im Sommer desselben Jahres auf der Landstraße durch Böhmen

und Mähren nach Wien. Und zwar abermals im kläglichsten Aufzuge und in der äußersten Dürftigkeit: also ohne Unterstützung von Seiten seines Vaters. Es scheint, er hatte sich noch nicht zu dem Versprechen herbeigelassen, sich dem Rechtsstudium widmen zu wollen, das nicht blos ihm, sondern auch dem Freunde Crotus als ein trauriges Studium erschien. Ganz so elend übrigens ging es dem Wanderer nur bis Olmütz in Mähren. Hier wurde er durch den gelehrten Propst Augustin, der schon des Konrad Celtis Freund gewesen war, bei dem trefflichen Bischof Stanislaus Thurzo eingeführt. Dieser, gleich seinem Bruder Johann, dem Bischof von Breslau, ein Verehrer des Erasmus und Förderer der auflebenden Wissenschaften, nahm den irrenden Ritter des Humanismus gastfreundlich in seinem Palaste auf, und beschenkte ihn beim Abschiede mit einem Pferde nebst Reisegeld, das bis Wien vorhielt, wozu der Propst einen goldenen Ring mit einem kostbaren Edelsteine fügte [1]).

In Wien hatte der Humanismus besonders durch Konrad Celtis, der, im Jahre 1497 von Kaiser Maximilian berufen, bis zu seinem 1508 erfolgten Tode daselbst gewirkt hatte, Fuß gefaßt. Celtis war der Stifter der gelehrten Gesellschaften in Deutschland, und so lebten in Wien die Anhänger der neuen Richtung zum Theil in freien Hausgenossenschaften zusammen. Ein solches contubernium vereinigte eben damals den St. Galler Joachim von Watt (Vadianus), einen gewissen Marius (Maier) [2]) und den Erfurter Peter Eberbach. Ihnen, von denen er vielleicht den Eberbach schon früher kannte, gesellte sich nach seiner Ankunft in Wien Ulrich Hutten bei. Schon am ersten Abend erzählte er ihnen von den Abenteuern und Unfällen seiner Reisen. Sie hörten mit Theilnahme und Bewunderung zu und glaubten, einen andern Dulder Odysseus vor sich zu sehen. Unter solchen Gesprächen griff Hutten in den Busen und zog etliche Blätter heraus, die mit Versen beschrieben waren: es sei ein Gedicht auf den Kaiser Maximilian, sagte er, das er während der letzten Tage

---

1) Quelle hiefür ist Vadian's Brief an Tannstetter, Hutten's Schriften I, S. 22—24.

2) Ob es Johann oder Augustin war, die sich später in verschiedenem Sinne bekannt machten, das zu entscheiden, ist hier nicht der Ort.

unter den Beschwerlichkeiten der Reise geschrieben habe; sie mögen urtheilen, was daran sei. Den Freunden, wie sie es von den Sibyllinischen Blättern zusammenlasen, gefiel die Erfindung so gut, daß sie eine Abschrift nahmen und diese als ein Buch zusammenbinden ließen, bis nach Hutten's Abreise, zu Anfang des folgenden Jahres, Vadian sich entschloß, dasselbe in den Druck zu geben. Er widmete es dem Georg Collimitius (Tannstetter), Professor der Mathematik und Medicin und Vicekanzler der Universität, der dem jungen Dichter während seines Wiener Aufenthaltes viel Wohlwollen bewiesen hatte[1]).

Das Aufmahnungsgedicht an den Kaiser Maximilian zum Kriege gegen die Venezianer bezeichnet einen wichtigen Punkt in Hutten's Entwicklung. Von den theils persönlichen, theils literarischen Interessen, denen seine bisherige Schriftstellerei gewidmet war, wendet er sich jetzt den Angelegenheiten des Vaterlandes zu. Er fühlt und bethätigt sich nicht mehr blos als Mitglied der Gelehrtenrepublik, sondern des deutschen Volkes; statt über das Privatunrecht, das die Lötze ihm und in ihm der ganzen Poeteninnung zugefügt, zürnt er jetzt über die politische Schmach, welche Deutschland und seinem Oberhaupte von den Venezianern widerfahren ist. Maximilian, in dessen hohem aber unstätem Geiste die alte Idee des römischen Kaiserthums deutscher Nation noch einmal aufflackerte, hatte nach alter Sitte seinen bewaffneten Römerzug machen und sich zum Kaiser krönen lassen wollen: aber die Venezianer hatten ihm den Durchzug durch ihr Gebiet verweigert (1508). Er hatte sich stärker gerüstet, um zugleich überhaupt die Verhältnisse Italiens wieder im Sinne der alten Oberherrlichkeit des Reichs zu ordnen: aber nach einem Glück versprechenden Anlaufe sah er sich zurückgeschlagen. Von den Ständen des Reichs nicht gehörig unterstützt, von der treulosen italienisch-französischen Politik geäfft (man denke nur an den Wechsel der Allianzen vom Abschluß der Liga zu Cambray, 10. December 1508,

1) Ad divum Maximilianum Caes. Aug. F. B. bello in Venetos euntem Ulrici Hutteni eq. Exhortatio. Am Schlusse: Viennae Pannoniae apud Hieronymum Victorem et Joannem Singrenium. Mense Januario, Anno 1512. Zusammen mit der neuen Bearbeitung des Gedichts vom Jahr 1518, Schriften III, S. 123—158.

bis zu dem Bündniß von Blois, 24. März 1513), dazu selbst schwankend, setzte Maximilian seinen Kampf gegen die Venezianer mit vorübergehenden Erfolgen fort; aber die Hoffnung, einen Theil ihres festländischen Gebietes dem Reiche zurückzuerobern, mußte aufgegeben werden. Der reichen Republik kam es, um Ruhe zu bekommen, auf eine Anzahlung, ja auf das Versprechen einer jährlichen Abgabe an den Kaiser nicht an (1510): die Stände waren dafür, das Anerbieten anzunehmen, von dem der ritterliche Kaiser, in dieser Gesinnung auch durch Ludwig XII. von Frankreich bestärkt, für jetzt noch nichts wissen wollte.

Hier greift das Gedicht von Hutten ein. Nachdem die Venezianer — das ist der Hauptgedanke — sich im Glück übermüthig gezeigt und den Kaiser vielfach beleidigt haben, solle man ihnen jetzt, da sie den Frieden suchen, diesen nicht gewähren, da es ihnen nur um Frist, sich zu verstärken, zu thun sei. Dabei wird das Herkommen und Aufkommen der Venezianer in das gehässigste Licht gestellt: worin sich einestheils die Stimmung der Zeit gegen den lange ertragenen venezianischen Uebermuth, theils aber auch der Widerwille unsers armen Ritters gegen eine Republik reichgewordener Kaufleute ausspricht, dessen er sich, auch den deutschen Reichsstädten gegenüber, lebenslänglich nicht ganz hat entschlagen können.

Die Idee des Kaiserthums faßt der ritterliche Dichter in ihrer ganzen mittelalterlichen Höhe, doch nicht ohne die veränderten Zeiten in Betracht zu ziehen. Eigentlich und von Rechts wegen ist dem Kaiser die ganze Welt unterthan, und insofern stünde es ihm allerdings besser an, gegen die Türken zu ziehen, Asien und Aegypten zu erobern u. s. f. Doch da ihn das Geschick in engere Grenzen eingeschlossen habe, möge er immerhin das geringere Lob zu gewinnen suchen, das der Sieg über die Venezianer ihm verspreche. Dazu bedürfe er keiner fremden Hülfe: wenn die deutschen Stämme (welche sofort einzeln rühmend aufgezählt werden) zu ihm stehen, so sei er jedem Feinde gewachsen. Darum solle er sich nicht länger verhöhnen lassen, sondern endlich einmal losschlagen.

Das Gedicht, das Hutten in einem vorangeschickten Epigramm als eine Jugendarbeit bezeichnet, der hoffentlich reifere Früchte folgen werden (es selbst hat er sechs Jahre später sorgfältig um-

gearbeitet), ist zu weitschweifig und nicht ohne Wiederholungen: aber durchdrungen von Vaterlandsgefühl, und stellenweise auch der Form nach sehr gelungen. Das Bild von dem Adler (mit Anspielung auf das Reichswappen), der öfters prüfend und wie sich besinnend die Flügel entfaltet und die Klauen streckt, ehe er wirklich losbricht, ist echt poetisch; und ebenso echt rednerisch der Schluß, wo, nachdem alle Gründe für den Krieg entwickelt, und zur Verherrlichung des künftigen Siegs in Prosa und Versen bereits die Federn eines Erasmus und Crotus, Busch und Eoban bestellt sind, es zuletzt, als wäre die Ueberredung gelungen, heißt, Alles möge sich freuen:

Seht, Maximilian zieht gegen Venedig zu Feld.

Indem Hutten anfing, sich mit diesen Verhältnissen zu beschäftigen, mußte ihm der Widerspruch auffallen, welcher zwischen dem literarischen Zustande des deutschen Vaterlandes, der bis dahin sein Augenmerk gewesen war, und der politischen Stellung desselben obwaltete. Fand er in ersterer Hinsicht Deutschland in raschem Emporblühen begriffen, so war es in der andern unläugbar tief heruntergekommen; dort war Alles zu hoffen, hier Viel zu fürchten. Wie sich Hutten diesen Widerspruch damals auszugleichen suchte, zeigt uns ein Gedicht, das um jene Zeit entstanden zu sein scheint, da Vadian es seiner Ausgabe der Aufmahnung an Kaiser Maximilian beigefügt hat. Es ist das Gedicht, worin Hutten zu beweisen sucht, daß die damaligen Deutschen, mit dem Ruhm ihrer Vorfahren verglichen, noch keineswegs entartet heißen können [1]). Zu diesem Behufe macht er zuvörderst auf das geschichtliche Gesetz aufmerksam, wornach auf die Periode der kriegerischen Kraft bei einem Volke die der friedlichen Cultur zu folgen pflege. Deutschland sei jetzt in der letztern begriffen: Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbfleiß blühen, das einst unfruchtbare Land sei allenthalben trefflich angebaut; dabei die Sitten, einige Ansteckung von Italien und insbesondere von Rom

---

1) Quod Germania nec virtutibus nec ducibus ab primoribus degeneraverit, Heroicum. Später umgearbeitet unter dem Titel: Quod ab illa antiquitus Germanorum claritudine nondum degenerarint nostrates, Ulr. de Hutten eq. Heroicum. Beide Redactionen zur Vergleichung zusammengedruckt, Schriften III, S. 331—340.

aus abgerechnet, noch rein und unverdorben. Die vorangegangene deutsche Kraftperiode aber sei mindestens sehr einseitig gewesen. Müssen doch die bildungseifrigen Enkel die Großthaten ihrer Vorfahren aus fremden (römischen) Geschichtschreibern zusammenlesen, da unsre kriegerischen Alten wohl Thaten zu thun, aber nicht zu beschreiben verstanden haben. Verstünden nun die jetzigen Deutschen nur, fremde Thaten zu beschreiben, ohne selbst etwas Großes thun zu können, so wäre das freilich nur die umgekehrte Einseitigkeit. So schlimm jedoch stehe es mit ihnen noch lange nicht. Wären sie, bei aller ihrer Bildung, nicht noch immer ein kriegerisches Volk, warum denn Niemand wage, sie innerhalb ihrer Gränzen anzugreifen? warum sich alle Nationen um die Deutschen als Kriegslehrmeister und Mitkämpfer bewerben? Und ein Zeichen von Herunterkommen, von Erschlaffung, sei es doch auch gewiß nicht, daß während dieser letzten Zeit die Deutschen zwei Erfindungen gemacht haben, denen weder das Alterthum noch das jetzige Italien etwas an die Seite zu setzen habe: die des Schießpulvers und des Bücherdrucks.

Noch ein kleines Gedicht fügte Vadian seiner Ausgabe der Aufmahnung an Maximilian bei: Hutten's Gruß an Wien bei seinem Eintritt in diese Stadt[1]). Daß er, nachdem er unter mancherlei Gefahren beinahe ganz Deutschland durchwandert, erst jetzt nach Wien komme, möge ihm dieses nicht übel nehmen; hätte es von ihm abgehangen, würde er gerne vor Allem Wien besucht haben. Allein das Schicksal, dessen Rufe er folgen müsse, habe ihn zum Wandern und Dulden bestimmt. Um so wohler werde ihm jetzt die Erholung in Wien thun, wo er endlich Ruhe und gute Tage zu finden hoffe.

Daß Hutten in Wien einen längern Aufenthalt beabsichtigt habe, was in diesen Worten deutlich liegt, würde auch aus einer Erzählung in den Briefen der Dunkelmänner erhellen, wenn diese, wie sehr wahrscheinlich, auf ihn bezogen werden dürfte[2]). Hier

---

1) Hutteni Viennam intrantis carmen, datirt Ex contubernio Vadiani, Marii et Aperbacchi. Schriften III, S. 159f.

2) Epist. obscurorum virorum, I, 14. Bei Böcking, U. Hutteni Operum Supplementum I, S. 22, und dazu Böcking's Erläuterungen, Suppl. II, S. 388f., 554f.

erinnert sich nämlich der M. Johann Krabacius aus Nürnberg, zur Zeit als er in Wien gewesen, sei einmal ein Gesell aus Mähren gekommen, von dem es geheißen, er sei ein Poet, auch habe er Verse geschrieben und über die Verskunst lesen wollen, und doch sei er weder Baccalaureus noch Magister, überhaupt nicht graduirt gewesen. Der damalige Rector, Magister noster Heckmann, aus Franken, ein eifriger Mann und Feind aller Poeten, habe Einsprache gethan; aber der Gesell sei so anmaßend gewesen, daß er sich daran nicht gekehrt habe. Nun habe der Rector den Studenten verboten, die Lectionen des Poeten zu besuchen. Da sei der Gesell ihm auf's Zimmer gestiegen, habe ihm übermüthige Reden gegeben und ihn sogar geduzt. Der Mensch sei dahergekommen wie ein Krieger, mit einem Hut auf dem Kopf und einem langen Messer an der Seite. Der Rector habe nach den Stadtknechten geschickt, um ihn in's Carcer führen zu lassen; aber Bekannte, die derselbe in der Stadt gehabt, haben sich in's Mittel geschlagen. Wirklich war Johann Heckmann eben im J. 1511 Rector der Wiener Universität; in dem Gesellen aber, der aus Mähren kommt, metra macht und über die artem metrificandi lesen will, ohne graduirt zu sein, daherkommt wie einer, der in den Krieg ziehen will, und den Rector duzt, glauben wir unsern Hutten nicht zu verkennen.

Ob diese Schwierigkeiten, die sich seiner akademischen Thätigkeit entgegenstellten, oder was sonst seinen Aufenthalt in Wien abkürzte: genug, schon im Spätherbst 1511 verschwindet Hutten aus dieser Stadt[1]), und im Frühling des nächsten Jahres erscheint er in Italien.

1) Vgl. mit dem oben S. 56 angeführten Briefe Vadian's den Brief Peter Eberbach's vom 5. Oct. 1511, in Hutten's Schriften I, S. 22.

Viertes Kapitel.

Erster Aufenthalt in Italien und Rückkehr nach Deutschland.

1512—1513.

Als ächtes Mitglied des Humanistenordens hätte sich Hutten kaum betrachten dürfen, ohne nach dem Beispiele so vieler Vorgänger die Wallfahrt in das Heimathland des Humanismus gemacht zu haben; wo überdieß auch für das Rechtsstudium, zu welchem ihn der Vater drängte, die meiste Förderung zu finden war.

Ueber den Weg, den Hutten nahm, ist nichts bekannt; aber um die Mitte des April traf er in Pavia ein, wo er in der That, des Vaters Wunsche sich fügend, das Rechtsstudium in Angriff nahm. Er hörte Vorlesungen bei dem berühmten Rechtsgelehrten Jason Mainus; doch nahm er daneben auch im Griechischen Unterricht, wobei er den Augsburger Aegidius Rem zum Mitschüler hatte. Aber mit seiner Gesundheit stand es übel: er hinkte, da in Folge seiner Krankheit die Beine durch Geschwüre und Auswüchse schmerzhaft, und besonders das linke beinahe unbrauchbar geworden war. Noch hielten die Franzosen die Lombardei; aber wenige Tage vor Hutten's Ankunft war in der mörderischen Schlacht bei Ravenna der französische Feldherr, Gaston de Foix, siegreich, doch unersetzlich, gefallen (11. April 1512): und nun drangen, vom Papste gerufen und vom Kaiser zugelassen, 20,000 Schweizer in das Land. Im Juli, als Hutten kaum ein Vierteljahr seinen Studien obgelegen hatte, rückten sie vor Pavia. Die Franzosen suchten es zu behaupten und hielten den jungen Ritter, der ihnen jetzt, als Unterthan des Kaisers, verdächtig sein mochte,

drei ganze Tage in einem engen Gemache belagert. Noch dazu am Fieber leidend, hielt er sich für einen verlorenen Mann. Da dichtete er sich die

Grabschrift:

Der, zum Jammer gezeugt, ein unglückseliges Leben
Lebte, von Uebeln zu Land, Uebeln zu Wasser verfolgt,
Hier liegt Hutten's Gebein. Ihm, der nichts Arges verschuldet,
Wurde von gallischem Schwert grausam das Leben geraubt.
War vom Geschick ihm bestimmt, nur Unglücksjahre zu schauen,
Ach, dann war es erwünscht, daß er so zeitig erlag.
Er, von Gefahren umringt, wich nicht vom Dienste der Musen,
Und so gut er's vermocht, sprach er im Liede sich aus[1]).

Endlich mußten die Franzosen die Stadt räumen, die Schweizer drangen ein, aber Hutten's Lage wurde darum nicht besser. Die Schweizer, die in ihm einen Mitkämpfer der Franzosen sahen, plünderten ihn aus und schleppten ihn elend herum, bis es ihm endlich gelang, sich mit dem Verlust eines Theils von dem Wenigen, das ihm noch geblieben war, loszukaufen. In Pavia, wo nun Getümmel und Blutvergießen, Hunger und Pest wütheten, war für ihn kein längeres Bleiben: so wanderte er noch im Juli nach Bologna, wo er einen schönen Kreis von Gelehrten fand. Aber er brauchte den Arzt, und der Rest seiner Mittel war bald erschöpft.

Das Bisherige ist der betrübte Inhalt eines gemüthlichen, ja mitunter launigen Schreibens aus Bologna vom 21. August an den wittenberger Gastfreund Balthasar Fachus. Daß Hutten ihm kurz schreibe, geschehe nicht, als ob er auch von dem Freunde nur einen kurzen Brief haben wollte, sondern lediglich, weil die Ueberbringer sich beschwert meinen, wenn man ihnen große Briefe mitgebe. Im Gegentheil solle Fachus ihm recht ausführlich über Alles schreiben, wovon er denken könne, daß es ihn interessiren werde. Was ihn betreffe, so ahme er immer noch den Vulcan nach, und zwar noch bedeutend ärger, als wie der Freund ihn kürzlich gesehen; er wisse nicht, solle er es dem Schicksal, oder

---

1) So in dem gleich anzuführenden Briefe an Fachus, Schriften I, S. 26. Vermehrt, aber, wie dieß mit dergleichen Sachen so gerne geht, nicht verbessert, in Hutten's Epigrammen an Kaiser Max, Schriften III, S. 225, Nr. 47.

vielmehr seiner Unvorsichtigkeit zuschreiben, da er sich im zarten Alter zu wenig geschont habe. Dennoch wünsche er sich Glück, auf dem Wege zu den schönen Wissenschaften so Manches gefunden zu haben, was er am wenigsten gesucht. Wie es denn nun aber dem Freunde gehe? Ob er sich entschlossen habe, ein Weib oder die Tonsur zu nehmen? oder ob er, nach seiner gewöhnlichen Antwort, eben Fachus bleibe? Hierauf folgt die bereits mitgetheilte Erzählung von Hutten's Erlebnissen in Italien; dann der Schluß, daß er nun bald in Bologna von dem Freunde einen Brief, doch nicht blos von drei oder vier Worten, wie derselbe an gewöhnliche Bekannte zu schreiben pflege, zu erhalten hoffe.

Die Briefe Hutten's (von denen dieß eigentlich der erste ist, der uns begegnet; das Bisherige waren Dedicationen) bilden einen wesentlichen und höchst schätzbaren Theil seiner literarischen Hervorbringungen. Durchaus sind es wirkliche Briefe; niemals, wie so oft die Erasmischen, bisweilen auch die Mutianischen, bloße Stilübungen oder Gelehrsamkeitsproben. An Gemüth und Laune stehen sie den Eobanischen nahe, vor denen sie aber, je weiter wir im Leben Hutten's vorrücken, um so mehr das Gepräge seiner drängenden Thatkraft und fortreißenden Ueberredungsgabe voraus haben werden.

Um diese Zeit kam Matthäus Lang, Bischof von Gurk und einer der vertrautesten Räthe des Kaisers, als dessen Gesandter an den Papst Julius II., der den Frieden mit Venedig vermitteln wollte, durch Bologna. Die Italiener, in ihrer Art, überhäuften den vermeinten Friedensboten mit Reden und Gedichten. Da wollten die Deutschen in der Stadt den Schein nicht haben, als wäre unter ihnen keiner im Stande, etwas Aehnliches zu machen, und forderten daher Hutten auf, etwas zu diesem Zwecke zu schreiben. Hutten verstand sich dazu und verfaßte ein Lobgedicht, das nun abgeschrieben und prächtig gebunden dem kaiserlichen Gesandten überreicht wurde. Der jedoch nahm es mit einer Gleichgültigkeit auf, die dem jungen Poeten sehr empfindlich war. Dennoch machte er den Versuch, auf gewichtige Empfehlungen gestützt, unter das Gefolge des Bischofs (den gleich darauf der Papst zum Cardinal creirte) aufgenommen zu werden: vergebens. Der Bischof that, als bemerkte er ihn nicht, wenn er ihm in Bologna begegnete; da doch der bloße Aufzug des armen

Musensohns eine dringende Mahnung an den hochstehenden Mann war, für die empfangene Huldigung sich erkenntlich zu zeigen. Diese Vernachlässigung hat Hutten dem Cardinal Lang zeitlebens nicht vergessen.

Der äußerste Mangel nöthigte Hutten endlich, Kriegsdienste zu nehmen; obwohl ihm auch dadurch nur nothdürftig geholfen wurde. Eine traurige Störung seiner Studien, überdieß bei seiner andauernden Krankheit, besonders dem Leiden am Fuße, ein Leben voll Qual: aber der geniale Mensch kann in keine Lage kommen (sie müßte denn seine Thätigkeit völlig aufheben), aus der er nicht für sich und die Welt Früchte zu gewinnen wüßte. So gewann Hutten und gewann die Nachwelt, ich will nicht sagen aus seinem Kriegsdienst, aber doch aus dem Kriegsgetümmel, in das sein italienischer Aufenthalt hineinfiel, eines seiner frischesten, reizendsten Werke: sein Buch Epigramme an den Kaiser Maximilian [1]). Sie sind, wie er selbst in dem später geschriebenen Vorworte sagt, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten entstanden, veranlaßt durch Vorgänge, deren einige er miterlebte, andere von dritten Personen erfuhr; ein Theil erscheint als gleichartig und wohl auch gleichzeitig mit dem noch in Deutschland entstandenen Aufmahnungsgedicht an Maximilian; ein anderer mag in Pavia und Bologna vor, während und nach Hutten's Kriegerleben gedichtet worden sein; ja einzelne Stücke sind erst während seines zweiten italienischen Aufenthalts hinzugefügt worden. So folgt das Büchlein dem wechselnden Gange des sich hinziehenden Kriegs, und bringt uns Siege und Niederlagen, Hoffnung und Furcht, Gewinn und Verlust von Städten und Landschaften, die Knüpfung und Lösung von Bündnissen, zur lebendigsten Anschauung.

Nach zwei Einleitungsgedichten über das Buch und den Dichter wendet sich dieser dazu, die lange Unthätigkeit der deutschen Kaisermacht zu entschuldigen und als bloßen Schein, als Vorbereitung auf künftige Thaten, darzustellen.

1) Ulrichi de Hutten eq. Germ. ad Caesarem Maximilianum Epigrammatum liber unus. Schriften III, S. 205—268. Das Vorwort an den Kaiser, I, S. 234 f.

Von dem Adler.

Seht den gewaltigen Aar, der jetzt unblutig und friedsam
Tag' und Jahre sich halb schlafend in Ruhe gewiegt.
Aber es greif' ihn einer nur an und störe die Rast ihm:
Sterben will ich, wofern der sich nicht übel gethan.
Nimmer ist dieß ja ein Schlaf, aus dem kein Erwachen es gäbe;
Oft schon hat er, gereizt, auf aus der Ruh' sich gerafft;
Und wenn kühn er vom Boden sich schwingt in die offenen Lüfte,
Wehe, wie breitet er dann Schrecken und Furcht um sich her!

Maximilian allerdings ist mehr als so mancher seiner kriegsgewaltigen Vorgänger mit menschlichen friedlichen Tugenden geziert; doch ist seine Friedensliebe nur Langmuth, nicht Mangel an Muth, wie sein endliches Losbrechen beweist.

Sofort werden wir vor Padua, mitten in den Kampf geführt. Die Venezianer drinnen, die Kaiserlichen außen; Hutten, dem es leid ist, daß sein Fußübel ihn zur Theilnahme am Kampfe unfähig macht, gibt erst scherzhaft vor, nur als wißbegieriger Reisender, nicht als Krieger gekommen zu sein, dann aber wünscht er sich den Tod. Ein andermal übrigens, als er den Mauern zu nahe gekommen ist, und die Geschosse der Belagerten um ihn schwirren, zieht er sich doch, so schnell es mit dem lahmen Fuße gehen will, zurück. Ueber eine kleine Schlappe, die sie den Kaiserlichen beigebracht, frohlocken die Venezianer zu früh; bald wird sich der Adler wieder erheben. Bei Cremona hat er den Fröschen übel mitgespielt:

Vom Kaiser und den Venezianern.

Jüngsthin wagte der Frosch sich hervor aus den Sümpfen Venedigs,
Und auf dem trockenen Land quakt' er: Der Boden ist mein!
Doch ihn erspähte der Vogel des Zeus von erhabener Warte,
Packt mit den Krallen und wirft derb in den Pfuhl ihn zurück.

Was, wie verschiedene andere dieser Epigramme, in der Originalausgabe durch einen ergetzlichen Holzschnitt illustrirt wird. Allgemein ist Venedigs grausame, räuberische Herrschaft verhaßt. Sein Feldherr Bartolommeo d'Alviano ein Muster von Treu- und Gottlosigkeit. Dagegen wird dem deutschen Feldhauptmann Jakob von Ems, der in der blutigen Schlacht bei Ravenna fiel, ein Ehrendenkmal gesetzt, auch die Tapferkeit des jungen sächsischen Edeln, Joachim von Maltzan, mit dem sich Hutten damals be-

freundete, in zwei Epigrammen gepriesen. Dem stolzen Venedig wird's noch schlimmer ergehen als Troja und Babylon, Karthago und Korinth. Die Wandlung von Venedigs Glück und die Wandelbarkeit des Glücks überhaupt ist das Thema einer Reihe von Epigrammen.

Hierauf wendet sich der Dichter mehr gegen die Franzosen, welche, beim Beginne des Kriegs die Bundesgenossen des Kaisers, ihm zuletzt als Feinde gegenüberstanden. Schon bald von Anfang war ein Epigramm eingestreut, das in merkwürdigem Beispiele zeigt, wie Nationen über Jahrhunderte hinüber gewisse Eigenschaften beibehalten.

Auf die Franzosen, als sie dem Kaiser die Flucht andichteten.

Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm.
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Kaiser indeß Thaten um Thaten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,
Während mit Siegergewalt er dich im Nacken bedrängt.

Der Hochmuth des Hahns, der sich über den Adler dünke, aber einst noch berupft heimkehren werde, wird in verschiedenen Wendungen verspottet. Auch hier folgen die Epigramme den Schwankungen des Kriegsglücks. Die Franzosen haben Mailand; werden zurückgeschlagen; unter gräulichem Unwetter räumen sie die Lombardei. Hier findet sich ein Epigramm, das man gestern gedichtet glauben könnte.

Auf des Hahns Flucht aus Italien.

Warum flieht mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder
Jetzo der Hahn, noch jüngst Schrecken der Vögel umher?
Darum, weil er dem Frieden den Streit vorzog und den Kriegslärm,
Ueber den Adler hinaus keck sich zu schwingen bedacht.
Doch der merkte den Trug, und nachdem schon viel er ertragen,
Setzt' er sich, endlich ergrimmt, scharf mit den Krallen zur Wehr.
Wer den, der ihm ein Freund sein wollte, sich lieber zum Feind macht,
Geht's dem schlecht, so bezeugt jeder: ihm ward nur sein Recht.

Mittlerweile erlebt man das Ueberraschende, daß Hahn und Frosch (oder Löwe, d. h. Venedig), die sich bis dahin tödtlich bekämpft hatten, gegen den Adler sich verbünden (März 1513). Aber die

Verbindung ist zu unnatürlich und der Gegner zu gewaltig, als daß sie sich günstigen Erfolg versprechen dürfte.

Die Bewerber um die Herrschaft über Italien.

Drei umwerben mich jetzt (Italia klagt's dem Apollo),
Widrige Freier zumal: Venedig, der Deutsche, der Franke;
Der voll Trug, der Andre voll Wein, der Dritte voll Hochmuth.
Muß es denn sein, so bedenke mich doch mit erträglichem Joche. —
Stets treulos, erwiedert der Gott, ist Venedig; der Franke
Stets hochmüthig; der Deutsche nicht immer betrunken: so wähle!

Das Merkwürdigste für Hutten's weitere Entwicklung ist nun aber, daß gegen den Schluß die Epigramme sich wider den Papst richten. Noch im Jahre vor Hutten's Ankunft in Italien war Papst Julius II. als Krieger in jenen Gegenden gewesen, hatte die Belagerung von Mirandola persönlich geleitet, und war in die eroberte Stadt mit dem Schwert in der Hand auf einer Sturmleiter eingestiegen. Er war, wenn auch nicht der einzige Urheber, doch der Lenker der Kriege jener Zeit: der Widerspruch zwischen der geistlichen Bestimmung und der weltlichen Stellung des Papstthums war nie greller hervorgetreten. Daß Hutten dem Schauplatze der durch ihn erregten Kriege so nahe kam, deren verheerende Folgen aus unmittelbarer Erfahrung kennen lernte, war von großer Wichtigkeit. Julius II. und sein Wirken war es, wodurch ihm über das Papstthum überhaupt die Augen geöffnet wurden. Statt eines Hirten ein Wolf, statt der Schlüssel Petri mit dem Schwerte Pauli bewaffnet, aber nicht, um, wie der Apostel, davon zu fallen, sondern Andere damit zu fällen. Nun wendet sich aber Hutten auch gegen die Sitten des Papstes, gegen seinen Ablaß- und Bullenhandel, die Ausbeutung Deutschlands von Seiten des päpstlichen Hofs. Er, der sich in Stahl hüllt — so beschreibt er ihn — durch Bart und Haar schrecklich anzusehen, mit dem wilden Auge unter der trotzigen Stirn, mit furchtbar drohender Miene, der mit Schwert und Geschoß zu Land und zu Wasser die Völker mordet und die Fürsten in Kriege verwickelt; er, das Verderben der Welt, die Pest des Menschengeschlechts, dessen Arbeit Tod, dessen Erholung die schändlichste Ausschweifung ist; er, in allen Stücken Christo und Petro unähnlich: was thut oder was hat er noch, das des päpstlichen Namens würdig wäre?

Von Julius' Ablaß.

Wie doch die gläubige Welt der Krämer Julius anführt,
Welcher den Himmel verkauft, den er doch selbst nicht besitzt.
Biete mir feil, was du hast! Wie schamlos ist's, zu verkaufen,
Was, o Julius, dir eben am meisten gebricht.
Kämen die Riesen zurück: um Jupiter wär' es geschehen;
Julius gäbe fürwahr ihnen zu Kauf den Olymp.
Aber so lang' im Himmel ein Anderer herrschet und donnert,
Stell' ich um himmlisches Gut nimmer als Käufer mich ein.

Von demselben.

Dreimal hab' ich mir nun die Freuden des ewigen Lebens,
Und was weiter ich kaum wagte zu hoffen, erkauft.
Dreifach hab' ich dafür den Schein mit dem Namen empfangen,
Und mit dem Siegel in Wachs: aber nur Namen und Schein.
Dreifach war ich ein Thor: denn wer mag hoffen, zu kaufen,
Was, wer's etwa besitzt, sicher verkaufen nicht mag;
Wollt' er jedoch, so könnt' er es nicht verkaufen. Der Himmel
Steht um den einzigen Preis redlichen Wandels zu Kauf.
Dann wie lächerlich auch, als bedürfte das himmlische Leben
Irdischer Zeugen, dafür Siegel verlangen und Brief!

Auch eine Satire auf die Zeiten von Julius, die mit den Epigrammen erst 1519 erschien, ist wohl im Zusammenhange mit denselben entstanden [1]).

Wie? der menschliche Geist, ein Funke des göttlichen Lichtes,
Von Gott selber ein Theil, läßt so durch Wahn sich verblenden?
So sich verfinstern? Kein höherer Strahl zerstreute den Irrthum?
Julius, dieser Bandit, den sämmtliche Laster beflecken,
Er verschlösse den Himmel nach Willkür diesem, und schlösse
Jenem ihn auf? Sein Wink beseligte oder verdammte?
. . . .
Muth, Landsleute, gefaßt! Ermannen wir uns zu dem Glauben,
Daß wir das göttliche Reich durch redliches Leben erwerben;
Daß nur eigenes Thun, und nimmer der heiligste Vater,
Heilig uns macht; daß Tugend allein den Himmel uns aufschließt,
Nicht der Schlüssel Gewalt, mit denen der römische Gaukler,
Klappert, und so das Volk, das arme, betrogne, sich nachzieht.

Auch Andern war an diesem Julius, dessen kriegerische Herrschergröße ihm von solchen, die ihn an seiner kirchlichen Be-

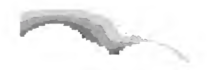
1) In tempora Julii Satyra. Schriften III, S. 269 f.

stimmung maßen, nicht gutgeschrieben werden konnte, ein gefährliches Licht aufgegangen. Angeblich noch zu seinen Lebzeiten erschien in Deutschland ein Gebet für ihn[1]). Christus, der ja durch seine Allmacht aus einem Teufel einen Engel des Lichts schaffen könne, möge den Papst Julius aus dem Unreinsten seinem Titel gemäß in einen Allerheiligsten, aus einem Tyrannen in einen Vater verwandeln; möge geben, daß er hinfort nur noch vom h. Geiste trunken sei, nur noch dessen, was schändlich, sich schäme, nichts mehr als das Himmlische liebe u. s. f. Offen aber brach, nachdem Julius am 21. Februar 1513 gestorben war, die Satire gegen ihn los. Hutten widmete dem Hirten, der ein Wolf, dem Bullenhändler, der selbst nur eine Blase (bulla) gewesen, eine Grabschrift[2]). Ein Todtengespräch[3]) führte den Verstorbenen in Begleitung seines Genius vor die Himmelspforte. Er will aufschließen; aber er hat nur den Schlüssel zur Geldtruhe, nicht den zum Himmelsthore bei sich. Auf sein Klopfen und Lärmen erscheint Petrus. Die Ansprüche seines vorgeblichen Nachfolgers imponiren ihm so wenig, als dessen Aussehen, Anzug und Begleitung ihm gefallen. Mit Selbstgefühl zählt Julius seine Thaten her; wobei der ganze Contrast dessen, was Papst und Kirche damals in der Wirklichkeit waren, mit ihrer ursprünglichen Bestimmung zur Anschauung kommt. Da hienach Petrus sich nur um so weniger zur Oeffnung der Pforte herbeiläßt, so erklärt Julius den Himmel in Belagerungsstand und hofft, ihn mit Hülfe der 60,000 Kriegerseelen, welche aus den von ihm erregten Kriegen in der nächsten Zeit herüberkommen werden, in kurzem zu erobern. Der ausgesperrte Julius machte Luthern Freude, und Erasmus wurde, zu seinem großen Verdruß, für den Verfasser gehalten. Auch Hutten hat man das Gespräch sammt dem Gebete für Julius zugeschrieben. Allein beide Stücke haben eine glättere, gelindere Rhetorik, als Hutten's Schriften ähnlicher Art.

1) Oratio ad Christum O. M. pro Julio II, Ligure P. M. a quodam bene docto et Christiano perscripta. Abgedruckt in Hutten's Schriften IV, S. 459—464.

2) Julii II. Liguris P. M. Epitaphium Hutteno auctore. Schriften III, S. 270.

3) F. A. F. Poetae Regii libellus de obitu Julii P. M. Anno Dni. 1513. In Hutten's Schriften IV, S. 421—457.



Und auf dem Titel des Dialogs ist der wahrscheinliche Verfasser angedeutet: nämlich Faustus Andrelinus aus Forli, ein Dichter, der unter dem Schutze Ludwig's XII. von Frankreich stand; wie denn auch die Polemik des Gesprächs gegen Julius mehr vom französischen als vom deutschen Standpunkte ausgeht.

Im Jahre 1513, vermuthlich noch während Hutten's Aufenthalt in Italien, erschien auch, so viel wir wissen zum erstenmal, eine Dichtung von ihm unter dem Titel: Der brave Mann[1]), begleitet von einem seltsamen allegorischen Bilde, dessen Auslegung das Gedicht ist. Das Bild stellt einen Mann vor, dessen mit weiten Ohren versehener Kopf auf einem langen gewundenen Schlangen- oder Schwanenhalse sitzt: das soll bedeuten, daß der brave Mann lieber hört als redet. Aus seinem Munde geht ein Lilienzweig und ein Schwert: jener die wohlthätigen Wirkungen seiner Rede, dieses die gerechte Strenge anzudeuten, die er, wo gute Worte nicht fruchten, in Anwendung bringt. Vorn auf der Brust sitzt ihm ein Löwenkopf, das Sinnbild des Muthes; der eine Fuß ist eine Bärentatze, das Zeichen der Beständigkeit; die rechte Hand hält einen geschlossenen Beutel, während die linke Geld ausstreut: d. h. Sparsamkeit und Freigebigkeit, jede zur rechten Zeit. Neben diesen allegorischen Zügen erinnert das Gedicht durch seine moralischen Gemeinsprüche an das Jugendgedicht von der Tugend, und wenn wir auf dem Titel den Beisatz adolescens erwägen, der sich seit jener Zeit auf Hutten's Schriften nicht mehr findet (er war ja auch im Jahre 1513 bereits 25 Jahre alt), so wird es wahrscheinlich, daß wir hier eine Reliquie aus früheren Tagen vor uns haben, welche die erfurter Freunde damals zum Drucke beförderten.

Noch etwas vorher war der Niemand zum erstenmal im Druck erschienen[2]): wir wissen nicht, ob dieser glückliche Wurf dem Dichter noch in Deutschland, oder während seines Aufenthalts in Italien gelungen ist. Daß es ein solcher war, wußte Hutten wohl: daher nahm er die Arbeit später wieder auf, und ließ sie in erweiterter Gestalt noch einmal erscheinen. Wir sparen

1) Ulrici Hutteni, ex equestri ordine adolescentis, carmen emunctissimum . . Vir bonus. 1513. Schriften III, S. 11—17.

2) Erste Ausgabe: Ulrici Hutteni Nemo. Mit der späteren Umarbeitung zusammengedruckt, Schriften III, S. 107—118.

ein Mehreres über dieselbe bis dahin auf, um vorerst mit Hutten nach Deutschland zurückzukehren.

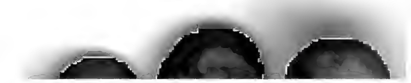
Genaueres wissen wir über diese Rückreise nicht, außer daß wir sie mit überwiegender Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1513 setzen können. Vom letzten Tage dieses Jahres haben wir ein Schreiben Hutten's an einen deutschen Fürsten, vielleicht Albrecht von Brandenburg, ohne Ortsangabe, doch dem Inhalte nach nicht fern von dem Aufenthaltsorte des Fürsten geschrieben; außerdem zwei Billete an Ulrich's Vetter Dietrich von Hutten, in Betreff der Ortsbestimmung von der gleichen Beschaffenheit, das eine geschrieben Mittwoch nach Urbanus (= 25. Mai) ohne lesbares Jahr, das andere Dienstag nach Invocavit anno xcXiij, das wäre den 16. Februar 1513 [1]). Ob wir nun auf dieses einzige Schriftstück, wo doch möglicherweise ein Schreib- oder Lesefehler im Spiele sein könnte, die Voraussetzung bauen dürfen, Hutten sei schon im Winter 1512 auf 13 aus Italien zurückgekehrt, will mir doch zweifelhaft vorkommen. Aber auf Steckelberg als Aufenthalt Ulrich's scheinen die beiden zuletztgenannten Zettel hinzuweisen, der darin in Familien- und Ritterschaftsangelegenheiten thätig erscheint. Im Uebrigen schilderte er später die Aufnahme, die er bei seiner Rückkehr in der Familie gefunden, als eine keineswegs erfreuliche. Statt nach der vieljährigen Abwesenheit, den weiten Reisen und zahllosen Beschwerden, die er erduldet, den Zurückkehrenden freundlich in der Heimath willkommen zu heißen, haben ihn mit wenigen Ausnahmen, unter die wir jedenfalls seine gute Mutter werden zählen dürfen, seine Angehörigen wie den verlorenen Sohn angesehen, der es verdiene, zu den Schweinen und Trebern verwiesen zu werden. Da er keinen Titel mitbrachte, schien er seine Zeit verloren zu haben. Auf die Frage eines Dritten, wie man den Heimgekehrten zu betiteln habe, gab einer seiner Verwandten zur Antwort, er sei noch nichts. Durch den Vorwand, daß er ja nichts gelernt habe und nichts sei, wußte man es zu beschönigen, daß man ihn bisher hatte darben lassen, und auch ferner nichts für seine Wünsche that [2]).

1) Sämmtliche drei Actenstücke bei Böcking, U. Hutteni Opp. Suppl. I Addenda, S. 3—5.

2) Hutten's Brief an Crotus vor der zweiten Ausgabe des Nemo, Schriften I, S. 176.

Doch schienen sich von einer andern Seite her günstige Aussichten zu eröffnen. Der eben genannte Markgraf Albrecht von Brandenburg, des Kurfürsten Joachim jüngerer Bruder, so eben zum Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt gewählt, war am 9. März 1514 überdieß auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden, und hatte nun den Ritter Eitelwolf vom Stein, Hutten's Beschützer schon von Fulda her, aus den brandenburgischen Diensten in die seinigen herübergezogen. Eitelwolf siedelte als kurerzbischöflicher Hofmeister, Vicedom des Rheingaus und Stadtpräfect nach Mainz über, und gedachte seine neue Stellung hauptsächlich zum Besten der wiederauflebenden Wissenschaften zu benutzen. Was ihm an der Oder mißlungen war, sollte ihm, so hoffte er, an den Ufern des Rheins, unter einem jungen Fürsten, den er selbst zum Liebhaber der neuen Richtung in der Wissenschaft hatte heranbilden helfen, gelingen. Die mainzer Hochschule, die schon seit dem Jahre 1477 als Stiftung des Erzbischofs Diether von Isenburg bestand, gedachte er in einer Weise zu reformiren, daß sie ihresgleichen in Europa suchen sollte. Die untauglichen Lehrer sollten abgeschafft, die tüchtigsten Männer von allen Seiten herangezogen werden. An Mitteln konnte es, bei Eitelwolf's Einfluß auf den freigebigen Kurfürsten, nicht fehlen; auch gedachte er sein Privatvermögen dabei nicht zu schonen. Er schwärmte für diese Idee. Mainz mit seiner Universität sollte der Sitz der gelehrten Muße seines Alters sein, wenn es ihm einst gelänge, aller Hofämter entledigt, nur den Studien und den Gelehrten zu leben. Ihm leuchtete Mutian's Beispiel vor, dessen er im Gespräche mit Bewunderung zu gedenken pflegte.

Dabei dachte er gleich von Anfang ganz besonders auch an Hutten. Ja, wenn das vorhin erwähnte Schreiben Hutten's vom letzten December 1513 wirklich an Albrecht gerichtet war, so hatte dieser, schon ehe er Erzbischof von Mainz geworden, den jungen Mann, dem er bereits während seiner Studienjahre hülfreich gewesen, in seine Dienste zu ziehen versucht. Sicher erscheint Hutten im folgenden Sommer und Herbst in Erfurt und Halle im amtlichen Auftrage des Kurfürsten thätig. Es waren ihm richterliche Functionen übertragen, wobei wir ihn, nach dem Ausdruck eines Fachmannes (Böcking), „rigid juristisch" auftreten sehen; ja



noch mehr als das, wenn wir dem freilich verworrenen Bericht einer alten erfurter Chronik glauben dürfen. Als ein gewisser Angeklagter, wird hier erzählt, ohne überwiesen werden zu können, ins Gefängniß zurückgeführt wurde, da habe der mainzische Commissär „Ulrich von Hotten" knirschend vor Wuth ausgerufen: du mußt nach Urtel und Recht sterben, und wenn du Thurmslänge hättest![1]) Zum Untersuchungsrichter in der That fehlte Hutten das geeignete Temperament, und insofern hatte er so Unrecht nicht, wenn er vom juristischen Studium nichts wissen wollte. Noch ein anderer Fall ereignete sich in demselben Sommer, wobei Hutten gleichfalls weder als Richter noch als Dichter Lorbeeren sammelte. In Halle scheint er an den Gerichtssitzungen über einen getauften Juden, Johannes Pfefferkorn, Theil genommen zu haben, die dessen martervolle Verbrennung am 1. September 1514 zum Ergebniß hatten. Der Delinquent hatte ohne Priesterweihe den Pfaffen, und außerdem den Arzt gemacht, und bekannte nun, unter der Folter natürlich, Mögliches und Unmögliches, wie man es haben wollte. Er bekannte nicht nur Kirchenraub und Hostienschändung, ärztliche Vergiftung von Christen und Schlachtung von Christenkindern, sondern auch, daß er die gestochenen Hostien bluten gesehen, und daß er sich von den Juden dafür habe bezahlen lassen, sämmtliche Bauern in den beiden Stiftern Magdeburg und Halberstadt zu vergiften. Daß Hutten diesen Menschen verurtheilen half, ist ihm am Ende weniger zu verdenken, denn nach damaligen Rechtsbegriffen hatte derselbe ohne Zweifel den Tod verdient. Aber er dichtete noch dazu über das ruchlose Leben Joh. Pfefferkorn's eine Ausrufung von 119 Hexametern, worin er Dinge wie das Bluten der Hostien u. dergl., die er unter andern Umständen als Pfaffen- und Pöbelmährchen verhöhnt haben würde, gläubig wiederholte und seinem Kurfürsten Glück wünschte, ein solches Ungeheuer aus der Welt geschafft zu haben[2]). Von dem seltsamen Spuk, zu dem die Gleichnamigkeit dieses Verbrechers mit einem andern Pfefferkorn Veranlassung gab, wird in der Folge zu sprechen sein.

---

1) S. Schriften I, S. 33.

2) In sceleratissimam Io. Pepericorni vitam Ulrici ab Hutten eq. exclamatio. Schriften III, S. 345—348. Dabei die actenmäßige Geschichte des Verhörs, S. 349—352.

In der That jedoch war es hohe Zeit, den neuangenommenen Diener in ein ihm angemesseneres Fahrwasser zu bringen. Dazu war jetzt eben die beste Gelegenheit, die auch sein einsichtsvoller Gönner sich nicht entgehen ließ. Auf den 8. November stand der feierliche Einzug des neuen Kurfürst-Erzbischofs in seine Residenz bevor, und diesen Anlaß, meinte Eitelwolf, sollte Hutten benützen, demselben eine Probe seines Talents zu geben und sich seiner Gunst zu versichern. Er veranlaßte seinen Schützling, einen Panegyricus auf das Ereigniß zu dichten, den Hutten, obwohl unter ungünstigen Umständen (von denen wir nichts Näheres wissen), doch rasch zu Stande brachte [1]). Daß er sein Gedicht nach dem Verlangen seines Gönners gleich auch drucken lassen sollte, ging ihm schwerer ein. So sehr er in der Zueignung an denselben [2]) seinen Bedenklichkeiten die Wendung gibt, als bezögen sie sich nur auf die Mangelhaftigkeit seiner Arbeit, so sieht man doch, er fürchtete zugleich den Vorwurf der Schmeichelei. Aber er hielt es für erlaubte nicht nur, sondern gebotene Politik der Vertreter einer bessern Literatur, die Großen auch durch Huldigungen, die sie weniger schon verdienten, als verdienen sollten, zu ihrer Partei herüberzuziehen. Daß einem Fürsten von der Bedeutung Albrecht's von Mainz ein Mann wie Eitelwolf zur Seite gestellt war, betrachtete Hutten als eine besondere Gunst der Götter für die Sache der Aufklärung. Besäße Deutschland viele seinesgleichen, meint er, so wäre es am Ende mit der Barbarei, und wir brauchten uns nicht mehr vor andern Nationen unserer selbst zu schämen. Seinen Standesgenossen insbesondere stellt er den gelehrten Ritter als Muster vor. Bei dieser Gelegenheit leert er über deren centaurische Sitten, ihren dummen Adelstolz und ihre brutale Verachtung aller Bildung recht sein Herz aus. Wo ein junger Adelicher von Talent sich mit liberalen Studien befasse, der werde von ihnen als ein Entarteter, seiner Ahnen Unwerther, verachtet und verspottet; wodurch schon mancher von dem bereits betretenen bessern Wege sich wieder habe abschrecken lassen. Und so unwissend und ungebildet sie seien, so

1) In laudem reverendissimi Alberthi Archepiscopi Moguntini Ulrichi de Hutten Panegyricus. Schriften III, S. 343, 353—400.

2) Ad clarissimum equitem Eytelvolfum de Lapide etc. Ulrichi de Hutten eq. in Panegyricum Praefatio. Schriften I, S. 34—37.

halten sie doch sich allein für die Stützen und die Hoffnung des Vaterlandes, und meinen, alle Geschäfte daheim und auswärts sollten ausschließlich durch ihre Hände gehen.

Das Gedicht selbst stellt im Eingange die festliche Freude der Mainzer beim Einzuge ihres neuen Fürsten dar, welchem Platz zu machen, zwei Erzbischöfe schnell hinter einander haben sterben müssen. Schon beim Ableben des alten brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles sei die trauernde Germania von Mars durch die Hinweisung auf die drei Enkel getröstet worden, welche ihr den Großvater dereinst ersetzen sollten: Joachim und unser Albrecht von Brandenburg und Kasimir von Ansbach; die sofort als Kinder, doch bereits mit den Spuren ihrer künftigen Eigenthümlichkeit, anschaulich vorgeführt werden. Zur Feier von Albrecht's Regierungsantritt nun hat der Vater Rhein sämmtliche deutsche Flußgötter zu einer Festversammlung eingeladen. Er selbst im Feierschmucke fährt auf seinem Strome dem Fürsten entgegen: von seinen Schultern wallt ein weiter köstlicher Mantel, in welchen die Nymphen die ganze deutsche Geschichte eingewoben haben. Von dieser wird nun ein Abriß gegeben, und zwar ganz im ghibellinischen Sinne: die Hohenstaufen werden hochgepriesen, das Verfahren der Päpste gegen sie, wenn auch mit Rücksicht, getadelt; daß aber Karl IV. sich vom Papst aus Rom weisen ließ, erscheint dem Dichter als das Aeußerste der Schmach. Des Rheinstroms Anrede an den neuen Kurfürsten, welche nun folgt, enthält neben den schönen Worten auch gute Lehren, die von dem fürstlichen Jüngling mit verschämtem Erröthen und erhabenen Vorsätzen aufgenommen werden. Demnächst entwirft der Dichter von Albrecht's Persönlichkeit eine Schilderung, in welcher er ihn als einen Hercules am Scheidewege die Tugend wählen läßt und den Bischöfen seiner Zeit als Muster der pflichttreuen Thätigkeit im geistlichen und Regentenberufe, der Mäßigung und Sittsamkeit, der Wohlthätigkeit und Liebe zu Kunst und Wissenschaft darstellt.

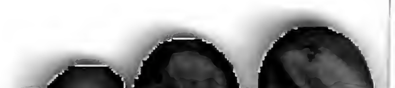
Beide, der besungene Fürst sowohl als der Edelmann, dem das Gedicht zugeeignet war, nahmen es freundlich auf. Letzterer wollte es nicht als Dank für bereits erwiesene Wohlthaten, sondern als Verpflichtung zu neuen gelten lassen; denn was er bisher für Hutten gethan, sei geschehen, um seine Freundschaft

zu gewinnen, mithin durch diese bereits vergolten gewesen. Der Kurfürst aber ließ ihm durch Eitelwolf ein Geschenk von 200 Goldgulden übergeben und bestimmte ihm eine Stelle an seinem Hofe, wenn er erst mit seiner Unterstützung die abgebrochenen Studien in Italien vollendet haben würde. Auch jetzt schon verweilte Hutten eine Zeit lang in Mainz, wo er außer Eitelwolf auch in seinem Verwandten, dem Marschalk Frowin von Hutten, einen angesehenen Gönner hatte. Beide wetteiferten gleichsam, den vielversprechenden jungen Mann sich zuzueignen. Als Frowin ihn einmal in eine Gesellschaft gelehrter Männer mit der Wendung einführte: das ist mein Ulrich! versetzte Eitelwolf: und auch der meinige. Das Verhältniß mit Letzterem war insofern das innigere, als Frowin wohl ein Gönner der Gelehrten, selbst aber ohne gelehrte Bildung war. Mit Eitelwolf dagegen konnte Ulrich vom Fache reden, und oft, wenn sie sich begegneten, und der Letztere sich scheute, dem vielbeschäftigten Staatsmanne beschwerlich zu fallen, rief dieser ihn zu sich mit den Worten: Kommt, ich will ein paar Stunden für unsere Studien stehlen. Freilich waren solche Männer Ausnahmen von der Regel. Die Herren vom Domkapitel insbesondere hielten der Mehrzahl nach auf Hunde und Falken mehr als auf Bücher, auf Geld und Wohlleben mehr als auf Gelehrsamkeit. War aber einer in Rom, wenn auch nur im Stall eines dortigen Prälaten, gewesen, so war mit einem solchen vollends nicht auszukommen. Er wollte auch in gelehrten Dingen den Kenner spielen, ohne doch etwas zu verstehen. Und Hutten konnte in dergleichen Fällen nicht wohl schweigen; was ihn jetzt wie später in manche Verdrießlichkeit verwickelte[1]).

In Mainz war es auch, wo Hutten die erste Bekanntschaft mit Erasmus machte, der im Sommer 1514 von England nach Basel und im ersten Frühling des folgenden Jahres wieder von da nach England zurückreiste, wo ihn dann Hutten in Frankfurt am Main noch einmal sprach[2]). Das war dazumal, als, wie schon früher gelegentlich erwähnt wurde, zugleich Reuchlin und Hermann von dem Busche daselbst waren, und Eitelwolf dahin

1) Diese Nachrichten s. in Hutten's Brief an Jakob Fuchs, Schriften I, S. 43—45, und an Michael von Seinsheim, S. 52—54.

2) Erasmi Spongia, in Hutten's Schriften II, S. 318. Vgl. mit dessen Briefen aus den Jahren 1514 und 15.



reiste, um den ausgezeichneten Männern ein sokratisches Gastmahl zu geben: woran ihn jedoch ein Krankheitsanfall verhinderte. Für Hutten war die Bekanntschaft mit Erasmus ein Ereigniß, wie sie es im Leben Eobans und jedes Humanisten jener Zeit war, dem sie zu Theil wurde. Galt er doch, wie er es auch war, für den Meister und das Haupt der ganzen Richtung, dem insbesondere auch Hutten, wie er selbst sich ausdrückt, eine wahrhaft religiöse Verehrung widmete. Von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und dem Zauber seiner Rede wußte dieser nach jener Zusammenkunft nicht genug zu rühmen; Reuchlin und Busch seien vor ihm verstummt [1]). Nun wurde ein Briefwechsel angeknüpft, und Meister und Jünger freuten sich einer des andern, ohne zu ahnen, wie sie einst noch so hart wider einander stoßen sollten.

Unterdessen mußte Hutten etwas für seine Gesundheit thun. Im Frühling 1515 ging er nach Ems, und es scheint sein Plan gewesen zu sein, wenn er durch den Gebrauch der warmen Quellen leidlich hergestellt wäre, unverweilt die Reise nach Italien anzutreten, wo er mit seinem Freunde Jakob Fuchs, Domherrn zu Bamberg und Würzburg, zusammenzutreffen hoffte. Aber eben in seine emser Cur fiel ein gedoppelter harter Schlag. An einem und demselben Tage des Mai erfuhr er den Tod seines Gönners Eitelwolf vom Stein und die Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg.

Eitelwolf hatte schon einige Jahre an Steinbeschwerden gelitten. Die Aerzte wußten keinen Rath als den, welchen der rastlose Mann am wenigsten befolgen mochte: sich in der Arbeit zu schonen. Er war noch nicht funfzig Jahre alt, als er unterlag. Hutten fühlte tief den Verlust eines Gönners, in dem er zugleich einen edlen und weisen Mann verehrte, und setzte ihm in dem Sendschreiben an Jakob Fuchs, dem wir schon früher die meisten Angaben über Eitelwolf entnommen haben, ein schönes Denkmal.

1) Crotus an Mutian, der übrigens diese Zusammenkunft nach Mainz verlegt. In Hutten's Schriften III, S. 544.

Fünftes Kapitel.

Hans Hutten's Ermordung durch den Herzog Ulrich von Würtemberg, und Ulrich Hutten's Agitation gegen den Herzog.

1515—1517.

Den andern Unfall, die Ermordung seines Vetters[1]), berichtete der mainzische Domherr Marquard von Hatstein an seinen Freund und „Schwager" Ulrich nach Ems. Wir erinnern uns jenes Ludwig von Hutten, dem wir oben als einem der Häupter der Familie und als Wohlthäter des von seinem Vater verstoßenen Ulrich begegnet sind. Er hatte selbst, neben einer Tochter, vier Söhne; einen der jüngern von diesen hatte er, nachdem derselbe dem Kaiser im Felde gedient, an den Hof des Herzogs Ulrich von Würtemberg gegeben, mit dem er in freundlichem Vernehmen stand, und den er bald darauf durch ein Darlehn und durch Aufbringung einer Reiterhülfe gegen den armen Konrad sich noch weiter verpflichtete. Auch den tübinger Vertrag zwischen dem Herzog und seinem Lande hatte er, als Abgesandter des Bischofs von Würzburg, vermitteln helfen.

Hans war der Liebling des alten Vaters, und kein Wunder: war er doch ein angenehmer, frischer Junge, hübsch von Gesicht und wohlgebaut von Gliedern, im Lauf und Tanz, im Ringen und Schwimmen, Reiten und Lanzenrennen der erste unter seinen

1) Die wichtigsten Quellen für den Gegenstand dieses Kapitels findet man in Böcking's Ausgabe von Hutten's Schriften I, S. 39—101. III, S. 401—412. IV, S. 1—83.

Genossen, stets wohl aufgelegt, selbst unter ernsten Geschäften. Ein junger Ritter dieser Art war für einen jungen lebenslustigen Fürsten wie Herzog Ulrich ein Fund: er machte ihn zu seinem Stallmeister; in Wald und Feld, wie daheim bei Trunk und Spiel, hatte er ihn an seiner Seite; bald waren sie unzertrennliche Gesellen. Aber sie kamen sich allzunahe, und berührten sich in einem Punkte, wo das Zusammentreffen gefährlich ist.

Das Glück des jungen Franken schien vollends gemacht, wie er die schöne Ursula Thumbin als Ehegemahl heimführte. Ihr Vater, Konrad Thumb von Neuburg, war der erste Mann am würtembergischen Hofe: für ihn hatte Herzog Ulrich das Erbmarschallamt gegründet, ihm erst zu Stuttgart ein Haus, dann aus seinen pfälzischen Eroberungen das Schloß Stettenfels mit dem Dorfe Gruppenbach verliehen. Galt der Vater beim Herzog viel, so war diesem auch die Tochter nicht gleichgültig. Schon als junger Mensch war er oft in das Haus gewandelt, das er seinem Marschalk geschenkt, und hatte sich besonders gern im Frauenzimmer aufgehalten, wo er mit der Tochter seine Scherze trieb. Auch nach seiner Verheirathung hatte er diese Besuche um so weniger eingestellt, je weniger seine stolze und zänkische Sabine, ihm von der Politik als Gemahlin aufgedrängt, thun mochte oder auch konnte, seine Neigung zu gewinnen. Nun aber war die reizende Thumbin (1514, drei Jahre nach des Herzogs Vermählung) die Frau seines Stallmeisters geworden. Das junge Ehepaar führte noch keine eigene Wirthschaft, sondern wohnte vorerst im Hause der Schwiegereltern, wohin der Herzog noch immer seinen Wandel behielt. Das war nun aber doch bedenklich. Der Herzog wurde zudringlich; der junge Ehemann machte ihm Vorstellungen: und nun vergaß sich der leidenschaftliche Fürst so weit, daß er seinem Stallmeister zu Füßen fiel und ihn mit ausgespannten Armen um Gottes willen bat, zu gestatten, daß er seine eheliche Hausfrau lieb haben möge, denn er könn', woll' und mög's nicht lassen.

Wie schwer verzeiht ein Fürst demjenigen, vor dem er sich gedemüthigt hat, um so schwerer, wenn an der Demüthigung der Stachel des Lächerlichen haftet. Was half es, sich von dem Diener Stillschweigen über diese Scene versprechen zu lassen: bald war sie Niemanden am Hofe mehr ein Geheimniß, und der Herzog

sah sich dem Spotte bloßgestellt. Einerseits konnte man es dem jungen Hutten nicht verargen, wenn er von dem Vorgefallenen da und dorthin Mittheilung machte. In seiner bedenklichen Lage brauchte er guten Rath. Um den wandte er sich an seinen erfahrenen Vater. Der meinte, das Sicherste wäre, der Sohn sagte seinen Dienst auf, ritte heim, und ließe sich die Frau dann durch den Schwiegervater nachschicken. Freilich würde das viel Nachrede geben. Ein Ausweg wäre, wenn ihm sein Schwäher ein Amt fern vom Hofe auswirken könnte, wo dann zu hoffen wäre, daß es dem Herzog „ausschwitzen" würde. Urach freilich, wohin ihn dieser als Obervogt hatte setzen wollen, war als halbe Residenz zu jenem Zwecke untauglich, und daher auch von ihm ausgeschlagen worden. Während der junge Hutten nach dem Rathe seines Schwähers, der einen Bruch zu vermeiden wünschte, noch zuzuwarten vorzog, wie der Herzog sich ferner halten würde, kam es zu Auftritten. Hans hatte, wie seine Familie nachher selbst zugestand, von der Sache, außer mit Vater und Schwiegervater, noch mit Herzog Ulrich's Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, mit dem jener nicht zum besten stand, ferner mit Brüdern, Vettern und Freunden gesprochen. Ueber solchen Verrath, wie es ihm erschien, stellte der Herzog den Diener zur Rede, und sprach von ihm bei Fürsten und Herren, Edeln und Unedeln als von einem treulosen, verrätherischen Fleischböseswicht, der, menschlich zu reden, so übel an ihm gefahren als Judas an unserm Herrn Gott. Nun fand Hans Hutten doch gerathen, den Herzog um seinen Urlaub zu bitten; aber dieser gewährte denselben nicht: würde doch Hans ohne Zweifel sein Weib mit fortgenommen haben, und überdieß hatte er sich geäußert, wenn er in Ungnaden wegkäme, wolle er Ursach sagen, daß der Herzog keines Fürsten und Ehren werth sei. Jetzt schickte der Vater Hutten seinen ältesten Sohn Ludwig zum Herzog mit der Bitte, den Bruder zu einer Familienbesprechung nach Franken reiten zu lassen. Der Herzog sagte nicht Ja und nicht Nein; nach der Behauptung der Hutten'schen hätte er Hans durch mündliche und schriftliche Einladungen zum Bleiben sicher gemacht; daß er am Abend vor der schrecklichen That ihn noch bei Tische gehabt, ist nur von der gewöhnlichen Hoftafel zu verstehen.

Auf den folgenden Tag, den 7. Mai, war ein Ritt nach

Böblingen angesetzt: und hier behaupten die Hutten'schen, Ulrich habe Hans in gnädigem Schein mitreiten heißen, da wolle er mit ihm wegen seines ferneren Bleibens handeln und ihm dann zum Besuche bei seinem Vater Urlaub geben; während der Herzog im Gegentheil behauptet, Hans sei, von ihm unaufgefordert und von Anderen gewarnt, im Trutz und Poch mitgeritten. Das Letztere hat um so weniger Wahrscheinlichkeit, da er ohne Harnisch und ohne andere Wehr als einen Degen, „auf einem kleinen unachtbaren Pferdlin" erschien, während der Herzog gepanzert und sonst wohlgerüstet war. Unterwegs schickte dieser die Begleiter voraus, hieß dann, als sie in einen Wald gekommen waren, auch seinen Diener zurückbleiben, und wendete sich nun gegen den ehemaligen Liebling, der jetzt der Gegenstand seines grimmigsten Hasses war. Ob er diesen hier, wie die Hutten'schen ihn beschuldigen, mit Roß, Harnisch und Gewehr „überrischt" und ungewarnt angegriffen habe, oder, wie er selbst versichert, ihn zuvor angeschrien, sich seines Leibes und Lebens zu wehren, macht bei dem Vortheil, den die vollständige Rüstung dem Herzog über seinen fast wehrlosen Gegner gab, nur einen geringen Unterschied. Ein ordentlicher Zweikampf war es auf keinen Fall; auch wich der Angegriffene zurück (sein Hut wurde nachher entfernt von dem Leichnam aufgefunden), und von den 7 Wunden, unter denen er fiel, waren ihm 5 von hinten beigebracht. Dem Morde fügte der Herzog noch eine Schmach bei. Er schlang dem Todten einen Gürtel um den Hals, und befestigte denselben an einen Degen, den er zu seinen Häupten in den Boden stieß. Das sollte das Hängen bedeuten, das der Entseelte durch seine Bubenstücke verdient habe. Das fürstliche Jagdgefolge fand den Leichnam; der Herzog Heinrich von Braunschweig hob ihn auf, mahnte den Bruder des Erschlagenen zu schleuniger Heimkehr, und sorgte für das Begräbniß. Die Angehörigen wünschten hernach, den Leichnam ausgraben und in der Familiengruft beisetzen zu dürfen: der Herzog verweigerte es.

Von solchem Schlage betroffen, fühlten sich die Hutten'schen als Familie und als Angehörige eines mächtigen Standes. Ein Fürst hatte einen vom Adel ermordet und beschimpft: daran entzündete sich der ganze Groll, der seit dem drohenden Anwachse der Fürstenmacht in der Ritterschaft kochte. Achtzehn Grafen und

Edle, die in des Herzogs Diensten standen, sagten ihm diese auf. Man schlug an das Schwert und griff zur Feder: zur letztern vor Allen Ulrich Hutten, den, neben dem Familien- und Standesinteresse, zugleich die schöne Gelegenheit reizte, sich schriftstellerisch hervorzuthun. Die Familie hielt alsbald eine Zusammenkunft; bei der aber Ulrich, vielleicht um seine Badecur nicht zu unterbrechen, nicht erschien. Dagegen verfaßte er, möglicherweise noch in Ems, ein Trauergedicht über den jämmerlichen Untergang seines Verwandten, und von Mainz aus erließ er sodann, unter dem 29. Juni, ein Trostschreiben an den Vater des Ermordeten [1]).

Beide Arbeiten können wir zwei Probestücke nennen, mit welchen Hutten seinen humanistischen Cursus cum laude absolvirte. Zeigt das eine, daß er seinen Cicero, Seneca und Plutarch, den Trostbrief des Servius Sulpicius an den Ersteren mit eingeschlossen, sich gründlich eingeprägt hatte: so bekundet das andere ein ebenso vertrautes Studium des Dichters, welcher den früh dahingerafften Daphnis und Marcellus besang. Dem alten Ritter Ludwig trägt der junge lateinische Vetter in einer Sprache, die der Alte nicht verstand, eine Reihe von Trostgründen vor, die zum Theil wahr und natürlich, zum Theil aber auch schulmäßig und frostig sind. Daß er durch diesen Todesfall nicht vereinsamt sei, da er noch mehr blühende Kinder um sich habe, darauf mochte der Vater mit Erfolg hingewiesen werden: wogegen die classische Erinnerung, einen Sterblichen gezeugt zu haben, die Frage, ob er denn jetzt schlimmer daran sei als vor der Geburt dieses Sohnes, wo er sich ja auch nicht gegrämt habe? wenig bei ihm verfangen haben mag. Von den Beispielen eines Priamus und Antigonus, Perikles und Xenophon, Aemilius Paulus und Q. Marcius lenkt der Trostredner denn doch noch zeitig auf den näher liegenden Vorgang des Kaisers Max bei dem Tode seines einzigen Sohnes Philipp ein. Uebereinstimmend mit dieser Manier ist auch der religiöse Standpunkt des Briefstellers der heidnische. Daß die Seelen nach dem Tode fortdauern, müssen wir zwar als

1) Ulrichi de Hutten eq. Germ. in miserabilem Joannis Hutteni gentilis sui interitum deploratio. Schriften III, S. 401—412, und Ulrichi de Hutten etc. ad Ludovichum de Hutten eq. auratum super interemptione filii consolatoria. Schriften I, S. 46—52.

Christen glauben: wenn sie aber auch zu Grunde gingen, wäre der Tod doch kein Uebel, da er mit der Empfindung auch allem Leiden ein Ende mache. Und nur dieses Letztere wird dann weiter ausgeführt. Am Schlusse wird der gebeugte Alte zu seiner Aufrichtung auch noch auf die starke bewaffnete Hülfe hingewiesen, die von Seiten seiner Standesgenossen zu seiner Verfügung stehe: obwohl bei der bekannten Gerechtigkeitsliebe des Kaisers nicht zu fürchten sei, daß sie nöthig haben werden, sich selbst mit gewaffneter Hand Genugthuung zu nehmen.

Eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Trostschreiben hat es auch mit dem Trauergedicht. Neben Gemeinplätzen und Reminiscenzen enthält es manche schöne, empfundene Stelle. Während der Mörder oder doch seine Amme herkömmlich an hyrkanischen Tigerinnen gesaugt hat, von Schlangen erzeugt und von Felsen geboren ist u. s. f., wird die Trauer der jungen Frau um den entrissenen Gatten in Bildern und Worten beschrieben, die wahrhaft rührend sind. Auch hier werden alle Franken aufgefordert, eine Unthat, die keineswegs blos die Hutten angehe, mit den Waffen zu rächen: eher werde die Seele des Ermordeten keine Ruhe haben, als bis seinen Grabhügel das Blut seines Mörders benetze.

Das Bedürfniß der Hutten'schen Familie, jetzt für Einen Mann zu stehen, und die besondere Brauchbarkeit Ulrich's, wo es neben und vor dem Schwerte der Feder bedurfte, scheint jetzt auch seinen Vater vollends umgestimmt zu haben. Im Juli reitet Ulrich in der Heimath umher, um für seinen Alten Schulden einzutreiben. Während dieser Ritte aber, und dann auf der väterlichen Burg, verfaßte er seine erste Rede gegen den Herzog von Würtemberg. Ebendamals hatten die Hutten'schen an den würtembergischen Landtag, der gerade beisammen war, ein Schreiben erlassen, worin sie diesen ersuchten, die Handlung ihres Herzogs zu bestrafen, sonst würden sie sich genöthigt sehen, die Sache überall auszubreiten und jedermänniglich um Beistand anzurufen. Diesem Gesuche nöthigenfalls gewaltsamen Nachdruck zu geben, hatten sie eine abermalige Zusammenkunft der Familie in ihren verschiedenen Zweigen nach Speier, Windsheim, Friedberg und Anspach ausgeschrieben. Ob Ulrich dabei erschien, wissen wir nicht; ebenso wenig, welchen Antheil er an der Abfassung des

Ausschreibens Ludwig Hutten's in das Reich, das zwar erst später ausgegeben, doch um diese Zeit entstanden ist, gehabt haben mag. Gewiß ist nur so viel, daß seine erste Rede gegen den Herzog nur eine rednerische Ausführung dieses Actenstückes ist. Insbesondere ist die Darstellung des Geschichtlichen, des Verhältnisses zwischen dem Herzog und Hans Hutten, in beiden Schriften die gleiche.

Man erwartete, daß Herzog Ulrich vom Kaiser vor Gericht geladen werden würde, und so componirte nun Hutten seine Rede so, wie wenn er vor Kaiser und Reich als Kläger gegen den Herzog auftreten wollte. Er entschuldigte bei einem der Freunde, an die er später Abschriften verschickte, die Unvollkommenheit seiner Arbeit damit, daß er sich im Fache der Anklagereden früher nie geübt, und nun überdieß ohne Bücher und ohne die gehörige Ruhe habe arbeiten müssen: allein daß er die Catilinarien und Verrinen und Philippiken gründlich studirt, in Saft und Blut verwandelt hatte, zeigt diese wie die folgenden Reden über denselben Gegenstand zur Genüge. Nein, um Anklagereden zu schreiben, brauchte Hutten keine Bücher. Wenn er Trostbriefe, Trauergedichte verfaßte, war er nicht in seinem Felde und arbeitete nur schulmäßig: bei der Invective half ihm der eigenste Genius, und er lieferte Werke, die sich den Vorbildern, deren Nachahmung sie nicht verläugnen, zugleich ebenbürtig zur Seite stellen. Reinheit der Sprache und der rednerischen Kunstform hat natürlich der Römer voraus: aber Geist und Redefülle, die Gabe, alle Umstände sich zu Nutze zu machen, den Feind zu schlagen, niederzuschmettern, den Hörer (oder Leser) zu rühren und fortzureißen, hat Ulrich von Hutten gegen den würtembergischen Herzog nicht minder als Cicero gegen Catilina und Clodius bewiesen.

Wir können noch genau beobachten, wie sich das Thema in Hutten's Geiste allmählig entwickelt hat. Schon in dem frühesten Briefe, den er in der Sache schrieb, an den mainzer Domherrn Marquard von Hatstein, durch welchen er die erste Nachricht von dem Vorfall erhalten hatte, sind alle Hauptpunkte seiner spätern Darstellung, doch noch in embryonischem Zustande, enthalten. Das Verbrechen neu, unerhört, gehäuft; der Ermordete unschuldig, Muster jeder Tugend: wird irgend eine Rache genügen? werden nicht die Hutten alle, nicht sämmtliche fränkische Ritter, ja

der ganze deutsche Adel, gegen den Mörder sich erheben? Und was treibt dieser jetzt? bereut er, oder nicht? Was endlich ist vom Kaiser zu hoffen? wird er strafen? wird er schonen? Dieß, neben dem Bedauern mit dem unglücklichen Vater, worin das Trauergedicht und der Trostbrief keimen, ist schon in jenem ersten Schreiben in kürzester Form enthalten. Entwickelter erscheint derselbe Inhalt hierauf in dem Briefe an Jakob Fuchs. Hier finden sich schon die Grundzüge der Geschichtserzählung; das Treiben des Verbrechers, das Verhalten des Kaisers, die öffentliche Stimmung, die Liebenswürdigkeit des Gefallenen, die Verdienste seines Vaters um den Herzog sind schon rednerischer ausgeführt: es bedarf nur noch eines Schrittes, so sind wir in der

Ersten Rede[1]). Nach einem etwas spielenden Eingange über das Mißverhältniß jedes Ausdrucks zu dem Verbrechen, das den Gegenstand seiner Rede bilden solle, nimmt Hutten erst die Theilnahme der Richter in Anspruch, indem er ihnen den greisen Vater, die trauernden Brüder, die jammernde Schwester, die verlassene Gattin des Gemordeten, hinter ihnen die ganze Hutten'sche Verwandtschaft, die gesammte fränkische Ritterschaft als gegenwärtig vor Augen stellt. Im Gegensatze dazu malt er sodann, gleichfalls wie wenn er anwesend wäre, den Verbrecher, an dessen Händen und Gesichte man noch das unschuldige Blut seines Schlachtopfers zu bemerken glaube, aus dessen jetzt noch wilden und schrecklichen Mienen abzunehmen sei, wie gräulich, wie gar keinem Menschen mehr ähnlich er bei Verübung der That selbst ausgesehen haben möge. Ja, die That, über welche hier gerichtet werden solle, sei die schrecklichste, grausamste, unmenschlichste, die, seit es Menschen gebe, verübt worden; der Angeklagte unter allen, welche die Erde trage, der verworfenste, abscheulichste, boshafteste; sein Verbrechen ein Inbegriff aller Verbrechen, mit keinem Namen vollständig und erschöpfend zu bezeichnen.

Sofort wird zur Geschichtserzählung übergegangen. Das freundliche Verhältniß des alten Ludwig Hutten zu Herzog Ulrich; die Aufopferung, welche darin lag, daß er ihm seinen liebsten Sohn überließ; dessen Wohlverhalten und treue Dienste, vom

---

1) Ulrichi de Hutten eq. Germ. in Ulrichum VVirtenpergensem oratio prima. Mit den folgenden Reden im IV. Bande der Schriften a. a. O.

Herzog selbst anerkannt; die Vertraulichkeit zwischen beiden; die weiteren Verbindlichkeiten, welche Hansen's Vater dem Herzog auferlegt; das Vertrauen, welches er auch darin zeigt, daß er dem Sohn erlaubt, aus des Herzogs Lande und Hofe ein Weib zu nehmen. Hier hat nun aber die Exposition eine seltsame Lücke. Daß der Herzog mit dieser Frau ein Verhältniß gehabt oder gesucht, und hieran das gute Vernehmen zwischen Herrn und Diener sich zerstoßen habe, davon wird kein Wort gesagt. Dieselbe Lücke finden wir in dem Ausschreiben Ludwig Hutten's. Es mochte im Interesse der Frau, deren Sache die Hutten'schen damals noch nicht von der ihrigen trennten, gerathener scheinen, von diesem kitzlichen Punkte lieber zu schweigen. Freilich wird ohne denselben alles Folgende unerklärlich. Der Redner wie der Verfasser des Ausschreibens mochten sich auf die allgemeine Kunde verlassen, aus welcher Hörer oder Leser sich die Lücke ausfüllen konnten. Auch jetzt, heißt es weiter, habe der Herzog den jungen Hutten keine Ungnade (worüber?) merken lassen. Als diesem auf des Vaters Einberufung der Urlaub verweigert worden, haben es die Seinigen als ein Zeichen von Zuneigung genommen, als ob sich der Herzog nicht von ihm trennen könnte. Auch Ludwig Hutten erlaubt sich in dem Ausschreiben diesen geschichtswidrigen Zug; während er später selbst bekannte, daß damals längst zwischen ihm und seinem Sohne über des Herzogs bedrohliche Leidenschaft Briefe gewechselt waren. Im Zusammenhange damit werden wir auch von den so lebhaft ausgemalten Zügen, wie der Herzog sich gestellt habe, als wollte er Hans mit seinem Bruder heimziehen lassen, nur solle er vorher noch ein Stück Wegs mit ihm reiten, auch möge er nur ohne Waffen kommen, es gehe ja nicht weit und der Weg sei sicher u. s. f., auch von diesen Zügen werden wir nur so viel als thatsächlich festhalten dürfen, daß in des Herzogs Benehmen nichts lag, was Hansen's Besorgniß erregt hätte. Davon abgesehen aber und als rhetorisches Kunstwerk betrachtet, ist die Darstellung, wie der Herzog den unglücklichen Jüngling durch freundliche Rede sicher und wehrlos macht, während er selbst sich insgeheim waffnet; wie er dann draußen erst die Begleiter einen nach dem andern fortschickt, hierauf, einen Ort für sein Verbrechen suchend, kreuz und quer durch die Felder reitet, endlich den wilden Wald zum sichern Mordschauplatze aus-

ersieht; hier sich von seinem Diener Sattelgurt, Sporen und Zaum fester schnallen läßt, während sein auserlesenes Schlachtopfer das Roß des Dieners halten, mithin zu seinem eigenen Morde helfen muß; dann der Mordangriff, der ungleiche Kampf, die Mißhandlungen des todten Körpers; zuletzt nach dem Morde der grausenhafte Anblick des wie von Furien gejagten Verbrechers, das Staunen der Leute seines Gefolges, als er sich wieder zu ihnen findet, bis endlich das ledige blutbespritzte Pferd des Gemordeten ihnen das Räthsel schrecklich löst: diese Darstellung ist durch Anschaulichkeit und ergreifende Gewalt ein Meisterstück der Redekunst.

Demnächst beginnt der zweite Theil der Rede, dessen Aufgabe ist, auf den Grund des dargelegten Thatbestandes die Richter zur Verurtheilung des Angeklagten zu bewegen. Das ausgezeichnete Verbrechen fordert eine ausgezeichnete Strafe: Leben um Leben; und da das Recht für Alle gleich sein muß, so darf von keiner Ausnahme, keinem Standesvorrechte die Rede sein. Neben dem Rechte aber kommt noch das Gemeinwohl in Betracht. Auch außer und vor dieser Unthat hat sich Herzog Ulrich von Würtemberg als einen gemeinschädlichen Regenten erwiesen; hat erst neulich durch seine Verschwendung einen Volksaufstand (des armen Konrad) hervorgerufen und dann mit Grausamkeit unterdrückt: die braven Schwaben verdienen, von einem solchen Wütherich befreit zu werden. Ginge ihm nun vollends seine That an Hans Hutten straflos hin, so wäre es um Ordnung und Sitte im Reiche, um den guten Namen der deutschen Nation im Auslande geschehen. Wer so etwas gethan hat, von dem ist, wofern er nicht unschädlich gemacht wird, fortan alles Schlimmste zu befürchten. Und hier ergeht sich nun der Redner in argen Hyperbeln gegen seinen Feind. Er konnte ihn schwarz genug machen, auch wenn er bei der Porträtähnlichkeit blieb, und einmal nimmt er zu solcher Charakteristik einen ganz guten Anlauf. Wenn er von Herzog Ulrich sagt, derselbe habe die Leidenschaft zur Führerin seines Lebens gewählt; stets habe bei ihm die Vernunft der Begierde weichen müssen; weder in Worten noch in Werken habe er je ein Mittelmaß eingehalten; wo er etwas angegriffen habe, sei er entweder zu weit gegangen, oder auf halbem Wege stehen geblieben; nie habe er seine Schwäche, nie die Veränderlichkeit des

Glücks bedacht, nie sich rathen lassen; seine Feinde habe er zu gering angeschlagen, seine Freunde umgebracht: mit diesen Zügen war der Herzog, wenn auch grell, doch nicht eben unwahr gezeichnet. Das war aber dem Redner nicht genug. Er stellt seinen Gegner als den Inbegriff aller Schlechtigkeit dar, als einen Feind nicht blos des ganzen menschlichen Geschlechts, sondern der Natur selbst. „Du Schandfleck des schwäbischen Namens", redet er ihn an, „ewige Schmach deines Volkes, durch Frechheit, Frevel, Wuth, Grausamkeit, Treulosigkeit, Undankbarkeit, Bosheit, Unmenschlichkeit für alle Jahrhunderte gezeichnetes Scheusal, du hast über die Grenzen menschlicher Sitte hinaus gerast. Gewetteifert hast du um jeden Gräuel. Nichts lag dir am Herzen, als wie du durch einen Inbegriff aller Verbrechen alle Bösen, die jemals gewesen, übertreffen mögest." Herzog Ulrich war ein junger Fürst, wie sie zu sein pflegen, wenn einer, wie er, mit wildem Naturell, mangelhafter Erziehung, im sechzehnten Jahre zur Regierung kommt: roh, toll, eigenwillig, rachgierig; aber ein reines Ungeheuer, wozu Hutten ihn macht, war er so wenig, als irgend ein Mensch ein solches ist; in seiner Wildheit lag doch eine Willenskraft, und, um nur an Eines zu erinnern, wie seltsam wäre es geworden, wenn unser Redner zwölf Jahre länger gelebt, und denselben Fürsten, den er durch das Schwert seines Mundes hatte verjagen helfen, nach seiner Wiederherstellung als einen überzeugten Vorfechter der Reformation, mithin in denselben Reihen gefunden hätte, in welchen zuletzt auch Hutten gestritten hatte?

Als Gegenstück zu dem Zerrbilde des Herzogs wird nun aus dem ermordeten Hans, dem wackern, fröhlichen, harmlosen Gesellen, ein Ideal der Vortrefflichkeit. Zu jeder Tugend hatte er den sichern Grund gelegt. Er war nicht blos der Erste in jedem Kampfe, sondern auch, wenn er gesiegt hatte (um mit dem Dichter zu reden) „nicht im mindsten eitel": kein Wunder, daß der Ruf eines so seltenen Jünglings, nach des Redners Versicherung, alsbald durch ganz Deutschland drang, daß Jedermann ihn sehen wollte, ein allgemeines Werben um seine Freundschaft, ein Wetteifer in seinem Lob entstand! Von höchster Wirkung ist es dann aber, wie der Redner den Schatten des Ermordeten selbst sprechen läßt: sanfte Vorwürfe gegen seinen Mörder, den er so geliebt; die Bitte an denselben, seinen Leichnam der trauernden Familie

herauszugeben; ein Lebewohl an das theure Vaterland, für das zu leben und zu sterben sein höchster Gedanke gewesen, an den Vater, die Brüder, den ganzen fränkischen und deutschen Adelstand.

Eine Bemerkung dürfen wir hier nicht unterdrücken, weil uns die Betrachtung von Hutten's größern, namentlich rednerischen Werken öfters auf dieselbe zurückführen wird: daß in diesem zweiten Theile der Rede, seit der Faden der Geschichtserzählung abgerissen ist, eine feste Disposition vermißt wird. Schon sattsam erledigte Punkte werden noch einmal aufgenommen, Beispiele, Wendungen wiederholen sich, man hat nicht immer das Gefühl, vorwärts, sondern bisweilen, im Kreise zu gehen. Es hängt dieß mit der Art zusammen, wie Hutten arbeitete. Es war immer viel Leidenschaft, viel Naturgewalt dabei. Gedanken und Worte drängten sich zu und wurden wohl im allgemeinen einem gewissen Plane dienstbar gemacht, tummelten sich aber im einzelnen mit vieler Freiheit durch einander. Hutten's Denken war ein rhetorisches, kein logisches: schwerlich hat er je nach einem vorher durchdachten Schema gearbeitet, sondern er überließ sich der Strömung seiner Empfindungen und Gedanken; so, selbst fortgerissen, riß er Andere fort. Und nie verfehlt er, zu rechter Zeit wieder einzulenken, am gehörigen Orte die nöthigen Einschnitte anzubringen, gegen den Schluß alle Kraft der Gedanken und der Worte noch einmal zusammenzufassen. So auch hier. In kurzem Ueberblicke werden noch einmal alle Hauptpunkte der Rede vorübergeführt, und auf den Grund derselben bei Kaiser und Fürsten auf die Verurtheilung des Schuldigen angetragen. Oder vielmehr, verurtheilt sei er schon, den Alles meide, Niemand mehr grüße, Niemand anrede, den Alle hassen und selbst die Niedrigsten verachten, Niemand der Verzeihung, Jedermann der Bestrafung werth halte: übrig sei nur noch, das in der That schon gefällte Verdammungsurtheil auch mit Worten auszusprechen. Was die geforderte Strafe betrifft, so deutet Hutten wiederholt die Todesstrafe an; doch zeigt er sich ein andermal nicht abgeneigt, auch mit lebenslänglichem Gefängniß sich zufrieden zu geben.

Diese Rede, wie auch die folgenden über denselben Gegenstand, ließ Hutten für jetzt noch nicht drucken, sondern er und eine Standesgenossen breiteten sie in Abschriften aus. Sie wirkten doch. Auch der Herzog erfuhr davon, und es wäre dem

Redner schlecht gegangen, wenn er in dessen Hände gefallen wäre. Aber vom Kaiser war ein ernstliches Einschreiten gegen den schuldigen Fürsten kaum zu erwarten. Man weiß, wie kümmerlich sich damals die Kaisermacht in Deutschland aufrecht erhielt. Ohne ausreichende eigene Hülfsquellen, an den guten Willen der verschiedenen Reichsstände gebunden, nun auch in auswärtige Kriege verwickelt, mußte es Maximilian's Politik sein, einen Stand durch den andern im Schach zu halten; keinen zu mächtig werden, aber auch keinen ganz fallen zu lassen; sich einzelne zu verpflichten, um sie gegen andere gebrauchen zu können. So hatte er sich diesen Ulrich eigentlich als Geschöpf herangezogen; hatte die Absetzung seines Oheims, die Ausschließung seines geistesverwirrten Vaters von der Regierung genehmigt, ihn dann vor den Jahren mündig gesprochen, seine Eroberungen im Pfälzerkrieg ihm bestätigt, endlich die eigene Nichte, Sabine von Baiern, ihm zur Ehe gegeben. Begreiflich wollte er diesen Einsatz nicht durch scharfes Einschreiten gegen einen Fürsten, auf dessen Dank er rechnete, verlieren. So nahm er denselben, als er gleich nach der an Hans Hutten verübten That zu ihm nach Augsburg geritten kam, nicht nur mit der tröstlichen Versicherung auf, ihn nicht im Stiche lassen zu wollen, sondern lud ihn auch bald nachher zu der Doppelverlobung seiner Enkel, Ferdinand und Maria, nach Wien. In der Hutten'schen Sache aber bestellte er Pfalz und Würzburg als Vermittler, einen Vergleich herbeizuführen. Es sollte eine Erklärung abgegeben werden, in welcher Hans von Hutten als unbeschuldigt und redlich anerkannt, die an ihm verübte That als ein Unfall dargestellt würde, in den der Herzog aus hitzigem Gemüth gerathen, welcher daneben dem alten Hutten zur Ergetzlichkeit seines entleibten Sohnes 10000, und zu Seelmessen 2000 Fl. zu bezahlen hätte. Wer weiß, ob sich die Hutten'schen nicht in dieser oder einer ähnlichen Weise hätten abfinden lassen, wenn nicht durch ein weiteres Mißgeschick, das den Herzog betraf, ihre Stellung eine vortheilhaftere geworden wäre.

In der Nacht des 24. November 1515 entfloh diesem seine Gemahlin, um sich in den Schutz ihrer Brüder, der Baiernherzoge, zu begeben. Das schon vorher gelockerte Eheband zwischen beiden war durch die Erschütterungen, welche die Folge der Ermordung Hans Hutten's waren, vollends zerrissen. Während

Ulrich's Abwesenheit bei den Festlichkeiten zu Wien hatte Sabine Anstalt gemacht, ihn bei dem würtembergischen Landtage zu verklagen. Der Verdacht lag nahe, daß sie mit ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm, der mit Ulrich längst entzweit war, auf dessen Absetzung hinarbeite, um selbst an die Spitze eines vormundschaftlichen Regiments für ihren halbjährigen Sohn Christoph zu treten. Nach seiner Rückkehr befahl ihr daher Ulrich, wie er behauptete, zugleich der Ersparniß wegen, ihre besondere Hofhaltung zu Urach aufzugeben und zu ihm nach Stuttgart zu kommen. Sie traute nicht (kein Wunder freilich, wenn der Befehl des Gatten, wie später ihr Oheim, der Kaiser, schrieb, bei Henken oder Stücken lautete), sondern ritt von Nürtingen aus, wo sie auf halbem Wege bei der verwittweten Herzogin Elisabeth eingekehrt und noch von Ulrich besucht worden war, mit Zurücklassung ihrer zwei Kinder bei Nacht und Nebel, im Geleite etlicher Ritter, nach Ehingen, der österreichischen Stadt, von wo sie glücklich nach Baiern entkam. Diese Flucht war nach zwei Seiten hin ein Glücksfall für die Hutten'schen: sie konnten nun hoffen, daß sich die Herzoge von Baiern mit ihnen gegen den von Würtemberg verbinden, und daß außerdem der Kaiser durch die Nichte gegen diesen verstimmt werden würde.

Auch Ulrich von Hutten versäumte nicht, diesen Zwischenfall, sobald er dazu Muße bekam (was freilich erst nach Jahresfrist der Fall war), zu einem neuen rednerischen Angriff auf den Herzog zu benutzen. Kaiser und Fürsten sehen nun (dieß ist der kurze Inhalt seiner zweiten Rede), wozu ihr Zögern führe: dem einen Frevel habe der Verbrecher bereits einen zweiten, der Ermordung des Freundes die Bedrohung des Lebens seiner Gemahlin, hinzugefügt, und so werde er fortfahren, bis sie ihn unschädlich gemacht haben. Sie werden noch so lange zuwarten, bis er an der Spitze einer Heeresmacht ihres Gerichtes spotten werde; denn bereits stehe er mit den Schweizern und mit Frankreich in Unterhandlung. Also haben sie mit ihrem Urtheilsspruch und dessen Vollstreckung sich zu beeilen. „Noch hat er sich nicht verstärkt: überfallet ihn unversehens. Er ist in die Grube gestürzt: decket ihn zu. In die Schlingen von Gesetz und Recht ist er verstrickt: haltet ihn fest, erwürget ihn. Lasset ihn nicht sich loswickeln. Gebet ihm nicht Zeit, aufzuathmen und sich zu

sammeln." Zwar sei der Verbrecher in seinem eigenen Innern schon genug gerichtet. „Denn", sagt der Redner, „so schlau er es verbergen mag, führt er doch das allerunglückseligste Leben. Kein Vertrauen, nichts als Furcht. Immer ist er in Sorgen. Alles ist ihm verdächtig. Die Freunde, wenn er solche hat, hält er für Heuchler. Er fürchtet jeden Erfolg. Bei jedem Geräusch zittert er. Nie glaubt er Vorsicht genug angewendet zu haben. Er versteckt sich unter dem Hasse der Seinigen, und unter dem Unwillen Aller tritt er hervor. Sich selbst würde er trauen, wenn er allein sein könnte. Aber auch so hat er keine Rast. Im Wachen wie im Traume folgt ihm seine Strafe. Vor seinen Augen schweben die Gestalten seiner Verbrechen. Er nagt sich im Innern, zagt nach außen. Andere verachten ihn, er selbst verzweifelt an sich. Umringt ist er von einem Heere von Schrecken. Belagert von dem täglichen Andenken seiner Uebelthaten. Die Wellen der Sorge treiben ihn um, die Brände seiner Schandthaten zehren ihn aus." Diese an dem Verbrecher sich bereits von selbst vollziehende Strafe entbinde aber die Richter ihres Amtes nicht. Ihre Aufgabe sei, ihn unschädlich zu machen, und dieß könne nur durch seine Hinrichtung geschehen. Wenn Kaiser und Fürsten zaudern, sollen die Unterthanen des Uebelthäters sich rühren. „Auf, ihr Schwaben, ergreifet die Freiheit, nach der ihr so merklich verlanget. Ihr werdet nicht einen Räuber und Meuchelmörder als Fürsten dulden, ihr, deren Vorfahren nicht einmal Könige sich gefallen lassen wollten. Darum entsetzet der Herrschaft das blutige Unthier; befreiet Andere von der Furcht, euch selbst erstlich vom Verderben, dann auch von der Schmach; uns aber verpflichtet euch durch eine dankenswerthe Wohlthat, und schaffet die Ursache neuer Unruhen hinweg." „Er", heißt es von Ulrich ein andermal, „er ist kein Fürst, kein Edler mehr, kein Deutscher und kein Christ. Ja kein Mensch ist er mehr. Denn Sitte und Lebensart, nicht die Körpergestalt macht den Menschen. Er hat die Menschlichkeit ausgezogen, und Wildheit, Wuth, Grausamkeit und Unmenschlichkeit angezogen. Vom Menschen hat er nichts mehr als das Gesicht; doch auch das ist so grimmig und entsetzlich, daß es nicht für ein menschliches gelten kann. Alles Uebrige hat er mit der wildesten Bestie gemein."

War in der vorigen Rede das lichte Gegenbild zu der

schwarzen Gestalt des Herzogs der gemordete Hutten, so erscheint in dieser als solches die vertriebene Gemahlin. „Nichts ausgezeichneter als ihre Gestalt, nichts sanfter als ihre Sitten, nichts angenehmer als ihr Umgang. Hoher Anstand in Allem, was sie thut und spricht; den Gatten zu gewinnen, hat sie alle Huld und Liebenswürdigkeit aufgeboten." Wenn wir oben bei Hans Hutten vermuthen konnten, daß sein Bild stark idealisirt sein möge, so können wir dieß hier in Betreff Sabinens beweisen. Ihre Gestalt allerdings war ausgezeichnet, wenigstens insofern sie größer war als mancher Mann; aber ihre Sitten nichts weniger als liebenswürdig. Sie war ein Mannweib, hart, stolz und heftig. Wenn Ulrich über sie klagte, „wie sie ihn zu dickermalen durch ihr überschwenglich, üppig, zornig, heiß Reden so gereizt habe, daß er, sich zu enthalten, vielmal von ihr vom Bett müssen aufstehen und hingehen"; wobei er übrigens zugesteht, daß er einmal sich doch nicht enthalten, sondern sie geschlagen habe: so werden wir diese Klagen des Mannes über die junge Frau glaublich finden, wenn wir wissen, daß sie noch als dreiundfunfzigjährige gegen ihren Bruder in einer Erbschaftssache sich so wüthend bezeigte, daß dieser sie einsperren und einige Monate sitzen ließ. Den Umstand, daß der Herzog zwei seiner Diener, die sich ehrenkränkende Aeußerungen über Sabine erlaubt hatten, dem Kaiser herauszugeben sich weigerte, und Sabinens Behauptung, sie habe sich bei Ulrich ihres Lebens nicht mehr sicher gewußt, dreht der Redner zu dem Vorwurfe zusammen, der Herzog habe sie umbringen wollen, um ihr, wenn sie stumm gemacht wäre, die entehrendsten Dinge nachzusagen. Ist diese Verknüpfung abenteuerlich, so ist die Andeutung ausländischer Laster, denen der Herzog ergeben gewesen, durch keine historische Spur bestätigt. Hutten selbst gestand, in seinen Ulrichsreden sich der herkömmlichen rednerischen Freiheit bedient, es mit der geschichtlichen Wahrheit der einzelnen Züge nicht immer genau genommen zu haben[1]).

Die bairische Sabine mit den lichtesten Farben zu malen, dazu war übrigens Hutten nicht blos durch den rednerischen Contrast, sondern auch durch das Verhältniß veranlaßt, in welches,

---

1) S. den Brief des Lorenz Behaim, Schriften I, S. 153, 154. Das Geständniß bezog sich freilich zunächst nur auf die vierte Rede.

wie schon angedeutet, Sabinen's Flucht die Hutten'schen zu den Brüdern der Herzogin gebracht hatte. Die naheliegende Vereinigung beider von Herzog Ulrich beleidigten Theile erfolgte wirklich am 1. Februar 1516. Jetzt erst sahen die Hutten'schen eine genügende Macht hinter sich; daher weist ihr Redner nun die angebotene Sühne verächtlich zurück: nicht das Gold des verruchten Henkers, sondern seinen Kopf und sein Leben fordern sie. So erklärte denn auch Ludwig Hutten, nachdem er mit Baiern sich verständigt, an Ostern den Vermittlern, auf den vorgeschlagenen Sühnevertrag nicht eingehen zu können; an dem vom Kaiser auf den 7. April nach Augsburg angesetzten Vergleichstage erschien er gar nicht, und ebenso weigerten sich die Baiernherzoge, sich auf etwas Gütliches einzulassen. Auf den Rath der letztern ließ nun Ludwig von Hutten sein längst gedrucktes Ausschreiben über seines Sohnes Ermordung, das Ulrich Hutten's erster Rede parallel läuft und durch einen den Mord vorstellenden Holzschnitt illustrirt war, endlich ausgehen; während zugleich die Hutten, in Verbindung mit Baiern, sich zur Selbsthülfe rüsteten. Im September standen sie mit nahezu 1200 Pferden bei Wemdingen im Rieß. Aber Herzog Ulrich blieb auch nicht müßig. Während er eine Widerlegung des Hutten'schen Ausschreibens abfassen ließ, bot er seine Unterthanen auf, schrieb an die mit ihm in Einung stehenden Fürsten, Herren und Städte um Zuzug, und trat auch mit den Eidgenossen in Unterhandlung. So ließ sich Alles zum Kriege an: und hier fällt nun Ulrich Hutten's dritte Rede ein, die zwar, wie schon die zweite, erst später in Italien verfaßt, aber so componirt ist, wie wenn sie etwa zu Anfang Septembers 1516 gehalten wäre.

Was er, der Redner, den Fürsten vorhergesagt, sei eingetroffen: der jüngst noch von Allen verlassene, von Angst gejagte Verbrecher stehe ihnen jetzt in kriegerischer Rüstung gegenüber. Als ächter Catilina schicke er sich an, den Brand, den er entzündet, durch den Ruin des Vaterlandes zu löschen. Noch stehe es in des Kaisers und der Fürsten Macht, ihn durch ihren Spruch zu entwaffnen: wenn sie das Verdammungsurtheil über ihn aussprechen, werden die Banditen, die sich um ihn geschaart, sich verlaufen, man werde ihn fangen, binden und zur Strafe führen können. Aber es sei die höchste Zeit, die dringendste Nothwen-

digkeit. Nicht als ob sie, die Hutten, sich nicht im Nothfalle getrauten, auf eigene Hand mit ihrem Feinde fertig zu werden. Alle brennen sie von Rachbegier, und was insbesondere ihn, den Redner, betreffe, so werde ihn das Streben, jenen Henker zu verfolgen, nur mit dem Leben selbst verlassen. Aber den gemeinen Schaden sollen die Fürsten bedenken, den ein innerlicher Krieg dieser Art bringen müßte; die Schmach, welche dem deutschen Namen daraus erwachsen würde, wenn es hieße, in Deutschland sei kein Recht zu erlangen außer durch Waffengewalt. Zu den Waffen aber werde es kommen, wenn Kaiser und Fürsten nicht unverzüglich einschreiten. Nur darum wenden sich die Hutten'schen noch einmal an diese, damit Jedermann sehe, daß sie ungern und nur deßwegen zur Selbsthülfe geschritten seien, weil sie auf dem Rechtswege ihre Gebühr nicht haben erlangen können.

Den drohenden Krieg zu vermeiden, lud endlich der Kaiser den Herzog, sowohl wegen seiner Handlung an Hans Hutten als wegen seiner Ehehändel, auf die Mitte Septembers nach Augsburg vor seinen Richterstuhl. Der Vorgeladene suchte Fristen, und ließ unter dem 6. September 1516 ein Ausschreiben ins Reich ausgehen, welches die Darstellung Ludwig Hutten's von seiner That widerlegen sollte. Während er unmittelbar nach dem Morde dem Pfalzgrafen brieflich bekannt hatte, daß ihm „solche That mit Treuen wider und leid sei"; während befreundete Fürsten nachher einen Vergleich auf der Grundlage zu Stande zu bringen gesucht hatten, „daß der von Wirtemberg aus Unfall, auch hitzigem Gemüth, zu solcher Handlung gewachsen": zieht nun, 16 Monate nach dem Ereigniß, Ulrich das Alles zurück, und nimmt die That als eine ebenso wohlbedachte, wie wohlberechtigte, ganz auf sich. Es sei kein Mord, sondern die rechtmäßige Hinrichtung eines Uebelthäters gewesen. Unter den Uebelthaten des jungen Hutten wird vor allem hervorgehoben, daß er dem Herzog über seine gelobte und handgegebene Treue treulos und brüchig geworden sei. Worin und wiefern, wird nicht gesagt. Ferner habe er den Herzog bei hohen und niedern Standespersonen hart und hoch verunglimpft; insbesondere über ihn erdichtet, als hätte er sich unterstanden, ein ehrenreich Frauenbild, löblichs, ehrlichs Stammens, Namens und Herkommens, die sich gegen ihn und männiglich löblich, ehrlich und wohl gehalten (das wäre eben

Hansens Frau), an ihren fräulichen Ehren schwächen, und sie zu Vollbringung seines ungebührlichen Willens durch Drohung mit Schlägen und Mißhandlung nöthigen zu wollen. Auch von wiederholten Vorhalten, die der Herzog dem jungen Ritter wegen seines pflichtwidrigen Benehmens gemacht, und dem bald reumüthigen, bald trotzigen Bezeigen desselben ist die Rede. Wie wenig diese Ursachen zureichten, die That des Herzogs zu entschuldigen, fühlte der Concipient seines Ausschreibens (nach Hutten's Vermuthung der würtembergische Kanzler Gregorius Lamparter) selbst; daher deutete er noch „etlich namhaftig Artikel an, in denen Hans von Hutten schändlich, böslich, untreulich gegen den Herzog gehandelt, die er aber zu Ehren und Verschonung anderer hohen und niedern Standes Personen vorbeigehen wolle".

Doch gesetzt, Hans war ein Verbrecher: wie war denn sein Mord eine Hinrichtung? Es war ein seltsamer Einfall, wer ihn auch gehabt haben mag, wie man hier dem Herzog zu helfen suchte. Nachdem sein Schlachtopfer gefallen war, hatte dieser, wie erzählt worden, am Fuße eines Baumes einen Degen in den Boden gestoßen, und daran einen um den Hals des Ermordeten geschlungenen Gürtel festgeknüpft. Schwerlich hatte er dabei ursprünglich eine andere Absicht, als denselben als einen, der das Hängen verdient hätte (wie er ihm auch vorher gesagt haben will), zu beschimpfen. Nun fiel aber ihm oder einem seiner Rathgeber ein, daß, nach den Bräuchen des westfälischen Gerichts, in den Baum, an welchem der Schuldige aufgehenkt wurde, als Zeichen, daß es nach gerichtlichem Verfahren geschehen, ein Messer gesteckt zu werden pflegte. Ulrich war, wie manche Fürsten jener Zeit, Freischöffe des heimlichen Gerichts: freilich hatte er sechs Jahre vorher sich und seine Unterthanen durch den Kaiser von demselben befreien lassen; freilich mußte, nach den Gesetzen desselben, der Verbrecher auf der That ertappt sein, der Hinrichtung ein Spruch des Gerichts vorangehen, und bei der Vollstreckung drei Schöffen zugegen sein; geschweige daß einer in eigener Sache den Kläger, Richter und Henker zugleich machen durfte. Immerhin: Herzog Ulrich erklärte jetzt, er habe an Hans Hutten als wissender Freischöff, gemäß den Rechten der freien Stühle heimlicher Gerichte, gehandelt.

Die Verschweigungen, Winkelzüge und Unglaublichkeiten

dieser herzoglichen Schutzschrift waren so grell, so handgreiflich, daß eine Duplik von Seiten der Hutten'schen nicht lange auf sich warten ließ. Sie ist vom 22. September 1516 datirt. Ueber das Verhältniß des Herzogs zu dem Weibe des Ermordeten hatten sie bisher geschwiegen; der Herzog in seinem Ausschreiben hatte die Sache nur geheimnißvoll ablehnend berührt. Jetzt gingen die Hutten'schen mit der Sprache heraus. Sie brachten einen Briefwechsel Hansens und seines Schwähers mit dem alten Hutten zum Vorschein, welcher die Verführungsversuche des Herzogs außer Zweifel setzte; sie enthüllten die verhängnißvolle Scene des herzoglichen Fußfalls. Aus keinem andern Grunde, sagen sie, habe der Tyrann, wie sie ihn nennen, „den frommen unschuldigen Menschen ermordet, als damit er fürder seinthalb unverhindert sein böse Begierd mit seiner ehlichen Hausfrau desterbaß zu Wege bringen möchte".

Mittlerweile schien auch der alte Kaiser doch endlich Ernst machen zu wollen. Der Herzog, auf den 20. September nach Augsburg citirt, war nicht erschienen, und die Verhandlungen mit seinen Abgesandten hatten zu keinem Ziele geführt, da der Kaiser sechsjährigen Rücktritt desselben vom Regiment mit Entfernung aus dem Lande für diese Zeit verlangte, der Herzog aber sich dieses Zugeständnisses weigerte. Darauf hin sprach am 11. October der Kaiser die Acht gegen Ulrich aus, entband seine Unterthanen von ihrem Eid und untersagte denselben, ihm in dem bevorstehenden Kriege Beistand zu leisten. Denn der war vor der Thüre, da einerseits die Baiern und die Hutten, andererseits der würtembergische Herzog unter den Waffen standen. Doch auf Andrängen der pfälzischen und würzburgischen Räthe gab letzterer eine, wenn er nur bei Land und Leuten bliebe, nachgiebige Erklärung gegen den Kaiser ab, während dieser durch den Cardinal Matthäus Lang, Bischof von Gurk, zu Gunsten des Herzogs bearbeitet wurde. So kam 10 Tage nach der Achtserklärung, am 21. October, in Blaubeuren der nachher in Augsburg bestätigte Vertrag zu Stande, wornach, unter Beilegung aller Feindseligkeiten von beiden Seiten, Ulrich gegen das Zugeständniß, auf 6 Jahre die Regierung seines Herzogthums einem vom Kaiser und ihm gemeinsam zu bestellenden Regimente zu überlassen, von der Acht entbunden, die Befriedigung der Hutten'-

schen aber nur stillschweigend in der Summe von 27000 Gulden vorgesehen wurde, die von der würtembergischen Landschaft zu Handen des Kaisers bezahlt werden sollte.

Man kann sich denken, wie aufgebracht Ulrich Hutten über diesen Vertrag war. In seiner dritten Rede, die nach der Aufrichtung desselben geschrieben ist, hat er ihn ganz ignorirt. Er ignorirte ihn noch einmal in der vierten, die noch später, nach seiner zweiten Rückkehr aus Italien, im August 1517 zu Bamberg verfaßt ist. Er konnte dieß um so füglicher, da jener Vertrag die Gestalt der Dinge nur einen Augenblick verändert zu haben schien. Der Herzog brach denselben sogleich, fiel dem Hauptbeistande seiner entflohenen Gemahlin, Dietrich Spät, und dem Tochtermann Ludwig's von Hutten, Zeisolf von Rosenberg, in ihre Schlösser und Dörfer; die Landschaft weigerte sich, die Entschädigungssumme zu bezahlen; der Kaiser erneuerte die Achtserklärung, die Parteien die Rüstungen: und Alles stand wieder wie zuvor.

Wie Hutten's erste Rede dem ersten, so geht nun die vierte dem zweiten Ausschreiben der Hutten'schen zur Seite, und steht, wie dieses, der Rechtfertigungsschrift des Herzogs entgegen. Sie ist die umfangreichste von Hutten's Reden wider den letztern, ob sie gleich in wenigen Tagen eilig zusammengeschrieben wurde. War doch das herzogliche Manifest wie gemacht, um von Hutten kritisch und dialektisch zerfetzt zu werden. Er nennt es ein Actenstück, in dem nichts zusammenhänge, Alles sich gegenseitig aufhebe. Für's erste stimme nicht zusammen und verrathe sich dadurch als unwahr, was das herzogliche Ausschreiben von dem Benehmen des jungen Hutten sage. Er solle vom Bewußtsein seiner Uebelthaten so zerknirscht gewesen sein, daß er mehr als einmal habe sterben oder ins Elend wandern wollen: und doch wieder gegen den Herzog gepocht und seiner gespottet haben. Vor jenem letzten Ausritte solle er vor dem Herzog gewarnt gewesen sein, seine drohende Miene selbst gesehen haben: und doch unbewaffnet mit ihm geritten, allein bei ihm geblieben sein. Was sein Vergehen betreffe, so sage der Mörder immer nur, er habe die Treue gebrochen, sei meineidig gewesen. Aber worin? wodurch? damit möge er doch endlich herausrücken. Ebenso voll innerer Widersprüche sei, was der Herzog von seinem eigenen Benehmen sage.

Wenn Hans Hutten ein Verbrecher war, warum ließ er ihn nicht öffentlich durch Andere richten und hinrichten? Wozu brauchte es den einsamen Wald, und wozu eigener Handanlegung? Wenn es eine Hinrichtung war, was brauchte er den Hinzurichtenden anzuschreien, er solle sich seines Lebens wehren? Eine Hinrichtung ist kein Kampf, und ein Kampf keine Hinrichtung. Endlich, wenn er sich unschuldig und Hans mit Recht umgebracht wußte, warum ließ er dem Vater desselben durch seine Mittelsmänner eine Geldsühne nebst Ehrenerklärung für den Getödteten anbieten? Die Berufung auf das Recht der westfälischen Gerichte war ohnehin leicht zurückzuweisen.

Die Frau betreffend, waren in dem zweiten Ausschreiben der Hutten'schen nur des Herzogs Anläufe brieflich belegt, und dem Morde die Absicht desselben untergestellt, desto eher seine Leidenschaft befriedigen zu können: ob sie aber in diese Absicht eingegangen, war nicht gesagt. Dieß thut nun Ulrich Hutten in seiner vierten Rede, nachdem er es schon in der zweiten angedeutet hatte. Er nennt Hansens Weib die Helena dieses Kriegs, belegt sie mit den schimpflichsten Namen und behauptet, sie sei schon vor ihres Mannes Tode mit dem Herzog einverstanden gewesen. Der Umstand, daß sie nach der Ermordung eines solchen Gemahls am Hofe und im Umgange des Mörders verharre, reiche allein schon hin, sie zu verurtheilen. Ihr Vater, der im Dienste des Herzogs blieb, heißt jetzt geradezu der Kuppler, wie der Bruder der Lustknabe des Mörders. So wird auch auf diesem Punkte, nach Hutten's Darstellung, des Herzogs Vertheidigung zunichte: es war keine Verleumdung, wenn Hans Hutten ihm unehrbare Versuche gegen sein Weib zur Last legte.

Mit einer so haltlosen Vertheidigung vor Kaiser und Fürsten zu treten, meint der Redner, dazu gehöre von Seiten des Uebelthäters ein hoher Grad von Unverschämtheit, ja wirklicher Wahnsinn. Uebrigens verlasse sich derselbe auch nicht auf die Kraft seiner Gründe, sondern auf seine kriegerische Rüstung und den Beistand der Fremden, den er erwarte. Er solle aber nur einmal losbrechen. Er werde sich über den Erfolg doch getäuscht haben. Die Schwaben sind seines Regiments, das nur aus Erpressungen und Grausamkeiten bestand, unter dem Alles käuflich war, satt; im übrigen Deutschland ist er allgemein verabscheut. Im Munde

des Volkes heißt er der würtembergische Henker; Gedichte verbreiten seine Gräuel und seine Schmach. Dieser allgemeine Haß, verbunden mit den innern Schrecknissen, drückt schwerer auf ihn, als er merken läßt. Er ist im Leben unglücklicher als sein Schlachtopfer im Tode. Er ist so gequält, daß es Schade wäre, wenn er sich erhenkte. Während ihn inmitten seiner Macht beständige Furcht umtreibt, steht ihm Ulrich Hutten, nach dessen Leben er trachtet, furchtlos gegenüber, erklärt sich laut für seinen abgesagten unversöhnlichen Feind. Der Tyrann stelle sich, als ob er ihn verachtete; aber es sei nicht sein Ernst. Er fürchte seine Feder und würde viel darum geben, daß er nichts gelernt hätte. Durch Hutten und seine literarischen Freunde werde er und seine Thaten nach Verdienst fortleben. „Ich beneide dir deinen Nachruhm, du Henker", spricht der Redner ihn an: „man wird ein Jahr nach dir benennen, wird deiner Unthat einen Tag zueignen. Die Nachwelt wird lesen, es sei einer in dem Jahre geboren, in welchem du Deutschland mit unauslöschlicher Schmach befleckt hast. Du wirst in den Kalender kommen, Schurke. Du wirst die Geschichte bereichern. Deine That ist unsterblich, dein Name für alle Folgezeit merkwürdig: du hast erreicht, was du wolltest." Freilich eine Herostratische Unsterblichkeit; aber für die Wünsche eines Ungeheuers ein ganz entsprechendes Ziel.

Zur Ausmalung der Verworfenheit seines fürstlichen Gegners hatte dieser dem Redner um die Zeit der Abfassung seiner vierten Rede reichlich neuen Stoff gegeben. Kaum durch den blaubeurer Vertrag wieder sicher gestellt, hatte er, gereizt, wie er nun war, angefangen, mit Foltern und Hinrichtungen gegen die Männer zu wüthen, welche ihr Land vor der Beschädigung durch einen unbändigen Fürsten mittelst eines Regiments hatten schützen wollen, das den Herzog eine Zeit lang beseitigt und bleibend beschränkt haben würde. Aber ausdrückliche Erwähnung durfte Hutten von diesen neuen Grausamkeiten nicht thun, da er seine Rede in einen frühern Zeitpunkt verlegte. So schildert er nur im allgemeinen das Innere seines Gegners als ein Labyrinth, aus dessen Krümmungen und Falten immer neue Gräuel sich entwickeln. Wenn er etwas Böses unterlasse, so sei er nur zu feig es auszuführen. Hätte er so viel Muth als übeln Willen, so würde er längst Alles um sich her gemordet haben. „Du nichtswürdigstes aller

zweibeinigen Geschöpfe", redet er ihn einmal an. „Du hast Lust zu allem Bösen und zu nichts Gutem. Du bist schlechthin böse. Welches Glied von dir einer bewegen, welchen Blutstropfen untersuchen mag: es ist nichts Gutes darin. Man muß glauben, die Natur habe in dir eine Werkstätte von Uebelthaten bereiten wollen."

Gegen einen so gefährlichen Verbrecher einzuschreiten, fordert Hutten den Kaiser und die Fürsten noch einmal in einer schwunghaften Schlußrede auf. „Gib uns Gehör, o Kaiser", sagt er. „Gib uns Gehör, Beschützer der Unschuld, Erhalter der Gerechtigkeit, der Freiheit Hort, Liebhaber der Frömmigkeit. Gib uns Gehör, du Nachfolger des Augustus, Nebenbuhler des Trajanus, Herr des Erdkreises, Lenker des menschlichen Geschlechts. Entferne die allgemeine Furcht. Rette, was von Deutschland noch übrig ist. Rechtfertige dein Zeitalter, deinen Ruf und Leumund. Räche die Guten, bestrafe die Bösen. Die Klage der Waisen, das Blut der Unschuldigen schreit zu dir. Er, der Viele gemordet hat, die Uebrigen zu morden trachtet, Allen Verderben bereitet; der den Gattinnen die Gatten, den Vätern die Söhne, den Freunden ihr anderes Ich, dem gesammten Deutschland seine Hoffnung, seine Erwartung entrissen hat; der Heiligthümer geplündert, an Priester frevelnde Hand gelegt, Tempel beraubt hat; der Deutschland verkauft, Leben und Gut redlicher Bürger feil geboten hat; der seine Gemordeten dem heimathlichen Begräbniß vorenthält, uns verbietet, um unsere Todten zu trauern; er, erfinderisch in Grausamkeit, thatkräftig in Unmenschlichkeit; der Mörder, Bandit, Henker der Guten, Widersacher der Unschuld, Feind der Götter und Menschen: werde zerrissen, zerstückt, zerschmettert, getödtet, vernichtet, dem Schwert, dem Feuer, dem Kreuz und Stricke preisgegeben. Ihr aber, deutsche Fürsten und Männer, reißet endlich aus der Scheide eurer Zögerung das Schwert der Gerechtigkeit. Lasset in der Bestrafung dieses Räubers die Schneide eurer Strenge nicht stumpf werden. Unwürdig ist es, schändlich, frevelhaft und verderblich, einen solchen Verbrecher entrinnen zu lassen. Schämen werden sich eure Nachkommen an Voreltern, die so von der Tugend ihrer Ahnen entartet waren. Darum wohlan, entweder möge (was unmöglich) die Nachwelt nicht wissen, welche Unthaten hier begangen worden, oder (was an eurer Recht-

lichkeit liegt) möge sie zugleich wissen, daß sie bestraft worden sind."

So lange der alte Kaiser lebte, ließ er durch die Winkelzüge Herzog Ulrich's und seines neuen Kanzlers, Ambrosius Volland, wie er selbst einmal unmuthig äußerte, „sich umziehen": wie Hutten seinen Kampf gegen den Herzog fortsetzte, und endlich den Tag der Rache erlebte, werden wir später zu berichten haben.

Sechstes Kapitel.

Hutten's zweite Reise nach Italien.
1515—1517.

Es ist oben erwähnt worden, wie die Aufnahme, welche Hutten nach seiner ersten Rückkehr in die Heimath bei der Mehrheit seiner Angehörigen fand, äußerst kränkend für ihn war. Statt Ehre und Anerkennung fand er Verachtung und Spott. Außer der ritterlich-kriegerischen und der kirchlichen Laufbahn erkannte der damalige Adel (so weit hatten sich die Zeiten doch schon geändert) auch noch die juristische als eine solche an, durch welche einer ihres Standes sich nicht allzu viel vergebe. Man studirte neben dem kanonischen das römische oder sogenannte kaiserliche Recht, das in jenen Jahren immer mehr Eingang in Deutschland fand, wurde Doctor, und machte dann am kaiserlichen oder an Fürsten- und Herrenhöfen als Rath, Kanzler u. dgl. sein Glück. Diese Laufbahn lag dem alten Hutten für seinen Sohn, nachdem dieser die geistliche verlassen hatte, im Sinne. Nun hatte aber Ulrich, nach einem kurzen Anlaufe, schon in Italien sich wieder zu seinen Narrenspossen (nugae), wie der Alte es nannte, zurückgewendet, war nicht als Magister oder Doctor, sondern als Nichts, als der Niemand zurückgekommen. Seinen Adel schien er durch die unritterlichen Studien verwirkt zu haben, und eine andere Auszeichnung hatte er nicht gewonnen. Die Dienste, welche für den Augenblick seine schöngeistige Feder in dem Streite mit dem Herzog von Würtemberg leistete, nahm man mit, ohne über seine Studien im allgemeinen die Ansicht zu ändern.

Dieses Nichts und Niemand, das Hutten jetzt so oft zu hören oder doch zu empfinden bekam, brachte ihm einen poetischen Scherz in Erinnerung, den er schon vor oder während seiner ersten italienischen Reise hingeworfen hatte: er suchte seinen „Niemand" wieder hervor, arbeitete ihn um und fügte ein prosaisches Vorwort an seinen Freund Crotus hinzu. Beides war, einem Briefe Hutten's an Erasmus vom 24. October 1515 zufolge, damals schon zum Drucke bereit, der jedoch erst drei Jahre später zu Stande kam. In dieser Zwischenzeit mag wohl noch Manches, besonders an dem Vorworte, verändert und zugesetzt worden sein; doch wollen wir darum die schon einmal zurückgestellte Besprechung des Büchleins nicht länger verschieben. Der Niemand ist zunächst, wie das griechische Wort auf dem Titel[1]) und schon vor der ersten Ausgabe ein Epigramm anzeigte, der Homerische Οὔτις, mit welchem Odysseus den Cyclopen äffte. So erscheint er auch im zweiten Theile des Gedichts als die stehende Ausrede nichtsnutziger Dienstboten: sie mögen zerbrochen oder sonst zu Grunde gerichtet haben, was sie wollen, immer hat es der Niemand gethan. Diesem sehr ausgeführten beschreibenden Theile ist nun aber, schon in der ersten Ausgabe, ein kürzerer, mehr epigrammatischer, vorausgeschickt, dessen Witz in der Zweideutigkeit besteht, daß der Niemand zunächst als wirkliche Person erscheint, von der ganz außerordentliche, unglaubliche Dinge ausgesagt werden, bis er auf einmal als bloße Verneinung zerplatzt. (Der) Niemand war vor der Erschaffung der Welt; Niemand kann, Niemand weiß Alles; Niemand dauert immer, Niemand ist von Fehlern, von Irrthum frei; Niemand ist in der Liebe weise, Niemand kann zweien Herren dienen u. s. f.

Das so angelegte Gedicht ist in der neuen Ausgabe wesentlich verbessert und von 48 Distichen auf 78 vermehrt. Dem Ausdruck ist durchweg nachgeholfen, vermittelnde Züge angebracht, da und dort schärfere Lichter aufgesetzt, das Ganze feiner und bezüglicher gemacht. Im ersten Theile besonders sind Verse eingeschoben, in denen nun der Witz nicht mehr blos der logische des Umschlagens einer vermeintlichen Person in eine bloße Ver-

---

1) Οὔτις. Nemo. Schriften III, S. 107—118. Die Zuschrift an Crotus I, S. 175—187.

neinung ist, sondern einen moralischen oder politischen Stachel bekommt. Niemand bringt sich durch reine Sitten in der Welt empor; Niemand setzt den gemeinen Nutzen vor den eigenen; Niemand ist fromm und Hofmann zugleich; Niemand bringt alle Deutschen unter Einen Hut; Niemand wehrt den Türken ab; Niemand kommt dem seufzenden Italien zu Hülfe und befreit die Stadt des Quirinus von der Pfaffenherrschaft; Niemand wagt es die Ueppigkeit und den Müssiggang der Geistlichkeit, Niemand den Papst zu tadeln: das sind nicht mehr die harmlosen Witze eines jungen Schöngeistes, sondern Gedanken eines Mannes, der die Welt gesehen und über die menschlichen Verhältnisse nachgedacht hat.

Sein persönliches Anliegen bringt Hutten in dem Gedichte selbst nur in dem Zuge vor, welchen die neue Bearbeitung einschiebt: Niemand reiche den rechten Studien den verdienten Lohn. Diesen Niemand, sagt er in der prosaischen Widmung an den alten Freund Crotus, habe er bei seiner Rückkehr in die Heimath gefunden. Zugleich macht er sich nun aber hier, in die Meinung des großen Haufens scherzhaft eingehend, selbst zum Niemand, und was er redet und schreibt, zu Nichts. Der Freund beklage sich (in einem uns nicht aufbehaltenen Briefe) darüber, daß Hutten ihm ein ganzes Jahr nichts geschrieben: allein wer selbst Nichts sei, wie könne man von dem Etwas verlangen? So schicke er ihm denn hiemit Nichts, und Niemand sei der Ueberbringer. Wolle Crotus wissen, woher auf einmal dieser Einfall, so dürfe er sich nur an ihre nächsten Erfahrungen erinnern. Beide haben sie den Versuch gemacht, was durch das eifrigste Betreiben der besten Studien zu erreichen sei. Erreicht haben sie, daß man öffentlich von ihnen sage, sie haben Nichts gelernt und seien Nichts. Dem Freunde sei es hierin noch leidlicher gegangen als ihm, der so, wie oben beschrieben, bei seiner Heimkehr empfangen worden sei. Befinde er sich unter seinen Rittern, so zählen sie ihn nicht, und auch die Gelehrten erkennen ihn nicht an. Die Ritter würden ihn gern als ihresgleichen gelten lassen, wenn er nur nichts gelernt hätte. Die Gelehrten aber sehen auf solche Studien, wie er und Crotus sie gemacht haben, mit der äußersten Verachtung herab.

Im ausschließlichen Besitze des Wissens dünken sich jetzt be-

sonders die beiden Kasten der Juristen und der Theologen. Die einen schwören auf Accursius, Bartholus und Baldus, die Glossatoren und Commentatoren des Corpus juris; die andern auf Thomas und Scotus, Albertus und Bonaventura mit ihren Quästionen und Syllogismen. Beide aber seien die Pest, die einen des Rechts und des Gemeinwohls, die andern der Religion und Theologie. Auf beiden Seiten sei eine einfache Grundlage durch massenhafte Commentare verdeckt, ein ursprünglich faßliches Studium in undurchdringliche Nebel gehüllt worden.

Die Juristen schießen jetzt an den Höfen wie Pilze auf, genießen ausschließlich die Gunst und theilen die Schätze der Fürsten. Wenn diese durch irgend etwas ihren Unverstand beweisen, so sei es durch die Begünstigung jener Rabulisten. „Als hätte es nicht besser um Deutschland gestanden, ehe diese Menschen aufkamen mit ihren vielen Bücherbänden; dazumal, als hier (nach Tacitus) gute Sitten noch mehr galten als anderswo geschriebene Gesetze. Oder als ob noch jetzt nicht jedes Gemeinwesen um so besser verwaltet wäre, je weiter diese Glossatoren davon sind. Da sehe nur einer jene Sachsen am Baltischen Meere, wie sie ohne Aufschub und ohne Gefährde Recht sprechen, indem sie zwar nicht die genannten Gesetzkrämer, aber die althergebrachten heimischen Bräuche befragen: während hier eine Sache 20 Jahre zwischen 36 Doctoren hängen kann." Man sieht: in dem eben damals entbrannten Kampfe zwischen dem alten deutschen Rechte, das ungelehrte ebenbürtige Richter in kurzem mündlichem Verfahren aus dem Herkommen schöpften, und dem aus Italien eingewanderten, durch eine gelehrte Zunft verwalteten römischen stellte sich der deutsche Ritter auf die Seite des ersteren; während der Humanist in Hutten das römische Recht wenigstens unglossirt, die altrömischen Quellen von dem Wuste der mittelalterlichen Erklärer gesäubert wissen wollte, und hierin nicht nur einen Mutian, sondern auch philologisch gebildete Juristen wie Ulrich Zasius auf seiner Seite hatte. Einzig aus Rücksicht auf den Wunsch der Seinigen, fährt Hutten fort (und diese Stelle möchte wohl später, gegen Ende seines zweiten Aufenthalts in Italien, eingeschoben sein), und aus Aerger über den Hochmuth jener Rabulisten habe er früher sich entschlossen, ihnen ihre Kunstgriffe abzulernen und Doctor zu werden, um sich nur Gehör unter ihnen

zu verschaffen. Allzuviele Zeit habe er damit nicht zu verlieren gefürchtet, da es sich ja nicht um das Eindringen in den Kern einer Wissenschaft, sondern nur um Erwerbung der Fähigkeit gehandelt hätte, mit den Schalen zu klappern. Diesen Plan habe er, unter Beirath des Freundes (hier scheint auf eine Zusammenkunft mit Crotus in Venedig angespielt, auf die wir bald zu sprechen kommen werden), dahin abgeändert, daß er jetzt entschlossen sei, nicht Doctor zu werden, und das Urtheil des großen Haufens zu verachten.

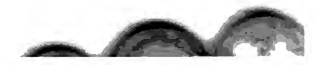
Kein vortheilhafteres Bild entwirft Hutten in dieser inhaltsreichen Vorrede von den Theologen seiner Zeit. Mit Heiterkeit wird der Freund daran erinnert, wie trefflich er einst ihre scholastischen Klopffechtereien nachzuahmen verstanden habe. Er selbst, Hutten, habe sie früher oft geärgert, oft ihren Hochmuth und ihre Verketzerungssucht gereizt: jetzt finde er es klüger, als nichtssagender Niemand sich ihrem Zorne zu entziehen. Wie die Vorläufer der Reformation schon längere Zeit, unterscheidet auch Hutten von der alten und ächten Theologie die seit 300 Jahren aufgekommene scholastische, welche die Lehre Christi mit einer Masse abergläubischer Gebräuche und schlechter Bücher zugedeckt habe. Statt musterhaften Lebens pochen diese Menschen auf ihre Kutten und Privilegien; während sie die ungesalzensten Geschöpfe seien, halten sie sich für das Salz der Erde; weil sie die Beichte der Fürsten hören und die Geheimnisse der Weiblein erforschen, meinen sie weiser als alle übrigen Menschen zu sein. Das Gute und wahrhaft Christliche, wie die Arbeiten des Erasmus, sei ihnen zuwider; den trefflichen Reuchlin habe vor ihrer Wuth nur der Schutz des Kaisers Maximilian gerettet. Gelinge es ihnen aber, einen als Ketzer zu ergreifen, so gebe es keine grausamern Sieger als sie. Da stellen sie sich ganz an Christi Statt: nur von seiner Barmherzigkeit, der vornehmsten seiner Eigenschaften, wollen sie nichts wissen. Und nur gegen Schwache, nur wo man sie gar nicht brauche, zeigen sie ihren Eifer: die Türken, oder auch die böhmischen Hussiten zu bekehren, falle keinem ein; wo es Gefahr gebe, da ziehen sie sich vorsichtig in ihre angeblich fromme Ruhe zurück.

Solche Menschen beherrschen die Menge, welcher Rang und Titel imponiren, welche nicht frage, ob einer etwas wisse, sondern

ob er Doctor oder Magister sei. Dieser Meinung, so schließt Hutten seine Zuschrift, könne kein wahrhaft freidenkender Mann sich fügen; er wenigstens wolle mit Vergnügen für immer Nichts bleiben, sich mit dem Freunde, von dem er ein Gleiches voraussetze, bisweilen über die Thorheit der Menschen lustig machen, sich aber durch den Ehrgeiz, Etwas zu werden, keinen Finger breit von seinem Vorhaben ablenken lassen.

Auf der andern Seite jedoch ließ sich der alte Steckelberger von dem Plane, in dem Sohne dereinst noch einen einflußreichen Juristen zu sehen, gleichfalls nicht abbringen. Er öffnete ihm, in Gemeinschaft, wie es scheint, mit noch andern Familiengliedern, seine Kasse unter der Bedingung, daß er noch einmal nach Italien, und zwar nach Rom, gehen und sein abgebrochenes Rechtsstudium wieder anknüpfen solle. Auch der Erzbischof Albrecht von Mainz unterstützte ihn zu dieser Reise: am Magdalenentag (22. Juli) 1516 bescheinigt der mainzische Marschalk Frowin von Hutten, von den 200 Gulden, die Kurfürst Albrecht „dem vesten Ulrich von Hutten, seinem Vetter, gnädig zugesagt, zur Vollführung seines angefangenen Studiums in hoher Schule zur Steuer zu geben", auf seine Bitte 50 Gulden erhalten zu haben, die er auch sofort „gedachtem seinem Vetter, als er in Welschland gezogen, überliefert habe"[1]). So hatte wenige Jahre vorher der Bischof Hiob von Riesenburg den Jugendfreund Hutten's, Eoban Hesse, nachdem er ihn eine Zeit lang an seinem Hofe gehabt und lieb gewonnen, zum Zwecke des Rechtsstudiums nach Leipzig geschickt, um ihn später desto besser und ehrenvoller in seinen Geschäften verwenden zu können. Unter der ältern Generation der Humanisten war diese Verbindung des juristischen Studiums mit dem philologischen nicht ungewöhnlich gewesen. Das letztere gab noch keine bürgerliche Existenz: da nahm man das erstere zu Hülfe. So war Johann Reuchlin erst Beisitzer des würtembergischen Hofgerichts, dann schwäbischer Bundesrichter gewesen und nannte sich auf den Titeln auch seiner philologisch-theologischen Bücher Legum Doctor; und Wilibald Pirckheimer galt für einen ebenso großen Juristen als Philologen. Die jüngern Männer dieser Richtung aber wollten sich zu solcher Verbindung nicht

1) Hutten's Schriften I, S. 105.



mehr bequemen. Sie versuchten es, ihr Leben auf die Humanitätsstudien allein zu begründen; was sie nachher nicht selten zu bereuen hatten. So verkaufte Eoban eines schönen Morgens die juristischen Bücher, die ihm sein Bischof zum Studium in Leipzig angeschafft hatte, und ging nach Erfurt zurück, um sich ausschließlich den schönen Wissenschaften zu widmen. Aber es ging ihm da bald so knapp, daß er, um sich und seiner Familie Brod zu schaffen, einmal Medicin zu studiren anfing.

So kam es jetzt auch Hutten schwer an, sich dem Wunsche der Seinigen zu fügen; doch machte er sich im Herbst 1515 mit mehreren Begleitern auf den Weg. Gerne wäre er über Basel gereist, um den Erasmus wieder zu sehen, der sich eben dort befand; doch seine Gefährten zogen eine andere Straße vor, und so schrieb er zu Worms, in der Herberge, unter dem Lärmen der Gäste, einen Brief an denselben, in welchem er seine Verehrung für den erhabenen Meister in begeisterten Worten aussprach[1]). Er betrachte es als ein Unglück, daß ihn die Verhältnisse von Erasmus entfernt halten, dem er so innig wie Alcibiades dem Sokrates anhängen möchte; in der That sei ja Erasmus der deutsche Sokrates, habe sich um die Bildung des deutschen Volks nicht minder als dieser um die des griechischen verdient gemacht. Ob er das Glück haben würde, einem solchen Manne zu gefallen, wisse er freilich nicht; aber ihm zu dienen wäre er wohl nicht ganz unwerth gewesen, und dem Erasmus würde es nicht zur Unehre gereicht haben, wenn ein deutscher Ritter mit Treue und Eifer sich seinem Dienste gewidmet hätte. Besonders Griechisch hätte er zu seinen Füßen lernen mögen; er habe im Sinne gehabt, zu ihm zu reisen, ihn vielleicht nach England zu begleiten, und würde dieses Verhältniß nicht nur dem Hofleben, zu dem er zu seinem Leidwesen berufen sei, sondern auch der Reise nach Italien vorgezogen haben, wohin ihn die lästige Freigebigkeit der Seinigen des Rechtsstudiums wegen schicke. Käme aber Erasmus etwa nach Italien, so würde er sich durch nichts abhalten lassen, aus dem juristischen Kerker, in welchen die Seinigen ihn verbannen, zu ihm zu eilen. Nachdem er sodann noch seines Niemand

1) Hutten's Schriften I, S. 102. Hier auch die Nachricht von der Beisteuer der Hutten'schen Familie zu Ulrich's Reise.

und der ehrenvollen Erwähnung des Erasmus in der Vorrede (d. h. in dem Brief an Crotus) gedacht, auch seine Gesundheit betreffend gemeldet hat, daß er von dem Zittern und dem Fußübel ganz geheilt sei, bittet er schließlich den Erasmus um eine Empfehlung an einen gelehrten Großen in Rom, dem er aber nicht Stallknechtsdienste, sondern literarische Handreichung zu thun hätte. Jenes nämlich war nicht selten die Laufbahn der von Hutten später so sehr bekämpften Curtisanen, d. h. deutscher Geistlichen, die in jungen Jahren nach Rom gingen, und sich da zu den elendesten Hofdiensten bequemten, um hernach mit der Anwartschaft auf deutsche Kirchenstellen, und natürlich zugleich mit durchaus ultramontaner Gesinnung, zurückzukehren.

Auf welchem Wege Hutten nach Rom reiste, und was ihm unterwegs begegnete, wissen wir nicht, wenn wir nicht der Vermuthung Statt geben, daß uns in einem der Dunkelmännerbriefe des zweiten Theils, der, wie wir unten finden werden, ihn zum Hauptverfasser hat, seine Reiseroute aufbehalten sei. Nämlich Einiges von seiner Reise wissen wir doch, und das trifft mit dem, was M. Wilhelmus Lamp von der seinigen berichtet [1]), merkwürdig zusammen. Ueber Mainz muß Hutten von Steckelberg aus so gut wie der Magister von Köln aus gekommen sein; daß er hierauf wie dieser in Worms einkehrte, und von da nicht weiter rheinaufwärts in der Richtung nach Basel reiste, sondern einen andern Weg einschlug, wissen wir aus seinem in der Herberge zu Worms geschriebenen Briefe an Erasmus; wenn der Magister von Worms aus seinen Weg Augsburg zu nahm, so war dieß auch für den Ritter, wollte er nicht über Basel reisen, die angewiesene Straße; wie der Regen und Schnee, worüber der Andere klagt, zu dem 24. October als dem Datum von Hutten's wormser Briefe bestens paßt. Von Augsburg aus reiste M. Lamp über Landsberg und Schongau durch grundlose Wege nach Innsbruck, wo er den Kaiser mit zahlreichem Gefolge fand; dann über den bereits schneebedeckten Brenner nach Trient, wo er Zeuge der kaiserlichen Kriegsrüstungen war, die auch Hutten in einem später zu Rom gedichteten Epigramm in den Alpen gesehen zu

---

1) Epist. obsc. viror. II, 12. Hutteni Opp. Supplem. I, S. 206 ff.

haben versichert[1]). Zwischen Verona und Mantua sah sich der Magister durch die Kriegsmacht der Venezianer aufgehalten; nach Bologna mag auch Hutten, wenngleich nicht gerade, wie der Andere von sich versichert, während, doch nicht lange vor oder nach der Zusammenkunft des Papstes mit dem König von Frankreich in jener Stadt (10.—12. December 1515) gekommen sein; und daß er von da gleich seinem obscuren Doppelgänger über Florenz und Siena weiter gezogen, werden wir ebenso wahrscheinlich finden, als wir ihm vor dem Eintritt in die Welthauptstadt in Montefiascone die Herzstärkung gönnen werden, die dem Magister so unvergeßlich war; obgleich an dieser Stelle die dem Briefschreiber zur Last fallende Verwechslung des dort einheimischen Est—Est mit der lacryma Christi vom Vesuv Hutten's Bekanntschaft mit der Ortsgelegenheit zweifelhaft machen kann. Bei so übeln Wegen und mancherlei Hindernissen kann M. Lamp nicht wohl vor dem Frühjahr sein Ziel erreicht haben: und auch das stimmt auf Hutten, von dem wir wissen, daß er zur Fastenzeit nach Rom gekommen ist und einen Theil des Sommers 1516 daselbst zugebracht hat[2]).

Den Eindruck, welchen das päpstliche Rom auf Hutten machte, hat er in mehreren Epigrammen ausgesprochen, die er von Rom aus an Crotus Rubianus nach Deutschland schickte[3]). Gleich das erste lautet:

Also sah ich sie denn, Roms halbzertrümmerte Mauern,
  Wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft.
Sah den erhabenen Priester, o Freund, mit dem heiligen Rathe,
  Und Cardinäle, geschaart, prächtig in schleppendem Zug.
Schreiber so viel und Troß von überflüssigen Menschen,
  Die mit den Pferden zugleich wallend der Purpur bedeckt.
Thätig die einen im schandbaren Werk, die anderen leidend,
  Unter dem heiligen Schein fröhnend der wildesten Lust.
Andre sodann, die selbst auch den Schein des Guten verschmähen,
  Und mit erhobener Stirn Sitte verhöhnen und Zucht.
Welche mit Lust schlecht sind und mit Vollmacht; ach, und in deren
  Joch das teutonische Volk leider so willig sich fügt.

1) Schriften III, S. 215, Nr. 18b.

2) Schriften I, S. 104. 105. IV, S. 186.

3) Ad Crotum Rubianum de statu Romano Epigrammata ex Urbe missa. Schriften III, S. 278—283.

Sie handhaben Verbot und Erlaubniß, schließen und öffnen,
Und wie es ihnen beliebt, theilen den Himmel sie aus.
Römerinnen, und Römer nicht mehr; voll Ueppigkeit Alles,
Alles, wohin du auch blickst, voll der verworfensten Lust.
Und das Alles in Rom, wo Curius einst und Metellus
Und Pompejus gelebt: o der veränderten Zeit!
Drum dem Verlangen entsage, mein Freund, nach der heiligen Roma:
Römisches, welches du suchst, findest in Rom du nicht mehr.

Noch stärker drückt sich Hutten über die Verkäuflichkeit aller Dinge in Rom, insbesondere über das Ablaßwesen, in einem andern Epigramm aus:

Auf, ihr Männer, wohlauf! legt Hand an, lebet vom Raube,
Mordet, vom heiligen Gut stehlet, verletzet das Recht . . .
Euere Rede sei Gräul und euer Handeln Verbrechen;
Wälzt euch im Pfuhle der Lust, leugnet im Himmel den Gott. . .
Bringet ihr Geld nach Rom, so seid ihr die rechtlichsten Leute:
Tugend und himmlischen Lohn kauft und verkauft man zu Rom.
Ja, auch künftig Verruchtes zu thun, erkauft man zu Rom sich:
Drum, wenn ihr toll, so seid gut; wenn ihr verständig, seid schlecht!

Und im Hinblick auf den ihm besonders nahe liegenden Fall in Mainz, dessen Finanzen durch den Pallienkauf bei mehreren schnell aufeinander eingetretenen Erledigungen des erzbischöflichen Stuhls[1]) zerrüttet waren, ruft er:

Euer Bischof ist todt. Landsleute, nun braucht ihr ein neues
Pallium: zahlt nur! um Gold gibt es der Simon von Rom.
Aber du selber, so lang Deutschland kein Hirn und kein Aug hat,
Biete getrost zum Verkauf Pallien, Simon von Rom!

Ein ähnlicher Stoßseufzer macht den Schluß der früher von uns betrachteten Epigramme an den Kaiser Maximilian, und könnte, da jene Epigramme erst nach Hutten's zweitem italienischen Aufenthalt im Druck erschienen sind, aus dieser Zeit stammen:

Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen,
Einzusehen, wie ganz Rom es zur Beute gemacht?
Wann doch kommt es dahin, daß um Gold man bleierne Bullen
Anderen Völkern vielleicht, nur nicht dem deutschen, verkauft?

---

1) Berthold von Henneberg † 1504. Jakob von Liebenstein † 1508. Uriel von Gemmingen † 1514.

Oder wird so wie jetzt dein Deutschland, mächtiger Kaiser,
Immer ein Spott nur sein für das beraubende Rom?
Nein! das Scepter des Reichs, und des Reichs Hauptstadt und der Welt, Rom,
(Wahrheit red' ich, und kann anders nicht reden) ist dein.

Nach und nach machte Hutten in Rom allerlei literarische Bekanntschaften. Zwar mit Paul Bombasius, an den ihm Erasmus ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte (er stand als Secretär im Dienste eines Cardinals), gestaltete sich kein näheres Verhältniß. Daß aber die Verehrung für Erasmus, die er äußerte, dessen Schriften, die er in neuen Ausgaben mitbrachte und vorzeigte, ihm manchen Gelehrten in Rom zum Freunde gemacht haben, wie er später an Erasmus schrieb, ist sicher nicht als bloßes Compliment für diesen zu betrachten.

Ein eigenthümlicher Vereinigungspunkt der Poeten zu Rom war in jenen Jahren ein Garten in der Nähe des Quirinal und des tarpejischen Felsen, der einem Deutschen, Johann Coritius aus Luxemburg, gehörte. Der Mann, dessen Name mit dem des gartenbauenden Greises bei Virgil Georg. IV, 125 ff. in Beziehung gebracht wurde, bekleidete schon unter mehreren Päpsten eine Stelle in der päpstlichen Kanzlei, wo er in Justiz- und Gnadensachen arbeitete und als Ehrenmann und Liebhaber der Wissenschaften und der Gelehrten bekannt war. In Erasmus' Briefen wird seiner freundlich gedacht, und als es galt, Reuchlin's Händel mit den Dominicanern zu dessen Gunsten zu Ende zu bringen, wurde er als Mittelsmann gebraucht. Sein Vermögen war nur mäßig, aber er machte davon, bei einfachster Lebensweise, einen edeln und originellen Gebrauch. Etwa um 1514 hatte er in der Kirche des heiligen Augustin der heiligen Anna mit Maria und Christus eine Kapelle mit Altar, drei Marmorstatuen und einem Altargemälde, dazu ein tägliches Meßopfer und Geräthe gestiftet. Jedes Jahr wurde, wie es scheint, der Stiftungstag erst durch feierlichen Gottesdienst in der Kapelle, dann durch eine Mahlzeit in dem oben erwähnten Garten gefeiert, wozu alle Gelehrte und Dichter geladen waren, die nun an Bäume und Hecken, Brunnen und Bildsäulen ihre Verse zum Lobe des Mannes und seiner Stiftung anhefteten. Die Verse wurden gesammelt und sind später von einem Freunde des Coritius herausgegeben worden; mit dem guten Manne selbst aber

nahm es noch ein betrübtes Ende. Als im Jahre 1527 die kaiserlichen Truppen Rom eroberten, gerieth er in ihre Gefangenschaft, verlor seine Habseligkeiten und durch den Verrath des Maurers, der ihm sein Geld hatte vergraben helfen, auch dieses. In äußerster Dürftigkeit wanderte er nach Verona, wo ihn der bischöfliche Coadjutor eine Zeit lang unterhielt, und starb endlich, von Kummer aufgerieben, auf dem Wege in seine Heimath.

Auch Hutten hat dem Coricischen Altar fünf Epigramme gewidmet[1]), deren Inhalt größtentheils der Preis dieser schönen Stiftung des Dichtervaters Coritius ist; doch fleht der vielgeprüfte Wanderer gelegentlich auch Großmutter, Mutter und Sohn in der Kapelle um Heilung seines kranken Fußes an. Es war also das Uebel, von dem sich Hutten vor seiner Abreise aus Deutschland geheilt meinte, von Neuem ausgebrochen. Dieß sehen wir auch aus einem der aus Rom an Crotus gesendeten Epigramme, dessen Inhalt uns freilich seltsam dünken mag. Es befand sich zu Rom ein spanischer Bischof, der in dem Rufe stand, die Lustseuche, gegen die man damals noch vergeblich ein Radicalmittel suchte, heilen zu können. An diesen wendet sich nun Hutten, und bittet ihn bei der Verbindung zwischen Deutschland und Spanien, bei den gemeinschaftlichen Göttern und den Rechten der Gastfreundschaft, um seinen Beistand. Aus dem übrigen Körper sei die Seuche gewichen; nur in der Ferse halte sie sich noch: der Prälat möge sie vollends austreiben; da er es könne, möge er sich von dem deutschen Jüngling nicht vergebens bitten lassen.

Doch auch an Anfechtungen anderer Art sollte es unserem Ritter nicht fehlen. Nach einer Andeutung in seiner vierten Ulrichsrede hätte ein Abgesandter des würtembergischen Herzogs in Rom Anschläge gegen ihn gemacht; wie ihn auch hernach, als er in Bologna sich aufhielt, Wilibald Pirckheimer vor Mördern warnen zu müssen glaubte, die der Herzog gegen ihn dingen könnte. Wie viel hieran war, ist nicht mehr auszumachen: eine wirkliche Gefahr aber kam ihm von anderer Seite und hing mit einer Veränderung in der politischen Welt zusammen.

Seit dem alternden Maximilian statt des gleichfalls be-

1) Schriften III, S. 271 ff.

jahrten Ludwig XII. in Franz I. von Frankreich ein junger feuriger Fürst entgegengetreten war, hatten sich die Verhältnisse Italiens aufs Neue bedenklich gestaltet. Gleich in seinem ersten Sommer war Franz über die Alpen gezogen, um das von seinem Vorgänger eingebüßte Mailändische wiederzugewinnen; was ihm auch durch die Schlacht bei Marignano (13. und 14. September 1515), wenige Wochen ehe Hutten seine zweite Reise nach Italien angetreten hatte, gelungen war. Nun rüstete aber der Kaiser; Hutten (die Route des Dunkelmanns als die seinige betrachtet) hatte auf seiner Herreise um Trient und Verona schon Alles in kriegerischer Bewegung gefunden, und bei Mantua das Geschütz der Venezianer feuern gehört. Wenn auch der jetzige Papst, gleich seinem Vorgänger, die Kriegsflamme schüren half, so sah Italien schrecklichen Tagen entgegen. Dieß ist der Inhalt von Hutten's Prognostikon auf das Jahr 1516 an Papst Leo X., eines kleinen Gedichts in Hexametern[1]), das um diese Zeit entstanden sein muß. Astrologisch wie politisch, wird ausgeführt, deuten alle Zeichen auf Krieg und Verderben für Italien; der Kaiser, Frankreich und Venedig aufs Neue in Waffen: da möge der Papst von den Göttern Schonung und Frieden erflehen, damit die Christenheit ihre Kräfte gegen die Türken wenden, das heilige Land und Grab wieder erobern könne.

Im Frühling 1516 rückte der Kaiser in die Lombardei ein, aber nur, um, von den Franzosen getäuscht, und vom Gelde, wie gewöhnlich im Stiche gelassen, bald wieder abzuziehen. Da durfte er für den Spott von Seiten der Italiener nicht sorgen. Man verhöhnte ihn in den Theatern, es erschienen Pasquille und Carricaturen auf ihn. Man malte ihn auf einem Krebse reitend, mit der Unterschrift: Tendimus in Latium. Man zündete bei hellem Tage Licht, und stellte sich an, den Kaiser zu suchen. Besonders aber die Franzosen in Italien entwickelten bei dem Kriegsglück ihres jungen Königs ihren ganzen Uebermuth. Diesen Verhältnissen widmete Hutten mehrere Epigramme, die er, wie es scheint, an Eoban Hesse schickte, der sie zu Ende d. J. 1516 als Beilage zu zwei weiter unten zu besprechenden Dich-

1) Schriften III, S. 252–254.



tungen drucken ließ, bis Hutten später die meisten seinem Epigrammenbuch an den Kaiser einverleibte.

Doch die französische Großsprecherei auf der einen Seite, und Hutten's deutsches Herz und heftiges Blut auf der andern, mußten bei der ersten stärkern Reibung auch noch einen thatsächlichen Auftritt herbeiführen. Eines Tages ritt Hutten mit einem Bekannten nach Viterbo, als gerade ein Gesandter des Königs von Frankreich an den Papst dort durchreiste. Fünf Franzosen, vielleicht vom Gefolge des Gesandten, machten sich über Maximilian, der eben noch um Mailand kämpfte, lustig; Hutten nahm sich seines Kaisers an. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten; die Fünfe fielen über den Einen her, den sein Reisegefährte im Stiche ließ. Nun zog Hutten vom Leder, stach den, der ihm am nächsten auf dem Leibe war, nieder, und schlug, selbst nur in die linke Wange verwundet, die übrigen Viere in die Flucht. Nicht mit Unrecht hielt er das für eine brave That, verherrlichte sie durch sechs Epigramme[1]), die er an Crotus schickte, rühmte sich ihrer dem Kaiser gegenüber in der dritten seiner Ulrichsreden, und erzählte von derselben, nach Deutschland zurückgekehrt, seinen Freunden, wohin ihr Ruf, durch seine Briefe und Epigramme, ihm bereits vorangegangen war. Denn je mehr er sich den Studien ergab, desto mehr Werth legte Hutten darauf, doch auch als Ritter und Krieger etwas zu gelten; weßwegen ihm später keines seiner Bilder lieber war als dasjenige, welches ihn in Waffen darstellte.

Begreiflich hatte er sich nun aber durch dieses Ritterstück die ganze Franzosenschaft in und um Rom auf den Hals gezogen, und so fand er sich bewogen, Rom mit Bologna zu vertauschen, wo er schon während seiner ersten italienischen Reise, freilich in kümmerlichen Umständen, eine Zeit lang sich aufgehalten und schätzbare Bekanntschaften gemacht hatte. Vom 31. Juli datirt er bereits einen Brief aus Bologna. Hier wohnte er mit den beiden würzburger Domherren Jakob Fuchs und Friedrich Fischer zusammen. An den ersteren hatte er im vorigen Jahr, als Fuchs sich bereits in Italien befand, den großen Brief über Eitelwolf vom Stein und Hans Hutten's Ermordung gerichtet, und darin

1) Schriften III, S. 280—282.

bemerkt, er wünschte ihm bald nachfolgen zu können. Auch Friedrich Fischer gehörte zu Hutten's vertrauten Freunden; beide verband mit ihm die gleiche humanistische Geistesrichtung.

Schon in Rom hatte sich Hutten, wie er an Vadian nach Wien schrieb, vorzugsweise dem Rechtsstudium gewidmet; in Bologna fuhr er darin fort, und verwendete auf dasselbe, wenn auch bitter ungern, seine meiste Zeit. Auch in der spätern Erinnerung schmeckte ihm dieses Studium noch wie ein Wermuthtrank, und er rechnete, seine beiden italienischen Aufenthalte zusammengenommen, beinahe vier Jahre, während deren er mit demselben die Zeit verdorben[1]). Da Hutten in der Folge von Deutschland aus den Rechtsgelehrten Johann Maria und den Schlesier Sauermann in Bologna grüßen läßt, so ist zu vermuthen, daß er bei dem ersteren damals gehört, und mit dem andern, einem auch nach des Erasmus Zeugniß trefflichen jungen Manne, der einmal in Bologna Rector und später Probst in Breslau war, freundschaftlichen Umgang gepflogen hat.

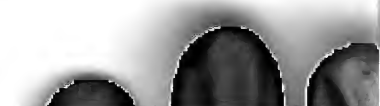
Während er sich aber so dem Willen seiner Familie fügte, verlor Hutten sein eigenes Ziel nicht aus den Augen. Besonders im Griechischen fand er, nachdem der Unterricht in dieser Sprache, den er während seines ersten italienischen Aufenthaltes zu Pavia genommen hatte, gar zu frühe abgebrochen worden war, seine Kenntnisse unzureichend. In Bologna nun, wo eben damals drei junge Geuder aus Nürnberg, Neffen Wilibald Pirckheimer's, unter der Leitung des Johann Cochläus studirten, nahm er mit zweien von diesen und noch zwei andern einen Griechen Namens Tryphon zum Lehrer an, der mit ihnen den Lucian und Aristophanes las. Die Nachahmung der römischen Unsitte, in lateinische Briefe und selbst Gedichte griechische Phrasen und Verse einzumischen, die sich schon nach der ersten italienischen Reise bei Hutten zeigte, war ein Auswuchs dieses griechischen Eifers; wie aber das Studium gerade des Lucian und Aristophanes in Hutten's ganzer Schriftstellerei Epoche machte, werden wir in Kurzem finden.

Mit den genannten jungen Landsleuten und ihrem Hof-

1) An Gerbel vom 31. Juli 1516; an Pirckheimer vom 25. Oct. 1518. Schriften I, S. 105. 210.

meister lebte Hutten in freundlichem Umgange, speiste bisweilen bei ihnen, und trat auch mit Wilibald Pirckheimer in brieflichen Verkehr. Merkwürdig ist es hiebei, welchen Eindruck er auf einen Mann wie Cochläus machte, der Verstand und Bildung genug besaß, einen Hutten schätzen zu können, während die Verschiedenheit der Naturen beide von einander in diejenige Ferne stellte, welche die Beobachtung begünstigt[1]). Dieser Johann Dobneck aus Wendelstein, der sich von dem genannten Orte als Cochläus latinisirte, war einer von denjenigen, welche, ursprünglich der liberalen humanistischen Partei angehörig, selbst Luthern bei seinem ersten Auftreten günstig, bald, von dem Streite abgestoßen, auf der einen Seite von der Gefahr geschreckt, auf der andern von Vortheilen gelockt, je größer die Spaltung wurde, sich immer mehr von der Reformation abwandten, und zuletzt, ohne aus ihren humanistischen Verbindungen herauszutreten, deren eifrigste Gegner wurden. Damals nun machte Hutten's Wesen auf Cochläus den stärksten Eindruck. Er schalt Deutschland, daß es einen Mann von solchem Geist und so warmer Vaterlandsliebe bisher so vernachlässigt habe. Insbesondere seinen sprudelnden Witz, sein Talent zur Satire bewunderte Cochläus; er sah in Hutten, ehe dieser noch einen seiner Dialoge geschrieben hatte, einen zweiten Lucian. Dabei war ihm aber doch auch Manches an dem Ritter zu viel. Sein Geist war ihm zu scharf und herb, er vermißte Ruhe und Milde. Er fürchtete, Hutten's deutscher Freimuth möchte ihm noch Gefahr bringen, und meinte daher, einflußreiche Freunde sollten ihn zu mäßigen suchen. Auch im persönlichen Umgang war ihm dessen Heftigkeit lästig. Ein beleidigendes Wort des Ritters steckte er wohl um des Friedens willen stillschweigend ein; doch bekannte er nach Hutten's Abreise seinem Patron Pirckheimer im Vertrauen, sie beide werden wohl in der Entfernung bessere Freunde bleiben, als sie es im täglichen Umgang geblieben sein würden. Ganz ebenso ging es mit Hutten, wie wir gesehen haben, dem Mutian; ähnlich, wie wir noch sehen werden, dem Erasmus; nicht anders auch dem Melanchthon: er schätzte, aber fürchtete ihn: und dasselbe ist bis heute

1) Vgl. hierüber die Briefe des Cochläus an Pirckheimer. Hutten's Schriften I, S. 126—153.



bei Erasmisch-Melanchthonischen Naturen, wenn sie sich mit Hutten beschäftigen, der Fall, daß sie ihn bewundern, aber nicht lieben, weil er ihnen unheimlich ist. Uns verrathen es die mittelmäßigen Bildnisse, die von ihm übrig sind[1]), freilich nicht (so wenig als sie uns seinen Geist verrathen), aber Zeitgenossen, die ihn kannten, bezeugen, daß der kleine, schmächtige, unscheinbare Mann mit dem blonden Haar und dem dunklen Barte[2]), in dem blassen Gesichte etwas Strenges, ja Wildes gehabt habe, und seine Rede oft schneidend und zurückstoßend gewesen sei. Daß er daneben in andern Stunden und Stimmungen eine herzgewinnende Freundlichkeit entwickeln konnte[3]), widerspricht dem nicht; aber es mußte einer selbst eine starke und etwas martialische Natur sein, um Hutten, wie Eoban Hesse, „durchaus liebenswürdig" zu finden. Doch wir kehren zu den bolognesischen Studien unseres Ritters zurück.

Fand Hutten neben dem pflichtmäßigen Rechtsstudium Zeit, sich im Griechischen zu vervollkommnen, so konnte er auch das Dichten nicht ganz lassen. Ende Juli 1516 schickte er seinem Freunde, dem Rechtsgelehrten Nikolaus Gerbel zu Straßburg, seine poetische Epistel Italiens an Maximilian; Anfang September theilte Cochläus dem Oheim seiner Zöglinge Hutten's Spottgedicht Marcus mit, und aus derselben Zeit ist auch das Gedicht über die Fischerei der Venezianer. Alle diese Gedichte liegen in gleicher Linie mit dem Aufmahnungsgedicht an den Kaiser zur Fortsetzung des Kriegs gegen die Venezianer und den

1) Holzschnittbilder von Hutten in verschiedener Form und Auffassung finden sich bei mehreren seiner Schriften, z. B. dem Phalarismus, der Abhandlung über das Guaiac, dem Gesprächbüchlein, den Conquestiones, der Expostulatio; wovon das hinter der letztern Schrift zu den bessern gehören möchte. Böcking glaubte in einer angeblich Dürer'schen Zeichnung des berliner Museums das ächte Huttenbild zu finden, die er deßwegen vor seiner Ausgabe der Hutten'schen Werke wiedergeben ließ; allein dieses Bild mit der ganzen Sammlung, der es angehört, wird jetzt als Fälschung in Anspruch genommen. S. Thausing, Die falschen Dürerzeichnungen in Berlin u. s. f. Zeitschrift für bildende Kunst, herausgegeben von C. v. Lützow, 6. Jahrg., 4. Heft, S. 115.

2) S. den pseudohutten'schen Dialog Huttenus captivus, Schriften IV, S. 594, und vgl. die Aeußerung A. Frank's von Kamenz, ebendas., I, S. 420.

3) Ersteres bezeugt Camerarius im Leben Melanchthon's, Letzteres Otto Brunfels in einer Schutzschrift für Hutten, von welcher später.

Epigrammen an denselben, die von uns früher erörtert worden sind. Und zwar richten sich der Marcus und das Gedicht vom Fischfang mehr gegen Venedig, dem sie mit der Macht des Kaisers drohen; während die Epistel sich an diesen wendet, mit der Aufforderung, die deutsche Ehre und Obmacht in Italien wiederherzustellen.

Die beiden erstgenannten Dichtungen[1]) behandeln eigentlich einen und denselben Gegenstand: das Aufkommen und den Uebermuth Venedigs, und waren, wie Cochläus aus Hutten's Munde berichtet, zunächst durch die venezianische Ruhmredigkeit in einem Gedichte des Sabellicus veranlaßt. Jedes von beiden aber bedient sich einer andern Form, und man möchte glauben, nachdem Hutten den Gegenstand bereits in der eigentlichen und ernsthaften Form behandelt hatte, sei ihm, vielleicht beim Lesen der Homerischen Batrachomyomachie, der Einfall gekommen, dasselbe ließe sich noch schlagender in der allegorisch-parodistischen sagen, welche dieses griechische Vorbild an die Hand gab. Es entwickelt nämlich das Gedicht von der Fischerei der Venezianer, wie diese, ursprünglich ein aus allen Völkern zusammengelaufenes Gesindel, erst elende Fischer gewesen seien, dann sich durch Schifffahrt und Handel bereichert, hierauf angefangen haben, Städte zu fischen und Fürsten zu angeln (was durch einen Holzschnitt illustrirt ist); wie sie von dem Festland Italiens, von Dalmatien, Griechenland und den Inseln immer mehrere und größere Stücke an sich gebracht, ihre Stadt mit dem Raub aller Länder geschmückt, und sich einer Ueppigkeit und einem Wohlleben ohne Beispiel ergeben haben. Nachdem sie es in dieser Weise lange genug getrieben, habe sich endlich der deutsche Adler zum Kampfe mit ihnen von den Alpenhöhen herabgeschwungen, nicht, um Beute zu machen, sondern um Frieden, Recht und Gerechtigkeit wiederherzustellen, die Welt, und Italien insbesondere, von dem Joche der Venezianer zu befreien, und diese wieder zu den einfachen Fischern zu machen, die sie ursprünglich gewesen.

Wie gesagt, dasselbe Thema behandelt das Gedicht Marcus mit Benutzung der Batrachomyomachie, aus der halbe und ganze

---

1) De piscatura Venetorum, heroicum, und Marcus, heroicum. Schriften III, S. 287—300.

Hexameter, auch Reihen von solchen, griechisch dem übrigens lateinischen Gedicht eingefügt sind. War Venedig von Hutten schon in seinen Epigrammen unter dem nahe liegenden Bilde eines Frosches dargestellt worden, so erscheint nun bestimmter sein Genius als der König Pausback (Φυσίγναθος) der Homerischen Parodie, der, nicht mehr zufrieden, die euganeischen Sümpfe zu bewohnen, auf das feste Land herüberkommt, sich in eine Löwenhaut hüllt, dazu Flügel annimmt, und sich als Marcus verehren läßt (dazu gleichfalls ein Holzschnitt). Als solcher hält er sich berufen, die römische Weltherrschaft auf Venedig zu übertragen, und macht dazu durch Gewaltthaten, Treulosigkeiten und Räubereien jeder Art einen ziemlichen Anfang. Endlich, da er in seinem Uebermuthe bis zum Himmel emporfliegen will, beauftragt Jupiter seinen Adler (wie schon oben im Epigramm), ihn zu demüthigen und in seine heimischen Sümpfe zurückzustürzen.

Daß er dem übernommenen Rechtsstudium drei Tage gestohlen, um die poetische Epistel Italiens an den Kaiser Maximilian[1]) zu schreiben, davon schiebt Hutten in dem Zueignungsbriefe an Gerbel die Schuld auf seinen Hausgenossen in Bologna, den Kanonikus Jakob Fuchs, der ihm damit keine Ruhe gelassen habe. Wenn er dabei sagt, er habe sich unterstanden, in einer sehr ernsten Sache zu scherzen, so ist dieß nur von der Fiction und Personification zu verstehen, deren er sich bediente; denn übrigens ist die Haltung des Gedichtes nichts weniger als scherzhaft.

Die Dame Italia schreibt an den ritterlichen Max, sie habe frohlockt, wie sie neulich vernommen, er sei von Trient aufgebrochen und rücke heran; bald aber sei sie aufs neue in Trauer versunken, als sie habe hören müssen, daß er sich wieder zurückziehe. Doch hoffe sie immer noch auf ihn, entschuldige, wie sie nur immer könne, sein Säumen, und bleibe ihm, unter mancherlei Zumuthungen, im Herzen treu. Vergebens werben Venedig und Frankreich mit glänzenden Verheißungen um sie; vergeblich suche Einer in ihrem eigenen Lande (der Papst?) sie von dem Kaiser abwendig zu machen; sie lasse sich nicht mit ihnen ein; nur durch

1) Epistola ad Maximilianum Caesarem Italiae fictitia etc. Schriften I, S. 106—113. Des Kaisers Antwort von Eoban ebendas., S. 113—123. Der Brief an Gerbel ebendas., S. 105 f.

den Kaiser wolle sie, wie vor Alters, frei und groß werden. Aber er zögere lange, und indessen habe sie böse Zeit. Jeder lege Hand an sie, ihre Gauen und Städte werden verwüstet, Rom sei von florentinischen Krämern (den Mediceern, durch Leo X.) beherrscht. Doch, wenn er nur wirklich komme, so wolle sie gerne so lange geduldet haben; aber er möge es nicht länger verschieben. Sie erinnert den Kaiser an die alten Großthaten der Deutschen gegen Rom, an die Cimbern und Teutonen und an Arminius, an Karl den Großen und die Ottonen; nicht minder aber auf der andern Seite an des alten Rom Siege und Weltherrschaft, die er als römischer Kaiser geerbt habe: wie er doch die Stadt und das Land, die ihm dieses Erbe zugebracht, im Stiche lassen könne? Auch sei sie, Italia, eine Braut, um die in Waffen zu werben wohl der Mühe lohne. Aber wie sei sie zugerichtet! Und hier kommt Hutten, nach seiner Art, den Strom seiner Beredtsamkeit durch keine strenge Disposition einzudämmen, sondern wohl auch einmal nahezu im Kreise fließen zu lassen, von neuem auf die Bedrängniß und das Verderben Italiens in Folge der Abwesenheit seines wahren Herrn zurück; wobei der Zustand Roms mit seinem stumpfen Volke, beherrscht von feigen Schreibern und sittenlosen Priestern, scharf gezeichnet wird. Wenn er es nicht bald thue, führt Italia dem Kaiser zu Gemüthe, so werden andere Fürsten ihm zuvorkommen, um die italienischen Angelegenheiten zu ordnen. Und er hätte es am leichtesten zu kommen: sein Weg gehe nicht über's Meer, sondern durch seine eigenen Reiche. Bei jedem Schritte werden neue Hülfstruppen zu ihm stoßen; er brauche gar keine Deutschen mitzubringen, könne mit italienischen Flüchtlingen und Verbannten den Krieg führen. Gewinn und Ehre seien groß; wie jetzt die Schmach und der ihr kaum erträgliche Spott, der über den Kaiser ergehe. Bei dem Ruhme seines Geschlechts, der Würde des Reichs, bei den Göttern, die ihn an seine hohe Stelle gesetzt, bei den Gebeinen seines Vaters und der Wohlfahrt seines Enkels Karl beschwöre sie ihn, endlich seine Zögerung abzubrechen; sein Erscheinen werde ihr, durch Gram und Elend halb getödtet, neues Leben schenken.

Dieses Gedicht schickte Hutten an Gerbel, der ihn um ein Lebens- und Freundschaftszeichen aus Welschland gebeten hatte; während ein Verehrer Hutten's in Bologna eine Abschrift desselben

nach Wittenberg an Balthasar Fachus abgehen ließ. Anfang August schrieb Hutten an Richard Crocus, einen Engländer, der damals in Leipzig Griechisch lehrte, er möge sich das Exemplar verschaffen, und wenn er Muße habe, in Maximilian's Namen antworten; denn das wolle Hutten Andern überlassen. Die Antwort übernahm der alte Freund und Dichterkönig Eoban Hesse, jetzt Lehrer an der erfurter Hochschule, der sie auch bald darauf mit Hutten's Epistel zusammen drucken ließ.

Ihr Brief, antwortet der Kaiser der schönen Italia, habe ihn ganz in Flammen gesetzt:

> Klage nicht länger: bereits schnaubt dir entgegen mein Roß.

Aber die Schwierigkeiten seien für ihn weit größer, als dieselben für seine Vorgänger gewesen, auf deren Beispiel sie ihn hinweise.

> Halte mir nimmer den Glanz der beiden Ottonen entgegen,
> Deren Beginnen die Gunst besserer Zeiten genoß.
> Damals waren noch nicht so viele der Herren in Deutschland,
> Jeglicher setzte noch nicht über den Kaiser sich weg.
> Jetzt dünkt Jeder sich selbst ein Kaiser zu sein, und so bleibt denn,
> Außer dem Namen und Schein, nichts für den Kaiser zurück.
> Gar oft lass' ich Befehl ausgehn und berufe den Reichstag,
> Bin auch, wenn er sich trennt, tröstlicher Hoffnungen voll.
> Doch stets muß ich von vorn anfangen, von neuem Versammlung
> Halten: es dreht endlos sich der Berathungen Kreis.
> Und indeß wir die Zeit unnütz mit Verhandeln verlieren,
> Fallen wir Deutschen als Raub listigen Feinden anheim.

Dennoch habe er jetzt, fährt Maximilian fort, bei Verona einen Anfang gemacht, und gedenke ehestens zu kommen. — Allein er kam nicht, und bald mußte er auch Verona den Venezianern herausgeben, gegen eine Geldleistung, die ihn wenigstens in den Stand setzte, den Truppen ihren Sold zu bezahlen, die er zu der fehlgeschlagenen Unternehmung verwendet hatte.

Die drei Gedichte, von denen zuletzt Meldung geschehen, waren übrigens nicht die einzigen Nebenarbeiten, für welche Hutten in Bologna neben dem Rechtsstudium noch Muße fand. Daß er während dieser Zeit auch die zweite und dritte seiner Ulrichsreden verfaßte, ist oben bemerkt worden. Und nun gaben ihm die Lucianischen Schriften, die er mit seinem griechischen Lehrmeister las, noch zu einer weitern Arbeit Veranlassung. In diesen

Schriften trat unserm Ritter, der sich bis jetzt in der Prosa nur der Rede- oder Briefform bedient hatte, die dialogische entgegen. Seiner lebhaften, auf Umgang und Gespräch angelegten Natur mußte diese Darstellungsart besonders zusagen. Er mußte sich gereizt finden, selbst auch etwas in dieser Form hervorzubringen. In ihr fand alles, was über den bloßen Redner hinaus Poetisches in Hutten lag, seine Unterkunft; während das, was ihm zum Dichter fehlte, in dieser Mittelform nicht vermißt wurde. Als die seiner Geistesart schlechthin angemessene war die Gesprächsform die höchste, welche Hutten für seine Production finden konnte: sie eignete er sich daher, sobald sie ihm in einem classischen Muster nahe getreten war, mit Eifer an, und hat in ihr, wie wir finden werden, seine vorzüglichsten, und weil er damit zugleich eine Lieblingsform der Zeit traf, auch wirksamsten Schriften abgefaßt.

Von hier aus können wir, in Absicht auf die Form, Hutten's Schriftstellerei in drei Perioden theilen. Die erste die poetische, von seinen frühesten epigrammatischen und elegischen Versuchen in den Jahren 1506 und 7 an, bis zum Panegyricus auf den Erzbischof Albrecht und der Epistel Italia's in den Jahren 1514 und 1516. Der Rechtshandel wider den Herzog von Würtemberg wirft ihn seit 1515 in die rednerische Form, neben welcher er auch die Briefform mit Sorgfalt ausbildet. Von 1517 an wendet er sich mit Vorliebe der Gesprächsform zu, greift aber bei Veranlassungen zur Streitrede zurück, wie er die Briefform auch ferner fleißig anbaut; lateinische Gedichte werden selten; daß wir dagegen von da an nicht wenige deutsche Reime bei ihm finden, hängt mit seiner Hinwendung zur deutschen Sprache zusammen, von der an einem andern Orte zu reden ist.

Unter Lucian's Dialogen bilden die Todtengespräche eine vorzügliche, oft nachgeahmte Partie. Und gerade für diese Form brauchte Hutten den Stoff nicht weit zu suchen. Der ermordete Vetter; dessen kürzlich verstorbener Vater; der fürstliche Mörder, der nur leider noch nicht in der Unterwelt war, wo er zu seiner Bestrafung längst hingehörte. Einen gestorbenen Tyrannen läßt auch Lucian in einem seiner Gespräche (Die Niederfahrt oder der Tyrann) in die Unterwelt gebracht werden; hier, bei Hutten, muß der lebende Tyrann hinabsteigen, um sich bei Phalaris Raths zu

erholen. Dieß die Situation des Dialogs Phalarismus, den Hutten zu Bologna ausarbeitete und, während die Reden nur handschriftlich umliefen, im März 1517 im Druck erscheinen ließ [1]).

Das Gespräch besteht aus zwei Scenen, deren erste am Ufer des Styx zwischen Charon, Merkur und dem Tyrannen (so wird Herzog Ulrich bezeichnet) spielt. Auf Charon's verwunderungsvolle Frage, was er da für einen lebenden Menschen herunterbringe? ertheilt der Seelenführer Merkur die Auskunft: der längst verstorbene Phalaris, von dem Wunsche beseelt, auch in Deutschland, wo dergleichen bis dahin nicht vorgekommen, Tyrannen zu sehen, sei diesem schwäbischen Fürsten (persönliche Eigennamen werden vermieden) im Traume erschienen, um ihm die erforderlichen Anweisungen zu ertheilen. Ob das vielleicht der Tyrann sei, frägt hier Charon, über den sich kürzlich der Schatten eines jungen fränkischen Ritters, und bald darauf auch der seines alten Vaters, während der Ueberfahrt beklagt, und dabei die tragische Geschichte der Ermordung des jungen Ritters, zu allgemeiner Rührung der Schiffsgesellschaft, erzählt haben? Eben der, erwiedert Merkur, und nun entspinnt sich ein Streit zwischen Charon und dem Tyrannen, da dieser mit gewohntem Stolz und Trotze sich weigert, dem erstern rudern zu helfen, wozu er sich am Ende doch bequemen muß.

Von Merkur geleitet kommt hierauf der Tyrann an dem Orte der zweiten Scene, in dem Felsenthale an, wo seine vorangegangenen Vorbilder hausen. Phalaris, den er als seinen Lehrer begrüßt, ist hoch erfreut, seinen Schüler und Liebling zu sehen, der ihm zunächst Rechenschaft gibt, wie weit er in der Zwischenzeit seinen Anweisungen nachgekommen. Zu dem Ende erzählt er ihm die Ermordung des Hans Hutten: mit der schmeichelhaften Wirkung, daß Phalaris der Ueberlegenheit seines Schülers huldigt, da er selbst es nicht so weit gebracht habe, Freunde und Wohlthäter umzubringen, sondern sich auf solche, die ihm als Feinde verdächtig gewesen, beschränkt habe. Der Rache für diesen Mord, erzählt der Tyrann weiter, sei er durch einen Vertrag (den blaubeurer) entgangen, den er aber nicht halte: unter dem

1) Phalarismus dialogus Huttenicus. Mense Martio 1517. Schriften IV, S. 1—25.

Vorwande, seine, zu den Baierfürsten, ihren Brüdern, entwichene Gemahlin zurückzufordern, rüste er sich zum Kriege. Im Falle des Sieges gedenke er seine ganze Grausamkeit zu befriedigen: und um sich hiezu die Fingerzeige des Meisters zu erbitten, sei er jetzt herabgekommen. Phalaris räth ihm zu seinem ehernen Stier und ähnlichen classischen Vorrichtungen; bedauert, daß dem Schüler die Kenntnisse abgehen, um die Geschichten eines Tiberius, Caligula, Nero in der Ursprache lesen zu können, doch möge er sie sich übersetzen lassen. Auch viertheilen, aus der Kanone schießen, wie neuerlich die Böhmen gethan, Hautabziehen und das Fleisch mit Salz bestreuen oder mit Essig beschütten, Hände und Füße, Zungen und Nasen abschneiden, Augen und Zähne ausreißen, sei nicht übel. Etliches davon, erwiedert der Schüler, habe er bereits in Anwendung gebracht; auch sein Wappen, das Hirschhorn, einigen auf die Backen brennen lassen. Keine Götter glauben, die Besten am eifrigsten verfolgen, fährt Phalaris fort. Das thue er längst von selbst, und brauche dazu keinen Lehrmeister, meint der andere. Nach diesen und ähnlichen Reden stellt Phalaris seinem Gaste sämmtliche Tyrannen, die um ihn sind, von Astyages und Cambyses bis Domitian, vor, gibt ihm den Auftrag mit auf den Weg, seinem Marschalk (Thumb) das Hirschhorn aufbrennen zu lassen, und zeigt ihm auch noch seinen Oheim Eberhard II., der mit einem Lieblingsaffen, bisweilen auch unter der Heerde des Pluto, Kurzweil treibt; worauf Merkur den Tyrannen zur Oberwelt zurückführt.

Daß eine so beißende Satire auf einen immer noch mächtigen Fürsten Aufsehen, und mancher Orten Anstoß, erregen mußte, läßt sich denken. In Würzburg, dessen Bischof mit dem Herzog von Würtemberg befreundet war, zerriß der Domherr Peter von Aufsäß den Phalarismus auf offenem Markte; wofür er von dem gekränkten Verfasser in einem gedruckten Sendschreiben scharf zur Rede gestellt wurde[1]).

Das Bewußtsein des Wagnisses, welches in der Herausgabe einer solchen Schrift lag, veranlaßte Hutten, den zahmen humanistischen Wahlspruch, dessen er sich bisher in allerhand Variationen

1) Ulrichi Hutteni eq. Germ. ad Petrum de Aufsas Canonicum pro Phalarismo ab illo discerpto Apologia. Schriften I, S. 288—299.

bedient hatte, mit jenem Worte Cäsar's zu vertauschen, das seitdem in der Erinnerung der Menschen Hutten's stehendes Attribut geworden ist. Bisher hatte er unter seine Arbeiten, im Bewußtsein seines reinen Strebens, am liebsten den Spruch geschrieben: „Redlich und ohne Prunk“ (Sinceriter citra pompam), wozu er wohl auch einmal „Aus Tugendeifer“ (zelo virtutis) fügte. Auf dem Titel des Phalarismus steht zum erstenmal: Jacta est alea. In der nächsten Zeit kehrte Hutten einigemale zu seinem alten Wahlspruche zurück; sobald er aber mit dem Jahr 1520 seinen großen Kampf wider Rom begonnen hatte, war nun erst das kühne Wort vom geworfenen Würfel zu seiner rechten Bedeutung gelangt, und blieb daher fortan, bald lateinisch, bald in der Verdeutschung: „Ich hab's gewagt“, bisweilen noch durch andere verwandte Sprüche verstärkt, das stehende Motto unseres Ritters.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung zu Hutten nach Bologna zurück. Auch hier sollte er von seinen gewöhnlichen Plagen, Krankheit und Streit, nicht verschont bleiben. Auf den drückend heißen Sommer des Jahres 1516 war ein ungewöhnlich strenger Winter gefolgt, während dessen, bei den schlechten italienischen Heizungsanstalten, die Deutschen ganz besonders litten, Hutten aber gegen Ende des Jahres schwer erkrankte. Kaum war er wiederhergestellt, als im ersten Frühling des folgenden Jahres Unruhen unter den Studenten ausbrachen. Es waren Reibungen zwischen den verschiedenen Landsmannschaften oder sogenannten Nationen. Die Deutschen waren mit den Lombarden uneins geworden; von den Tuskern, Picentern, Spaniern, Ungarn, Polen unterstützt, zogen sie mit Degen und Büchsen durch die Straßen und berannten die Häuser, in welchen die Lombarden sich verschlossen hielten. Zwei Tage dauerte der Aufstand, während dessen zwar niemand getödtet, doch einige verwundet wurden; bis es dem Statthalter gelang, die Ruhe wiederherzustellen. Da Cochläus (dessen Berichten an Pirckheimer wir diese Nachrichten verdanken) von seinen Zöglingen, den jungen Geuders, wenigstens die beiden ältern nicht von der Theilnahme an den Händeln abzuhalten wußte, so kann man sich denken, daß um so weniger Hutten gefeiert haben wird. Und nun sollte er, nachdem der Statthalter die Sache vor sein Tribunal gezogen hatte, den Sprecher der deutschen Nation vor demselben machen. Er meinte, im

Verhältniß zu der Unbill, die seinen Landsleuten widerfahren war, und der Parteilichkeit, welche der Statthalter bewiesen hatte, sich noch sehr glimpflich ausgedrückt zu haben: allein dieser, ein Genuese aus dem Hause Fiesco, war entgegengesetzter Ansicht, und zeigte sich so aufgebracht, daß Hutten für gut fand, zu verreisen[1]). Auch noch von anderer Seite hatte ihm ein unvorsichtiges, wenn auch unverfängliches Wort Verdruß gebracht. Er hatte von Franz Maria, den Leo X. zu Gunsten eines Nepoten aus seinem Lande vertrieben hatte, als von dem Herzog von Urbino gesprochen. Das war aber vom Papste verboten, und so wurde Hutten als thatsächlich dem Banne verfallen betrachtet[2]).

Er begab sich zunächst nach Ferrara, wo er die Bekanntschaft des neunundachtzigjährigen Nikolaus Leonicenus machte, der, ebensowohl durch seine Mäßigkeit als seine Gelehrsamkeit berühmt, daselbst Redekunst, Philosophie und Medicin lehrte, und, als der letzte aus der Generation der großen italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts, erst ein Jahr nach Hutten starb. Mit diesem, wie mit Cölius Calcagninus und einem Lehrer der griechischen Sprache, Antimachus, war, außer der Sache der bessern Wissenschaften, die beiderseitige Bekanntschaft mit Erasmus noch ein besonderer Anknüpfungspunkt.

Nur wenige Tage weilte Hutten in Ferrara, da zwei Vettern, die im Begriffe standen, nach dem heiligen Lande unter Segel zu gehen, ihn nach Venedig beriefen. Hier zeigte sich, wie das Gemeingefühl der Humanisten in allen Landen stärker war als die politisch-nationalen Gegensätze. In seiner Aufmahnung an den Kaiser zum Kriege wider Venedig, in seinem Sendschreiben Italiens an denselben, — das Stärkste, wie der Marcus, die Fischerei der Venezianer und die Epigramme an Maximilian, war freilich noch ungedruckt — aber auch dort schon hatte sich Hutten höchst feindselig gegen Venedig geäußert. Dessenungeachtet fand er gerade in Venedig, damals einem Mittelpunkte der humanistischen

1) S. Hutten's Brief an Erasmus, Schriften I, S. 146. Die oben erwähnten Berichte des Cochläus s. ebendas, S. 129. 132.

2) So erzählte er später in seiner Türkenrede. Die folgenden Nachrichten sind dem angef. Briefe Hutten's an Erasmus entnommen, womit noch ein Brief des Baptista Egnatius an denselben, Hutten's Schriften I, S. 135, zu vergleichen ist.

Bestrebungen, eine Aufnahme, so freundlich und schmeichelhaft, als sie ihm auf allen seinen Reisen nicht zu Theil geworden war. Erst trat er bei dem, als Staatsmann wie als Gelehrten berühmten Baptista Egnatius ab, dem er Grüße von Erasmus brachte, und der ihn, zunächst um dieser Empfehlung, bald aber um seiner selbst, seiner Bildung und Liebenswürdigkeit willen, sehr freundschaftlich behandelte, mit seiner Horazausgabe beschenkte, und ihm für Erasmus einen Brief und ein Exemplar seiner Caesares nebst einigen andern Schriften auf den Heimweg gab. Auf die Kunde von Hütten's Ankunft fanden sich gebildete Jünglinge aus den ersten Häusern, Contarini, Bragadini, auch ein gleichnamiger Neffe des berühmten Hermolaus Barbarus ein, die ihn in der Stadt herumführten, ihren Bekannten zeigten, und endlich in das Haus des gelehrten Buchdruckers Asulanus brachten. Dieser hatte wenige Jahre zuvor seinen berühmtern Schwiegersohn Aldus Manutius verloren; aber sein Sohn Johann Franz und andere gelehrte Hausgenossen wurden herbeigerufen, und sein Enkel, der fünfjährige Aldus Manutius, mußte den gelehrten Ankömmling mit einem Kuß empfangen; auch wurde seine Büchersammlung durch Ausgaben von Sueton und den spätern Geschichtschreibern der römischen Kaiser, von Cicero's Officien und der schon genannten Schrift des Egnatius de Caesaribus bereichert.

Die Vettern, welche den Ritter nach Venedig beschieden hatten, sprachen ihm zu, die Reise nach dem Morgenlande mitzumachen; dergleichen Wallfahrten waren noch immer nicht aus der Mode gekommen; nach des Cochläus Briefen an Pirckheimer war es Crotus Rubianus, der ihn zurückhielt. Dieser Freund war um jene Zeit gleichfalls in Italien angekommen. Seine Stellung in Fulda war nichts weniger als glänzend gewesen; und nun sollte er auch noch seine einzige Stütze daselbst, den Abt Hartmann, verlieren. Den mäcenatischen Kirchenfürsten brachten hochfliegende Entwürfe und verschwenderischer Haushalt in Zerwürfnisse, die in demselben Jahre 1517 seine Vertreibung, später seine Abdankung zur Folge hatten. So nahm Crotus wieder eine Erzieherstelle bei jungen Adelichen, dießmal aus dem ihm und Hutten befreundeten Hause Fuchs, an, mit denen er nach Italien ging, und nun mit Hutten, wie es scheint, in Be-

nedig zusammentraf. Durch den verständigen Freund von der phantastischen Reise abgehalten, kehrte Hutten erst nach Bologna zurück, wo er am Abende des 25. Juni ankam, und nach kurzem Aufenthalte ganz insgeheim, um Nachstellungen zu vermeiden, am 27. oder 28. Juni, seine Rückreise nach Deutschland antrat.

Cochläus, der übrigens in letzter Zeit eine Entfremdung Hutten's zu spüren meinte, gab ihm Briefe an Pirckheimer in Nürnberg und an verschiedene Bekannte in Augsburg und Ingolstadt mit, bei denen er ihn einführen wollte; den ersteren bat er nach Hutten's Wunsche, diesen nicht mit dem gewöhnlichen nürnberger Prunk aufnehmen zu wollen, da er nicht seinen leckern Mahlzeiten, sondern seiner gelehrten Unterhaltung zuliebe den Umweg über Nürnberg zu machen gedenke. Daß es gerade Cochläus war, bei welchem Hutten noch am Tage vor seiner Abreise die Schrift von Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Konstantin's sah, mit deren Herausgabe er nach seiner Heimkunft seinen Feldzug gegen Rom eröffnete, ist ebenso merkwürdig, als daß Cochläus damals zwar wegen der Herausgabe ängstlich, übrigens mit dem Inhalte der Schrift vollkommen einverstanden war. Wir kommen seiner Zeit auf dieselbe zurück: hier können wir es unmöglich länger verschieben, über den Reuchlin'schen Streit, an welchem Hutten auch schon früher, ganz besonders aber jetzt in Italien, Antheil genommen hatte, im Zusammenhange Bericht zu geben.



Siebentes Kapitel.

Reuchlin's Kampf mit den Kölnern und Hutten's Theilnahme an demselben.

1511—1517.

Unter den Männern, welche aus der Verdumpfung des sinkenden Mittelalters die Geister an die freiere Luft herausführen halfen, indem sie Unwissenheit und Scholastik durch Eröffnung der Quellen wahrer Bildung mittelst gründlicher Kenntnisse der alten Sprachen bekämpften, unter den Vätern des Humanismus mit Einem Worte nahm um die Wende des Jahrhunderts Johann Reuchlin [1]), oder wie Hermolaus Barbarus ihn gräcisirt hatte, Capnion, eine der ersten Stellen ein. Es war das allgemeine Urtheil, wenn Hutten ihn und Erasmus die beiden Augen Deutschlands nannte. Ihr Verdienst sei es, daß das deutsche Volk aufhöre, ein barbarisches zu sein [2]). Sie genossen eine beinahe übermenschliche Verehrung. Wer den im Stillen wirkenden Mutianus Rufus genauer kannte, war wohl geneigt, ihn zum Dritten im Bunde der beiden großen Männer zu machen: er selbst lehnte eine solche Zusammenstellung mit seiner stets etwas ironischen Bescheidenheit ab.

Reuchlin, 1455 in Pforzheim geboren, war 12 Jahre älter als Erasmus, und hatte, gleich diesem frühzeitig den Zeitgenossen bemerkbar geworden, vor ihm nicht blos das Alter seines Ruhms,

---

1) Vgl. über ihn L. Geiger, Joh. Reuchlin, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1871.

2) In dem oben S. 118 angeführten Briefe an Gerbel.

sondern auch die Stellung eines Bahnbrechers, eines venerabilis inceptor voraus. Er war in Deutschland der erste Gelehrte neuen Stils, und auch sogleich der erste, der sich des Gebiets damaliger Wissenschaft in seinem ganzen Umfange bemächtigte, und hierin hatte er unter denen, die übrigens seine Anfänge hinter sich ließen, doch nur wenige Nachfolger. Selbst Erasmus war nur der Zwiesprachige, während Reuchlin „das dreisprachige Wunder" war. Zu dem Latein, das er reinigen half, lernte er von gelehrten Griechen, wie sie die Eroberung Konstantinopels in's Abendland geführt hatte, aus der lebendigen Quelle griechisch, ebenso hernach von Juden hebräisch. Wenn er das Studium des Griechischen in Deutschland einbürgern half, so hat er das des Hebräischen überhaupt im neuern Europa begründet. Sein Werk de rudimentis hebraicis vom Jahre 1506, Wörterbuch und Grammatik in Einem, war, obwohl im Wesentlichen aus den Schriften der alten jüdischen Grammatiker und Lexikographen geschöpft, doch das erste auf christlichem Boden entstandene Lehrgebäude der hebräischen Sprache, und er hatte volles Recht, am Schlusse des Buchs das horazische Exegi monumentum etc. auszusprechen. Dabei waren alle diese gelehrten Leistungen nur Früchte seiner Mußestunden neben den öffentlichen Aemtern, die er bekleidete. Philolog war er nur aus Liebhaberei, von Profession war er Rechtsgelehrter. Besser freilich umgekehrt: die Jurisprudenz war nur sein Brodstudium, von dem er gelegentlich ohne viele Achtung sprach. Das Studium seiner Neigung war Philologie und Philosophie. Hierin war Erasmus günstiger gestellt. Obwohl mit Fürsten und Großen geistlichen und weltlichen Standes in weit vielfacheren Verhältnissen als Reuchlin, hatte er es sich doch, und zwar zum Theil gerade durch diese Verbindungen, möglich zu machen gewußt, ohne eigentliches Amt ausschließlich seinen Studien und seiner Schriftstellerei zu leben. Kein Wunder, daß er an Fruchtbarkeit den ältern Genossen überbot, in der Folge auch an Einfluß und Ruhm ihn überholte. Letzteres auch darum, weil seine Bemühungen um die beiden classischen Sprachen, wovon er überdieß die lateinische mit einer Eleganz schrieb, von der Reuchlin's kunstlose Ausdrucksweise weit entfernt war, mit den humanistischen Zeitbestrebungen zusammentrafen; während Reuchlin mit seiner Liebhaberei für die barbarische Semitensprache vereinzelt stand.

Ueberhaupt stehen die beiden Männer, die man gewohnt ist, zusammen als die Vertreter desselben Princips zu nennen, doch auf diesem gemeinsamen Boden sich in merkwürdigem Gegensatze gegenüber. Schon äußerlich: der schmächtige, unscheinbare, seine stets wankende Gesundheit ängstlich hütende Erasmus, und die stattliche imponirende Gestalt Reuchlin's, der, so mäßig er für gewöhnlich lebte, es bei Gelegenheit doch wohl ertrug, einmal mit seinem Johann Wacker (Vigilius) in Heidelberg bis tief in die Nacht dessen Weine durchzukosten, auf die Gefahr hin, im Nebel des Erwachens am andern Morgen die Kleider mit denen des Freundes zu verwechseln. Im Zusammenhang damit war auch in Reuchlin's Handlungsweise Geradheit und Offenheit ebenso ein hervorstechender Zug, wie bei Erasmus Gewandtheit und Schmiegsamkeit. Konnte jener aufbrausen und zürnen, und in solcher Erregung die Grenzen der Gerechtigkeit wieder Schicklichkeit überschreiten, so nehmen sich doch seine Faust- und Keulenschläge neben den in aller Artigkeit beigebrachten Nadel- und wohl auch Dolchstichen in der Polemik des andern verhältnißmäßig unschuldig aus. Was den Muth betrifft, so war auch Reuchlin gerade kein Held; er hatte von Natur ein sorgliches Temperament und ist vor drohender Gefahr mehr als einmal ängstlich zurückgewichen; doch hat er in der Hauptsache immerhin so festen Stand gehalten, daß der gewaltige Kampf sich entspinnen konnte, worin er zuletzt als wahrhaft tragische Figur erscheint. Bei Erasmus läßt sich ein tragischer Conflict dieser Art gar nicht denken; der Vielgewandte hätte demselben von ferne her schon auszuweichen gewußt. Zu diesen im Naturell und Charakter der beiden Männer gelegenen Verschiedenheiten kam aber auch noch eine in ihrer geistigen Anlage. War der jüngere ein nüchterner, ironischer Geist, seine Denkart, wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, rationalistisch, sein Wirken ein aufklärendes: so war der ältere, bei gleicher Denkkraft und nicht geringerem Wissen, ein mystischer Geist, den ein dunkler Drang nach verborgenen Tiefen zog. Eben damit hing auch seine Vorliebe für das Hebräische, seine Gunst für die Judenbücher zusammen, die ihn in den Streit verwickelte, von dem wir hier zu reden haben.

Reuchlin's Interesse am Hebräischen war zunächst das philologische an einem so eigenthümlichen und damals so wenig ge-

kannten Sprachgebäude. Die Unentbehrlichkeit dieser Kunde zum Verständniß des Alten Testaments, also das theologische Interesse, kam hinzu. Aber das Hebräische war für Reuchlin zugleich die Sprache, in welcher Gott selbst und die Engel geredet hatten, die heilige Sprache wie keine andere. Und in dieser Sprache hat Gott nicht nur dasjenige geredet, was in den Büchern Mosis und sonst in der heiligen Schrift für alle niedergelegt ist, sondern auch noch eine verborgene Lehre durch Engel an Adam, die Erzväter und Moses gelangen lassen, die in spätern jüdischen Schriften aufbehalten ist. So trat zum philologischen und theologischen Interesse an der hebräischen Sprache das mystische hinzu. Diese mystische Richtung war in Reuchlin noch von einer andern Seite her angebahnt. Er hatte die Systeme der griechischen Philosophie studirt, und sich unter diesen besonders zu dem pythagoreischen, in seiner spätern Umbildung natürlich, hingezogen gefunden. In einer Schrift vom Jahre 1515 spricht er das Vorhaben aus, wie in Italien Marsilius Ficinus die platonische Philosophie begründet, in Frankreich Faber von Etaples die aristotelische erneuert habe, so gedenke er, Capnion, unter dem Beistande der Engel Deutschland mit der pythagoreischen Philosophie, die beschaulichen Menschen stets angenehm gewesen, zu beschenken. Auch hierin indeß war ein Italiener vorangegangen, der Graf Johann Picus von Mirandula nämlich, der, unerachtet ihre persönliche Berührung nur eine flüchtige war, doch auf die Entwicklung von Reuchlin's Vorstellungen von tiefgehendem Einflusse gewesen ist. Picus war ein mystischer Eklektiker, der in neuplatonischer Weise nicht blos Platonismus und Pythagoreismus, sondern mit beiden noch die jüdische Geheimlehre, die sogenannte Cabbalah, zu combiniren, und diese Mischung überdieß zu Gunsten des Christenthums zu verwerthen suchte. Hierin trat Reuchlin ganz in die Fußstapfen des Picus. In seiner Schrift „vom wunderthätigen Worte" aus dem Jahre 1494 finden sich die Sätze: Gott ist die Liebe, der Mensch die Hoffnung, das Band zwischen beiden der Glaube. Durch unbeschreibliche Vereinigung aber können sich beide so verbinden, daß der menschliche Gott und der göttliche Mensch fortan nur als Ein Wesen zu betrachten sind. Diese Vereinigung kommt zu Stande durch das wunderthätige Wort, d. h. den geheimnißvollen Jehova- und Jesusnamen. Von diesen einfach mystischen

Anfängen arbeitet sich nun aber Reuchlin's Vorstellungsweise in die verwickeltste Phantastik hinein. In pythagoreischer Art spielen die Zahlverhältnisse, in rabbinischer die Buchstaben eine große Rolle. In jedem Worte, jedem Buchstaben, ja in den Buchstabenzeichen des Alten Testaments sah Reuchlin Geheimnisse. Den Laurenz Behaim, Domherrn zu Bamberg, hatte er zu Rom gelehrt, aus Einem Verse des zweiten Buchs Mosis die 72 unaussprechlichen Namen Gottes herauszufinden. In den drei Buchstaben des hebräischen Wortes, mit welchem 1 Mos. 1, 1 das göttliche Schaffen bezeichnet ist, fand er die Dreieinigkeit; nach eben derselben Deutungsart in Sprüchw. 30, 31 eine Weissagung (die sich freilich nicht erfüllte), daß nach Maximilian Friedrich von Sachsen Kaiser werden würde. Dergleichen Bestrebungen wies Erasmus im „Lob der Narrheit" ihren Platz an. Welchen Werth dagegen für Reuchlin die spätern jüdischen Schriften haben mußten, in denen solche Weisheit zu finden war, erhellt von selbst.

Was, hievon abgesehen, Reuchlin's philologisches Bemühen um die Grundsprache des Alten Testaments betrifft, so war es auf der einen Seite zwar ganz fromm, als Gegenwirkung nicht allein gegen die Scholastik, sondern ebenso auch gegen die profane Richtung gemeint, welche der Humanismus, besonders in Italien, genommen hatte. Auf der andern Seite jedoch war vielfacher Zusammenstoß mit der hergebrachten Auslegung nicht zu vermeiden. Reuchlin ehrte die Vorgänger, aber ließ sich durch keine Autorität binden. Den heiligen Hieronymus, schreibt er, verehre ich wie einen Engel, und den Nikolaus von Lyra achte ich als Lehrer, aber die Wahrheit bete ich an wie einen Gott. Wie bei solchen Grundsätzen Reuchlin über die alte, auf sehr mangelhafter Sprachkenntniß beruhende lateinische Bibelübersetzung, die sogenannte Vulgata, urtheilen mußte, läßt sich denken. An vielen Stellen seines Werkes über die hebräische Sprache wird sie von ihm getadelt, die wahre Uebersetzung ihr geradezu entgegengestellt. Nun aber war die Vulgata in der abendländischen Kirche längst an die Stelle des Originals getreten, dessen Verständniß mit der Kunde der Grundsprachen während der mittlern Zeit verloren gegangen war. In der Uebersetzung der Vulgata allein kannten die Geistlichen die Bibel; auf Irrthümer dieser Uebersetzung waren

kirchliche Lehrsätze und Gebräuche gegründet worden. Mit der Vulgata schien daher Reuchlin die Kirche selbst anzutasten, und da er seine Verbesserungen überdieß aus den Belehrungen und Schriften der Juden schöpfte, so lag es nahe, sein Christenthum zu verdächtigen, selbst ohne den Anlaß, von dem wir sofort zu berichten haben werden.

Bereits hatte Reuchlin das funfzigste Lebensjahr überschritten, und fing an sich nach Ruhe zu sehnen. Er hatte viel erlebt, in jüngern Jahren in Frankreich sich aufgehalten und Italien wiederholt bereist; war in hohen Staatsgeschäften gebraucht, vom Kaiser Friedrich III. geadelt, von einem der trefflichsten deutschen Fürsten, dem würtembergischen Grafen und nachmals Herzog Eberhard im Bart, mit freundschaftlichem Vertrauen beehrt worden; vor seinem unwürdigen Nachfolger hatte er fliehen müssen, war nach dessen Absetzung zwar nach Stuttgart in sein Heimwesen zurückgekehrt, doch konnte der Freund des weisen Eberhard an dem Pochen und Prassen des jungen Herzogs Ulrich keine Freude haben. So zog er sich, da das Richteramt des schwäbischen Bundes, das er seit 1502 verwaltete, ihn nur zeitenweise in Anspruch nahm, allmählich zurück, lebte mit seiner kränkelnden zweiten Frau am liebsten auf einem Landgütchen unweit Stuttgart, wo er seinen Liebhabereien, z. B. weiße Pfauen zu ziehen, und seinen Studien nachging.

Es war im September 1509, als, wie es scheint in Stuttgart, ein getaufter Jude aus Köln mit einem seltsamen Ansinnen bei Reuchlin eintrat[1]). Der Mensch hatte, nachdem ihm, seine ehemaligen Glaubensgenossen durch Ermahnung zu bekehren, nicht gelungen war, einen andern Weg eingeschlagen. In einer Reihe von Schriften, von denen ihm wenigstens die lateinischen die kölner Theologen und Magister zurechtmachen halfen, forderte er Obrigkeiten und Volk zu gewaltsamer Bekehrung oder Vertreibung der Juden und zur Verbrennung ihrer Bücher auf. Da auch dieß ohne Wirkung blieb, ritt er im Sommer 1509 zum Kaiser Maximilian, der eben gegen Venedig zu Felde lag, und wirkte im Heerlager vor Padua von ihm und seinen bestechlichen Schreibern

1) Die Kronik des folgenden Streites findet man bei Böcking, Hutteni operum Supplem., Tom. II, S. 117—156; das Verzeichniß der in dem Streite gewechselten Schriften ebendas., S. 55—115.

ein Mandat an sämmtliche Juden des Reichs aus, sie sollen alle ihre Bücher, die gegen den christlichen Glauben gerichtet seien, oder auch ihrem eigenen Gesetze zuwiderlaufen, „unserem und des Reichs getreuen Johannsen Pfefferkorn (so hieß der Mann) als einem wohlgegründeten und erfahrenen ihres Glaubens" vorzeigen, dem die Vollmacht ertheilt wird, mit Zuziehung des Pfarrers und zweier Obrigkeitspersonen jedes Orts diese Bücher von ihnen zu nehmen und zu unterdrücken. Dieses Mandat wies Pfefferkorn jetzt Reuchlin vor mit dem Ersuchen, er möge mit ihm an den Rhein reiten und die Sache ins Werk richten helfen. Allein weder der Mensch noch sein Ansinnen konnte Reuchlin gefallen. Er entschuldigte sich mit Geschäften, auch habe das Mandat etliche Mängel in der Form, welche der rechtskundige Mann dem Juden erst mit dem Finger zeigte, dann, als dieser sie schriftlich zu haben wünschte, riß er „ein Zedelin ab einem Bappier" und schrieb sie ihm auf.

So schied der verdächtige Mensch; aber Reuchlin sollte noch nicht so bald Ruhe vor ihm haben. Um Bartholomäi des folgenden Jahrs kam ihm durch den Kurfürsten Uriel von Mainz ein kaiserlicher Befehl zu, sein Gutachten darüber abzugeben „ob solche Bücher, so die Juden über die Bücher der 10 Gebote Mosis, die Propheten und Psalter des Alten Testaments gebrauchen, abzuthun, göttlich und löblich, und unserm heiligen Glauben nützlich sei". Man wollte also die Sache, die Pfefferkorn auf jenes erste Mandat hin in Frankfurt und der Umgegend gleich allzu hitzig in Angriff genommen hatte, zwar erst noch reiflicher überlegen; aber andererseits stellte man die Frage nicht mehr blos auf die Vertilgung wirklicher Lästerbücher, sondern aller jüdischen Bücher außer den biblischen: so weit hatten es inzwischen die Umtriebe Pfefferkorn's und der mit ihm verbündeten kölner Dominicaner gebracht. Neben Reuchlin war noch der Dominicanerprior und Ketzermeister Jakob Hochstraten zu Köln und Victor von Carben, vormals Rabbiner, jetzt Christ und Geistlicher, dann die Universitäten zu Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg zur Abgabe von Gutachten in der Sache aufgefordert.

Reuchlin's Gutachten oder „Rathschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun und verbrennen soll", gegeben Stuttgart am 6. Nov. 1510, ist eine schöne Probe der Klarheit

seines Verstandes, der Biederkeit seines Charakters und der Milde seiner Gesinnung; obwohl nicht zu verkennen ist, daß ihm die Erhaltung der Judenbücher nicht blos um ihres literarischen Werthes oder des Rechts ihrer Besitzer, sondern auch um der darin vermutheten Geheimnisse willen räthlich und wünschenswerth erschien; daß also, wie dieß in menschlichen Dingen so gerne geschieht, an dem guten Werke, welches er that, neben der Wahrheit auch der Wahn seinen Antheil hatte.

Es lasse sich, meint Reuchlin, über die vorgelegte Frage viel hin und wieder disputiren; um aber auf ein sicheres Ergebniß zu kommen, müsse man unter den jüdischen Büchern verschiedene Klassen unterscheiden. Da finde man denn 1) die heilige Schrift des Alten Testaments, 24 Bücher, die außerhalb der Frage stehen. 2) Den Thalmud, d. h. eine Sammlung von Auslegungen des mosaischen Gesetzes aus verschiedenen Zeiten. Daß dieser des Feuers würdig, könne keiner sagen, der seine Sprachen nicht verstehe (womit Reuchlin nicht allein die kölner Theologen, sondern auch Pfefferkorn meinte, dem er die nöthigen Kenntnisse nicht zutraute): er selbst habe ein Exemplar desselben, unerachtet er es gerne doppelt bezahlt hätte, bis jetzt nicht erhalten können, sein Inhalt sei ihm daher nur aus den Widerlegungsschriften bekannt. Darnach zu urtheilen, möge wohl Manches wider das Christenthum darin stehen: allein daß die Juden Christum nicht für Gott anerkennen, das sei einmal ihr Glaube, und nicht uns zur Schmach zu rechnen; daneben aber sei auch manches Gute im Thalmud enthalten, das aus dem Bösen herauszusuchen eine heilsame Uebung unseres Glaubens sei. 3) finde man bei den Juden „die hohe Heimlichkeit der Reden und Wörter Gottes, die sie heißen Cabbalah". Das war nun Reuchlin's Schooskind, rücksichtlich dessen er ganz mit der Thesis des Grafen Johann Picus von Mirandula übereinstimmte, es sei „keine Kunst, die uns mehr gewiß mache von der Gottheit Christi, denn Magia und Cabbalah". Eine 4. Klasse bilden die erklärenden Glossen und grammatischen Commentare über einzelne biblische Bücher, von Kimchi u. A.; für ein richtiges Verständniß des Alten Testaments so unentbehrlich wie Servius und Donat zum Verständniß des Virgil. 5) Die Predigt- und Ceremonienbücher gehören zu dem Cultus, der den Juden durch kaiserliche und päpstliche Rechte zugestanden sei.

6) Ihre Bücher von allerlei Künsten und Wissenschaften wären nur insoweit zu vertilgen, als sie verbotene Künste, wie Hexerei und Schatzgräberei lehrten. Endlich 7) unter ihren Poetereien, Fabeln und Exempelbüchlein mögen sich etliche, obwohl wenige, finden, welche Spott und Schmähungen wider Christus, seine Mutter, die Apostel u. s. w. enthalten. Dem Verfasser des Gutachtens sind nur zwei dergleichen, Nizahon und Tholdoth Jeschu, bekannt, die aber von der Mehrheit der Juden selbst für apokryph und erlogen gehalten werden. „Bei welchem Juden nun wissentlich gefunden wird ein solch Buch, das mit ausgedruckten Worten schlechts und stracks zu Schmach, Schand und Unehre unserm Herrn Gott Jesu, seiner werthen Mutter, den Heiligen oder der christlichen Ordnung gemacht wäre, das möcht man durch kaiserlichen Befehl verbrennen und denselben Juden darum strafen; doch nicht anders, denn nach genugsamer Verhörung und rechtmäßig ergangener Urtheil." Die Vertilgung ihrer sämmtlichen Bücher ohne Unterschied würden die Juden als ein Zeichen ansehen, daß die Christen ihrer eigenen Sache nicht trauen; während für diese zu fürchten wäre, daß sie, wenn ihnen der Stoff zum Streite mit auswärtigen Gegnern fehlte, desto mehr unter sich selbst zerfallen würden. Demnach geht Reuchlin's Gutachten schließlich dahin, „daß man der Juden Bücher nicht soll verbrennen, sondern sie durch vernünftige Disputationen sanftmüthig und gütlich zu unserm Glauben mit der Hilf Gottes überreden". Und um aus der Sache überdies einen Gewinn für die Wissenschaft zu ziehen, macht er den Vorschlag, der Kaiser möge befehlen, daß jede deutsche Universität auf zehn Jahre zwei Lehrstühle der hebräischen Sprache errichte, wozu vorerst die Juden die Bücher herzuleihen hätten.

Die übrigen Gutachten lauteten freilich anders. Alle, bis auf das heidelbergische, das auf Berufung einer Commission antrug, wollten den Juden vorerst alle ihre Bücher zum Zwecke der Untersuchung weggenommen wissen, mit alleiniger Ausnahme des Alten Testaments; ja die Mainzer nahmen auch dieses nicht aus, bis sich erwiesen haben würde, daß die Exemplare nicht christenfeindlich gefälscht seien. Reuchlin schickte seinen Rathschlag versiegelt durch einen geschworenen Boten an den Kurfürsten von Mainz, welcher, laut des kaiserlichen Mandats, sämmtliche Gutachten mit seinem Beiberichte „bei Johannsen Pfefferkorn" als

kaiserlichem Sollicitator in der Sache, an den Kaiser gehen lassen sollte. Die drei Männer, denen dieser sie vorlegte, entschieden sich im Sinne der Mehrheit der Gutachten; doch der Kaiser, einmal bedenklich gemacht, setzte die Sache auf eine Berathung mit den Ständen des Reiches aus, und da ein Reichstag sich verzog, blieb sie liegen. Daß mittlerweile die Juden die ihnen von Pfefferkorn abgenommenen Bücher bis auf Weiteres zurückerhielten, war diesem unerträglich und steigerte seine Wuth auf Reuchlin, dessen Gutachten er für die ganze Störung seines so wohl eingeleiteten Anschlags verantwortlich machte. Dieses Gutachten zu lesen, hatte er ohne Zweifel ein amtliches Recht gehabt; um so weniger aber dazu, von dem amtlich zu seiner Kenntniß Gelangten in einer Druckschrift öffentlichen Gebrauch zu machen. Gleichwohl that er dieß in seinem „Handspiegel", worin er auf jenes Actenstück hin Reuchlin geradezu beschuldigte, er habe sich von den Juden bestechen lassen, ein Gutachten zu ihren Gunsten auszustellen. Zugleich sprach er sich über dessen Kenntniß der hebräischen Sprache äußerst geringschätzig aus. Reuchlin rühme sich, ein hebräisches Wörterbuch geschrieben zu haben; aber darin sei wenig oder nichts von ihm selbst, alles von den Juden zusammengebettelt. Diese Schmähschrift hat Pfefferkorn, nach Reuchlin's Versicherung, auf der frankfurter Ostermesse 1511 „selbst umgetragen, verkauft und durch sein Weib im offenen Grempelkram Jedermann feilgeboten, auch einestheils verschickt und verschenkt". Kurz darauf kam der Kaiser durch Schwaben; in Reutlingen übergab ihm Reuchlin klagend das Pfefferkorn'sche Libell; der Kaiser bezeigte sein Mißfallen, aber weil er Eile hatte, entließ er den Doctor mit dem Bescheid, das gütliche Verhör dem Bischof von Augsburg übertragen zu wollen. Dieß scheint jedoch vergessen worden zu sein: dadurch sah Reuchlin sich veranlaßt, zur nächsten Herbstmesse sich zu verantworten, und, wie er sich ausdrückt, „als ein Verwundeter sich selber zu arzeneien und zu heilen".

So entstand Reuchlin's „Augenspiegel" (d. h. Brille, die auch auf dem Titel zu sehen war), die Schrift, um welche der ganze fernere Streit sich drehen sollte. Hier erzählt er zuerst den Hergang der Sache von Anfang an, rückt dann sein Gutachten wörtlich ein; hängt diesem eine scholastische Controverse in latei-

nischer Sprache an, in welcher gegen die Ansichten des Gutachtens eine Reihe von Beschuldigungen vorgebracht, aber auch jede derselben widerlegt wird; endlich sucht er nachzuweisen, daß „der getaufft Jud“ nicht weniger als 34 Lügen gegen ihn vorgebracht habe. Vor allem weist er den Vorwurf der Bestechung mit allem Unwillen eines Ehrenmannes zurück. Er betheuert, daß er „all sein Lebtage, von seinen kindlichen Zeiten bis auf diese Stunde, von den Juden oder von ihretwegen weder Heller noch Pfennig, weder Kreuz noch Münz, nie empfangen, genommen, noch verschafft habe, auch insbesondere diesen Rathschlag betreffend ihm nichts dergleichen versprochen noch erboten worden sei; und wer von ihm, zu Verletzung seiner Ehre, anders rede oder schreibe, derselbe lüge als ein leichtfertiger ehrloser Bösewicht“. Ebenso empört sich gegen die Anschuldigung Pfefferkorn's, Reuchlin habe seine hebräische Grammatik nicht selbst gemacht, das volle Selbstgefühl des gründlichen und verdienstvollen Gelehrten. Andere vor ihm haben wohl einzelne Regeln gegeben, aber Keiner die ganze hebräische Sprache in ein Buch regulirt: „und sollt der Neid (ruft er gegen seinen Widersacher aus) sein Herz zerbrechen, dennoch bin ich der Erst“. Der ganze Lärm sei nichts weiter als eine Speculation des getauften Juden, „daß er mit mir“, sagt Reuchlin, „als ein Buchgrempler viel Gelds möcht gewinnen, so er mich in gedruckten Büchlein hinterwärts verkaufte; denn er hat jetzt mehr Gulden aus mir gelöst, als Judas Pfennig aus unserm Herrn Gott“. Das war die Erwiederung der Pfefferkorn'schen Verdächtigung gegen Reuchlin, und wenn allerdings die letztere einem Manne von der anerkannten Charakterwürde Reuchlin's gegenüber eine maßlose Unverschämtheit war, so ist doch auch gegen Pfefferkorn die Reuchlin'sche Beschuldigung nicht erwiesen. Auch reicht zur Erklärung seines Benehmens der Fanatismus des Convertiten, die Hitze einer leidenschaftlichen Natur, verbunden mit der Betriebsamkeit des Juden, vollkommen aus. Indessen gewinnt er kaum etwas dabei; er erscheint als ein bösartiger und rachgieriger, anmaßender und zudringlicher, mit seinem endlosen, stets wieder von vorn anfangenden Gebelfer wahrhaft unausstehlicher Mensch.

Zur Herbstmesse war Pfefferkorn wieder in Frankfurt und wußte (Reuchlin erinnerte sich nicht mehr genau, ob auch die

hübsche Frau [1]) des Juden dabei verwendet worden) den händelsüchtigen Pfarrer Peter Meyer zu bereden, daß er ihn, wenn auch nur außen vor der Kirche, gegen die Juden und ihre Gönner, namentlich Reuchlin, predigen ließ. Den Augenspiegel sah der Pfarrer durch, erließ ein Verbot dagegen und schickte denselben als ein gefährliches, henkermäßiges Buch an die theologische Facultät nach Köln. Diese, größtentheils dem Dominicanerorden angehörig, und den Ketzermeister selbst unter ihre Mitglieder zählend, übergab dasselbe ihrem Doctor und Professor Arnold (Luyde) von Tungern zur Prüfung seiner Rechtgläubigkeit.

Als hievon Reuchlin durch einen ihm befreundeten Ordensbruder Nachricht erhielt, fand er doch rathsam, das aufziehende Ungewitter wo möglich noch zu beschwören. Einer der kölner Theologen, der Professor Konrad Kollin (vermuthlich Kölle), Predigerordens, aus Ulm, war von früher her sein Bekannter: an ihn und gleichzeitig an Arnold von Tungern selbst wendete er sich nun in überaus artigen, ja unterwürfigen Briefen. Sein Gutachten, führt er hier, unter vielen unverdienten Complimenten für die Kölner, aus, habe er auf höhern Befehl aus schuldigem Gehorsam gestellt, dabei an abweichende Ansichten Anderer nicht gedacht, insbesondere der kölner Facultät nicht vorgreifen wollen. Da eine gesetzliche Vorschrift in Betreff der Judenbücher nicht vorgelegen, so habe er darüber frei, als ein Redner, disputiren können, und er habe sich für die mildere Ansicht ausgesprochen. Theologisches habe er als Laie nur so eingemischt, wie etwa ein Landgeistlicher einmal auch den Arzt mache. Nachdrücklich versichert er seine durchgängige Einstimmung mit dem Kirchenglauben und seine Bereitwilligkeit, falls er gegen denselben in etwas verstoßen hätte (dessen er sich jedoch nicht entsinne), dieß zurückzunehmen. „Habe Geduld mit mir", schreibt er an Tungern, in Anspielung auf bekannte Schriftstellen, „ich will dir Alles bezahlen. Befiehl, so stecke ich mein Schwert ein; es krähe mir der Hahn, so will ich weinen; donnere erst, bevor du blitzest". Etwas spitziger ließ er sich gleichzeitig gegen den alten Bekannten Kollin aus, indem er unverhohlen von Pfefferkorn's Speculation

---

1) Bellula mulier nennt sie Reuchlin. Ein ergiebiges Thema für die Epistolae obscurorum virorum, wie wir bald finden werden.

auf das Judengeld und dem Undanke der Dominicaner gegen ihn sprach, der aus ererbter Anhänglichkeit dem Orden, in dessen Diensten einst sein Vater gestanden, eine Reihe von Jahren unentgeltlich als Anwalt gedient habe.

Reuchlin mochte es für Klugheitssache halten, in dieser Weise seine Würde einen Augenblick bei Seite zu setzen: aber Pfaffen gegenüber ist eine, wenn auch nur scheinbare, Nachgiebigkeit niemals klug. Sie meinen dann den Gegner in Furcht gesetzt zu haben, und verdoppeln ihre Unverschämtheit. Dieß zeigte sich sogleich in dem Antwortschreiben der kölner theologischen Facultät, deren Dekan gerade damals der Ketzermeister Jakob Hochstraten selber war. Das Ergebniß der Prüfung seiner Schrift sei allerdings kein für Reuchlin günstiges. Er suche das durch den Kaiser löblich begonnene Verfahren gegen die jüdischen Bücher zu vereiteln; wodurch er sich nicht nur der Begünstigung des jüdischen Unglaubens verdächtig mache, sondern auch den Juden zu neuem Spotte gegen die Christen Anlaß gebe. Ueberdieß habe er unstichhaltige Beweise gebraucht, Stellen und Sätze aus der heiligen Schrift und beiden Rechten ungehörig angeführt und verdreht, auch einige anstößige, übelklingende und für fromme Ohren ärgerliche Behauptungen eingestreut, und dadurch seine Rechtgläubigkeit zweifelhaft gemacht. Aus Mitleid mit dem kranken Gliede schicken sie ihm, ehe sie zum Aeußersten schreiten, ein Verzeichniß der von ihm falsch angewendeten Schrift- und Rechtssätze mit dem Begehren, daß er sich über dieselben genügender als in den seinem Rathschlag angehängten lateinischen Sätzen aussprechen, oder nach dem Beispiele des demüthigen und weisen Augustinus einen Widerruf leisten möge. Dieses Schreiben der Facultät begleitete Kollin mit einem Privatbriefe, der freundschaftlich sein sollte, in der That jedoch nur darauf berechnet war, Reuchlin einzuschüchtern und den Collegen ins Garn zu jagen; dabei ist er ganz in dem barbarischen Latein und mit dem theologischen Bauernstolze abgefaßt, worüber sich nachher die Epistolae obscurorum virorum lustig machten.

Noch einmal hielt Reuchlin, wenigstens der Facultät gegenüber, an sich. Er lobte in seiner Antwort ihre Frömmigkeit und Menschenliebe und dankte für die Schonung, ihn vor der Verurtheilung erst verhören zu wollen, wie Gott den Adam. Er er-

kenne die Beschränktheit seiner Geisteskraft, und maße sich als zweimal verheiratheter Laie über feinere theologische Fragen kein Urtheil an, sondern überlasse das der hohen Facultät, und wolle sich gern, wo er geirrt habe, belehren lassen. Die lateinischen Erläuterungen, die er seinem Gutachten im Augenspiegel angehängt, habe die Facultät nicht genügend gefunden. Da er nun nicht wissen könne, was sie genügend heiße, so möge sie, zur Abschneidung von Weitläufigkeiten, die Erklärung, die sie von ihm verlange, schriftlich verfaßt, durch eigenen Boten auf seine Kosten ihm zusenden, und bis zum Einlaufe seiner Antwort sich weiterer Schritte gegen ihn enthalten. Auch dießmal entschädigte sich Reuchlin für den Zwang, den er sich der Facultät gegenüber angethan, in dem Begleitschreiben an den vorgeblichen Freund, der in der That einer der dümmsten und gemeinsten in der kölner Rotte gewesen zu sein scheint. Erst züchtigt er ihn wegen seiner unlateinischen Schreibart. Die Sache betreffend, wisse er von einem löblich begonnenen Geschäfte gegen die Judenbücher, das er gestört hätte, so wenig, als er sich einer Begünstigung des jüdischen Unglaubens bewußt sei; vielmehr habe er nur nach Ueberzeugung, wie von ihm verlangt gewesen, ein Gutachten abgegeben. Aergerniß, wenn je davon die Rede sein könne, habe nicht er gegeben, sondern die Verräther, welche ein versiegeltes, für den Kaiser bestimmtes Gutachten unrechtmäßiger Weise, sogar im Drucke, bekannt gemacht haben. Darauf stehe nach bürgerlichem Rechte der Galgen: an den mögen Gott und Menschen jenen Gesellen helfen.

Jetzt endlich rückten die Kölner mit ihrem eigentlichen Begehren hervor. Reuchlin möge, schrieben sie an ihn, Anstalt treffen, daß zur nächsten Ostermesse keine Exemplare seiner Schrift mehr feil gethan werden; ferner durch eine öffentliche Erklärung die bereits ausgegebenen zurücknehmen und alle Besitzer von solchen bitten, von ihm nicht anders denken zu wollen, als daß er in Allem mit der katholischen Kirche übereinstimme, und die Juden mit ihren gottlosen Büchern, besonders dem Thalmud, verwerfe. Im Weigerungsfalle würden sie genöthigt sein, ihn vorzuladen. Dieß zu fordern, sei von ihrer Seite Liebe, es zu leisten, von der seinigen nicht blos Pflicht, sondern auch Klugheit. Denn leicht könne er sich denken, daß sonst nach seinem Tode es

nicht an solchen fehlen würde, die, wenn er sich nicht mehr verantworten könne, den todten Löwen am Barte zupfen, und von ihm als einem zur tiefsten Hölle Verdammten sowohl reden als schreiben würden. Noch einmal legte der unverschämte Kollin ein freundschaftlich einschüchterndes Schreiben bei: doch nun war Reuchlin's Geduld erschöpft, und er trat jetzt endlich den Finsterlingen so gegenüber, wie er es gleich Anfangs hätte thun sollen.

Er hätte von ihrer menschlichen und christlichen Milde gehofft, daß sie ihm, nachdem er durch seine Erklärung den gelehrtesten Männern genuggethan, Gelegenheit geben würden, auch ihnen genugzuthun, indem sie ihm genau anzeigten, in welcher Art und Form er die verlangte Erklärung abzufassen hätte; denn, wenn auch der Geist Daniel's zwiefach in ihm wäre, so würde er sich doch außer Standes sehen, einem Jeden seine Träume auszulegen. Weil sie nun aber diese seine Bitte nicht gewährt haben, so wolle er, um doch ihrem Collegium willfährig zu sein, die Erläuterung, die er im Augenspiegel seinem Gutachten lateinisch angehängt habe, zur nächsten Messe in erweiterter Gestalt und deutscher Sprache herausgeben. Den Verkauf der Exemplare seines Augenspiegels könne er nicht hindern, da sie Eigenthum des Buchdruckers seien. Zu dieser Abfertigung erhielt der Freund Kollin den Commentar. Wenn er sich wirklich, wie er schreibe, so sehr für Reuchlin verwendet habe, so habe er damit ebenso sehr seiner Facultät als ihm einen Gefallen gethan. Denn er, Reuchlin, sei in dieser Sache so trefflich berathen, und habe so mächtige Beschützer hinter sich, daß ein Gewaltstreich gegen ihn für seine Gegner übler als für ihn selbst ausschlagen würde. Leicht sei es, Zank zu erregen, aber schwer, ihn beizulegen; das habe nicht blos er, sondern auch sie zu bedenken. „Denn welche Bewegung", schreibt er, „müßte es verursachen unter den Kriegsleuten von Adel und Unadel, auch jenen, welche die Brust ohne Harnisch, aber voller Narben haben, wenn ein Redner mit der Kraft eines Demosthenes ihnen Anfang, Mittel und Ende dieses Handels entwickeln und zeigen würde, wem es dabei um Christus, und wem um den Beutel zu thun gewesen . . Und glaube nur, zu jener Schaar der Starken würden sich auch die Poeten und Historiker gesellen, deren in dieser Zeit eine große Anzahl lebt, die mich als ihren ehemaligen Lehrer, wie billig, ehren; sie würden

ein so großes Unrecht, von meinen Feinden an mir verübt, ewigem Andenken übergeben, und mein unschuldiges Leiden schildern, zu eurer hohen Schule unvergänglicher Schmach[1])".

Hiemit waren die Unterhandlungen abgebrochen; Reuchlin ließ versprochenermaßen seine „Clare Verstentnus", d. h. seine deutsche Erläuterungsschrift erscheinen, die Kölner aber gaben jetzt das Ergebniß der Tungern'schen Prüfung des Augenspiegels (Articuli sive propositiones etc.) heraus. Voran stand ein Gedicht von Ortuinus Gratius, d. h. Ortwin de Graes, der, aus der münsterschen Diöcese gebürtig, zu Deventer unter Alexander Hegius, der sonst bessere Schüler zu ziehen pflegte, gebildet, jetzt an der kölner Hochschule bonas literas docirte, und den nun die Theologen voranschoben, um Reuchlin gegenüber zu zeigen, daß auch sie einen Poeten auf ihrer Seite haben. Die Schrift ist dem Kaiser zugeeignet und von dem schon genannten Arnold von Tungern mit aller Aufgeblasenheit eines theologischen Scholastikers, aller Verketzerungssucht eines Pfaffen, und mit der Beschränktheit eines Menschen abgefaßt, der im Stande war, gegen Reuchlin's auf ganz anderm Boden ruhende Beweisführung mit der Autorität eines Albertus und Thomas ins Feld zu rücken. Zugleich wußten aber die Kölner einen kaiserlichen Befehl an alle Reichsangehörigen, insbesondere auch an den frankfurter Rath, auszuwirken, daß der Augenspiegel, wo man ihn finde, confiscirt werden sollte; während Pfefferkorn gegen denselben ein Libell erscheinen ließ, das sich schon durch seinen Titel: „Brandspiegel" hinlänglich kennzeichnet.

Jetzt sah sich aber auch Reuchlin von jeder Rücksicht entbunden und überließ sich ganz dem Zuge seiner cholerischen, zwar durch Weltbildung und Alter gemäßigten, nun aber lange und empfindlich gereizten Natur. Er schrieb eine „Vertheidigung gegen seine kölnischen Verläumder" die er gleichfalls dem Kaiser zueignete. Voran steht als Summarium des Buchs die Erklärung: „Welcher schreibt oder sagt, daß ich obgenannter Doctor in meinem Rathschlag die Judenbücher betreffend, aus Befehl kaiserlicher Majestät gemacht, habe gehandelt anders dann ein christenlicher

1) Dieser Briefwechsel findet sich in der Sammlung: Clarorum virorum Epistolae ad Reuchlinum, wovon bald mehr.

frommer erbar Bidermann, derselb lügt als ein unglaubhaftiger leichtfertiger ehrloser Böswicht; des erbeut ich mich zu Ehren und Recht fürzukommen." Hätte man in seinem Gutachten etwas Anstößiges gefunden, so wäre der rechte Weg gewesen, ihn vor der gesammten Kirche oder bei seinem Bischof zu verklagen. Der Ketzermeister habe keine Befugniß, über Streitfragen innerhalb der Kirche, auch nicht über bloßen Verdacht der Ketzerei zu richten, sondern nur gegen entschiedene und bestimmt verurtheilte Ketzerei vorzugehen. Doch auch gegen vermeintliche Ketzer habe man mit Schonung und Milde zu verfahren, um ihnen wieder auf den rechten Weg zu helfen. Darum freilich sei es den Kölnern nicht zu thun, sie wollen ihn nur verderben. Sie seien aber auch keine wirklichen Theologen, sondern Theologisten, die sich, statt mit Erforschung der Wahrheit, mit leeren Wortstreitigkeiten abgeben. Ein Judengönner sei er in keinem andern Sinne, als wie Päpste und Kaiser es gewesen. Er wolle nur, daß sie kein Unrecht thun, aber auch kein Unrecht leiden. In Tungern's Schrift insbesondere findet Reuchlin mehr Schmähungen als Gründe, und die letztern meistens aus seinen eigenen Schriften entlehnt. In dem lateinischen Anhang des Augenspiegels, und hierauf im „claren Verständniß", hatte Reuchlin mögliche Einwürfe gegen sein Gutachten aufgestellt und beseitigt: diese hatte der Verfasser der kölnischen Schrift sich angeeignet, aber die Auflösungen weggelassen, und statt deren ein breites theologisches Gewäsche hinzugefügt. Da brauchte also Reuchlin sich lediglich auf seine frühern Schriften zu berufen. Ein Hauptvorwurf seiner Gegner war, daß er Stellen der heiligen Schrift in einem ihnen fremden Sinne angewendet habe. Reuchlin stellte in Abrede, daß er dieß gethan, aber auch wenn er es gethan hätte, daß es unerlaubt wäre. Die Kirche selbst wende manche Schriftstellen, das Neue Testament manche Stellen des Alten anders an, als sie ursprünglich gemeint gewesen. So werde das Hohe Lied auf Christus und die Kirche oder die menschliche Seele gedeutet; so gebe Paulus dem Altar in Athen eine andere Inschrift, als derselbe wirklich gehabt habe; so führe Matthäus eine Stelle des Jeremias an, die gar nicht so in diesem stehe. Verfehle hiebei die spätere Anwendung den wörtlichen Schriftsinn, so erreiche sie dafür den tiefer liegenden allegorischen, welcher die eigentliche

Absicht des Heiligen Geistes beim Eingeben jener Schriftstellen gewesen.

Doch nicht blos an Gründen, sondern auch an Schimpfreden wollte Reuchlin seinen Gegnern nichts schuldig bleiben. Nennt er den Pfefferkorn ein giftiges Thier, ein Scheusal und Ungeheuer, so heißt er dessen theologische Gönner bissige Hunde, Pferde und Maulesel, Schweine und Füchse, reißende Wölfe, syrische Löwen, Cerberusse und höllische Furien. Ihrem Führer, Arnold von Tungern, stehen zur Seite ein halber Jude und ein halber Heide, welcher der Schrift schlechte Verse vorgesetzt habe: und hier ergeht sich Reuchlin theils in einer Reihe von Wortwitzen im Ungeschmacke der Zeit, theils hat er die Schwachheit, dem Ortuin, weil er die Maria Jovis alma parens genannt hatte, als über eine neue, im Himmel, auf Erden und in der Hölle unerhörte Ketzerei ganz kirchenväterlich den Text zu lesen; worauf er mit der Anklage gegen Arnold als Verläumder und Fälscher schließt.

Auf Reuchlin's Freunde und Gesinnungsgenossen machte diese Streitschrift einen verschiedenen Eindruck. In der Verwerfung seiner Gegner waren alle einverstanden; aber Erasmus und Pirckheimer urtheilten, Reuchlin hätte ein Scheusal, wie Pfefferkorn, nicht durch seine Schriften verewigen sollen. Jedenfalls, meinten sie, hätte er es mit weniger Leidenschaftlichkeit thun sollen. Dem behutsamen Mutian war besonders das bedenklich, daß Reuchlin der Kirche falsche Schriftauslegungen Schuld gab. Daß er damit Recht habe, läugnete der Kanonikus zu Gotha nicht, aber Reuchlin hätte diese esoterische Einsicht für sich behalten sollen. Der Kirche dürfe ein Glied derselben nicht widersprechen, selbst wenn es einsehe, daß sie geirrt habe. Vieles sei von den weisesten Männern erdichtet worden, und fromme Täuschung zum gemeinen Besten unentbehrlich. Anders verstehe der einfältige Leser, anders der Gelehrte die Schrift. „In keinem Wege jedoch dürfen wir Geheimnisse ausplaudern, oder die Meinung der Menge erschüttern, ohne die weder der Kaiser das Reich, noch der Papst die Kirche, noch wir das Unsere in die Länge behaupten könnten, sondern Alles in das alte Chaos zurücksinken würde. Darum laß uns den väterlichen Glauben, gelehrtester Capnion, und begünstige die Juden nicht so, daß du den Christen Schaden thust." Deßwegen urtheilte aber Mutian doch, es müßte einer ganz roh

und ohne Vernunft sein, um dem Reuchlin nicht wohlzuwollen, dessen Anfechtung er mit der des Sokrates in eine Reihe stellt.

Seine Vertheidigung fand Reuchlin Gelegenheit im Juni 1513 zu Geislingen dem Kaiser zu überreichen und ein Mandat bei ihm auszuwirken, das beiden Theilen Schweigen auferlegte; aber schon einen Monat später hatten seine Feinde denselben Kaiser dahin gebracht, daß er einen Befehl an die rheinischen Erzbischöfe, wie auch an den Ketzermeister erließ, die Reuchlin'sche Schutzschrift, wo sie sich fände, wegzunehmen und zu unterdrücken. Und nun wandten sich die Kölner, wie früher wegen der Judenbücher geschehen war, wegen Reuchlin's Augenspiegel und Vertheidigung um Gutachten an die namhaftesten Universitäten, zu denen sie dießmal, statt des nicht willfährig befundenen Heidelberg, noch Löwen und Paris fügten. Von allen wurde, mit mehr oder weniger Schonung gegen den Verfasser, der Augenspiegel verdammt; am meisten Aufsehen machte zuletzt noch die Sentenz der pariser Theologen, die nach 44 Sitzungen am 2. August 1514 sich fast einstimmig dahin aussprachen, daß das Reuchlin'sche Buch wegzunehmen und zu verbrennen, der Verfasser aber zum Widerruf anzuhalten sei.

Nachdem die theologische Facultät zu Köln schon ein Jahr früher über den Augenspiegel das gleiche Urtheil gefällt hatte, forderte der Ketzermeister Hochstraten am 9. September 1513 Reuchlin auf, am 15., also schon am sechsten Tage nach der Vorladung, in Mainz vor seinem Richterstuhle zu erscheinen. Auf den Protest des von Reuchlin geschickten Procurators wurde durch Vermittlung des mainzischen Domkapitels der Termin erstreckt, und so erschien am Tage Dionysii, den 9. October, Reuchlin zu Mainz, in Begleitung eines Doctors theol. und juris und eines adeligen Obervogts, die Herzog Ulrich zu seinem Beistande verordnet hatte. Das Domkapitel machte billige Vergleichsvorschläge; der Erzbischof verlangte Aufschub; Reuchlin appellirte an den Papst: der Ketzermeister, der die Witterung eines Scheiterhaufens hatte, war nicht mehr zu halten. Feierlich zogen am 13. October die Dominicaner auf den Richtplatz; von Neugier und überdieß von Ablaßverheißungen gelockt, strömte eine unermeßliche Volksmenge zu; Hochstraten nahm seinen Richterstuhl ein; schon war der Scheiterhaufen aufgeschichtet, und eben sollte

das Urtheil verlesen werden, welches den Augenspiegel zum Feuer verdammte: da kam ein Bote aus Aschaffenburg mit einem erzbischöflichen Befehle, den er auf dem Platze verlesen ließ, kraft dessen das Inquisitionsgericht aufgehoben, das weitere Verfahren untersagt und Reuchlin's Appellation an den Papst genehmigt wurde. Knirschend vor Wuth reiste Hochstraten ab, hatte aber bald hernach die Befriedigung, daß in seinem Köln, auf den Antrag eines ketzermeisterlichen Collegen, der Augenspiegel als ein nach Ketzerei schmeckendes, judenfreundliches, gegen heilige Kirchenlehrer unehrerbietiges, ärgerliches Buch (am 10. Februar 1514) öffentlich verbrannt wurde.

Mittlerweile hatte nun aber Papst Leo X., an den die Appellation gelangt war, die Sache dem Bischof von Speier, dem jungen Pfalzgrafen Georg, übertragen, der seinerseits seine Domherren, den Dr. Thomas Truchseß und Georg von Schwalbach, zu seinen Subdelegirten ernannte. Unter dem 29. März und 24. April 1514 erfolgte ihr Spruch dahin, daß Reuchlin's Augenspiegel nicht nach Ketzerei schmecke, nicht ärgerlich, nicht unehrerbietig, nicht allzu judenfreundlich sei, daher verkauft und gelesen werden dürfe; daß dagegen Hochstraten mit seiner Verdammung desselben Unrecht gehabt habe, ihm Stillschweigen und Kostenersatz von 111 Fl. rheinischen Goldes auferlegt, und bei Strafe des Bannes geboten sein solle, binnen dreißig Tagen sich mit Reuchlin zu vergleichen.

Allein Hochstraten, der gegen das speierische Gericht gleich Anfangs an den Papst appellirt hatte, kehrte sich an den Ausspruch desselben nicht, und so fand auch Reuchlin sich veranlaßt, die Acten nach Rom zu senden, mit der Bitte an den Papst, die Sache ohne viel Geräusch und Kosten endgültig entscheiden zu wollen. Dieses Gesuch war vom Kaiser, verschiedenen Kurfürsten, Fürsten, Bischöfen, Aebten, auch 53 schwäbischen Städten unterstützt, welche sämmtlich für Reuchlin's erbauliches Lehren und Leben Zeugniß ablegten. Auf den neuen Papst Leo X. aber, als einen Freund der humanen Bildung, glaubte man die beste Hoffnung setzen zu dürfen. Die Kölner indeß, um sich für alle Fälle zu decken, beeilten sich, die zu ihren Gunsten ausgefallenen Universitätsgutachten mit einer Einleitung aus der Feder ihres Ortuin Gratius im Druck ausgehen zu lassen.

Der Papst hatte die Sache dem gelehrten Cardinal Grimani, Patriarchen von Aquileja, übertragen, und dieser citirte nun den Hochstraten persönlich (wovon bei Reuchlin Umgang genommen wurde) nach Rom. Der Ketzermeister kam, gleichfalls wohl empfohlen, wohl beritten, und was die Hauptsache war, wohl mit Goldstücken versehen: dadurch hoffte er mit Reuchlin, der, jetzt ohne Amt, von seinen spärlichen Renten lebte, sicher fertig zu werden. Es war bereits eine Nachgiebigkeit gegen die Dominicaner, daß der Papst nun eine Commission von 18 Prälaten zur Entscheidung der Sache ernannte; doch auch in dieser schien sich die Stimmung zu Reuchlin's Gunsten zu neigen, und Leo selbst sagte zu dem gelehrten Florentiner Poggius: Sei unbesorgt, wir werden dem Manne nichts geschehen lassen.

Dieser schwankende Gang der Sache brachte allen Uebermuth und alle Leidenschaft der Predigermönche in Bewegung. Sie schimpften auf den Cardinal Grimani, sprachen von dem Papste wie von einem Schulknaben, und drohten, auf den Fall einer ihnen ungünstigen Sentenz, mit der Berufung auf ein Concil, ja mit offenem Abfall von dem römischen Stuhle. Auch Pfefferkorn fuhr fort zu zetern und zu hetzen; dem „Brandspiegel" ließ er eine „Sturmglock" folgen, und wie die Verbrennung seines Namensbruders in Halle unliebsame Verwechslungen herbeiführte, nannte er sich auf seinem nächsten Buchtitel „J. Pfefferkorn den man nyt verbrannt hat".

Reuchlin seinerseits zeigte, bei wechselnder Stimmung, doch im Ganzen festen Muth. Er selbst verglich sich mit einem edlen Pferde, das, wenn auch schon alt, doch noch muthig bleibt. Er hatte einen tüchtigen Sachwalter und thätige Gönner in Rom; was ihn aber am meisten erheben mußte, war die Wahrnehmung, wie alle hell und gut Denkenden in Deutschland und Italien sich um ihn schaarten, seine Sache als ihre eigene betrachteten, ihn ihrer Verehrung versicherten und ihm ihre Dienste anboten. Um zu beurkunden, welche ausgezeichnete geistige Kräfte und einflußreiche Männer ihm zur Seite stehen, veranstaltete er im Jahre 1514 eine Sammlung von „Briefen berühmter Männer" an ihn, welche im Jahre 1519 in neuer Auflage mit einem andern Theile vermehrt wurde, wo dann auf dem zweiten Blatte das „Heer der

Reuchlinisten" verzeichnet stand [1]). „Reuchlinisten und Arnoldisten" wurde das Feldgeschrei zweier feindlichen Lager: es mit den erstern zu halten, letztere zu verachten, galt für die Schuldigkeit jedes Ehrenmannes; Reuchlinist, war Anrede und Unterschrift in Briefen; daß einer ein guter Reuchlinist sei, war die beste Empfehlung in der damaligen gelehrten Republik. Merkwürdig ist das Gemeingefühl und die Betriebsamkeit in diesem Lager. Der stillwirkende Mutian warb mündlich wie schriftlich für Reuchlin; die Peutinger, Welser u. A. verwendeten sich am kaiserlichen und römischen Hofe für ihn; Erasmus empfahl ihn und seine Sache dem Papst und den Cardinälen. Bei Gelegenheit dieses Handels, kann man sagen, lernte sich die Fortschrittspartei zuerst als geschlossene Macht fühlen.

Unterdessen zog sich die gerichtliche Verhandlung vor der Commission zu Rom, unter immer neuen Winkelzügen der Mönchspartei, Jahre lang hin. Endlich am 2. Juli 1516 fand die öffentliche Schlußsitzung statt, in welcher das Urtheil gefällt werden sollte. Der Vorsitzende, der ehrwürdige Erzbischof von Nazareth, gab seine Stimme für den Augenspiegel und wider dessen Ankläger ab, und ihm folgten sämmtliche Beisitzer, bis auf den Magister sacri Palatii, den Dominicaner Sylvester Prierias, der hier an Reuchlin die Rolle begann, die er bald gegen Luther weiter spielte. So war der Spruch zu Reuchlin's Gunsten gefallen, und es fehlte nur noch dessen Verkündigung. Aber Leo X. fürchtete den mächtigen Predigerorden doch. Er wollte es nicht mit ihm verderben und ebenso wenig die deutschen Fürsten ermuthigen, die, während sie sich für Reuchlin verwendeten, zugleich immer nachdrücklicher auf eine Reformation des päpstlichen Hofes drangen. So erfolgte ein Mandatum de supersedendo, d. h.

1) Die erste Ausgabe hatte den Titel: Clarorum virorum — die zweite vermehrte Illustrium virorum — Epistolae hebraicae graecae et latinae ad Jo. Reuchlinum etc. In dem Reuchlinistenverzeichniß stand Erasmus als „der gelehrteste Mann des Jahrhunderts" voran, dann folgten die beiden Adelichen Nuenar und Hutten, hierauf ein englischer Bischof u. s. f., weiterhin die Peutinger und Pirckheimer, Mutian mit seinen jüngern Freunden Crotus, Eoban und Eberbach, Hermann von dem Busche, Vadian und Glarean, Melanchthon mit Oekolampad und Capito, zusammen 43 Namen, worunter jedoch ein schon vorher mit dem eigentlichen Namen dagewesener Pseudonymus.

der Handel zwischen Reuchlin und den Kölnern wurde nicht entschieden, sondern niedergeschlagen.

Doch auch dieses schon war ein Sieg der Fortschrittspartei. Reuchlin ging aus dem sechsjährigen Kampfe zwar mit schweren Vermögensverlusten durch die Prozeßkosten, die er schon 1515 auf mehr als 400 Goldgulden anschlug, aber mit der Glorie eines geretteten Märtyrers hervor. Hochstraten, nachdem er sich noch ein ganzes Jahr lang, eine Entscheidung zu seinen Gunsten herbeizuführen, in Rom aufgehalten, zog zuletzt unverrichteter Sache und als Gegenstand des Hasses und der Verachtung aller Wohldenkenden nach Hause. Schriften erschienen zur Verherrlichung des erstern, zur Verspottung seiner Widersacher. Der durch Gelehrsamkeit, Reichthum und hohe bürgerliche Stellung gleich ausgezeichnete Wilibald Pirckheimer, nürnbergischer Senator und kaiserlicher Rath, schickte seiner lateinischen Uebersetzung von Lucian's Fischer, die im Jahre 1517 erschien, einen Brief zur Vertheidigung Reuchlin's voraus, in welchem er sich des ehrwürdigen Mannes mit ebenso viel Wärme als Würde annahm. „Nichts war mehr übrig, bester und verehrter Capnion", so redet er ihn am Schlusse an, „was zu dem Vollmaße deiner Tugenden hinzutreten konnte. Die höchsten Ehrenämter hattest du verwaltet. Ein Leben hattest du geführt, wie es die Besten sich nur wünschen mögen. Auf dich hatte die Natur alle ihre Gaben gehäuft: durch reiche Gelehrsamkeit hattest du dich ausgezeichnet; die lateinische Sprache hattest du gefördert, die griechische beinahe zuerst in Deutschland eingeführt, die hebräische mit seltenem Fleiße zu allgemeiner Bewunderung gelernt; viele und nicht gemeine Denkmale deines Geistes hattest du aufgestellt; mit so zahlreichen und über menschliches Verständniß schwierigen Leistungen hattest du deinen Lauf vollendet: und nur das Eine war noch übrig, daß durch eine ausgezeichnete Widerwärtigkeit die Größe deiner Seele geprüft und wie das Gold im Feuer bewährt würde. Siehe, da hat sich dir eine treffliche Gelegenheit geboten, um von deiner Tapferkeit, Standhaftigkeit und Rechtschaffenheit die schönste Probe abzulegen."

Besondere Theilnahme erregte der Reuchlin'sche Handel gleich von Anfang in dem engern Kreise, dem Ulrich von Hutten angehörte. Keinem ging das Schicksal des hochverdienten Mannes

näher, als Hutten's ältestem Freunde Crotus Rubianus. Keiner versicherte denselben treuherziger seiner Verehrung und Liebe, als Eoban Hesse, der ihm ja seine Ernennung zum Dichterkönig verdankte[1]). Niemand sprach sich schärfer gegen Reuchlin's Widersacher aus, als Hutten's Gönner, Eitelwolf vom Stein. Wie hätte da Ulrich unerregt bleiben können? Das war nicht mehr die zufällige Brutalität zweier halbgebildeten Geldmänner hinten an der Ostsee gegen einen armen Poeten; nicht die Ermordung eines unbedeutenden Vetters und Standesgenossen durch einen leidenschaftlichen Fürsten: hier war ein planmäßiger, durch gewaltige Kräfte unterstützter Versuch der Rückschrittspartei, in einem der Vorkämpfer der Bildung und Geistesfreiheit alles dasjenige zu unterdrücken, was auch für Hutten das Theuerste war.

Als Hutten in Mainz zum erstenmale die Bekanntschaft des Erasmus machte (es war vor seiner zweiten Reise nach Italien im Jahre 1514), zeigte er diesem ein Gedicht, Reuchlin's Triumph betitelt. Erasmus fand die Arbeit hübsch, doch redete er Hutten zu, sie vorerst noch nicht drucken zu lassen, um nicht durch den vorzeitigen Triumph theils zum Spott Anlaß zu geben, theils der noch schwebenden Sache Reuchlin's zu schaden. Daß das Gedicht, welches ihm hier Hutten zeigte, diesen selbst zum Verfasser gehabt habe, sagt Erasmus einmal ausdrücklich. Ein andermal aber schreibt er darüber an Hutten so, daß man an mehrere Verfasser denken möchte[2]). Im Jahre 1517 scheint die Herausgabe im Werke gewesen zu sein; wirklich erschien es aber erst zu Ende des folgenden Jahres unter dem erdichteten Namen eines Eleutherius Byzenus[3]).

Um dieselbe Zeit ungefähr, als Hutten dem Erasmus den Triumphus Capnionis vorzeigte, kam auch dem Mutian ein Gedicht, unter dem gleichen Titel und in derselben Richtung ge-

1) Die Briefe dieser Männer an Reuchlin finden sich in Illustr. viror. epist. ad Reuchlinum.

2) In dem Briefe vom 23. April 1519, Hutten's Schriften I, S. 261. Die andern Aeußerungen finden sich in seiner Spongia, Hutten's Schriften II, S. 274. 318. 376 ff.

3) Triumphus Doc. Reuchlini . . . Encomion triumphanti illi . . . ab Eleutherio Byzeno decantatum. Hutten's Schriften III, S. 413—447. Das Vor- und Nachwort ebendas., I, S. 236—238.

schrieben, zu. Es trug aber statt Eleutherius Byzenus den Namen eines Accius Neobius. Und als wahren Verfasser nennt Mutian nicht Hutten, sondern Hermann von dem Busche; von Hutten sei nur ein Epigramm aus dem Stegreife dabei gewesen[1]).

Hermann von dem Busche, etwa zwanzig Jahre älter als Hutten, war durch Lebensart und Schicksale in mancher Hinsicht ein Vorbild von diesem. Einem edlen westphälischen Geschlechte angehörig, Schüler des Alexander Hegius in Deventer, dann in Italien weiter gebildet, mit Rudolf Agricola, Rudolf Lange, dem Grafen Hermann von Nuenar und allen Vorfechtern der neuen Richtung, wie später auch mit Hutten, innig befreundet, war er, beständig auf Reisen in Deutschland, Frankreich und England, ein wahrer Missionär des Humanismus. War er von einer Universität durch den Neid der Professoren vom alten Schlage vertrieben, was ihm in Köln, Leipzig, Rostock, zum Theil wiederholt, begegnete, so wanderte er an eine andere, las über griechische und römische Schriftsteller und führte bessere Schulbücher ein. Seine Empfehlung des Donat, als einer auch für berühmte Universitäten noch höchst nöthigen Lectüre, fand der Professoren-Hochmuth beleidigend. Für seinen rostocker Widersacher Tilemann Heuerling sind die 53 Epigramme seines Oestrus ein ähnliches Denkmal, wie Hutten's Querelen für den greifswalder Bürgermeister und Professor. Seltsam, daß bei dem Ausbruche des Reuchlin'schen Streites Busch sich hatte bestimmen lassen, die Schrift Arnold's von Tungern mit einem Epigramme gegen Juden und Judengönner zu zieren. Er hat es später genug bereut. Mutian schreibt im Jahre 1514, Busch habe eine Palinodie gesungen, und stehe mit Reuchlin gut. Letzteres erhellt auch aus einem Briefe in der Reuchlin'schen Sammlung, aus der Zeit als Hochstraten in Rom war, wo Busch als der wärmste Anhänger Reuchlin's spricht. Ob jene Palinodie eben der Triumphus Capnionis des Accius Neobius war? und ob dieß derselbe Triumphus war, der jetzt den Namen Eleutherius Byzenus trägt, oder ein anderer? Ersterer soll von einem Hutten'schen Epigramm begleitet gewesen sein: letzterer hat ein prosaisches Vor- und Nachwort, ganz in Hutten'schem Geist und Stile. Diese

1) Die Mutianischen Briefstellen s. in Hutten's Schriften I, S. 31 f.

selbst konnte Mutian nicht füglich ein Epigramm nennen: aber während der Jahre, die zwischen der Abfassung und dem Druck vergingen, konnte, neben andern Umarbeitungen, auch das Epigramm mit zwei Stücken in Prosa vertauscht worden sein. Eoban Hesse hatte den (handschriftlichen) Triumph des Accius Neobius seiner Zeit von Mutian als eine Arbeit Busch's mitgetheilt erhalten: und doch, wie er nun durch den erfurter Augustiner Johann Lange unsern gedruckten erhielt, war er nur einen Augenblick zweifelhaft; sobald er sich tiefer hineingelesen hatte, glaubte er Hutten's Schreibart sicher zu erkennen, und schwur darauf, daß das Gedicht von diesem sei. Entweder war es also ein anderes, als das er früher gesehen hatte, oder er hielt Mutian's Angabe, daß es von Hermann Busch sei, aus innern Gründen für irrig. Ebenso sandte Melanchthon den Triumphus an Spalatin als ein seiner Meinung nach Hutten'sches Gedicht. So ist er auch in die Sammlung Hutten'scher Dichtungen vom Jahre 1538, die man von Eoban veranstaltet glaubt, aufgenommen, und Joachim Camerarius, der Hutten und Busch persönlich kannte, schreibt ihn dem erstern zu. Das Reuchlinistenverzeichniß vor den Briefen berühmter Männer an Reuchlin respectirt das Incognito des Verfassers, und führt den Eleutherius Byzenus als besondere Person neben Busch und Hutten auf.

Daß nun das prosaische Vor- und Nachwort des Gedichts wirklich von Hutten sei, kann keinem Zweifel unterliegen. Die Rhetorik ist, wenn wir ähnliche Arbeiten Hutten's, z. B. die Reden gegen Herzog Ulrich, vergleichen, ganz dieselbe. Auch die gleichen Schlagworte finden sich, die Hutten sonst geläufig sind: daß Deutschland endlich Augen bekommen habe, daß die Theologisten sich hängen sollen, und besonders, daß der Würfel geworfen, der Kerker durchbrochen sei. Die Freude über das Erwachen der Geister, über das rege Leben in allen Zweigen der Wissenschaft, ist hier ebenso Huttenisch empfunden und ausgedrückt, als die Drohung mit mehr denn zwanzig zum Verderben der Theologisten Verschworenen, unter denen er nicht der vorzüglichste, aber der ungeduldigste sei, dem Ritter vollkommen ähnlich sieht. Das entscheidende Zeugniß für den Hutten'schen Ursprung dieser Beilagen aber liegt in der durchgehenden, stellenweise wörtlichen, Parallele, welche zwischen dem Vorworte zum

Triumphus Capnionis und einem Schreiben Hutten's an den Grafen Hermann von Nuenar in derselben Angelegenheit stattfindet [1]).

In dem hexametrischen Gedichte selbst ist vor allem der oft wiederkehrende Refrain:

Jauchze, wofern du dich selber erkennst, o jauchze, mein Deutschland!

dem Hutten'schen Gedankenkreise verwandt. Daß es Deutschland an nichts fehle als an Selbstkenntniß, am Bewußtsein seiner Kraft und des Mißbrauchs, der von einer ausländischen Hierarchie mit ihm getrieben werde, das spricht Hutten an vielen Stellen fast mit den gleichen Worten aus [2]). Auch Reuchlin's Verdienste um die deutsche Bildung werden hier mit denselben Ausdrücken, wie sonst von Hutten, bezeichnet [3]); der Jubel des Triumphzuges zum Theil mit denselben Bildern wie in dem Lobgedicht auf den Erzbischof Albrecht vorgestellt; die armen Sünder treten in derselben Ordnung und zum Theil mit denselben Prädicaten wie in Hutten's Fürbitte bei dem Cardinal Adrian auf; die beiden Pfarrer, Peter Meyer in Frankfurt und Bartholomäus Zehender in Mainz, die besondern Gegenstände von Hutten's Widerwillen, sind theilweise mit den gleichen Ausdrücken wie in einem Hutten'schen Briefe geschildert [4]); die Abschweifung auf Venedig und den Triumph, den es geben würde, wenn dem Kaiser dessen Demüthigung gelänge, kann an den Verfasser der Aufmahnung gegen Venedig und der

---

1) Vgl. die beiderseitigen Stellen in Hutten's Schriften I, S. 236 §. 2 und 3 mit S. 165 §. 2 und 3; S. 237 §. 5 und 6 mit S. 166 §. 11 und 167 §. 13. Dazu die Stellen vom Strick in dem Nachwort zum Triumphus, Schriften I, S. 237 und 238, und in dem Sendschreiben an Pirckheimer, ebendas., S. 217. Wenn einer früher geäußerten Vermuthung zufolge die Reisebeschreibung des M. Wilhelm Lamp in den Epist. obscuror. viror., II, 12 die Route von Hutten's zweiter italienischer Reise gibt, so hätten wir noch ein weiteres Erkennungszeichen. Denn sowohl der Vorredner als der Briefsteller wollen in Italien — letzterer gibt Bologna an — mit Hochstraten zusammengetroffen sein.

2) Man vergleiche mit dem oben angeführten Refrain des Gedichts die Briefstellen an Jul. Pflugk, Hutten's Schriften I, S. 185 §. 4; an Erenbergk, ebendas., S. 259 §. 10.

3) Vgl. mit v. 965 f. des Gedichts Hutten's Brief an Gerbel, Schriften I, S. 106 §. 6.

4) Vgl. mit v. 772—841 Hutten's Brief an den Grafen Hermann von Nuenar, Schriften I, S. 165. 166.

Epigramme an Maximilian erinnern. Die etwas henkermäßige Phantasie, die sich in der Beschreibung der von Pfefferkorn verdienten Qualen kundgibt[1]), berechtigt uns leider nicht, die Arbeit Hutten abzusprechen; während das über Busch ausgesprochene Lob[2]) doch gar zu plump wäre, wenn dieser selbst es sich gespendet haben sollte. Von den Fehlern gegen die Prosodie im Triumphus hat schon Eoban die größere Anzahl den Setzern zur Last gelegt[3]); was auch so noch auf Rechnung des Verfassers bleibt, ist wenig mehr als was wir Hutten wie überhaupt diesen Renaissance-Poeten auch sonst nachzusehen haben. Demnach wird das Gedicht, wie es vorliegt, für Hutten's Arbeit zu halten sein; ob er die von Busch mit der seinigen verschmolzen oder ganz bei Seite gelassen, oder ob eine solche vielleicht gar nicht existirt habe, möchte schwer zu entscheiden sein.

Gemäß dem Titel (dieß ist in kurzem Umriß der Inhalt des Gedichts) wird dem als Sieger über die Sophisten, d. h. die theologischen Scholastiker, heimkehrenden Reuchlin in seiner Vaterstadt ein feierlicher Einzug, nach Art eines antiken Triumphs, bereitet. Sein Ruhm gehört Deutschland, in besonderm Sinne jedoch Pforzheim und Schwaben an, welche daher zur Verherrlichung seines Triumphs vor andern berufen sind. Der Anlaß dieser Festlichkeit ist kein Sieg mit leiblichen, sondern mit geistigen Waffen: und nun wird der Thatbestand des Streites zwischen Reuchlin und den Kölnern, die Trefflichkeit und das Verdienst des erstern, die Tollheit und Verworfenheit der letztern, auseinandergesetzt. Insbesondere macht sich der Unwille über die Predigermönche, der in jenen Jahren aufs höchste gestiegen schien, doch bald aus Veranlassung der Tetzel und Prierias noch höher steigen sollte, ausführlich Luft, und es werden aus ihrem Sündenregister; als besonders schwere Fälle, hier wie in einer Reihe Hutten'scher und anderer Schriften jener Zeit, die Vergiftung des Kaisers Heinrich VII. durch eine Hostie, die betrüglichen Erscheinungen und Wunder im Dominicanerkloster zu Bern und einiges Aehnliche angeführt. Sofort eröffnet sich durch die mit Laub und

1) v. 704—735.

2) v. 578 f.

3) An Joh. Lange, Hutten's Schriften I, S. 240.

Blumen bestreuten Straßen und zwischen festlich behängten Häusern der Zug. Voran werden die Waffen und die Götzen der Ueberwundenen getragen: jenes sophistische Schlüsse und Beweise, erkaufte Titel, blutige Griffel, Scheiterhaufen im Abbild u. dergl.; dieses die vier Ungethüme: Aberglaube, Barbarei, Unwissenheit und Neid, von denen eine abschreckende Beschreibung im allegorischen Geschmacke gegeben wird. Hierauf folgen in Ketten die besiegten Feinde: voran Hochstraten, der Feuermann, ein anderer Cacus und Typhoeus, der Feuer frißt, Feuer speit, und dessen anderes Wort: ins Feuer! ist; dann der trunkene, neidische Ortuin, der ehrsüchtige, scheinheilige Arnold von Tungern, der Judas Pfefferkorn, gegen welchen der Dichter den Henker herbeiruft, ihn zu verstümmeln und an den Füßen zu schleifen; endlich die Reuchlinsfeinde zu Mainz und Frankfurt. Auf die Gefangenen folgen Opferstiere, dann Musik und Sänger, die ein Loblied auf Capnion anstimmen; endlich auf einem mit allerlei edlem Gesträuch und Blumen gezierten Wagen die ehrwürdige Gestalt des Triumphators selbst, die grauen Schläfen mit Lorbeer und Epheu umwunden, den Augenspiegel in der rechten und einen Oelzweig in der linken Hand; zum Beschluß, gleichfalls bekränzt, die Schaar der Rechtsgelehrten und Poeten, die er alle vom Untergang, der auch ihnen von den Dunkelmännern zugedacht war, befreit hat. Der ganze Triumphzug ist in der ältesten Ausgabe durch einen Holzschnitt anschaulich gemacht.

Wie auch immer Hutten an diesem Triumphgesange betheiligt sein mag: aus seiner Seele ist er jedenfalls geschrieben. Mit regster Theilnahme, im Wechsel zwischen Hoffnung und Furcht, war er während seines zweiten Aufenthaltes in Italien dem schwankenden Gange des Reuchlin'schen Processes gefolgt. Aus Rom selbst haben wir unmittelbar keine Nachricht von ihm, wenn wir nicht, wovon bald mehr, so manche Notizen im zweiten Theile der Dunkelmännerbriefe dafür nehmen wollen. Wie genau er sich aber daselbst um alles jenen Handel Betreffende erkundigt hatte, sehen wir daraus, daß er, kaum in Bologna angekommen, dem Vadian von Allem Nachricht gab, was während der letzten Monate zu Rom in der Sache Reuchlin's verhandelt worden. Die Aussichten waren damals günstig: auch an Nikolaus Gerbel schrieb Hutten aus Bologna unter dem letzten Juli 1516, die Rettung

sei nahe, Hochstraten habe mit den ungeheuern Summen, die er verschwendet, nichts ausgerichtet. Am 9. August schrieb er an Richard Crocus nach Leipzig, daß die Commission über Reuchlin's Sache verhandle, und man täglich den Spruch erwarte, der als eine Entscheidung nicht blos über Reuchlin, sondern über die ganze humanistische Richtung anzusehen sei. Einen Monat später gaben ihm seine Freunde aus Rom immer noch gute Hoffnung; aber er fürchtet aufs neue den Einfluß des Sophistengoldes, da er die Geldgier und Bestechlichkeit der römischen Höflinge kennt. Er wünschte die Sache einmal entschieden, um nicht länger zwischen Furcht und Hoffnung schwanken zu müssen[1]).

Hatte Erasmus für Reuchlin bei dem Papst und dem Cardinal Grimani ein gutes Wort eingelegt, so wandte sich Hutten, wie es scheint um diese Zeit, wenn nicht schon während seines Aufenthalts in Rom, an den Cardinal Adrian, der später Leo's Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle geworden ist. Der rechtschaffene, aber beschränkte und scholastisch gebildete Mann war nichts weniger als ein Gönner der Humanisten, einige Jahre später finden wir in einer dem Reuchlinistenkreise angehörigen Satire ihn geradezu als Feind aller wissenschaftlichen Männer bezeichnet; doch hoffte ihn Hutten als Deutschen (Niederländer) für den angefochtenen deutschen Gelehrten gewinnen zu können. Das elegische Gedicht, das er an ihn richtete[2]), kann man, was die Zeichnung von Reuchlin's Verdiensten und der Verworfenheit seiner Verfolger betrifft, als einen Auszug aus dem Triumphus Capnionis betrachten. Wirken konnte es begreiflich nichts; dafür war es zu sehr an die falsche Adresse gerichtet.

Gar zu gerne würde Hutten in dieser Zeit öfters an Reuchlin geschrieben, ihm die Nachrichten über den Gang seines Processes selbst mitgetheilt, ihn seiner unwandelbaren Verehrung und Theilnahme wiederholt versichert haben. Aber Rücksichten auf Reuchlin selbst verboten es. Es war damals in Würtemberg eine Zeit des politischen Argwohns, der Hochverrathsprocesse, und bereits war

1) Diese Briefe s. in Hutten's Schriften I, S. 104. 106. 124—126.

2) Schriften I, S. 138—141. Als Deutschen konnte er nur diesen von Utrecht gebürtigen, nicht den andern Cardinal Hadrian aus Corneto, der allerdings Reuchlin günstiger war, vorstellen.

auch Reuchlin bei dem Herzog verdächtigt worden. Er hatte auf dem Rathhause zu Stuttgart an Besprechungen theilgenommen, welche den Zweck hatten, das Land gegen die verderblichen Folgen von Ulrich's ungestümem Thun, wenn es sein müßte durch dessen zeitweilige Entfernung vom Regimente, sicher zu stellen. Wäre nun überdieß ein Briefwechsel zwischen ihm und des Herzogs Erzfeinde Hutten entdeckt worden, so hätte das für Reuchlin die übelsten Folgen haben können. So schmerzlich es für Hutten war, so fügte er sich dieser Rücksicht doch, und beiderseitige Freunde übernahmen es, seine Grüße und Nachrichten an den verehrten Meister gelangen zu lassen [1]). Einmal jedoch, da ihm Reuchlin selbst, und in gebeugter Stimmung, geschrieben hatte, glaubte er ihm auch selbst antworten zu sollen. Die boshafte Einflüsterung der Kölner, wenn er vor Entscheidung der Sache stürbe, wie leicht ihn dann seine Feinde noch unter dem Boden als Ketzer verdammen könnten, hatte doch Eindruck auf den alten Mann gemacht.

„Bei deinem Leben", schrieb ihm nun Hutten am 13. Januar 1517 aus Bologna, „bei deinem Leben, und wenn uns beiden etwas noch theurer ist, beschwöre ich dich: gib keinen trüben Ahnungen Raum. Was will das sagen: Wenn ich bald sterben sollte? Laß dir deine eigene Tugend darauf antworten... Wer so gelebt hat, stirbt nicht. Und was du deinen Jahren noch hinzufügen wirst, ist reiner Gewinn. Des Ruhmes hast du genug. Noch bei Leben hast du solche Zeugnisse über dich vernommen, wie sie Wenigen nach ihrem Tode zu Theil werden, und bist selbst unter deiner Nachwelt gewesen. Was mich betrifft, so glaube ich meinen Eifer für dich schon dadurch hinlänglich belohnt, daß ich mich öffentlich zu den Reuchlinisten gezählt sehe. Darum fasse Muth, tapferster Capnion. Viel von deiner Last ist auf unsere Schultern übergegangen. Längst wird ein Brand vorbereitet, der zu rechter Zeit, hoffe ich, aufflammen soll. Dich selbst heiße ich ruhig sein. Ich geselle mir solche Genossen zu, deren Alter und Verhältnisse der Art des Kampfes angemessen sind. Bald wirst du das klägliche Trauerspiel der Widersacher von einem lachenden Hause ausgezischt sehen. Damit gehe ich um, während du ganz

---

1) Brief an Pirckheimer, I, S. 135. Pirckheimer an Hutten, ebendas., S. 137.

Anderes von mir vermuthest. Denn wenn du richtig von mir dächtest, könntest du mir nicht schreiben: Verlasse die Sache der Wahrheit nicht! Ich sie oder dich, ihren Führer, verlassen? Kleingläubiger Capnion, wie wenig kennst du Hutten! Nein, wenn du sie heute verließest, würde ich (so viel in meinen Kräften stünde) den Krieg erneuern, und glaube nicht, daß ich für mein Unternehmen untüchtige Gehülfen habe. Mit solchen Genossen umgeben schreite ich einher, von denen jeder Einzelne, du darfst es glauben, jenem Gesindel gewachsen ist. Capnion's Preis (im Triumphus?) wird von Mund zu Munde fliegen. Daraus wie aus Anderem wird dir hohes Lob erwachsen, während du ruhig außer der Gefahr dich hältst. Das wollt' ich dir nicht unangezeigt lassen. Lebe wohl und erhalte dich für uns frisch"[1]).

An Pirckheimer aber, dem der Gang des Reuchlin'schen Processes bedenklich zu werden anfing, schrieb Hutten: „Tapferer Wilibald, warum fürchtest du so für die Sache unsers Capnion, den seine Unschuld gegen menschliche Angriffe sicher stellt? So viel tausend schlechte Menschen verfolgen ihn: einige Gute (denn gut nenne ich die Solches thun), einige Gute, sage ich, beschützen ihn. Wird es mehr gelten bei der Nachwelt, daß viele Schlechte ihn verfolgen, oder daß einige Gute ihn vertheidigt haben? Aber N. N. (der Papst) wird ihn verdammen, durch das Gold der Ordensbrüder umgestimmt. Dagegen haben ein Erasmus, ein Faber (von Etaples), Wilibald, Mutian und die besten Männer alle es ihrer würdig gehalten, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Und wenn du mich folterst, ich muß sagen was wahr ist: daß mir mehr an deinem Beifalle liegt, als an dem jenes Mannes, der leichter als Spreu, beweglicher als eine Flaumfeder ist. Auch wird mir nie, du magst sagen was du willst, ein Pfeil, den Erasmus auf einen Schurken abschnellt, weniger gelten als zehn Bannflüche jenes Florentiners, die aus vielen und triftigen Gründen von Allen, in denen noch einige Mannskraft ist, nicht mehr hoch angeschlagen werden. Darum mögen jene Alles durchsetzen: wir schirmen die Partei, deren Unschuld aller Welt ebenso bekannt ist als jedem Sinnbegabten des heiligsten Leo Unheiligkeit; denn wer

---

1) Schriften I, S. 129 f.

darüber noch im Unklaren ist, der muß eine schlechte Fassungskraft besitzen."

Aber der welterfahrene Pirckheimer schrieb zurück, unter dem Schilde der Unschuld sei schon mancher zu Grunde gegangen [1]).

1) Die beiden Briefe vom Sommer 1517 in Hutten's Schriften I, S. 133—135 und S. 136 f.

Achtes Kapitel.

Die Epistolae obscurorum virorum.

1515—1517.

Schon ein Jahr vor diesen letzten Briefen, Anfang August 1516, hatte Ulrich Hutten in Bologna aus der Heimath die Nachricht erhalten, daß daselbst eine Satire gegen Reuchlin's Widersacher unter dem Titel: Epistolae obscurorum virorum, erschienen sei und viele Leser finde. Eines gedruckten Exemplars war er noch nicht habhaft geworden, aber sehr begierig, eines zu bekommen. Einen Monat später, am 11. September, schrieb er an Richard Crocus nach Leipzig: „Die Dunkelmänner habe ich erhalten. Gute Götter! welche nicht unfeinen Scherze. Nun aber haben die Sophisten mich als Verfasser nicht blos im Verdachte, sondern geben mich, wie ich höre, öffentlich dafür aus. Nimm dich gegen sie des abwesenden Freundes an, und laß mich nicht mit diesem Schmutze besudeln. Schreibe mir auch ausführlich von der Sache, und laß mich wissen, was sie im Schilde führen“[1]. Bereits wurden die Briefe auch in England mit Beifall gelesen, während in Deutschland eine zweite Ausgabe derselben erschien.

Was Hutten von dem Schmutze spricht, mit dem er sich nicht gern besudeln lassen wolle, ist nicht auf die Briefe selbst, die er ja eben vorher gelobt hatte, sondern auf die Ausfälle der darin verspotteten Dunkelmänner gegen den vermeintlichen Verfasser zu

1) Schriften I, S. 125.

beziehen, welche der Freund von ihm abwehren sollte. Wie sehr die Briefe nach seinem Geschmacke waren, zeigte sich darin, daß er bald darauf seinen Landsleuten in Bologna Briefe derselben Art vorlas, worin sie ihn als Verfasser zu erkennen glaubten, wenn er dieß gleich mit der scherzhaften Wendung ablehnte, „Gott selbsten" sei es (est Deusmet)[1]. So erschienen denn auch nach einander, zuerst zur dritten Ausgabe ein Anhang, dann ein zweiter Theil der Briefe, dem bald ebenfalls ein Anhang beigefügt wurde. Es bestehen also die Epistolae obscurorum virorum, wie sie uns jetzt vorliegen, 1) aus den 41 Briefen der ersten und zweiten Ausgabe vom Herbst 1515 und Anfang 1516; 2) aus der zur dritten Ausgabe, auch noch vom Jahr 1516, hinzugekommenen Appendex von 7 Briefen; 3) dem 1517 erschienenen zweiten Theile mit 62 Briefen; wozu 4) in der zweiten Ausgabe nochmals ein Anhang von 8 Briefen (denn der neunte oder vielmehr erste ist nur Wiederholung einer Nummer aus dem ersten Theile) kam. Der achte Brief der ersten Appendex erschien erstmals in einer Ausgabe von 1556 und ist ein plumpes späteres Machwerk; der sogenannte dritte Theil der Epistolae aber, 1689 zum erstenmal gedruckt, eine Sammlung vermeintlicher Seitenstücke dazu aus verschiedener Zeit, hat vollends mit dem ursprünglichen Buche nichts mehr zu schaffen[2].

Der Titel und wohl der ganze Gedanke der Schrift ist als Gegenstück zu den Epistolae clarorum virorum an Reuchlin entstanden, die im Jahre 1514 von seiner Seite veröffentlicht worden waren, um in dem Streite mit den Kölnern ein Gewicht in seine Wagschale zu werfen. Wie nahe lag es, diesem wirklichen Briefwechsel aus dem Reuchlin'schen Kreise einen erdichteten aus dem Kreise seiner Widersacher entgegenzustellen. Standen auf seiner Seite ruhmeshelle, allbekannte Männer, so waren die Anhänger der Gegenpartei dunkle, obscure Männer, von denen Niemand etwas wußte. War die erstere Sammlung darauf berechnet, zu

1) Cochläus an Pirckheimer, in Hutten's Schriften I, S. 126.

2) Epistolae obscurorum virorum ad venerabilem virum M. Ortuinum Gratium etc. Der Text in Böcking's Hutteni operum Suppl. I. S. 1—79. 181—300. Böcking's Commentar ebendas., II, S. 515—784. Das Bibliographische II, S. 1—37.

zeigen, welch edle Menschen, welche löblichen Bestrebungen für Bildung und Fortschritt sich um Reuchlin gesammelt hatten, so galt es hier, einen Blick in den Pfuhl von Unwissenheit, Dummheit und Gemeinheit zu eröffnen, welcher das Element seiner Gegner war. Wenn jenes größtentheils Briefe an oder von Reuchlin gewesen waren, so wurde hier als Adressat mit gutem Takte nicht Pfefferkorn (der war zu gemein), nicht Hochstraten oder Tungern (die waren zu furchtbar), sondern ihr lateinischer Handlanger und poetischer Schildhalter Ortuinus Gratius gewählt. Mit dem Widerspruche, einerseits selbst auch ein Humanist und schöner Geist sein zu wollen, und doch andererseits der alten Scholastik zu dienen, war er schon von Hause aus ein komisches Subject; während zugleich ein solcher Mensch, der die Bildung, welche er dem neuen Princip verdankt, zu dessen Bekämpfung im Dienste des alten verwendet, als Verräther ein Gegenstand besondern Hasses für alle diejenigen ist, die es mit dem neuen Princip ehrlich meinen.

Wie aber nach der einen Seite zu den Briefen berühmter Männer an Reuchlin, so bilden nach der andern die Briefe der Dunkelmänner auch zu dem Triumphus Capnionis ein ergänzendes Gegenstück. Waren in diesem Gedichte die Gegner Reuchlin's und des Humanismus mit Ernst und Pathos, mit allen Waffen des Unwillens, der Verachtung und des Hasses gleichsam tragisch bekämpft, so geschieht dieß in den Briefen der Dunkelmänner komisch, mit den Waffen der Satire. Daß aber nicht ein Anderer über die Dunkelmänner schreibt, sondern diese selbst, die Magister und Baccalaurei Genselinus, Caprimulgius, Scherschleiferius, Dollenkopfius, Mistladerius u. dgl., einigemale auch Ortuin, Hochstraten und Tungern in eigener Person die angeblichen Briefsteller sind, ist eine Wendung, welche die Erhebung der Satire in das Gebiet der reinen Komik erleichtert. Die Barbarei wird, mit Erasmus zu reden, barbarisch verlacht, d. h. dadurch, daß sie sich selbst ungescheut, ohne Ahnung ihrer Verkehrtheit, darlegt. Soll diese Selbstdarstellung schlagende Kraft haben, so muß sie ihren Gegenstand idealisiren, die in der Wirklichkeit zerstreuten Züge von Roheit, Blödsinn u. s. w. in Brennpunkte sammeln: das satirische Ideal ist nothwendig Carricatur. Aber Kunstwerk ist diese nur dann, wenn sie sich so weit mäßigt, die Uebertreibung so mit

Lebenswahrheit zu mischen weiß, daß die Täuschung nicht gestört wird, als hätte man es mit wirklichen Wesen, in unserm Falle nicht mit fremdem Spotte, sondern mit dem eigenen Sichgehenlassen unbefangener Briefsteller zu thun. Diese Probe bestanden bekanntlich die Briefe der Dunkelmänner in dem Grade, daß bei ihrer ersten Erscheinung die Bettelmönche in England jubelten, im guten Glauben, eine Schrift zu ihren Gunsten und gegen Reuchlin in Händen zu haben, und in Brabant ein Dominicanerprior eine Anzahl von Exemplaren zusammenkaufte, um seinen Obern ein Geschenk damit zu machen. Erst der letzte Brief des Anhangs zum zweiten Theile, der aus dem Tone der Ironie in den der Invective fällt, öffnete den guten Leuten die Augen [1]).

Von der Art des Werkes eine Vorstellung zu geben, ist gleich der erste Brief besonders geeignet, welcher mit künstlerischer Berechnung gleichsam als Exposition vorangestellt ist. Unter allerhand Citaten aus Aristoteles und der Heiligen Schrift legt der Theol. Baccalaureus Thomas Langschneider seinem ehemaligen Lehrer Ortuin Gratius eine Streitfrage zur Entscheidung vor, die kürzlich bei einem Magisterschmaus in Leipzig aufgeworfen worden sei. Er vergißt nicht, vorher zu beschreiben, wie die Doctoren, Magister und Licentiaten sich bei der Gelegenheit auf Kosten der neuen Magister gütlich gethan mit gebratenen Hühnern, Kapaunen und Fischen, Malvasier und Rheinwein, einbecker, torgauer und neuburger Bier. So erheitert, beginnen die Magister schulgerecht von wichtigen Fragen zu reden, unter anderm, ob einer, der Doctor der Theologie, d. h. nach damaligem Sprachgebrauche Magister noster, zu werden im Begriffe stehe, Magister nostrandus oder noster Magistrandus zu nennen sei. M. Warmsemmel, ein feiner Scotist, entscheidet sich für das Letztere. Denn, sagt er, magistrare ist ein verbum, s. v. a. magistrum facere, und davon kommt magistrandus; dagegen nostro, nostrare, ist nicht gebräuchlich, und kommt nicht im Wörterbuch. Hiegegen hält M. Delitzsch, Artist, Mediciner und Jurist zugleich (eine wirkliche Person, Professor und einigemale auch Rector in Leipzig), den Widerpart. Es sei gar nicht einerlei, ob noster vor oder nach Magister stehe: Magister noster bezeichne herkömmlich einen

---

1) S. den Brief des Erasmus, Hutten's Schriften II, S. 442.

Dr. Theol., noster Magister aber könne nach Umständen jeder Meister in irgend einer freien oder unfreien Kunst genannt werden; also könne nur Magister nostrandus das Richtige sein. Daß ein Verbum nostrare nicht gebräuchlich, stehe dem nicht im Wege, da es ja nach Horaz (Ars poetica) gestattet sei, neue Worte zu bilden. Welche von beiden Ansichten nun die richtige sei, bittet der Briefsteller, möge Ortuin entscheiden, und ihn auch in Kenntniß setzen, wie es mit dem Kriege zwischen ihnen und dem Dr. Reuchlin stehe; denn er habe gehört, daß dieser Schuft immer noch nicht widerrufen wolle. Auch das artikelweise geschriebene Buch Arnold's von Tungern (gegen Reuchlin) möge er ihm noch einmal schicken, und sein vertrauliches Schreiben nicht übel nehmen. — An diesem ersten Briefe mit seinem prandium magistrale hatte Erasmus, dem er schon vor dem Druck abschriftlich zugekommen war, eine solche Freude und las ihn so oft unter Freunden vor, daß er ihn beinahe auswendig wußte[1]).

Durch denselben sind wir nun schon völlig in das Leben und Treiben, in den geistigen Horizont der Menschen versetzt, mit welchen es die Epistolae obsc. viror. zu thun haben. Aehnliche Scenen, ähnliche Streitfragen, eine immer scholastischer als die andere, wiederholen sich. So hatte Ortuin einmal von einem gewissen Magister noster den Ausdruck gebraucht, er sei ein Glied (membrum) von zehn Universitäten. Aber der scharfsinnige Dr. Klorbius[2]) macht ihn aufmerksam, wie unstatthaft es sei, von einem Gliede mehrerer Körper zu sprechen, da wohl ein Körper mehrere Glieder haben, aber nicht ein Glied mehreren Körpern angehören könne. Jenen Magister noster statt eines Gliedes vielmehr Körper von zehn Universitäten zu nennen, gehe aber auch nicht an, da ja dann die Universitäten seine Glieder, also ihm untergeordnet, und er mehr sein müßte als zehn Universitäten: welches für diese verkleinerlich, und selbst für einen Magister noster, die ja doch immer noch Menschen seien, zu viel wäre. Was bleibt also für ein Ausweg? Wer auf zehn Universitäten immatriculirt ist, entscheidet Dr. Klorbius, welcher solche Weisheit zu Löwen gelernt hat, der kann sagen: Ich bin Glieder

1) Erasmi Spongia. Hutten's Schriften II, S. 277.

2) Epist. obsc. viror., II, 13.

(membra) von zehn Universitäten; wobei die Incongruenz des Numerus so wenig schadet, als wenn Virgil den einen Alexis delicias seines Herrn nennt. Auch Gewissensfälle geben oft zu ähnlichen scharfsinnigen Erörterungen Veranlassung. Es ißt einer ein Ei, worin schon ein Junges zu bemerken; nachher besinnt er sich, daß es Freitag ist, und die gebrochenen Fasten fallen ihm aufs Gewissen. Ein Freund tröstet ihn, das junge Hühnchen, so lange es noch nicht ausgeschlüpft, werde nicht anders betrachtet als wie die Würmer im Käse oder in Kirschen, die man auch ungescheut zur Fastenzeit verschlucke. Allein der Briefsteller ist damit noch nicht beruhigt und wendet sich um Auskunft an Ortuin; denn die Würmer, hat er von einem Arzte gehört, der ein guter Naturforscher sein soll, rechne man zu den Fischen, sie seien also Fastenspeisen, dagegen das ausgebildete Hühnchen im Ei wirkliches verbotenes Fleisch[1]).

Während sie auf diese Weise am Nichts ihren Scharfsinn üben, zeigen sich unsere dunkeln Männer in allem demjenigen, woran sich in jener Zeit der geistige Fortschritt knüpfte, in Sprachen- und Alterthumskenntniß, aufs Aeußerste unwissend. Sie verwechseln den Grammatiker Diomedes mit dem Homerischen Helden. Sie klagen, daß Reuchlin (auf hebräisch Capnion genannt, wie es ein andermal von ihm heißt) und ein Anderer, Namens Proverbia Erasmi (bezieht sich auf die von Erasmus herausgegebenen Adagia), ein neues Latein in die Theologie einführen wollen. Sie halten Griechisch und Hebräisch für unnütz; denn 1) sei die Heilige Schrift schon genügend übersetzt, und 2) dürfe man die ungläubigen Juden und die schismatischen Griechen nicht dadurch stolz machen, daß man ihre Sprachen lerne[2]). Die Frage wird aufgeworfen, ob es zur ewigen Seligkeit nothwendig sei, daß die Scholaren die Grammatik aus weltlichen Dichtern, wie Virgil, Cicero, Plinius, lernen? Sie wird verneint, da nach Aristoteles Metaph. I. die Dichter viel lügen, und wer lügt, der sündigt, und wer sein Studium auf Lügen gründet, der gründet es auf Sünden, was aber auf Sünden gegründet ist, das ist nicht gut, sondern wider Gott, der den Sünden feind ist[3]). Diesem Stand

1) Epist. o. v., II, 26.

2) I, 18. II, 33. 35.

3) I. 7.

ihrer Sprachkenntnisse sind auch die Wortableitungen gemäß, die sich in den Briefen der Dunkelmänner finden. Mavors, der Kriegsgott, ist der Männerfresser, mares vorans; Mercurius derjenige, qui mercatores curat; Magister ist zusammengesetzt entweder aus magis und ter, weil er dreimal mehr wissen muß als ein Anderer, oder aus magis und terreo, weil er seinen Schülern schrecklich sein soll u. dgl. m.[1]).

Dabei geben aber Ortuin's Correspondenten so wenig als dieser selbst den Anspruch auf, Poeten und Schöngeister zu sein. Sie wissen rhetorisch und poetisch zu schreiben, und thun sich zum Theil etwas zu gut auf ihren Stil. Sie schicken ihrem Lehrer ihre dichterischen Ausarbeitungen (dictamina) mit der Bitte zu, sie zu verbessern und zu scandiren; denn ihrer Schwäche auf den Füßen sind sie sich bewußt. Indessen, was kümmern sie die Füße? Sind sie doch keine weltlichen, sondern theologische Poeten, die nur auf den Sinn, nicht auf die Form zu sehen haben. Ein Anderes nämlich sei die gute alte Poeterei, welche auch die Magistri nostri in Paris und Köln gelten lassen, ein Anderes diese neumodische, welche jetzt von ungraduirten Gesellen nach Anleitung eines Virgil, Plinius und anderer neuen Autoren aufgebracht werde. Diese weltlichen Poeten machen Narrenspossen, während die kirchlichen das Lob der Heiligen singen; die ersteren erklären die heidnischen Schriftsteller blos buchstäblich, während die letztern sogar auf die Ovidischen Metamorphosen die vierfache Auslegung anwenden, und in Semele und Bacchus eine Allegorie auf Maria und Christus zu finden wissen[2]).

Besonders verderblich wirkten diese poetae seculares, wenn wir den Klagen unserer Briefsteller ein Ohr leihen, auf die Universitäten. Mit Jubel wird die Vertreibung eines derselben, des Rhagius Aesticampianus, aus Leipzig erzählt, und die Kölner ermuntert, es mit ihrem Hermann Busch ebenso zu machen. M. Delitzsch, unser Bekannter von dem Magisterschmause her, habe von jenem gesagt, er sei an der Universität wie das fünfte Rad

1) I, 28. II, 23. In diesem Stücke freilich hatte man von keiner Seite Ursache, sich in die Brust zu werfen. Etymologie war nicht die starke Seite jener Zeit. Manche Wortableitungen Reuchlin's geben den oben angeführten wenig nach.

2) I, 25. 28. II, 27.

am Wagen und hindere nur die übrigen Facultäten. Und immer mehr sah man dieses Unwesen um sich greifen. Zu seiner Zeit, schreibt ein alter Magister, habe es nur Einen Poeten gegeben, Namens Samuel (den Verfasser der erbaulichen Reime: Disce, bone Clerice etc); jetzt gebe es allein hier (wahrscheinlich in Leipzig) deren wohl zwanzig, welche den Anhängern des Alten jeden Schabernack anthun. Und mochten diese Alten die Poeten immer dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst: bald mußten sie sich überzeugen, selbst wenn ein Poet da wäre, wo der Pfeffer wächst, würde er kommen und sich an ihrer Seite habilitiren. Ging das so fort, so konnte es nicht fehlen, die Universitäten, und insbesondere die philosophische Facultät, mußten zu Grunde gehen. Immer mehr schwand ja der Glanz und verödeten die Hörsäle der Magistri artium, bei welchen vordem die Jugend so feine Unterscheidungen, so scharfsinnige Einwürfe und Lösungen, so bündige Schlüsse hatte machen lernen. Auch die akademischen Grade, die sie zu ertheilen hatten, kamen in Mißachtung: die Zuhörer der Poeten wollten die scholastischen Würden eines Baccalaureus, eines Magister, nicht mehr erwerben. Kamen sie dann nach Hause, und die Eltern fragten, was sie geworden seien? so war die Antwort: Nichts (wie bei Hutten); die Eltern bedauerten ihr hinausgeworfenes Geld und warnten andere, ihre Söhne auf Universitäten zu schicken[1]).

So nahmen denn die Reibungen zwischen Magistern und Poeten, und nehmen die Berichte von solchen Scenen in unsern Briefen, kein Ende. Bald streiten sie sich bei einer Zeche (in una zecha) über den trierer Rock, den ein solcher Poetenschüler ein lausiges altes Kleid nennt; über die Reliquien der heiligen drei Könige zu Köln, von denen derselbe Freigeist meint, daß sie leicht von drei westfälischen Bauern herrühren könnten; über die alten scholastischen Lehrbücher, welche die Neuerer verspotten; dann über die Tagesfrage: Reuchlin und Hochstraten, welcher letztere bei den Poeten eine verfluchte Bestie heißt, wie die pariser Universität wegen ihres Verdammungsurtheils gegen den Augenspiegel sich gefallen lassen muß, ihren alten Ehrentitel als mater studiorum mit dem einer mater stultitiae vertauscht zu sehen[2]).

1) I, 17. 25. II, 46. 58.
2) I, 22.

Auch an Thätlichkeiten zwischen beiden Parteien, wie sie in ein Possenspiel gehören, fehlt es in unsern Briefen nicht. Die Reise des M. Schlauraff, die er in Reimen beschreibt, ist eine Kette von Schlägen, Püffen und Ohrfeigen, die er, als Werber gegen Reuchlin, von den Poeten und ihren Anhängern bekommt, und mittelst deren er von einer Universität zu der andern in halb Deutschland herumgestoßen wird. Besonders das Gasthaus zur Krone in Mainz ist durch seine böse Tischgesellschaft, als das Heerlager der Poeten und Freigeister, den Magistern ein Gräuel. Jene Menschen gingen mit Schwertern und Degen an der Seite, würfelten um Hochstraten's Ablaßzettel, führten lästerliche Reden und ließen einen ehrsamen Magister nicht einmal für sein Geld mit Ruhe essen. Da ging auch Ulrich von Hutten zeitweise ein und aus; ein höchst bestialischer Mensch, wie ein Brief ihn schildert, der einmal gesagt hatte, wenn die Predigermönche ihm das thäten, was sie dem Reuchlin thun, so wollte er ihnen Fehde ansagen, und jedem von ihnen, der in seine Hände fiele, Nase und Ohren abschneiden. Der Briefsteller ist nur froh, daß Hutten jetzt fort ist, um Doctor zu werden, und seit einem Jahre sich in Mainz nicht hat blicken lassen; er wünscht, der Teufel holte ihn[1]).

Dergleichen Streitunterredungen sind es denn auch, mittelst deren in unsere Briefe der directe ernste Tadel des Unwesens, dem die Briefsteller sonst das Wort reden, eindringen kann. Die guten Leute berichten einander treuherzig, was sie da und dort für derbe Wahrheiten haben anhören müssen. Am kaiserlichen Hoflager zu Innsbruck hört M. Wilh. Lamp auf der Durchreise laute Beschwerden über das Curtisanenwesen und das Wandern des deutschen Geldes nach Rom; bei einem Gastmahl in Worms ein anderer scharfe Reden gegen die Häufung der Pfründen, das Wohlleben und die anstößigen Sitten der höhern Geistlichkeit. Ein würzburger Magister klagt über den Prediger an der Hauptkirche daselbst, Johann Reyß, der in Allem einen eigenen Weg gehe, keiner Schule als der Schule Christi angehören wolle, von den Mönchsgelübden und Kutten wenig halte, da Gott nicht auf die Kleider sehe. Auch im Predigen habe er seine besondere Art: er biete gar keine Kunst, keinen Scharfsinn mit Fragen, Einwürfen

1) I, 11. II, 9. 12. 55.

und Schlußfolgerungen auf, sondern gehe ganz einfach zu Werke, und — sonderbar! — die Leute hören ihn doch gerne. Besonders bedenkliche Aeußerungen habe er sich über den Ablaß erlaubt. Dem Bruder Jakob, der auf der Kanzel gesagt habe, was in den Ablaßbriefen stehe sei so wahr wie das Evangelium, und wer dieselben empfange sei so vollständig absolvirt, als hätte Christus selbst ihn von seinen Sünden losgezählt, habe Reyß öffentlich mit den Worten widersprochen: „Nichts ist mit dem Evangelium zu vergleichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn einer hundertmal jenen Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt, und der Ablaß hilft ihm nichts. Dagegen, wenn einer rechtschaffen lebt, oder, falls er gesündigt, Buße thut und sich bessert, siehe dem verkündige ich, daß er ein Bürger des Himmelreichs sein wird, ohne andere Hülfsmittel nöthig zu haben [1])."

Ist hier noch vor Luther's Ablaßstreite der wesentliche Inhalt seiner Thesen und Streitschriften ausgesprochen, so zeigt eine andere Stelle vollends deutlich, wie weit ihm vorgearbeitet war. In Frankfurt a. d. O. muß sich M. Klingesor von einem, „der ihm immer Widerpart hält", die Weissagung Zephan. I, 12: Zu derselbigen Zeit will ich Jerusalem mit Laternen durchsuchen, und will heimsuchen die Leute, die auf ihren Hefen liegen u. s. f., so auslegen lassen: „Ich will Jerusalem durchsuchen", spricht der Herr, d. h. ich will meine Kirche untersuchen, um sie zu reformiren und die Irrthümer zu entfernen, die sich in dieselbe eingeschlichen haben; und das will ich thun „mit Laternen", d. h. durch gelehrte Männer, dergleichen in Deutschland Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin, Mutianus Rufus u. A. sind; „und will heimsuchen die Männer", d. h. die Theologen, „die liegen", d. h. hartnäckig beharren, „auf ihren Hefen", d. h. auf einer schmutzigen, finstern und widersinnigen Theologie, welche sie seit einigen hundert Jahren aufgebracht haben, mit Abweichung von jenen alten und gelehrten Theologen, die im wahren Lichte der Schrift gewandelt hatten; während sie selbst weder Latein, noch Griechisch oder Hebräisch verstehen, um die Schrift auslegen zu können. Nachdem sie also jene ächte und ursprüngliche Theologie

1) II, 43.

verlassen haben, thun sie nichts weiter, als daß sie disputiren und argumentiren und unnütze Fragen aufwerfen. Darum wird sie der Herr „heimsuchen“ und andere Doctoren senden, welche jene Sprachen verstehen, und nach Wegräumung der „Hefen“ d. h. jener abgeschmackten Spitzfindigkeiten einer falschen Theologie, ihre „Laternen“ bringen, d. h. uns die Schrift beleuchten und die alte, wahre Theologie wiederherstellen; wie kürzlich der genannte Erasmus die Schriften des Hieronymus verbessert herausgegeben hat. Auch den Text des Neuen Testaments hat er verbessert, und das halte ich für nützlicher, sagt unser Schriftausleger, als wenn 20000 Scotisten und Thomisten 100 Jahre lang über Ens und Essentia disputiren würden [1]).

Doch dergleichen Strafpredigten oder andere Unfälle nehmen unsre Dunkelmänner nicht allzuschwer. Essen und Trinken schmeckt ihnen doch, Deo gratias, nicht minder Schlaf und — Liebesfreuden. Die ehelichen zwar sind ihnen, soweit sie dem geistlichen Stand angehören, durch ihr Gelübde untersagt, und die außerehelichen gelten für sündhaft; das erkennen sie an: doch wissen sie sich zu helfen, sogar an der Hand der Schrift. Sage denn nicht der Prediger Salomo Kap. XI, V. 9: Freue dich, Jüngling, deiner Jugend? und III, 12, es sei nichts Besseres, als daß der Mensch sich freue in seinem Werke? und IV, 11, wenn Zweie beieinanderliegen, werde ihnen warm, Einer für sich aber könne nicht warm werden? So sei der Wandel Simson's zur Delila und Salomo's Kebsweiber ohne Zahl bekannt, und doch sei über den erstern nachmals der heilige Geist gekommen, und der letztere sei, nach der gemeinen Annahme der Doctoren, selig geworden: mithin könne jene Sünde nicht so groß sein. „Ich bin nicht stärker als Simson“, schreibt M. Conrad von Zwickau, der vorzugsweise erotische Briefsteller des ersten Theils, „und bin nicht weiser als Salomo (eine Wendung des Aeneas Sylvius, nachmaligen Papsts Pius II.): folglich muß man bisweilen eine Freude haben, denn das, sagen die Aerzte, ist gut gegen die Melancholie. Nachher beichten wir dann, und Gott ist barmherzig, und wir dürfen auf Gnade hoffen. Ist man doch kein Engel, sondern ein Mensch, und jeder Mensch irrt. Ja, wenn Gott die Liebe

1) II, 50.

ist, so kann die Liebe nichts Schlimmes sein: widerleget mir diesen Beweis", setzt der verliebte Magister selbstzufrieden hinzu[1]). Man sieht, wenn überhaupt bei dieser glücklichen Menschenart die Gründe wohlfeil sind, so sind sie es besonders, wo es gilt, Uebertretungen des sechsten Gebotes zu beschönigen. Daher laufen anstößige Anekdoten durch das ganze Buch: wie ein Dominicaner genöthigt wird, nackt aus dem Fenster seiner Geliebten zu springen; wie die Predigermönche in Straßburg Weiber in ihre Zellen nehmen und als Mönche verkleidet zum Einkaufen auf den Markt schicken; wie ein Magister von Ortuin einen Liebeszauber verlangt, und dieser ihm statt dessen als Gegenmittel gegen fleischliche Anfechtungen Kreuzschlagen, Weihwasser und geweihtes Salz anräth, daneben übrigens ganz nach der Vorschrift der Ovidischen Remedia ihn dadurch zu curiren sucht, daß er ihn — freilich in sehr ekelhafter Weise — auf die körperlichen Mängel seiner Geliebten aufmerksam macht[2]).

Dabei gehört ein intimes Verhältniß Ortuin's selbst zu der Frau seines judenchristlichen Bundesgenossen, jener bellula mulier, wie Reuchlin sie genannt hatte, zu den Grundvoraussetzungen des Buches. Pfefferkorn, meint ein Briefsteller, sollte in diesem Falle gar nicht eifersüchtig sein, nach dem Spruche, daß zwischen Freunden Alles gemein sein müsse. Davon wollen zwar einige die Weiber ausgenommen wissen: allein es komme hinzu, daß Ortuin keine Frau habe, und denen, die nicht haben, sollen wir mittheilen[3]). Ein paar wormser Juden, die übel von Pfefferkorn reden, widerlegt ein Magister unter anderm dadurch, wenn der Mann kein guter Christ wäre, so würden ihn die Theologen und Bürgermeister von Köln nicht zu ihrem Spitalpfleger und Salzmesser gemacht haben. Zwar sagen böse Zungen, diese Gunst der Herren verdanke er seiner hübschen Frau. Aber das sei nicht wahr, denn 1) haben die kölner Bürgermeister selbst schöne Frauen, und die Magistri nostri fragen bekanntlich den Weibern nicht nach; 2) aber sei Frau Pfefferkorn ein so honettes Frauenzimmer als eines in Köln, und der Briefsteller habe sie oft sagen hören, sie habe oft ihre Mutter sagen hören, daß beschnittene

1) I, 9.
2) I, 4. 33. 47.
3) II, 39.

Männer faciunt feminis majorem voluptatem als nichtbeschnittene, und darum gedenke sie auf den Todesfall ihres Mannes wieder einen beschnittenen zu nehmen; demnach sei nicht zu glauben, daß sie sich mit Bürgermeistern einlassen werde, die ja nicht in diese Klasse gehören [1]). Es ist ein beißender Spott gegen das scholastische Wesen, wenn dergleichen unsaubere Dinge ganz in den Formen der Schule mit Pro und Contra erörtert werden. So die Frage, wenn ein Jude Christ werde, ob dann renascitur sibi praeputium oder nicht? und wenn nicht, ob dann nicht am jüngsten Tage Irrungen zu befürchten seien? ferner, ob Pfefferkorn in der Eigenschaft als immer noch heimlicher Jude, oder nur als gewesener Metzger, so übel rieche? [2]) Diese Art des Scherzes indeß war den Verfassern der Epistolae obscurorum v. durch einen öffentlichen Gebrauch der Zeit an die Hand gegeben. Den Disputationen an den Universitäten, besonders den sogenannten Quodlibets, pflegten sich schon seit dem 15. Jahrhundert, mittelst der Unterscheidung von quaestiones principales und minus principales, komische Nachspiele anzuhängen, wo in den hergebrachten Schulformen niedrige, am liebsten schlüpfrige Gegenstände abgehandelt wurden. Es sind uns verschiedene Stücke dieser Art erhalten [3]), aus denen wir unsere Briefe theils besser verstehen, theils aber auch höher schätzen lernen; denn bei aller Verwandtschaft übertreffen sie (in ihren ächten Theilen) an Kunst und Feinheit, selbst im Schmutzigen, jene Muster weit.

Durch alle diese Späße und wohl auch Unziemlichkeiten übrigens geht wie der rothe Faden die Reuchlin'sche Angelegenheit hindurch; womit einestheils für den possenhaften Vordergrund ein dunkler, ernster Hintergrund, anderntheils für die lose Form einer Briefsammlung das Band einer Fabel gewonnen, das Ganze dem Roman nahe gerückt wird. Schon im ersten Briefe des ersten Theils wird gefragt, wie es mit der Fehde zwischen Reuchlin und den Kölnern stehe? und der letzte Brief des Anhangs vom zweiten Theile wirft dem Ortuin und seinem Helfershelfer nun-

1) I, 36.

2) I, 37. II, 25.

3) Ein erfurter Quodlibet, De generibus ebriosorum, angeblich aus dem Jahre 1515, mit Versen u. a. von Eoban eingeleitet; ein heidelbergisches De fide meretricum u. dgl. m.

mehr offen die Schlechtigkeiten vor, die sie an dem rechtschaffenen und gelehrten Reuchlin verübt haben. Zwischen beiden Endpunkten aber sind nur wenige Briefe, in welchen dieses Thema nicht zur Sprache käme. Bald von Anfang wird Hochstraten's als in Rom befindlich Erwähnung gethan, und sofort ist es der schwankende Gang des Rechtshandels zwischen ihm und Reuchlin, der Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung, wie wir ihn aus Hutten's, Mutian's u. a. Briefen kennen, der sich in denen der Dunkelmänner von der Kehrseite abspiegelt. Bald empfangen oder ertheilen sie gute Zeitung aus Rom: Hochstraten hat Wechsel erhalten, den Cardinälen und Auditoren ein fettes Gastmahl gegeben: da sind sie voll Hoffnung auf einen für sie günstigen Ausgang der Sache; zumal wenn gleichzeitig verlautet, daß Reuchlin's Mittel durch die Proceßkosten gänzlich erschöpft seien. Ein andermal aber heißt es, der Papst wolle die speiersche Sentenz bestätigen und den Druck des Augenspiegels in Rom gestatten; Leo dem X. trauen sie überhaupt nicht, weil er selbst ein Poet sei und den h. Thomas Contra gentiles nicht verstehe; nun geht auch dem Hochstraten das Geld aus, ein besuchender Magister sieht seine Kutte liegen und findet sie voller Läuse, was den guten Menschen bis zu Thränen rührt. Der erste Theil der Briefe endigte ursprünglich mit dem Gerüchte, das jedoch der Briefsteller unglaublich findet, daß Reuchlin obgesiegt habe; in der vermehrten Ausgabe ist ein Brief, angeblich von Hochstraten selbst, aus Rom, hinzugekommen, in welchem er gesteht, er wollte, er hätte den Handel nicht angefangen, denn es stehe schlecht, er habe oft nicht das liebe Brod, und wenn er mit Peter Meyer von Frankfurt auf dem Campo Fiore spazieren gehe, so spotten die Curtisanen: da gehen die Zwei, die den Reuchlin fressen wollen[1]). Gegen den Schluß des zweiten Theils schwebt zwar der Handel in Rom noch immer, doch ist bekannt, daß die Mehrheit der niedergesetzten Commission für Reuchlin ist, und die Aufmerksamkeit und Hoffnung wendet sich der großen Reuchlinistenverschwörung zu, welche sich mittlerweile in Deutschland gebildet und die Sache Reuchlin's und der Geistesfreiheit vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung durchzufechten sich vorgesetzt hat[2]).

---

1) I, 48. 2) II, 53. 55. 59.

Nachdem so oft von Reuchlin die Rede gewesen, daß man gespannt sein muß, ihn selbst auftreten zu sehen, eröffnet endlich ein Brief des zweiten Theils den Einblick in das Studirzimmer des ehrwürdigen, nunmehr 61jährigen Mannes. „Wie ich in sein Haus kam", erzählt ein Baccalaureus, „da sagte er zu mir: Willkommen, Herr Baccalaureus, setzet Euch. Und er hat einen Brill (unum brillum) auf seiner Nase und ein Buch vor sich, das war seltsam geschrieben, und ich sah gleich, daß es weder deutsch, noch böhmisch, auch nicht lateinisch geschrieben war. Und ich sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doctor, wie nennt man sothanes Buch? Er antwortete: es nenne sich der griechische Plutarchus und handle von der Philosophie. Da sagte ich: So leset es in Gottes Namen! und daher glaube ich, daß er wundersame Künste versteht. Dann sah ich ein kleines Buch, neugedruckt, unter der Bank liegen, und sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doctor, was liegt denn da? Er antwortete: Es ist ein anstößiges Buch, das mir kürzlich ein Freund aus Köln geschickt hat, es ist gegen mich geschrieben, und die kölner Theologen haben es verfaßt, und sagen nun, Johann Pfefferkorn habe solches Buch gemacht. Da sagte ich: Was thut Ihr dagegen? wollet Ihr Euch nicht rechtfertigen? Antwortet er: Nichts weniger; ich bin schon hinlänglich gerechtfertigt, ich kümmere mich nichts mehr um diese Thorheiten, meine Augen reichen kaum noch hin, das zu studiren, was mir nützlich ist. Das Büchlein aber war betitelt: Defensio Jo. Pfefferkorn contra famosas." [1])

Haben wir uns bis daher redlich bemüht, von Zweck und Inhalt, Form und Anlage der Dunkelmännerbriefe dem Leser eine Vorstellung zu geben: so können wir uns zum Schlusse das niederschlagende Bekenntniß nicht ersparen, daß wir etwas unternommen haben, das sich eigentlich nicht leisten läßt. Sollen wir mit Einem Worte den Punkt dieser Unmöglichkeit bezeichnen, so liegt er in der Sprache unserer Briefe. Da es die Dunkelmänner des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts selbst sind, welche sich darin aussprechen, so thun sie es in ihrer Sprache, d. h. in einem Latein (wenn es noch so genannt werden kann), wie es sich im Laufe des Mittelalters aus der Mischung kirchlicher und landes-

1) II, 34. Von der Pfefferkorn'schen Defensio bald mehr.

sprachlicher Bestandtheile mit dem ursprünglichen Grundstocke gebildet hatte. Diese Sprache ist dadurch komisch, daß sie zwar auf jedem Schritte mit den Gesetzen der classischen Latinität im Widerspruch, aber trotzdem etwas für sich, eine Sprache ist, der man es heute noch anmerkt, daß sie, wenn auch in unsern Briefen komisch idealisirt, d. h. übertrieben, doch ihrer Grundanlage nach gelebt hat und wirklich gesprochen worden ist; wie die Briefsteller ihrerseits, trotz des grellen Widerspruchs, worin ihr Treiben mit Vernunft und Bildung steht, doch so einig mit sich, so vergnügt in sich und unter sich sind, als nur je ein Falstaff, oder sonst ein ächt komisches Subject gewesen ist. Aber dieser komische Charakter ist an das Lateinische gebunden. Er geht in jeder Uebersetzung verloren. Diese Art von lächerlicher Verderbniß hat eben nur das Lateinische in seinem Durchgange durch das Mittelalter und die andersredenden Nationalitäten erlitten. Keine Art, wie der Uebersetzer das Deutsche oder sonst eine Sprache handhaben möchte, kann den Eindruck des Originals wiedergeben.

Am ehesten geht es noch an solchen Stellen, wo das Komische des Ausdrucks weniger in dem grammatischen als in dem logischen und rhetorischen Baue liegt, wie z. B. in folgendem Eingange des Briefs von Wilh. Scherschleiferius aus Frankfurt. „Ich wundre mich sehr“, schreibt er an Ortuin, „warum Ihr mir nicht schreibet, und Ihr schreibet doch an andre, die Euch nicht so oft schreiben, als ich Euch schreibe. Wenn Ihr mein Feind seid, daß Ihr mir nicht schreibet, so schreibet mir doch, warum Ihr mir nicht mehr schreiben wollt, damit ich weiß, warum Ihr nicht schreibet, da ich Euch doch immer schreibe, wie ich Euch auch jetzt schreibe, unerachtet ich weiß, daß Ihr mir nicht wieder schreiben werdet“ u. s. f.[1]). Oder wenn die liebe Unwissenheit so naiv sich vorträgt, wie in dem Brief eines wormser Magisters an Ortuin aus Rom: „Ihr habt mir (beim Abschiede) gesagt: Peter, wenn Ihr nach Rom kommt, sehet zu, ob es neue Bücher gibt, und schicket mir etliche. Schauet nun, da habt Ihr ein neues Buch, das hier gedruckt ist, und weil Ihr ein Poet seid, glaube ich, daß Ihr viel Nutzen daraus ziehen könnet. Denn ich habe hier in der Audienz von einem Notarius gehört, der perfect

1) I, 15.

sein soll in dieser Kunst, sothanes Buch sei der Quellbrunn der Poeterei, und sein Verfasser, mit Namen Homerus, sei der Vater aller Poeten. Und er hat gesagt, es gebe noch einen andern Homerus, auf Griechisch. Da sagte ich: was geht mich das Griechische an? der lateinische da ist besser, denn ich will ihn nach Deutschland schicken an M. Ortuinus, der fragt nichts nach diesen griechischen Phantaseien. Und ich fragte ihn: was ist in dem Buch begriffen? Antwortet er, es handle von gewissen Leuten, die Griechen hießen, die haben Krieg geführt mit andern, die sich Trojaner nannten, die ich auch schon vordem habe nennen hören. Und diese Trojaner hatten eine große Stadt, und jene Griechen legten sich vor die Stadt und lagen allda wohl 10 Jahre; da kamen die Trojaner bisweilen zu ihnen heraus und schlugen sich handgreiflich mit ihnen, und würgten sich gar seltsam untereinander, also daß die ganze Ebene blutig war; und es war ein Wasser da, das wurde von dem Blute gefärbt und ganz roth; und das Geschrei hat man im Himmel gehört, und einer hat einen Stein geworfen, den 12 Männer nicht erheben konnten, und ein Pferd hat angefangen zu reden und hat geweissagt. Aber ich glaube solches nicht, weil es mir unmöglich vorkommt, auch scheint mir das Buch nicht sehr authentisch; bitte, schreibet mir, was Ihr davon haltet."[1])

So kann man wohl auch von den lateinischen Versen unserer Magister durch Uebersetzung dem deutschen Leser eine Vorstellung zu geben suchen, z. B. wenn Cornelius Fenstermacher seine Klagen über die mainzer Kronengäste in Reime faßt:

Zu Mainz im gemeinen Gasthaus zur Krone,
Wo ich neulich schlief in eigner Persone,
Da sind zwei unverschämte Spaßmacher,
Die spielen gegen unsre Magister die Lacher,
Verstehen nicht förmlich in Schulen zu disputiren,
Noch aus einem Schlußsatz viele Corollarien zu formiren,
Wie der Doctor subtilis gründlich lehrt,
(Wer ihn verachtet, ist sehr verkehrt) . . .
Von dem allem verstehen nichts die Poeten,
Darum führen sie so ungewaschene Reden,

1) II, 44.

Wie jene zwei frechen Possenreißer,
Die unsre Magister Narren heißen,
Aber unser Magister von Hochstraten muß sie citiren,
Dann wird es ihnen vergehen, erleuchtete Männer zu vexiren[1]).

Doch auch hier steht, von den einzelnen Feinheiten des Mißausdrucks abgesehen, die Form des wilden Knittelreims mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache lange nicht in dem komischen Widerstreite, wie mit der exakten Metrik der lateinischen; der Fortschritt der Verderbniß, wie aus dem Hexameter durch Vermittlung erst des Leoninischen Verses dann des Vergessens der Quantität, der barbarische Knittelvers geworden, ist nur im lateinischen Original, nicht in der Uebersetzung bemerklich. So bleibt der volle und ganze Genuß der Epistolae obscurorum virorum auf diejenigen beschränkt, welche sie in ihrer Ursprache zu lesen verstehen.

Das thut aber ihrem Werthe so wenig Eintrag, als es in jener Zeit, wo das Lateinische noch Welt- und Geschäftssprache war, ihrer Wirksamkeit gethan hat. Unterscheiden wir diese beiden Gesichtspunkte für ihre Beurtheilung, so geht die gewöhnliche Meinung dahin, den Werth der Epistolae obscurorum virorum mehr in ihrer geschichtlichen Wirkung, als in ihrer Bedeutung als Kunstwerk zu suchen. Wenn unsere bisherige Darstellung ihren Zweck nicht ganz verfehlt hat, so werden die Leser mit uns anderer Ansicht sein. Uns haben die Briefe der Dunkelmänner an kein Buch lebhafter erinnert, als an das erste in seiner Art, den Don Quixote, diese weltgeschichtliche Satire, zu welcher der Stoff in dem Contrast einer abgängigen Denk- und Lebensform mit einer neu aufkommenden gegeben war, aber vom Genie ergriffen und über die Sphäre der bloßen Satire hinaus in die Höhe des Humors erhoben wurde. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Briefen der Dunkelmänner. Die geschlossene Einheit der Romanform, das plastische Hervortreten handelnder Hauptpersonen, geht ihnen freilich ab: sie sind einem figuren- und gruppenreichen Relief zu vergleichen, auf welchem Silen und Esel, Satyr und Bacchantin sich durcheinandertreiben, und wo der Reichthum des Einzelnen für den Mangel an Einheit des

1) I, 11.

Ganzen schadlos hält. Daß diese gleichwohl nicht ganz fehlt, haben wir nachgewiesen, und daß, was die Hauptsache ist, die Erhebung in das Gebiet des poetischen Humors in allen Hauptpartien gelungen ist, davon wird jeden der Eindruck überzeugen, den das Lesen des Büchleins und seiner einzelnen Theile in ihm zurückläßt, und welcher der Wirkung einer Aristophanischen Komödie, einer Sancho- oder Falstaffsscene, vollkommen ebenbürtig ist.

So ausführlich, wie geschehen, von den Briefen der Dunkelmänner hier zu handeln, hätten wir kein Recht gehabt, wenn nicht unter denen, welche auf die Verfasserschaft des ohne Namen erschienenen Werkes Anspruch haben, Ulrich Hutten in erster Reihe stünde. Daß er in frühern Jahren sich mit dergleichen anonymen Spottschriften gegen die Feinde der Aufklärung abgegeben, gesteht er selbst, wenn er später einmal an Pirckheimer schreibt, falls jene Menschen so fortmachen, habe er beschlossen, sie nicht mehr blos hinterrücks zu verspotten, sondern sie muthig ins Angesicht anzugreifen[1]). So kam er denn auch, kaum daß die erste Lieferung der Dunkelmännerbriefe erschienen war, in den Verdacht der Verfasserschaft. Erasmus sagt von dem Brief über den Magisterschmaus, es habe geheißen, er sei von Hutten[2]), und dieser selbst lehnte seinen Antheil an dem Buche nicht so ernstlich ab, als besorgte Freunde um seiner Sicherheit willen hätten wünschen mögen[3]). Nur von einem Antheile nämlich, nicht von ausschließender Urheberschaft Hutten's ist gleich Anfangs bei den besser Unterrichteten die Rede: Erasmus glaubte bestimmt von drei Verfassern zu wissen[4]). Theilt sich mithin jetzt die Frage in die beiden: welche Theile der Sammlung für Hutten's Arbeit gelten können? und welches seine Mitarbeiter und deren Antheile gewesen sein mögen? so scheint er sich von der Verantwortlichkeit für den ersten Theil in den schon erwähnten beiden Briefen an Richard Crocus loszusagen. Näher zugesehen indeß erscheint dieß als der Stil, worin die Reuchlinisten den Kampf für den verehrten Meister führen zu sollen meinten: wie das ernste Triumph-

1) Schriften I, S. 197.
2) In seiner Spongia, Hutten's Schriften II, S. 277.
3) Brief des Laurenz Behaim an Pirckheimer, Hutten's Schriften I, S. 150.
4) A. a. O. S. 278.

gedicht, so sollten auch diese satirischen Geschosse nicht von einem einzelnen, sondern von einer Mehrheit zum Verderben der Finsterlinge Verschworener (wie das Nachwort zum Triumphus sich ausdrückt) zu kommen scheinen. So sahen wir ja Hutten auch die Urheberschaft eines Briefs im zweiten Theil, wenn gleich nur scherzhaft, ablehnen, der ihm mit der größten Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird; die Einzelnen traten planmäßig zurück, um, ernsthaft genommen, als verkappte Rächerschaar desto furchtbarer, komisch gefaßt als namenloser Wespenschwarm desto unbequemer zu sein.

Sehen wir uns in den damaligen Humanistenkreisen um, zu dem Zwecke, nur einstweilen die Gegend zu ermitteln, wo wir den ersten Ursprung der Epistolae obsc. v. zu suchen haben, so weist uns eine Reihe von Anzeichen auf den uns schon wohlbekannten gotha-erfurter Kreis hin. „Du hast", schreibt Crotus im Jahre 1514 an den angefochtenen Reuchlin, „du hast für dich den ganzen Mutianischen Orden, er faßt Philosophen, Poeten, Redner und Theologen in sich, alle dir ergeben, alle gerüstet für dich zu kämpfen. Befiehl nur; sobald du willst sind wir bereit."[1]) Im Einzelnen macht Crotus aus diesem Kreise außer dem hochgelehrten Mutian den Eoban Hesse mit seinem himmlischen Dichtertalent und Hutten mit seinem Feuer und seiner Schärfe namhaft; daß er dabei bereits an das Unternehmen der Epistolae gedacht, wird daraus wahrscheinlich, daß er hinzusetzt, mit Einem Anlaufe werde dieser den saftlosen Ortuin — den Hauptadressaten der Briefe — zermalmen. Für sich selbst nimmt Crotus in diesem Heere nicht die Stelle des Feldherrn, sondern nur die eines Kriegstribunen in Anspruch. Daß er indeß, wenigstens bei dem in Rede stehenden Unternehmen, mehr als nur ein Subalternofficier war, dafür ist uns ein unverwerfliches Zeugniß aufbehalten.

Wir besitzen den Brief eines Ungenannten, in dem man früher den aus der sächsischen Reformationsgeschichte wohlbekannten Justus Jonas vermuthete, seit Böcking's Untersuchungen mit mehr Wahrscheinlichkeit den demselben Kreise angehörenden Justus Menius findet, an Crotus Rubianus, geschrieben im Jahre 1532[2]).

---

1) Hutten's Schriften I, S. 29.

2) Ad Apologiam Jo. Croti Rubeani responsio amici etc. In Hutten's Schriften II, S. 456—465. Womit zu vergl. die ebendaselbst angeführte Abhandlung von Böcking.

Damals war Crotus, der einst Hutten's Busenfreund, Reuchlin's eifriger Vertheidiger, bald auch Luther's warmer Verehrer gewesen war, von der Sache, deren Anfänge er nicht wenig gefördert hatte, zurückgetreten, hatte sich den Vertheidigern der alten Kirche beigesellt, und dieser Wandlung in einer Schutzschrift für den Erzbischof Albrecht Ausdruck gegeben. Diese neue Stellung des Abgefallenen sucht nun der Briefschreiber dadurch zu untergraben, daß er seine Antecedentien enthüllt. Er erinnert ihn an die beißenden Scherzreden gegen das alte Kirchenwesen, die er im Mutianischen Kreise zu Gotha geführt, an die namenlosen Spottschriften, welche noch vor Luther's Auftreten von ihm und Hutten, den aber er erst dazu aufgestiftet, gegen Papst und Cardinäle, Theologen und Mönche, verbreitet worden seien. Das Schärfste von allem aber seien seine Epistolae obscurorum virorum gewesen; ein Buch, das der Ungenannte mit Recht ein „zwar nicht unvergleichliches, doch ewiges Gedicht" nennt, das zehn Demokriten zu lachen geben könnte, ein Signal, das alle diejenigen, die für sich so viel Witz nicht aufzubieten gehabt, mit neuen Waffen gegen die Papisten ausgerüstet, und der päpstlichen Herrschaft mehr als vielleicht irgend ein anderes Buch des Jahrhunderts geschadet habe. Daß er den Spott des Crotus, der zunächst gegen die scholastische Barbarei und nur mittelbar gegen die alte Kirche ging, unmittelbar gegen diese gerichtet sein läßt, gehört zur Tendenz des Anonymus. Der Briefsteller spricht als einer, der dem damaligen Kreise des Crotus angehörte (Menius hatte in den Jahren 1514—16 zu Erfurt, wo Crotus sich seit 1515 wieder aufhielt, studirt), er erinnert ihn an ihre vertraulichen Gespräche, an die Spaziergänge und Mahlzeiten, wo Crotus sein entstehendes Werk bei sich gehabt und daraus vorgelesen habe. In Kirchen und Hörsälen, berichtet er, habe dieser ein Schreibtäfelchen mit sich geführt, um solche Reden, die ihm zur Verarbeitung in sein Werk passend erschienen, darin zu verzeichnen. Auf dieses habe er sich nicht wenig zu gute gethan, und der Briefsteller sagt es auch dem Apostaten noch auf den Kopf zu, daß er dasselbe als seine Erfindung immer noch im Stillen zärtlicher liebe als eine Aeffin ihr Junges, und eher möchte, daß Homer's Ilias zu Grunde ginge, als des Crotus anmuthige Scherze und unsterbliches Lachen über die Papisten.

Die Erfindung also, die Conception und erste Idee der Briefe der Dunkelmänner wird hier von einem offenbar genau mitwissenden Zeitgenossen dem Crotus zugeschrieben. Hutten's Antheil wird nicht geleugnet, ein Brief ihm ausdrücklich beigelegt, weiterhin jedoch bemerkt, in diesem Fache, wo es sich um Durchziehen der Papisten, um beißende Verhöhnung von Cardinälen und Bischöfen gehandelt habe, sei Hutten, mit all seiner hohen Redner- und Dichtergabe, dem Crotus bei Weitem nicht gewachsen gewesen. Wir werden nicht vergessen, daß der Briefschreiber ein Interesse hatte, sich hier stark auszudrücken, weil, was er in die Wagschale des ehemaligen Crotus legte, die des abgefallenen in die Höhe zog: deßwegen hat er sich wohl auch über das Verhältniß seines satirischen Talents zu dem von Hutten allgemeiner ausgesprochen, als daß wir sein Urtheil ohne Einschränkung gelten lassen könnten. Nur so viel ist richtig: für sich wäre Hutten schwerlich auf diese Manier verfallen, die seinem Freunde Crotus eigenthümlich war; nachdem dieser jedoch einmal den Ton angegeben, war er vermöge seines vielseitigen Talents im Stande, auf denselben einzugehen. Für sich war er, auch als Schriftsteller, ernster, pathetischer gestimmt. Alles von Hutten, auch seine Satire, spornt zur That, nie vergißt er, daß man das Dumme und Schlechte nicht blos belachen, sondern bekämpfen muß. Dem Verfasser der Epistolae dagegen ist es unter seinen Dunkelmännern offenbar ganz behaglich. Er vergißt, daß sie Schufte sind, weil sie so gar ergetzliche Thoren sind. Er muthet ihnen nicht zu, anders zu sein, ja es müßte ihm leid thun, wenn sie anders wären, weil er dann nichts mehr zu lachen hätte. Ueber dem ästhetischen Gesichtspunkte kommt ihm der praktische aus den Augen: und das pflegt Hutten, wo er ganz er selbst ist, nicht zu begegnen.

Um so genauer paßt diese Eigenthümlichkeit des Werkes zu demjenigen, was wir von dem Charakter des Crotus wissen. Von jeher habe dieser, sagt eben jener ungenannte Briefschreiber, eine Abneigung vor ernsten politischen Geschäften gehabt; nie habe er sich durch die Noth der Zeit, den Zerfall des Staats, die Entartung der Kirche, Schlaf, Appetit und Humor verderben lassen; immer lieber im Kreise seiner Freunde scherzen mögen, als sich für das gemeine Beste abzuarbeiten und abzusorgen. Das ist

nun zwar einseitig: das humoristische Wesen in Crotus schloß, wie wir bereits gesehen haben und noch bestimmter sehen werden, einen innern Antheil an den Gegensätzen und Kämpfen der Zeit nicht aus; selbst sein Scherz und Spott war nicht blos als geselliges Ergetzen, sondern zugleich als Waffe gegen das Verkehrte gemeint. Aber jener ernste Antheil an den Dingen ging nicht so weit, daß Crotus sich dafür hätte aussetzen mögen; daß er nicht lieber schließlich mit dem Alten seinen Frieden gemacht hätte, als durch entschiedenes Eintreten für das Neue sich in weitaussehende Kämpfe zu verwickeln. Darum sandte er die Pfeile seines Spottes gern aus dem Verstecke; zu keiner seiner Schriften hat er seinen Namen hergegeben, als zu jener letzten, durch welche er sich die bittre Antwort des Anonymus zuzog, die ihn dann für den Rest seines Lebens zum stummen Manne machte. Eine besondere Beziehung zu den Dunkelmännern, denen die Epistolae obsc. v. galten, d. h. den kölner Theologen, verleugnete er gleichwohl nicht. „Meine Kölner", schreibt er später an Luther, „haben deine Bücher verbrannt." Dabei falle ihm die Tragödie des ehrwürdigen Reuchlin wieder ein, von der er ein Jahr lang Zuschauer gewesen sei, und dabei das rasende Gebahren der Theologen beobachtet habe. Möchten nur, wünscht er, die dunkeln Männer mit ihrem Anschlage (gegen Luther ebenso, wie einst mit dem gegen Reuchlin) hervortreten, um aufs neue nach Verdienst beleuchtet zu werden; was sie nur mit ihrem eigenen Lichte — durch komische Nachahmung — können [1]); eine Nachahmung, mit der sich, wie wir durch Mutian wissen, in Betreff des Küchenlateins jener Männer Crotus auch in seinen Briefen zu belustigen pflegte.

Aus dieser Stelle geht nun überdieß hervor, daß Crotus während des Reuchlinischen Streites sich eine Zeit lang an einem der Hauptschauplätze des Kampfes, vermuthlich in Köln, aufgehalten haben muß; denn ein Zuschauer aus der Ferne war er nicht blos ein Jahr lang. Damals, 1512 oder 1513, hatte er auch den Pfefferkorn kennen gelernt, und ihn absichtlich auf seinen Handel mit Reuchlin zu reden gebracht. Daß er an diesem warmen Antheil nahm, wissen wir theils aus Mutian's Briefen,

1) In Hutten's Schriften I, S. 433 f.

theils aus dem oben angeführten Schreiben des Crotus an Reuchlin, in welchem er ihm mit dem gesammten Mutianischen Heere seine Dienste anbietet, falls er deren bedürfen sollte. Den Gelehrten und Verständigen übrigens, meint er dort, geben Reuchlin's Gegner und ihre Schriften nur Stoff zum Lachen. Dazu war insbesondere Crotus auch unter Umständen aufgelegt, die sonst viel zu wünschen übrig ließen. Zwar waltete sein alter Gönner, Burggraf Hartmann von Kirchberg, bis dahin Coadjutor, seit 1513 als Abt in Fulda. Auf sein Zureden trat Crotus in den geistlichen Stand, was ihn in der Folge mitunter reuen wollte; doch verhalf es ihm zu einer Pfründe, während er von dem Lehramte bei den Mönchen entbunden wurde. Aber die Pfründe war gering und ihre säumig fließenden Einkünfte reichten kaum für die bescheidensten Bedürfnisse, namentlich nicht für die literarischen ihres Inhabers hin. Dazu kam der Stumpfsinn der Stiftsgeistlichkeit, unter der ihm jeder anregende Umgang fehlte. Bitter beklagte er sich darüber in einem Brief an Mutian[1]; gerne hätte er seinen Aufenthalt verändert, Fulda mit Erfurt oder Köln vertauscht, wenn nicht seine geistlichen Functionen ihn festgehalten hätten. Indessen unterhielt er sich durch allerlei satirische Ausarbeitungen, deren wir in Mutian's Briefen gedacht finden, und in denen wir ohne Zweifel Vorarbeiten und Anfänge der Dunkelmännerbriefe zu erkennen haben. Im Jahre 1515 setzte er endlich sein Vorhaben eines längeren Aufenthalts in Erfurt durch, wo er im Umgange mit den alten Freunden, einem Eoban, Jonas, bald auch Eberbach, und vor Allen mit dem benachbarten Mutian, die schon in Fulda begonnene Arbeit fortgesetzt und vollendet haben mag.

Ulrich Hutten war seit dem Herbst 1515 in Italien. Vorher hatte er dem Erasmus, wie wir uns erinnern, den Triumphus Capnionis, aber nichts von Dunkelmännerbriefen gezeigt. Der Rest des Jahres, bis zu seiner Abreise, gesetzt auch, daß er mit Crotus noch einmal zusammentraf, verging unter dem ersten Sturme, den die Ermordung seines Vetters in ihm und seiner Familie erregte. Diese Umstände würden erklären, wie es möglich war, daß er an einer Unternehmung, die ihn in ihrem Fortgange

1) Hutten's Schriften III, S. 543 f.

so lebhaft interessirte, doch von Anfang an vielleicht keinen thätigen Antheil hatte. Wenn er nun aber bald darauf seinen Landsleuten in Bologna ähnliche Briefe vorliest, von denen wir jetzt wenigstens einen bestimmt im zweiten Theile der Epistolae obsc. v. finden, und wenn er sich später offenbar wie ein Miturheber des Werkes äußert[1]): so liegt es nahe, seine Theilnahme daran vorzugsweise auf den zweiten Theil zu beziehen. Die Kölner schienen durch den ersten noch nicht genug geschlagen. Pfefferkorn hatte gegen denselben seine Defensio[2]) herausgegeben, worin er seinen Handel mit Reuchlin noch einmal von vorn aufnahm und die Dunkelmännerbriefe als ein verläumderisches, gotteslästerliches, mehr als saracenisches Buch bei Papst und Kaiser denuncirte. Darauf war eine neue Abfertigung nöthig, und so entstand der zweite Theil.

Dieser zweite Theil, den wir uns jetzt noch einmal besonders ansehen müssen, ist einerseits seinem ältern Bruder vollkommen ebenbürtig. Sein oder seine Verfasser, sofern sie andere waren, hielten den von Crotus angegebenen Ton ein. Der spätere Theil der Epistolae obsc. verhält sich zu dem frühern in mancher Hinsicht wie der zweite Theil des Don Quixote zum ersten. Es wird fingirt, die Briefsteller haben den früher erschienenen Theil gelesen und reflectiren nun darüber. Einer bedankt sich, daß man einen seiner Briefe in den ersten aufgenommen habe[3]). Der Verfasser des Schlauraff'schen Reisegedichts muß bereits gewußt haben, daß den Erasmus der Eröffnungsbrief besonders ergetzt hatte, da er ihm das Schlagwort desselben aufs neue präsentirt. Auch die Nachricht, daß manche wirklichen Dunkelmänner die Briefe für Ernst genommen hatten, wird gleich im ersten Stücke des zweiten Theils benutzt. Sichtlich ist dieses eine Nachbildung des Eröffnungsbriefes zum ersten Theile. Beidemale wird über einer Mahlzeit eine Streitfrage aufgeworfen, die in scholastischer Weise erörtert wird, und zwar beidemale unter Anführung desselben Spruchs aus dem Aristoteles. Die Streitfrage ist dießmal,

1) In dem Briefe an Erasmus vom 21. Juli 1517, Schriften I, S. 147, §. 15.

2) Defensio Jo. Pepericorni contra famosas et criminales obsc. v. epistolas etc. Hutteni Opp. Supplem. I, S. 81—176.

3) II, 36.

warum M. Ortuin seine Briefsammlung gerade Epistolas Obscurorum genannt habe? und die Antworten so wenig als die ganze Behandlung bleiben hinter dem Vorbilde zurück. Dieß gilt überhaupt von dem zweiten Theile; weßwegen wir auch oben unsere Beispiele ohne Unterschied aus beiden genommen haben.

Doch sind gewisse Unterschiede zwischen beiden Theilen nicht zu verkennen. Erstlich ein äußerlicher. Die Briefe des ursprünglichen ersten Theils sind sämmtlich aus deutschen Orten (die Niederlande miteingerechnet) geschrieben; erst im Anhang erscheint ein Brief aus Rom. Unter 48 Briefen sind 9 aus Leipzig, 3 aus Mainz, ebenso viele aus Wittenberg, 4 (worunter 2 im Anhang) aus Heidelberg u. s. f. Dagegen ist von den 70 Briefen des zweiten Theils mehr als ein Drittheil aus Rom datirt. Nachrichten daher enthält auch der erste Theil häufig; doch nur mittelbar, indem die in Deutschland befindlichen Briefsteller schreiben, sie haben dieß oder jenes durch Briefe oder Reisende aus Rom erfahren. Hier im zweiten, wie schon in jenem Briefe Hochstraten's im Anhang zum ersten, werden diese Nachrichten nun auch unmittelbar aus Rom, von solchen, die daselbst studiren, sollicitiren u. dgl. geschrieben. Es kommen römische Anschauungen und Erfahrungen: der Papst und sein Elephant, der Campo Fiore und die Orangen, die unerträgliche Sommerhitze, ja eine (bereits erwähnte) Reiseroute aus Deutschland nach Rom mit Angabe der einzelnen Stationen und deren Merkwürdigkeiten vor[1]). Crotus Rubianus aber, das steht fest, war damals noch nicht in Italien gewesen. Freilich konnte er jene Notizen von Reisenden und aus Büchern haben: doch Besonderheiten wie die, daß in Rom keine gute Kreide, keine ordentlichen Nestel zum Schnüren der Stiefel zu bekommen seien[2]), weisen eher auf einen solchen hin, der an Ort und Stelle diese kleinen Leiden selbst durchgemacht hatte.

Zu diesem äußerlichen Unterschiede kommt nun aber ein innerer. Zwar, was man wohl von einer Verschiedenheit des Tones spricht, muß erst näher bestimmt werden, um zuzutreffen. Der Scherze, Possen und Zoten sind im zweiten Theile nicht

---

1) II, 2. 8. 12. 23. 31. 48.

2) II, 19.

weniger als im ersten; aber das kommt häufiger vor, daß unter der Form des Berichts von gehaltenen Gesprächen sehr ernste Erörterungen eingeflochten werden. Briefe wie der über die Lehrweise des würzburger Predigers, oder der mit der Deutung einer Prophetenstelle auf die Reform der entarteten Theologie, von denen oben die Rede gewesen, sind ohne Vorgang im ersten Theile. Durch die Ironie schlägt im zweiten Theile öfter das Pathos durch. Darauf und auf einen damit zusammenhängenden Unterschied in der Sprache bezieht sich Böcking's vortreffliches Bild: im ersten Theil arbeite ein Bohrer, der, nicht minder scharf als der im zweiten, doch weniger Geräusch und weniger Späne mache[1]). Und diesen geräuschvollern Bohrer des zweiten Theils (d. h. Hutten als Verfasser) glaubt Böcking schon in den Briefen des Anhangs zum ersten Theile zu bemerken. Gleich im ersten derselben, der von einer Zusammenkunft mit Erasmus erzählt (wie sie Hutten kurz vorher in Mainz und Frankfurt gehabt und auf dem Wege nach Italien ersehnt hatte), verfällt der Verfasser stellenweise in ein ganz gutes (Hutten'sches) Latein, als wäre er des Jargons der Dunkelmänner noch nicht mächtig; wie er andrerseits, wenn ihm einfällt, wen er reden läßt, die Sprache viel gewaltsamer verdreht, als dieß der Hauptverfasser des ersten Theils mit seiner genauern Sachkenntniß und feinern Mimik gethan hatte. Im zweiten Theile wird es damit besser, doch bleibt in der Mehrzahl der Briefe der Unterschied immer noch bemerkbar. Der Anhang zum zweiten Theile, der mit dessen zweiter Ausgabe zum erstenmal erschien, verräth eine schwerere Hand. Er ist überhaupt ein Ueberfluß. Mit den 110 Briefen des ersten und zweiten Theils war das Thema erschöpft, durch alle möglichen Variationen durchgeführt. Einmal muß auch der beste Spaß ein Ende haben, wenn nicht Uebersättigung eintreten soll. Der Handel Wimpheling's, als Seitenstück des Reuchlin'schen beigebracht, möchte früher Wirkung gethan haben; jetzt ermüdet er. Auch sonst vermißt man in den Briefen dieses Anhangs den rechten Schick, geschmacklos Unflätiges läuft mit unter, und der letzte Brief vollzieht die Enttäuschung über den Sinn und Zweck der Briefe in weit gröberer Weise, als der letzte Brief des ursprünglichen zweiten Theils schon

1) Hutteni Opp. Supplem. II, S. 647.

gethan hatte. Wie günstig das alles der Vermuthung ist, daß am zweiten Theile der Epistolae, einschließlich des Anhangs zum ersten, aber ausschließlich dessen zum zweiten Theile, Hutten als Haupturheber betheiligt sei, erhellt von selbst. Auch daß er hier mehrmals von den Briefstellern genannt und schlecht gemacht wird [1]), stimmt damit zusammen. Wenn er dann im Januar 1517 an Reuchlin schreibt, bald werde die von dessen Feinden angefangene Tragödie in eine Komödie sich verwandeln, diese von einem lachenden Hause ausgezischt werden; dazu habe er, Hutten, sich mit Kampfgenossen verbunden, deren Alter und Stellung zu einer solchen Kriegführung passe [2]): so kann man sich zwar wundern, wie Hutten das Lachen und Auszischen erst als ein künftiges darstellen mochte, das doch mit der ersten Erscheinung der Epistolae bereits laut genug begonnen hatte; doch wird man seine Aeußerung schwerlich auf etwas Anderes als auf den zweiten Theil jener Sammlung, dessen Erscheinen bevorstand, beziehen können.

Wie er hier selbst von seinen Kampfgenossen in der Mehrheit spricht, so hat, wie wir früher sahen, Erasmus im Ganzen drei, andere noch mehrere Verfasser der Epistolae angenommen. Namhaft macht Erasmus, außer Hutten, keinen; auch der Verf. der Lamentationen (wovon nachher) versichert, er kenne sie wohl, aber er wolle sie nicht nennen. Der bamberger Domherr Laurenz Behaim, ein Freund Pirckheimer's und ein Bekannter Hutten's, übrigens ein schwacher Kopf, vermuthete, sein College Jakob Fuchs, zugleich Domherr in Würzburg, habe einige der Briefe verfaßt, oder sei doch nicht weit davon gewesen, als sie gemacht wurden [3]). Das letztere hat freilich seine Richtigkeit, sofern Fuchs mit Hutten im Jahr 1516 in Bologna war; das erstere bleibt möglich, aber aus der Freude des geistreichen Mannes an dergleichen Produkten läßt es sich so wenig mit Bestimmtheit erschließen, als aus seiner übrigen Gesinnung, vermöge deren er später den geistlichen Stand verlassen und geheirathet hat. Wer außerdem noch an den Dunkelmännerbriefen als Mitverfasser betheiligt gewesen, darüber sind

1) II, 9. 20. 55. Vgl. den Brief des Laurenz Behaim an Pirckheimer, Hutten's Schriften I, S. 133.

2) A. a. O. S. 130.

3) A. a. O.

besonders in neuerer Zeit die verschiedensten Muthmaßungen aufgestellt worden. Man hat auf Hermann von dem Busche und Hermann von Nuenar, auf Eoban Hesse und Petrejus Eberbach, wovon der letztere im Jahr 1516 mit Hutten in Rom gewesen, mithin Verfasser eines Theils der dorther datirten Briefe des zweiten Theils sein könnte, gerathen, und auch Versuche gemacht, jedem seinen muthmaßlichen Antheil zuzuscheiden. Glücklicherweise liegt es in unserer Aufgabe nicht, uns auf dieses weite Feld zu begeben, da wir höchstens für den Antheil unseres Helden an der in Rede stehenden Arbeit verantwortlich sein können.

Auch hier übrigens kommen wir über Vermuthungen, die freilich zum Theil einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, nicht hinaus. Am sichersten scheint mir die Sache bei dem Reisegedicht des M. Schlauraff [1]) zu stehen, sofern dieses Hutten in Bologna vorgelesen und die ihm zugemuthete Autorschaft mit einem so durchsichtigen Scherzwort abgelehnt hat. Zugleich bildet es ein Seitenstück zu einer früher besprochenen Elegie in Hutten's Querelen, wo ebenso die Muse, wie hier der Dunkelmann, bei sämmtlichen dem Dichter bekannten Humanisten Deutschlands die Runde macht [2]). Dieses Carmen rithmicale mit seiner sprudelnden Laune, seinen unerschöpflich fortquellenden Versen und Possen, mit der jedesmal äußerst glücklichen Einsprengung deutscher Reime unter die lateinischen, z. B.

> Et ivi hinc ad Hagenaw: do wurden mir die augen blaw,
> Per te Wolffgange Angst, Gott gib das du hangst,
> Quia me cum baculo percusseras in oculo —

dieses Schlauraff'sche Reisegedicht ist ohne Frage das Prachtstück der ganzen Sammlung, das lauteste Aufjauchzen der satirischen Lust, die höchste Schaumwelle in diesem Meere des Humors. Und diese in gewissem Sinne höchste Leistung ist nicht dem Erfinder der ganzen Conception unserer Briefe, sondern einem andern gelungen, der in diesem Felde doch nur Nachahmer war. Allein jener Erfinder war zwar in dem Fache der mimischen Satire, wie wir die Epistolae obsc. v. bezeichnen möchten, eine Specialität,

---

1) II, 9. Vgl. den Brief von Cochläus an Pirckheimer in Hutten's Schriften I, S. 126.

2) S. oben S. 22 f. 48 f.

der Nachahmer hingegen das umfassendere Talent, der phantasiereichere, genialere Kopf. Wenn Crotus umgekehrt sich in Hutten's Fache versuchte, dem der ernsten Rede oder des Lucianischen Dialogs, wie in einigen anonymen Stücken, die ihm mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden [1]), so hat er den Freund nicht übertroffen, sondern ist merklich hinter ihm zurückgeblieben. Auf das Reisegedicht wird dann gleich in dem folgenden Schreiben des M. Wilhelm Lamp [2]) Bezug genommen, das, wie schon früher bemerkt, noch aus einem andern Grunde auf Hutten als Verfasser hinzuweisen scheint, sofern nämlich die Reise, von welcher der Dunkelmann darin berichtet, nach Zeit und Richtung mit Hutten's zweiter italienischer Reise zusammentrifft. In dem Brief des M. Mesve [3]) hierauf wird dem Ecbert Harlem, Hutten's rostocker Gastfreund, ein Denkmal gesetzt; in dem des M. Hackstro [4]) von den Stalldiensten der deutschen Pfründensucher in Rom in ähnlicher Weise wie in Hutten's auf der Reise geschriebenem Brief an Erasmus gesprochen; der Licenciat Lapp [5]) schildert die ewigen Stichblätter von Hutten's polemischer Feder, die Prediger Peter Meyer in Frankfurt und Bartholomäus Zehender in Mainz, ganz wie der Verfasser des Triumphus Capnionis. Freilich kommen diese beiden auch schon im ersten Theile [6]) daran, wo außerdem noch die genaue Bekanntschaft mit den mainzer Kronengästen [7]), die Heckmannsgeschichte aus Wien [8]), und manches Aehnliche auf die Vermuthung führen könnte, Hutten habe schon an diesem Grundstocke des Werkes Antheil gehabt. Doch war ja auch Crotus in Mainz bekannt, und Neigungen wie Abneigungen, Anekdoten wie Redensarten in dem Kreise der jungen Humanisten Gemeingut. Daß die ernsteren Stücke des zweiten Theils, wie die stra-

1) Z. B. die Dialogi septem festive candidi, in Hutten's Schriften IV, S. 554—600. Hier zeigen nur diejenigen Stücke, die, wie das Conciliabulum theologistarum, in das mimische Fach gehören, die volle Crotus'sche Meisterschaft.

2) II, 12.

3) II, 24.

4) II, 23.

5) II, 33.

6) I, 5. 26. 27.

7) I, 11.

8) I, 14. Vgl. oben S. 59 f.

fende Prophetenauslegung in dem Brief des M. Klingesor[1]), die an Stellen in dem Vorworte zum Hutten'schen Nemo anklingt, mit besonderer Wahrscheinlichkeit auf Hutten zurückgeführt werden, ist im Allgemeinen schon angedeutet, im Einzelnen aber möchte ich hier nicht weiter rathen, sondern dem Scharfsinn der Leser auch etwas zu leisten überlassen.

Nur Eines sei hier noch bemerkt, weil es den raschen Entwicklungsgang jener Zeit bezeichnet. Die Briefe der Dunkelmänner fanden schnell die weiteste Verbreitung, dazu so viele Nachahmer, daß unserm Hutten zuletzt der Zusendungen ad modum obscurorum virorum zu viel wurde[2]). Von dem ersten Theile der Epistolae erschienen, bis der zweite hinzukam, drei, dann von diesem bis zum Jahre 1518 zwei Ausgaben; von da an hingegen fehlt bis zum Jahre 1556 jede Spur, daß die Briefe neu aufgelegt worden wären. Am 31. October 1517 nämlich hatte Luther seine Thesen angeschlagen, im Sommer 1519 in Leipzig mit Eck disputirt, und von da an ging das ganze geistige Interesse der Zeit in der Reformationsangelegenheit auf.

Wie die zu seinen Gunsten und Ehren veranstaltete Schrift von Reuchlin selbst aufgenommen worden, wissen wir ausdrücklich nicht: der Brief in den Lamentationen, dem zufolge er sie verworfen und verwünscht hätte, ist jedenfalls von den Gegnern erdichtet; soviel aber ist uns doch glaubhaft überliefert, wie es an sich glaublich ist, daß dem würdigen alten Herrn, wenn er auch in jüngern Jahren selbst eine satirische Komödie mit sehr persönlicher Beziehung geschrieben hatte, doch jetzt der Muthwille seiner jugendlichen Vertheidiger gar zu bunt war[3]). Von Erasmus wissen wir aus seinem eigenen Bekenntniß, wie einzelne ihm vor dem Drucke des Ganzen zugekommene Proben (er selbst spricht nur von einem, andere von zwei Briefen[4]) ihn belustigten; daß

---

1) II, 50.

2) Laurenz Behaim an Pirckheimer. Hutten's Schriften I, S. 150.

3) Camerarius de vita Melanchth. ed. Strobel, pag. 18. Die Komödie Sergius, die Reuchlin 1496 in Heidelberg schrieb, war eine Satire auf den Günstling des Herzogs Eberhard II. von Würtemberg, den Augustinermönch Holzinger, vor dem er sich geflüchtet hatte.

4) Spongia, Hutten's Schriften II, S. 277. Epist. Anonymi ad Crotum, ebendas., S. 460.

das Lachen darüber ihn durch Zersprengung eines gefährlichen Geschwürs gesund gemacht habe, ist eine alte Sage. Bedenklicher war ihm schon die erste gedruckte Sammlung; wie nun aber nach kurzer Zeit eine neue Auflage mit einem Anhang erschien, dessen erste Nummer gleich den Erasmus selbst bei einem Gastmahl im Gespräche mit einem Dunkelmann vorführte, voll Verehrung zwar, und zum Sprechen getroffen mit seiner schwachen Stimme und seinem feinen Lächeln über die Thorheit der Menschen; wie endlich gar ein zweiter Theil folgte, worin er noch öfters, zwar als „ein Mann für sich"[1]), doch der That nach als Bundesgenosse der jungen Stürmer und Dränger erschien: da wurde ihm die Sache fatal, und er sprach laut seine Unzufriedenheit über das böse Beispiel aus, das nur dazu beitragen könne, die humanistische Richtung verhaßt zu machen[2]). Ebenso fehlte Luthern, wenigstens damals, der Humor, um ein Werk wie die Epistolae rein aufzunehmen: er fand sie frech und nannte den Verfasser einen Hanswurst[3]). Auch hierin zeigt sich Hutten als der umfassende, Gegensätze in sich vereinigende Geist. Crotus konnte über die Dunkelmänner nur lachen; Luther nur zürnen und gegen sie handeln: Hutten vermochte Beides.

Die Angegriffenen ihrerseits wandten sich, ihrer ganz würdig, zunächst an die Kirchengewalt. Sie ließen es sich viel Geld kosten, bis sie ein päpstliches Breve auswirkten, welches allen Christgläubigen bei Strafe der excommunicatio ipso facto incurrenda gebot, binnen drei Tagen nach dem Bekanntwerden der Verordnung die etwa in ihrem Besitze befindlichen Exemplare der Epistolae zu verbrennen, und Urheber, Drucker und Besitzer derselben, die sie nicht verbrennen wollten, dem Ortspfarrer anzuzeigen. Mit dieser Waffe versehen, glaubte nun Ortuin auch literarisch gegen den Feind zu Felde ziehen zu können. Er kehrte die Bezeichnung: Obscuri viri gegen die Urheber der unter diesem Titel erschienenen Briefe; diese, im Dunkel der Anonymität versteckt, seien die wahren Dunkelmänner, die er nun über ihr angeblich so übel abgelaufenes

1) II, 59.

2) An Cäsarius, Hutten's Schriften I, S. 149.

3) In einem Brief an Joh. Lange vom 5. Oct. 1517. Luther's Briefe, herausgegeben von de Wette, I, S. 37 f.

Unternehmen lamentiren läßt[1]). Daher wird gleich von Anfang das päpstliche Breve und des Erasmus mißbilligendes Schreiben abgedruckt: ein weiterhin eingerücktes angeblich von Reuchlin zeigt durch seine Plumpheit, wie wenig Ortuin seinen Gegnern gewachsen war. Die Verfasser der Epistolae läßt er ein ganz ungesalzenes Pater Peccavi anstimmen, in matten Ausrufungen, langweiligen heu und eheu, proh Jupiter und proh dii immortales! ihre Niederlage und den Sieg der Theologen beklagen. Auf ein so geistvolles Product wie die Epistolae obsc. v. sind diese Klagebriefe eine unerlaubt geistlose Erwiederung. Zum Glück sind die meisten sehr kurz, bisweilen nur von wenigen Zeilen; aber man merkt auch, daß das Vermögen in der That nicht weiter, oft kaum so weit, reichte. Das leidlichste Stück ist noch das Verzeichniß der moralischen, d. h. unmoralischen Grundsätze, welche den Reuchlinisten zugeschrieben werden[2]). Der Stil durfte, da die vorgeblichen Briefsteller in den Lamentationen die Humanisten sind, nicht schlecht sein, daher schreibt Ortuin offenbar so gut er kann; was zwar immer noch schlecht genug, doch auch wieder nicht so schlecht ist, um wider Willen ergetzlich zu sein. Uebrigens will er, wie solche Gesellen pflegen, billig scheinen, unterscheidet zwischen guten und schlechten Reuchlinisten und Poeten, wovon er nur für die letztern bedauert, daß die alte Kirchenzucht mit Händeabhacken, Zungenausreißen und Erdrosseln abgekommen ist, und sie, als Vorläufer des Antichrists, dem Strafgerichte des weltlichen Arms empfiehlt.

---

1) Lamentationes obscurorum virorum, non prohibitae per sedem apostolicam, Ortwino Gratio auctore. Die erste Ausgabe von 45 Briefen war zur Ostermesse 1518 erschienen; eine neue, mit einem zweiten Theil von 40 Briefen vermehrte: Impressio secunda cum additionibus, erschien im August desselben Jahres zu Köln. Bei Böcking, Hutteni opp. Suppl. I, S. 323—418.

2) Lament. obsc. v. novae Ep. 16.

Neuntes Kapitel.

Hutten's Dichterkrönung und feste Anstellung in Mainz. Seine Wendung gegen Rom.

1517. 1518.

Wir haben oben den Faden von Hutten's Lebensgeschichte da abgerissen, wo er gegen Ende Juni 1517 die Rückreise von Bologna nach Deutschland antrat. Er reiste in Gesellschaft des rechtsgelehrten Ritters Georg von Streitberg, und vor der Mitte des Juli finden wir ihn in Augsburg, wo der gelehrte Patricier, Konrad Peutinger, ihn gastfreundlich in sein Haus aufnahm. Eben befand sich Kaiser Maximilian in Augsburg, und diese Gelegenheit wollte Peutinger, in Verbindung mit dem Secretär des Kaisers, Jakob Spiegel, und dem kaiserlichen Historiographen und Mathematicus, Johann Stab, welche die Humanistenpartei zu den Ihrigen rechnen durfte, benützen, um für Hutten etwas beim Kaiser auszuwirken. Um diesem sich bekannt zu machen, sollte Hutten seine italienischen Epigramme, von denen bis jetzt nur einzelne (mit der Epistel Italiens und Eoban's Antwort) gedruckt waren, andere nach dem ersten Entwurf in fehlerhaften Abschriften umliefen, mit einer Zueignung an den Kaiser herausgeben. Er ging auf den Gedanken ein, sah die Gedichte durch und schrieb die Zueignung: aber sie erschienen erst im folgenden Jahre in der größern Sammlung, welche an erster Stelle einen verbesserten Abdruck des Aufmahnungsgedichts gegen Venedig enthielt[1]).

1) Hoc in volumine hoec continentur. Ulrichi de Hutten eq. Ad Caesarem Maximilianum ut bellum in Venetos coeptum prosequatur Exhortatorium. Eiusdem ad Caes. Maximil. Epigram. liber I. etc. etc. Die Zueignung der Epigramme an den Kaiser s. Schriften I, S. 234 f. Die des Aufmahnungsgedichts ebendas., S. 233 f.

Mittlerweile brachte Peutinger in einer glänzenden Versammlung beim Kaiser die Rede auf Hutten, schilderte seine Studien, seine mühseligen Reisen, vergaß das zu des Kaisers Ehren von dem Ritter bestandene Franzosenabenteuer nicht, und brachte allerlei Titel und Privilegien in Vorschlag, mit denen ein so ausgezeichneter junger Adelicher zu zieren wäre. Maximilian beschloß, ihn feierlich zum Dichter zu krönen. Zierlich flocht die schöne und tugendhafte Constanze, Peutinger's Tochter, daheim für Hutten den Lorbeerkranz. Sie war die jüngere Schwester jener früh reifen, aber auch früh verstorbenen Juliana, welche vor 13 Jahren als 4jähriges Kind den Kaiser Max bei seinem Einzug in die Stadt mit einer lateinischen Anrede empfangen hatte. In glänzendem Geleite führte Peutinger am 12. Juli den Gast dem Kaiser zu, der ihm in Gegenwart seines Hofstaates den Kranz auf das Haupt setzte, mit welchem sich Hutten von da an so gerne abbilden ließ[1]).

Von bewährten Männern, heißt es in der darüber ausgestellten Urkunde, sei dem Kaiser Ulrich von Hutten, der Sprößling eines edeln Rittergeschlechts, als ein junger Mann empfohlen, der aus Liebe zu den Wissenschaften die Heimath verlassen, einen großen Theil von Europa durchwandert, dabei viel Ungemach erduldet, auch Lebensgefahren bestanden, hiedurch aber es nunmehr dahin gebracht habe, daß seine Schriften in aller Händen seien, die gelehrtesten Männer in Italien und Deutschland sich seine Freunde nennen und in öffentlichem Drucke für seine seltenen Vorzüge Zeugniß ablegen. Weil er so zu dem angeborenen Adel des Geschlechts den durch die besten Studien erworbenen hinzugefügt, habe auch der Kaiser ihn werth geachtet, durch ein Merkmal seines Beifalls ihn auszuzeichnen. So ertheile er ihm denn aus eigenem Antriebe, nach gewisser Kundschaft, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit den Lorbeerkranz und den goldenen Ring, ernenne ihn zum Dichter und Redner, mit dem Rechte, an allen Schulen, insbesondere an Hochschulen, in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu lehren, überhaupt mit allen Privilegien, Ehren, Gnaden und Freiheiten, welche die übrigen kaiserlich gekrönten Poeten und Oratoren von Rechts oder Herkommens wegen ge-

1) Hutten an Peutinger, Schriften I, S. 173.

nießen. Und um ihm noch ein besonderes Merkmal seiner Gnade zu geben, nehme der Kaiser ihn, genannten Ulrich, sammt allen seinen Gütern, Angelegenheiten und Rechten, sowohl jetzigen als künftigen, in seinen und des heil. Reiches Schutz, und ertheile ihm das Vorrecht, vor keinem andern Richter als dem Kaiser und dessen Rathe gerichtet werden zu können. Das alles zur Nachachtung für alle des heil. röm. Reichs geist- wie weltliche Fürsten, Städte, Universitäten u. s. f., und bei Strafe von 15 Mark Goldes für den Uebertreter, wovon bei jedem einzelnen Uebertretungsfalle die Hälfte dem kaiserlichen Fiscus, die andere Hälfte aber dem beschädigten Ulrich selbst, zu Gute kommen solle[1]). — Das Jahr darauf vernahm Hutten überdieß von einem kaiserlichen Geschenke, das, auf Peutinger's Vermittlung, für ihn unterwegs sei; ob etwas an dem Gerüchte war, erhellt weiterhin nicht.

Im Zusammenhang mit dieser Gnadenerweisung suchten Peutinger, Spiegel und Stab den neugekrönten Dichter an den kaiserlichen Hof zu ziehen; andere Freunde erinnerten an den Erzbischof von Mainz, für dessen Dienste er einst von Eitelwolf bestimmt gewesen, von dem er schon früher einzelne Aufträge, dann zu seiner italienischen Reise Unterstützung empfangen hatte. Hutten konnte sich nicht sogleich entschließen. Zunächst begab er sich (ohne Zweifel über Nürnberg, um Pirckheimer den versprochenen Besuch zu machen) nach Bamberg, wo er seinen Freund, den Domherrn Jakob Fuchs, antraf, der schon vor ihm Bologna verlassen und den Rückweg in die Heimath angetreten hatte. Hier sah ihn auch der junge Joachim Camerarius zum erstenmale, der dabei von dem glänzenden Rufe nicht blos der Gelehrsamkeit, sondern auch der Tapferkeit berichtet, welcher, in Folge seines Kampfs mit den fünf Franzosen, dem Ritter bei seiner Rückkehr nach Deutschland vorangegangen[2]). In Franken trat diesem der Familienhandel mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg von Neuem nahe; vielleicht kam ihm erst hier das Ausschreiben desselben wider die Hutten'schen zur Hand, zu dessen Widerlegung er jetzt in wenigen Tagen seine vierte Rede gegen den Herzog schrieb[3]). Außerdem stattete er in einem Briefe dem Erasmus

1) Die Urkunde s. in Hutten's Schriften I, S. 143 f.
2) Camerar. Vita Melanchthonis, in Hutten's Schriften II, S. 361 f.
3) S. oben S. 99—103.

Bericht von seiner Reise und seiner Dichterkrönung ab, und dankte ihm für die ehrenvolle Erwähnung seines Namens in der Vorrede zu Erasmus' Ausgabe des Neuen Testaments. Dieser Brief ist am 21. Juli geschrieben [1]): einen Monat später finden wir Hutten noch immer in Bamberg; auch an den Eintritt in die Dienste des dortigen Bischofs scheint er gedacht zu haben. Nicht lange hernach reiste er ab; Bekannte in Bamberg wußten nicht, wohin: gegen das Ende des Jahres finden wir ihn bei den Seinigen auf Steckelberg, mit einer merkwürdigen Arbeit beschäftigt.

Es ist oben erzählt worden, wie am Tage vor seiner Abreise aus Bologna nach Deutschland Hutten bei Cochläus ein Exemplar der Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Konstantin's gesehen hatte. Cochläus hatte die Schrift von einem Andern geliehen bekommen; Hutten wollte sie in Deutschland wiederabdrucken lassen, und wünschte daher eine Abschrift nehmen zu dürfen; was Cochläus, obgleich ihm bei der Sache nicht ganz wohl war, doch um so weniger abschlagen mochte, je mehr er mit dem Inhalte der Schrift damals noch einverstanden war. Friedrich Fischer, der würzburger Domherr, der noch in Bologna zurückblieb, besorgte die Abschrift, die dem Ritter nach Deutschland nachgeschickt wurde [2]).

Daß die genannte Schrift des um Philologie und kirchengeschichtliche Kritik hochverdienten italienischen Humanisten aus der ersten Hälfte des vorhergegangenen Jahrhunderts für Hutten eben jetzt ein willkommener Fund war, begreift sich aus ihrem Inhalt und Geist, wie aus ihrer Form. War sie in letzterer Beziehung ein wahres Prachtstück des humanistischen Renaissancestils, sofern sie in classischem Latein, durchaus rhetorisch gehalten, ihre Gründe nach Art der alten Historiker in erdichtete Reden der betheiligten Personen (der Söhne Konstantin's, des römischen Volks, des Papstes Sylvester) einkleidet: so griff sie, was ihren Inhalt betrifft, das System der römischen Anmaßungen an einem der verwundbarsten Punkte an, und that dieß im Geiste jener freimüthigen, opferbereiten Wahrheitsliebe, von der Hutten selbst beseelt war. Eine Hauptstütze der päpstlichen Ansprüche nämlich

1) Schriften I, S. 146—148.

2) Cochläus an Pirckheimer, Hutten's Schriften I, S. 142.

bildete das angebliche Edict des Kaisers Konstantin, kraft dessen er dem römischen Bischof Sylvester und dessen Nachfolgern, als Zugabe zu dem kirchlichen Primat, nicht blos seinen lateranensischen Palast in Rom sammt den kaiserlichen Insignien, sondern auch die Stadt Rom, ja Italien und das ganze Abendland, überlassen, und sich selbst auf den Orient beschränkt haben soll. Die Unächtheit und Ungereimtheit dieses Actenstücks zeigt Valla's Declamation in so schlagender, ja schneidender Weise, daß uns weder die Verfolgung befremden kann, die er sich dadurch zuzog, noch der Verruf, in welchem seine Schrift bei den kirchlichen Machthabern stand.

Diese Schrift nun, welche die weltliche Herrschaft des Papstes in ihrer Grundlage angriff, gab jetzt Hutten heraus, und widmete sie, mit ächt Hutten'scher Dreistigkeit, dem Papste selbst[1]), widmete sie ihm so, als wäre er versichert, daß der Papst mit der Herausgabe einverstanden, ja dem Herausgeber für dieselbe dankbar sein werde. Dieß war nichts weniger als sein Ernst. Er hatte Leo dem X. während seiner bereits 4jährigen Regierung längst abgesehen, daß er in der Hauptsache ein Papst war wie die andern auch; hatte schon im vorigen Sommer an Pirckheimer über ihn als einen leichtgesinnten, geldgierigen Florentiner, einen Heiligen, dessen Unheiligkeit bei allen Verständigen eine ausgemachte Sache sei, geschrieben. Es war also nur eine Wendung, um den Papst in die Verlegenheit zu setzen, mit guter Art nicht wohl eine Unzufriedenheit über Hutten's Unterfangen äußern zu können.

Hutten knüpft seine Zueignung an die Inschrift an, welche, im Gegensatze zu seinem kriegerischen Vorgänger, Leo dem X. als dem „Wiederhersteller des Friedens" in Italien gesetzt worden war. Mit dem Frieden habe er Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit zurückgeführt: nun können die Wissenschaften wieder aufleben, nun dürfe aus Licht treten, was bisher sich verstecken mußte, und um so zuversichtlicher, je wahrer und lauterer es geschrieben sei, wie diese Schrift des Valla. Andere Päpste haben dieselbe verboten, weil sie die Wahrheit nicht hören wollten: Leo

1) De donatione Constantini quid veri habeat etc. Die Zueignung in Hutten's Schriften I, S. 155—161.

werde sie lieben, weil er ein Freund der Wahrheit sei. Was die Schrift gegen schlechte Päpste sage, gehe ihn nichts an, der sich bewußt sei, ein guter Papst zu sein. Schlechte Päpste aber, oder vielmehr gar keine Päpste, seien diejenigen gewesen, welche mit weltlichem Sinne jene Schenkung Konstantin's erdichtet, oder die schamlose Dichtung sich zu Nutze gemacht haben. Leo werde von selbst und gütlich aufgeben, was man, wenn ein schlechter Papst an seiner Stelle gewählt worden wäre, diesem mit Gewalt abgenommen haben würde. Nur so könne er sein Wort, daß er der Wiederhersteller des Friedens sein wolle, wahr machen. Denn Friede könne zwischen Räubern und Beraubten nicht eher stattfinden, als bis erstere den letztern das Geraubte zurückgegeben haben. So nennt Hutten die früheren Päpste geradezu Räuber und Diebe: und zu meinen, daß sich Leo dadurch beleidigt finden werde, erklärt er eben für die größte Beleidigung gegen einen Papst, der mit jenen nichts könne gemein haben wollen.

Dabei führt er eine Reihe von Mißbräuchen und Bedrückungen so auf, als ob sie nur den Vorgängern Leo's zur Last fielen, von denen er doch sehr gut wußte, daß sie unter Leo theils fortdauerten, theils sich noch verschlimmert hatten. Nichts sei so bitter, daß es nicht gegen jene Päpste gesagt werden dürfte, „welche vom geringsten Vorwande Anlaß zu endlosen Plünderungen genommen, Gnaden feilgeboten, mit Dispensationen und Bullen aller Art schon so lange Zeit Handel getrieben haben. Die für die Sündenvergebung einen Kaufpreis festgesetzt und aus den Strafen des künftigen Lebens eine Erwerbsquelle gemacht haben. Welche die geistlichen Stellen bei uns, die milden Stiftungen unsrer Voreltern, sich abkaufen ließen. Welche die Deutschen glauben machten, die seien keine Bischöfe, welche nicht ihr Pallium für viele tausend Goldstücke von ihnen erhandelt haben. Welche, nicht zufrieden, einmal des Jahres eine außerordentliche Steuer zu erpressen, so oft es ihnen gefiel, Leute schickten, die, bald unter diesem, bald unter einem andern Vorwande, sammeln mußten, das einemal für einen Türkenkrieg, das andremal um zu Rom dem h. Petrus eine Kirche zu bauen, die sie nie fertig machen lassen. Welche endlich, während sie alles das verübten, dennoch sich als Seligste und Heiligste begrüßen ließen, und gegen ihr Treiben kein Wort, viel weniger eine Handlung dulden wollten . .

Wer solchen Räubern, so unholden Tyrannen, dich beizählen wollte, solltest du den nicht für deinen ärgsten Feind achten, großer Leo?" Wahrhaft ehre ihn dagegen derjenige, welcher, wie Hutten durch die Zueignung der Schrift des Valla, thatsächlich das Vertrauen zu ihm beweise, daß er sich von den weltlichen Anmaßungen seiner Vorgänger, gegen welche jene Schrift gerichtet sei, durchaus losgesagt habe. So wenig er daher zweifle, schließt Hutten mit muthwilliger Keckheit, daß das Büchlein dem Papste gefallen werde, so wäre es ihm doch lieb, wenn dieser seinen Beifall öffentlich bezeugen möchte: dann wolle er sich Mühe geben, bald wieder etwas Aehnliches aufzufinden.

Einen Zug in dieser Zuschrift dürfen wir nicht außer Acht lassen, weil er Hutten's Empfindungsweise bezeichnet, und durch seine ganze Polemik gegen das Papstthum hindurchgeht. Nichts bringt ihn heftiger auf an jener untergeschobenen Urkunde, als daß der Betrug so plump ist, daß man sieht, er war vorzugsweise auf die Deutschen berechnet, von welchen die Italiener sagten, sie haben kein Hirn. Hätten sie es mit andern Nationen zu thun gehabt, meint Hutten, so würden sie es feiner angegriffen haben. Während er daher über den Stumpfsinn unsrer Vorfahren sich ärgert, denen man so etwas bieten konnte, fühlt er sich zugleich zu doppeltem Hasse gegen diejenigen entflammt, die unsre Einfalt so zu mißbrauchen im Stande waren.

Wie sehr diese durch Hutten veröffentlichte Schrift in die Zeit eingriff, ersehen wir aus dem Eindrucke, den sie auf Luther machte, als sie ihm, etwas verspätet, zu Handen kam. Er konnte nicht genug darüber staunen, daß so crasse unverschämte Lügen so lange Jahrhunderte hindurch sich haben halten, ja wie Glaubensartikel betrachtet werden können: und nun erst schien es ihm immer mehr, als wäre der Papst der leibhaftige Antichrist[1]). Auch dem Papste scheint die ihm zugeeignete Schrift damals noch nicht zugekommen zu sein: wenigstens nahm er von Hutten's Schriftstellerei erst drei Jahre später öffentlich Notiz.

Mittlerweile hatte sich dieser für die mainzischen Dienste entschieden. Sein Vetter Frowin und der Leibarzt des Kurfürsten, Heinrich Stromer, ein eifriger Freund der humanistischen

1) Luther an Spalatin vom 23. Febr. 1520. Hutten's Schriften I, S. 324.

Richtung, mochten es bei ihm wie bei dem Erzbischof Albrecht vollends ins Reine gebracht haben. Daß dieser den Mann, der so eben eine Schrift wie die vorerwähnte mit einer solchen Vorrede herausgab, ohne Anstand an seinen Hof nahm, ist bezeichnend für die kirchlichen Zustände der Zeit. Die Ausbeutung Deutschlands durch die römische Curie war längst so drückend geworden, daß das Interesse eines deutschen Kirchenfürsten mit dem des päpstlichen Stuhles nicht mehr in allen Stücken Hand in Hand ging; und insbesondere das mainzische Erzstift war durch den auf 20000 Goldgulden gesteigerten Preis des erzbischöflichen Palliums, der in der letzten Zeit, bei häufigen Erledigungsfällen, wiederholt hatte erlegt werden müssen, aufs Aeußerste erschöpft. Mit Rücksicht darauf hatte Erzbischof Albrecht sich anheischig gemacht, dasselbe aus eigenen Mitteln zu bezahlen: diese Mittel sollte ihm der Ablaß schaffen, dessen Verwaltung ihm der Papst überließ, und auf dessen halben Ertrag nun die Fugger, die ihm das Palliengeld vorgeschossen hatten, angewiesen wurden. Von hier aus begreift man, wie derselbe Erzbischof, der Luther's Angriff auf den Ablaß so übel aufnahm, mit Hutten's Kampfe gegen die päpstlichen Uebergriffe im Stillen gar nicht so unzufrieden war.

Noch vor dem Ende des Jahres 1517 machte Hutten im Auftrage seines Fürsten eine Reise an den Hof des Königs von Frankreich[1]), und wurde in diesem Lande, nicht blos dieser äußern Stellung wegen, sondern auch um seines literarischen Namens willen, ehrenvoll aufgenommen. Auf seiner Durchreise durch Paris wurde er zu dem Unterpräfecten Ludwig Ruzeus, einem Liebhaber der schönen Wissenschaften und Gönner der Gelehrten, eingeladen, und lernte hier den Secretair des Königs, Wilhelm Budäus, den Correspondenten und Nebenbuhler des Erasmus, kennen, der bei dieser Gelegenheit gegen diesen Hutten's feines und wahrhaft adeliches Wesen rühmt. Damals eilte Hutten, seinem Auftrage gemäß, das königliche Hoflager zu erreichen: berührte aber auf der Rückreise Paris noch einmal, und befreundete sich mit

1) Der kurfürstliche Bestallungsbrief vom 20. Sept. steht in Hutten's Schriften V, S. 507 f. Hutten heißt darin consiliarius noster, und als Zweck seiner Sendung ist Abschließung eines Bündnisses nebst einigen andern Geschäften angegeben, wozu ihm plenaria potestas ertheilt wird.

den dort lebenden Humanisten noch genauer[1]). Ohne Zweifel war es auf dieser Reise, daß er auch die Bekanntschaft des alten, um die Auslegung des Neuen Testaments wie des Aristoteles hochverdienten Faber von Etaples und der beiden gebildeten Aerzte Copus und Ruellius machte, deren ersterer, jetzt Franz des I. Leibarzt, sich vor einigen Jahren vergeblich bei der pariser Universität für Reuchlin verwendet hatte. Wenigstens pflegte Hutten von da an diese Männer als die Hauptstützen des wissenschaftlichen Fortschritts in Frankreich zu rühmen.

Nach Mainz, wie es scheint, Anfang Februar zurückgekehrt, kam Hutten eben recht, um seinen Kurfürsten in dessen sächsische Diöcesen zu begleiten, wo dieser bis zum Beginne des augsburger Reichstags im Juli verweilte, seinen neuen Diener aber zu Ende März oder Anfang April mit einem Auftrage nach Mainz zurückreiten hieß. Kaum vom Pferde gestiegen, erhielt dieser hier einen Brief von dem Grafen Hermann von Nuenar aus Köln, sammt einer Schrift von Hochstraten[2]), in welcher unter andern Anhängern Reuchlin's auch der Graf in der Weise jenes Ketzermeisters geschmäht war. Graf Hermann nahm sich gegen diesen Angriff bald darauf die Genugthuung, daß er einige Zuschriften gleichgesinnter Männer an ihn über die Sache, mit Antwort von ihm und verschiedenen den Streit betreffenden Actenstücken, drucken ließ[3]). Unter diesen Briefen befindet sich, neben einem von Reuchlin und einem von Hermann Busch, auch eben derjenige Ulrich's von Hutten, durch welchen dieser die erwähnte Sendung Nuenar's fast noch im Steigbügel beantwortete.

Hutten bekennt in diesem Briefe geradezu, daß er die Schandschrift Hochstraten's mit Vergnügen gelesen habe. Je frecher, desto

1) Vgl. über diese Reise die Briefe von Budäus an Erasmus, Hutten's Schriften I, S. 162, 171, und Erasmus' Spongia, ebendas., II, S. 270, §. 39.

2) Ohne Zweifel die Schrift: Ad Sanctiss. D. N. Leonem P. X. ac div. Maxemilianum Imp. . . Apologia R. P. Jac. Hochstraten contra dialogum Geo. Benigno Archiep. Naz. in causa Jo. Reuchlin ascriptum etc. Colon. 1518. Vgl. Hutteni Opp. Suppl. I, S. 419—27 und II, S. 101.

3) Epistolae trium illustrium virorum ad Hermannum Com. Nuenarium Ejusd. Responsoria etc. Vgl. Hutteni Opp. Supplem. I, S. 327—329. 427—429. Der Brief Hutten's vom 3. April 1518 in dessen Schriften I, S. 164—168.

besser, meint er; um so früher werden der deutschen Nation die Augen über diese Menschenklasse auf-, und die Geduld mit derselben ausgehen. Freilich sei es kaum zu begreifen, und in Italien ihm, zu seiner Beschämung, mehr als einmal vorgehalten worden, wie viel wir Deutschen uns von den Ordensbrüdern bieten lassen. Von Leuten, die wir von unserm Erbgute zum Behufe des Gottesdienstes erhalten, lassen wir uns beherrschen und mißhandeln. Nichts sei hochmüthiger, unbändiger, schonungsloser als diese Menschenart; wenn sie einmal „jene Burg ihrer Frechheit, die Kanzel, bestiegen haben", sei kein Name, kein guter Ruf mehr vor ihren Lästerungen sicher. Hier nimmt Hutten gelegentlich zwei solche Pfaffen vor, die wir schon aus der Geschichte des Reuchlin'schen Streites sattsam kennen. Der frankfurter Pleban Peter Meyer kommt dießmal mit der kurzen Bezeichnung weg, er sei der Ungelehrteste und dabei Unverschämteste von allen, welche dem Reuchlin übel wollen. Desto ausführlicher wird Bartholomäus Zehender von Mainz bedacht, mit dem es wohl frische Zusammenstöße gegeben hatte. Keine Predigt vor der unwissenden Menge halte der Bösewicht, in die er nicht irgend ein Gift einfließen ließe. Er könne den Mund nicht aufthun, ohne Gehässigkeiten vorzubringen; alle Guten sehe er scheel an. So habe er den Reuchlin auf der Kanzel geschmäht, so ihn, Hutten, wiederholt in seinen Predigten heruntergerissen. Dieß wirke übrigens nur bei der Hefe des Volkes: von Seiten der Gebildeten habe er sich dadurch gefährlichen Haß zugezogen. Man dürfe aber den Menschen nur ansehen: er sei der eingefleischte Neid. Sein Aussehen habe etwas vom Skorpion. Wie dessen Schwanz immer zum Stiche bereit sei, so zeige die Miene dieses Pfäffleins jeden Augenblick, daß es etwas Böses denke, auf eine Schmähung sinne, einen Trug bereite, mit Einem Wort irgend ein Gift koche. „So sei mir Christus gnädig, wie ich jede zufällige Begegnung dieses Schurken für ein böses Zeichen halte, und daher von dem Weg abbiege, von dem ich weiß, daß er ihn gehen wird. Solche Apostel hat jetzt Deutschland, solche Verkündiger das Evangelium. Man konnte sie dulden, so lange sie die Fehler der Menschen mit Glimpf rügten. Nun aber, da sie sich alles erlaubt halten und mit Lust wen sie wollen schmähen; da sich in ihren Predigten kein ächter Religionseifer, keine Spur von Frömmigkeit

zeigt; da sie statt Gottes Wort Schimpfwörter säen, im öffentlichen Heiligthum für Privatbeleidigungen sich rächen, ja selbst Beleidigungen zufügen und Unschuldige in Gefahr bringen; da sie das alles ohne Maß, mit Uebermuth und Grausamkeit betreiben: was hindert, daß wir nicht endlich mit Prügeln und Steinen auf solche Heuchler losgehen?"

Daß der Kampf gegen diese innern Feinde der Christenheit dringender sei, als der gegen den Türken, wird auch hier (wie in der Vorrede zum Triumphus Capnionis) ausgesprochen. Der Verfall der Frömmigkeit, die Spaltungen in der Kirche, insbesondere der Abfall der Böhmen, wird ihnen Schuld gegeben, auch die berner Geschichte nicht vergessen. Hermann von Nuenar begehre Hutten's Ansicht, was gegen sie zu thun sei. Bisher habe er das Schweigen der Verachtung allen Apologien vorgezogen. Allein er fange an zu glauben, daß dieß nicht hinreiche, um herbeizuführen was sie wünschen: Aufblühen der Wissenschaften, Verbannung der Barbarei, Verehrung für die wahren, Verachtung für die Scheingelehrten. Einiges davon sei erreicht, aber noch lange nicht genug. Er möchte sich dem Grafen mündlich mittheilen können: unterdessen sei es tröstlich, daß die Feinde selbst sich gegenseitig aufzureiben anfangen.

Und nun ist es merkwürdig, daß unter diesem Gesichtspunkt — eines verächtlichen Mönchsgezänks, bei dessen Anblick die Freunde des Fortschritts sich schadenfroh die Hände reiben — eine Sache zuerst in Hutten's Gesichtskreis tritt, die zwei Jahre später die heiligste Angelegenheit für ihn war: die Sache Luther's. Erst erinnert er an die Skandale, welche der Streit der Dominicaner und Franciscaner über eine so nichtige Frage wie die Empfängniß der Maria vor wenigen Jahren herbeigeführt habe. „Nun aber", fährt er fort, „was du vielleicht noch nicht weißt, ist zu Wittenberg in Sachsen (aus der Nachbarschaft kam Hutten so eben zurück) eine Partei gegen die Gewalt des Papstes aufgetreten, während die andere den päpstlichen Ablaß vertheidigt. Von beiden Seiten nimmt man einen gewaltigen Anlauf und bietet viel Kraft auf. Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden. Die Heerführer selbst sind rasch und hitzig, voll Muth und Eifer; bald rufen sie und schreien, bald jammern sie und klagen das Schicksal an. Neuestens haben sie sich auch an das Schreiben

gemacht. Die Buchdrucker bekommen zu thun. Es werden Streitsätze und Corollarien, Schlüsse und (was schon manchem übel bekommen ist) Artikel verkauft. So, hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zu Grunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir die Mittheilung machte, zur Antwort gegeben: Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet. Mein Wunsch ist nämlich, daß unsre Feinde so viel als möglich in Zwietracht leben, und nicht ablassen mögen, sich unter einander aufzureiben. Ja, gebe Gott, daß alle zu Grunde gehen und aussterben, welche der aufkeimenden Bildung hinderlich sind, damit die lebendigen Pflanzungen der herrlichsten Tugenden, die sie so oft zertreten haben, endlich sich erheben mögen."

Sofort spricht Hutten dem edeln Freunde Muth ein, versichert ihn seiner treuen Bundesgenossenschaft für alle Fälle, und theilt ihm den Plan mit, den seine jetzige Stellung ihm nahe legte: an den Fürstenhöfen so viel möglich für die gemeinsame Sache zu werben. Diesem Plane ist Hutten die ganze Zeit, die er im erzbischöflichen Dienste zubrachte, nachgegangen. Die Sache, für die er warb, nannte sich nach Reuchlin; sie war aber die Sache des Humanismus, der in seinem Vorkämpfer gefährdet war. Dem Humanismus durch Huldigungen gegen gebildete Kirchen- und Staatsoberhäupter Schutz und Boden zu verschaffen, war auch die Politik des Erasmus: es war die natürliche Politik des Humanismus, der auch Hutten treu blieb, so lange er nur Humanist war. Luther's Politik, die Politik der Reformation, war eine andere. Sie wandte sich nicht an die Bildung weniger Vornehmen, sondern an das Bedürfniß aller, auch der Geringen. Aufklären läßt sich mittelst der Großen: aber reformiren, ein entartetes Kirchen- oder Staatswesen umbilden, nur, ob mit, ob gegen die Großen, durch die Mittleren und Kleinen. Diese Erfahrung werden wir auch Hutten machen sehen, sobald er aus dem Reuchlin'schen Kreise zu Luther's Fahnen übergetreten sein wird.

Für jetzt freut er sich der vielen hochgestellten Männer, welche in Frankreich und Deutschland, an Höfen und in Städten die Sache Reuchlin's vertreten. In Leipzig regen und erheben sich, trotz des hartnäckigen Widerstandes der Sophisten, die bessern Studien. Nach Wittenberg beruft Kurfürst Friedrich Lehrer des Griechischen und Hebräischen. Ganz besonders günstig für die

Wissenschaften aber sei sein Fürst, der Erzbischof Albrecht, gestimmt. Er sei der eifrigste Verehrer und Leser des Erasmus. Eine Schmähschrift Pfefferkorn's gegen Reuchlin's Freunde, die ihm sein Leibarzt Stromer mitgetheilt, habe er zwar gelesen, dann aber in das Kaminfeuer, woran er eben saß, mit den ewig denkwürdigen Worten geworfen: So mögen zu Grunde gehen die also reden! Das alles gebe Hoffnung, daß man das vorgesteckte Ziel erreichen werde. Der Freund möge fortfahren, wie er angefangen; mit Begierde sehe Hutten der verheißenen Schrift wider den mordbrennerischen Kuttenträger entgegen. „Mögen sie uns immer hassen, wenn sie uns nur zugleich fürchten müssen."

Dem Grafen von Nuenar wie noch andern Freunden Hutten's war dessen Eintritt in Hofdienste befremdlich, ja bedenklich. Bis sich Gelegenheit zur mündlichen, oder Muße zu ausführlicher schriftlicher Rechtfertigung finde, bittet Hutten den Freund, zu glauben, daß er seine frühere (literarische) Lebensgewohnheit darum keineswegs aufgegeben habe. Für die Zukunft aber habe er im Sinne, sich ganz mit den Musen auszusöhnen, wenn diese ihm grollen sollten wegen seines nothgedrungenen Eintritts in die Dienste des stolzen Mars: doch es sei ja sonst schon vorgekommen, daß sie im Lager unter dem Getöse der Waffen übernachtet haben.

Zehntes Kapitel.

Hutten in Augsburg, während und nach dem Reichstage.

1518.

Nach kurzem Aufenthalt in Mainz kehrte Hutten zu seinem Fürsten nach Sachsen, d. h. nach Halle, wo dieser als Erzbischof von Magdeburg seine Residenz hatte, zurück; doch weil der Zusammentritt des Reichstags in Augsburg sich immer länger verzögerte, finden wir ihn im Mai abermals in Mainz, wo er sich die Zeit mit einer Arbeit vertrieb, deren Form und Inhalt durch den Gedanken an den Reichstag und dessen Veranlassung bestimmt war.

Seit Sultan Selim's I. Regierungsantritt im Jahre 1512 war die osmanische Macht, die unter seinem Vorgänger einen Stillstand gemacht hatte, von neuem furchtbar geworden. Selim nahm Syrien und Aegypten dem Mamelukensultan ab, der griechische Renegat Horuk Barbarossa setzte sich in Tunis fest, und die Mauren bis gegen Fez hin, zum Theil Spanien tributpflichtig, erhoben sich. Die ganze abendländische Christenheit gerieth in Schrecken. Der Papst, nachdem er die Botschafter der christlichen Könige zur Berathung mit einer Commission von Cardinälen einberufen, ließ ein ausführliches Gutachten über den Türkenkrieg an den Kaiser gelangen, der sofort die Sache auf dem für den Sommer 1518 nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstage den Ständen des Reiches vorzulegen gedachte. Ob es hiebei dem Papste wirklich um den Türkenkrieg, oder nur um das Geld zu thun sei, war mehr als zweifelhaft; auch der Kaiser gedachte, durch die größern Geld- und Kriegsmittel, die er bei dieser Ge-

legenheit in die Hand zu bekommen hoffte, seine Macht zu verstärken; aber dieß mußte ja auch der deutsche Patriot wünschen: und so ging Hutten in der Rede an die deutschen Fürsten, die er in Erwartung des Reichstags ausarbeitete, ganz in den Gesichtspunkt des Kaisers ein.

Für einen Türkenkrieg — mit diesem Gedanken eröffnet er seine Rede [1]), — treffen eben jetzt die höchste Nothwendigkeit und die beste Gelegenheit glücklich zusammen. Bei der Uebervölkerung Deutschlands und der drohenden Theurung in Folge des vorjährigen Mißwachses, müßte man die Veranlassung zu einem auswärtigen Kriege suchen, um den Stoff zu innern Unruhen abzuleiten, wenn sie sich nicht in der Türkengefahr von selbst böte; die uns zugleich in keiner günstigern Verfassung treffen könnte, als eben jetzt, wo wir mit unsern Nachbarn Frieden, Soldaten im Ueberfluß und einen Führer wie Maximilian haben. In der Ausführung seines Thema, bittet der Redner, offen sprechen zu dürfen. Er werde viele unangenehm berühren müssen. Da es ihm aber lediglich um die Sache zu thun sei, möge man ihm nichts übel nehmen.

Ja, dießmal sei es Ernst mit dem Türkenkrieg. Er sei in der That nothwendig, nicht mehr, wie sonst so oft, ein vom Papste erregter blinder Lärm. Damit befindet sich Hutten bereits in jenem Fahrwasser, in dem er sich fortan am liebsten und kräftigsten bewegt. Bis jetzt allerdings haben die Päpste, so oft sie Geld gebraucht, sich dasselbe unter dem Vorwande der Türkengefahr bei uns Deutschen geholt. Und doch sollten von Rechts wegen sie uns Geld schicken, nicht wir ihnen, wenn unser römisches Reich nicht ein bloßer Name wäre. Doch das gehe ihn hier nichts an, wirft sich der Redner ein; er fühlt, daß er in Gefahr ist, abzuschweifen, und indem er sich dessen enthalten zu wollen erklärt, thut er es doch, weil ihm diese Abschweifung mindestens ebenso wichtig ist, als der eigentliche Gegenstand seiner Rede. Auch das sei nicht seine Sache, fährt er daher fort, sondern des Kaisers, zu untersuchen, wie es in Rom zugehe, ob das

---

1) Ulrichi Hutteni ad principes Germanos ut bellum Turcis inferant exhortatoria. Schriften V, S. 97—136. Eine Reihe anderer auf denselben Gegenstand bezüglicher Actenstücke ebendas., S. 137—300.

jetzige Verhältniß des Kaisers zum Papste das richtige sei, daß nämlich der erstere seine Krone von des letztern Füßen aufnehmen, für dieselbe Geld bezahlen und Huldigung leisten müsse. Ueber Konstantin's angebliche Schenkung wagen wir nicht zu mucksen. Ein patriotisches Herz müsse ungeduldig werden über den Pallienhandel, die Pensionen, die aus Deutschland nach Rom fließen: da doch das apostolische Amt mit sich bringe, das Wort Gottes auszusäen, nicht fremdes Gut einzuärnten. Auch Frieden zu predigen, nicht Krieg zu führen, habe der Redner bis jetzt für den Beruf des Oberhaupts der Christenheit gehalten, bis er unter Julius II. belehrt worden sei, die Kirche habe an Petri Schlüsseln nicht genug, sondern müsse auch des Schwertes Pauli sich bedienen. Leo X. habe sich als Friedensfürsten angekündigt; seinen Krieg gegen den vertriebenen Herzog von Urbino muthe man uns zu, als Nothwehr zu betrachten: daß aber unter diesem Friedensfürsten die Cardinäle uns einen ausgearbeiteten Kriegsplan zuschicken, sei doch seltsam. Als verstünden wir Deutschen nichts mehr vom Kriege, sondern müßten uns bei den ehrwürdigen Vätern Raths erholen, denen es besser anstünde, für uns zu beten. Hätten sie uns lieber Geld geschickt, einen Theil desjenigen, welches sie auf ihren maßlosen Hofstaat wenden, oder uns auch nur etwas von den Summen nachgelassen, die wir ihnen für Pallien und dergleichen zu zahlen haben.

Endlich lenkt der Redner ein, und kommt auf die Wirklichkeit und Größe der von den Türken drohenden Gefahr zurück. Er gibt eine Uebersicht ihrer Geschichte, ihrer Eroberungen, er zeichnet ihren unbändigen Charakter. Also mögen sich die Deutschen ermannen, den Ruhm ihrer Vorfahren erneuern. Die Hoffnung auf den Schutz durch Gebirge, Wälder und Sümpfe, auf die Möglichkeit der Flucht, würde neben dem Schmählichen in diesem Falle auch täuschend sein.

Ist demnach der Krieg unläugbar nothwendig, und die Gelegenheit, ihn zu führen, günstig, so fragt sich für's Andere, wie er am besten geführt werden möge. Die wesentlichste Bedingung ist Einigkeit, einmüthige Unterordnung unter den Kaiser. Hätten wir diese, dann würde sich das Aeußerliche, die Beischaffung der Kriegskosten u. s. f., von selbst geben. Damit ist der Redner bei einem zweiten Lieblingsthema angelangt, dessen Ausführung

dießmal nicht eine Abschweifung ist, sondern zur Sache gehört. Ohne Einigkeit, führt Hutten aus, muß Deutschland, auch abgesehen vom Türken, zu Grunde gehen. Das gegenseitige Sengen und Brennen, Erobern und Plündern unter den deutschen Fürsten muß aufhören. Woher, fragt er, kommt euere Uneinigkeit? Aus Grenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten. Die Vortheile, um die ihr euch zanket, sind sämmtlich viel geringer, als der, den ihr alle von der Einigkeit haben würdet. Und wisset ihr, wie das Volk über die Sache denkt? Man wolle sich von euch wohl beherrschen, aber nicht verderben lassen, sagt man, und denkt auch wohl auf gewaltsame Abhülfe. „In der That", fährt Hutten fort, und wird damit schon 7 Jahre vorher der Prophet des Bauernkriegs, „wenn ihr mir kein Gehör gebet (euch meine ich, denen dergleichen zur Last fällt), so fürchte ich, wird diese Nation etwas sehen, das ihrer nicht würdig ist. Denn wenn die Sache einmal (was Gott verhüte) zum Volksaufstande kommt, dann wird man keinen Unterschied mehr machen, nicht mehr fragen, wie viel jeder, oder überhaupt, ob einer geschadet habe, und an wem Rache zu nehmen sei. Mit den Schuldigen wird es die Unschuldigen treffen, und ohne Rücksicht, blindlings, wird man wüthen." Man nennt uns Ritter Räuber. Allein die Fürsten gehen uns mit ihrem Beispiele voran, gebrauchen uns theils zu ihren Räubereien, theils berauben sie uns selbst. Auch im Auslande, namentlich in Italien, sind die deutschen Fürsten, ihre Gelage und Streitigkeiten, Gegenstand der Mißachtung. Kraft haben wir Deutschen im Ueberfluß, aber die zweckmäßige Verwendung fehlt. Wir geben uns zu viel mit unnöthigen Dingen, mit den bloßen Vorübungen zum Kriege, wie Jagd und Turnier, ab: kommt es dann zur Sache, handelt es sich um die Erhaltung des Reichs (denn an seine Vermehrung denkt ja doch leider Niemand), um Verfechtung des Vaterlands und der Religion, so ist nirgends Eifer zu verspüren. „So bleibt unsere Tapferkeit stets eitel, unsere Kraft nutzlos, und unsere Nachbarn lassen uns wohl für gute Kämpfer, aber nicht für tüchtige Krieger gelten. Und das ist nicht der Soldaten, sondern vorzugsweise der Führer Schuld. Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen: aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt jene Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Thatendurst ver-

kommt im Dunkeln." Der Türke weiß allzugut, wie unerläßlich zu großen Thaten Einigkeit und Gehorsam sind, als daß er uns Deutsche jemals fürchten sollte. Aber nicht blos der Türke: so lange uns jene Stücke abgehen, sagt Hutten vorher, werde kein noch so schwaches Volk sein, das uns fürchte, ja das nicht bei Gelegenheit uns anzugreifen wagen sollte! — Wie wahr Hutten gesprochen, davon haben wir seitdem vierthalbhundert Jahre lang eine Reihe von Erfahrungen, eine immer schmählicher und schmerzlicher als die andere, gemacht; endlich haben wir es uns gesagt sein lassen, um alsbald zu erproben, wie Recht er auch mit dem andern Wort hatte, das wir bald von ihm hören werden: wenn die Deutschen einmal begreifen, was ihnen Noth thue, werden sie das erste Volk der Welt sein.

Neben der Einigkeit, fährt Hutten fort, gebricht es den Deutschen auch an Besonnenheit, an kluger, nüchterner Berathung und planmäßiger, stetiger Ausführung. Auch hier geht das böse Beispiel von den Großen aus, die selbst auf Reichstagen Saufen und Spielen zur Hauptsache machen. Die Fürsten sind auf das Alter und den Glanz ihrer Geschlechter stolz: allein wenn sie ihres hohen Postens sich nicht auch selbst würdig zeigen, hat jene Abstammung und äußere Würde ebenso wenig Werth als Dauer.

Zur Einigkeit aber gehört ganz besonders, daß, wie überhaupt, so vor allem in diesem Kriege, Einer das Haupt, der Führer sei, dem alle Andern unbedingte Folge leisten. Im Kriege liegt am Feldherrn mehr als am Heere. Was würde der Türke darum geben, euch ohne Führer, oder ohne Gehorsam gegen diesen zu finden. Den Führer habt ihr: nach des gesammten Deutschlands Wahl und Willen ist es Kaiser Maximilian. Er ist dieser Stellung würdig: also folget ihm. Der Kaiser ist bereit: es fehlt nur an den Fürsten, daß sie seinem Aufruf entsprechen und ihre Schuldigkeit thun. Schon mehr als 30 Jahre bestreitet er von dem Ertrage seiner Erbländer die Lasten des Reichs, hat keine Ruhe noch Rast bei Tag und bei Nacht: und wir, wenn er einmal seiner Pflicht gemäß einen straft, schreien über Druck und klagen über Dienstbarkeit; Freiheit aber nennen wir es, um das Reich uns nichts zu kümmern, dem Kaiser keine Folge zu leisten, und ungestraft alles uns zu erlauben. Einige — zwar nicht Fürsten, aber fürstliche Räthe (auch hierin kommt Hutten den Gedanken

Maximilian's entgegen) gehen mit dem Plane um, auf den Fall von des jetzigen Kaisers Ableben, die Krone einem Fremden zu übertragen. Ein schmählicher, undeutscher, hochverrätherischer Plan: als ob in Deutschland das fürstliche Blut ausgestorben wäre. Aber man meint, unter einem entfernten Herrscher desto freier zu sein, und bedenkt nicht, daß derjenige, in welchem man nur den lästigen Herrn sieht, vielmehr der Erhalter der Freiheit ist.

Die Beschaffung der äußern Mittel, der Kriegskosten betreffend, äußert sich Hutten ganz einverstanden mit dem päpstlichen Ansinnen[1]). Den üppigen Pfaffen und Klöstern, den reichen Kaufleuten, den Müßiggängern in den freien Städten, wie er sie nennt, in die Beutel greifen zu lassen, kostete den Ritter keine Ueberwindung. Am liebsten hätte er freilich wohl die Cardinäle um einen Theil ihrer aus Deutschland gezogenen Schätze erleichtert, und es geschieht nur um sie desto härter anzuklagen, wenn er ausdrücklich erklärt, von ihnen solle zu diesem Kriege nichts gefordert werden, es sei genug, wenn man auch sie nichts fordern lasse, und Vorkehr treffe, daß sie nicht, wie sie schon mehr gethan das löbliche Unternehmen stören können. Diese Römlinge gönnen eher den Türken als den Deutschen einen Zuwachs an Macht. So haben die Päpste den vierten und fünften Heinrich, so die Hohenstaufischen Friedriche, durch ihre Ränke von dem Zug in den Orient zurückzuhalten gesucht. „Darum, wenn ich freimüthig sagen soll, was ich denke, habt ihr in diesem Kriege ebenso sehr gegen Rom als gegen Asien auf der Hut zu sein; weit entfernt, daß ihr irgend etwas nach der ehrwürdigen Väter Rathe thun dürftet. Bei euch selbst habt ihr alles zu suchen, unter euch Beschlüsse zu fassen, und nicht jene ränkevollen Rathgeber von außen zuzulassen."

Nochmals ruft sofort der Redner zum Türkenkrieg auf und wiederholt einige der bisher ausgeführten Gründe; glaubt hierauf unter seinen Zuhörern eine zustimmende Aufregung zu bemerken, und schließt mit dem Wunsche einer beharrlichen und glücklichen Ausführung.

1) Während die Fürsten — als Standespersonen — nach Belieben zahlen sollten, war für sämmtliche Geistliche, wie für weltliche Lehensträger der zehnte, weiter abwärts der zwanzigste u. s. f. Theil des Einkommens für drei Jahre in Anspruch genommen.

Diese Rede schickte Hutten am 25. Mai von Mainz aus seinem Gönner und Freunde Peutinger in Augsburg handschriftlich zu; seiner spätern Erzählung zufolge hatte er im Sinne, sie am Reichstage wirklich zu halten und hernach drucken zu lassen. Als er aber bald darauf selbst nach Augsburg kam, riethen besorgte Freunde, unter ihnen wahrscheinlich Peutinger selbst, ihm von der Veröffentlichung der Rede ab, weil sie insbesondere von den Ausfällen gegen Rom Anstoß und Gefahr für ihn befürchteten. Hutten gab ihnen Anfangs nach, unter bittern Klagen über die schlechte Zeit, in welcher ein freimüthiges Wort keine Stätte mehr finde. Später scheint er sich mit ihnen, die zum Theil kaiserliche Räthe und Schreiber waren, dahin verglichen zu haben, daß die Rede zwar gedruckt, aber die anstößigen Stellen, für Hutten gerade die wichtigsten, weggelassen wurden. So schickte er sie am 13. October an Jakob von Bannisis mit der Bitte, sie dem Kaiser vorzulegen, und ihm bei diesem endlich einmal eine Beförderung auszuwirken[1]). Wie ihm bald darauf die Verstümmelung seiner Rede unerträglich fiel, und er sie vollständig drucken ließ, werden wir an seinem Orte finden.

In Augsburg wohnte Hutten während und noch eine Zeit lang nach dem Reichstage in dem Hause des abwesenden Domherrn Georg Gros, wo sein Verwandter, der Domherr und Official Thomas von Wirsberg, ein Mann, der Hutten's Geist und Schriften zu schätzen wußte, wegen Mangels an Raum im eigenen Hause ihn eingeführt hatte und für seine Bedürfnisse Sorge trug. Hutten lebte hier im Umgange mit vielen trefflichen Männern verwandter Gesinnung, welche theils in Augsburg wohnhaft, theils durch den Reichstag dahin zusammengeführt waren. Unter ihnen befanden sich außer Peutinger, Stab, Spiegel und dem Leibarzte seines Kurfürsten, Heinrich Stromer, der eben genannte Jakob von Bannisis, Dekan von Trient und einer der vertrautesten Räthe Maximilian's, den er auch auf seinen verwegenen Gemsenjagden zu begleiten pflegte. Gleichfalls im Gefolge des

---

1) Ueber diese Schicksale seiner Türkenrede vgl. die Briefe an Julius von Pflugk, Pirckheimer und Jakob von Bannisis, Schriften I, S. 185. 206 f. 192 f. Ferner U. Huttenus liberis omnibus ac vere Germanis, ebendas. S. 240 f.

Kaisers war der gelehrte Graf Ulrich von Helfenstein, dem Wilibald Pirckheimer eine seiner Uebersetzungen aus dem Plutarch widmete, und den mit Hutten noch besonders der Haß gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, der ihm ein Schloß niedergebrannt hatte, verband. Der Augsburger Egidius Rem war Hutten's Studiengenosse von Pavia her; mit dem Italiener Terbatius von Vicenza gab dessen ausgezeichnete Kenntniß des Griechischen und Lateinischen einen Berührungspunkt; wie mit dem Liebhaber geheimer Weisheit, Johann Mader, genannt Föniseca, die gemeinsame Verehrung für Reuchlin. Der Theolog Oekolampadius kam von Basel und brachte Nachrichten über Erasmus; Ritter Sigmund von Herberstein, von einer Gesandtschaft zu dem Moscowiterfürsten zurückgekehrt, belehrte den nach allen Seiten hin wißbegierigen Hutten über den Lauf der Wolga, und daß es keine rhypháischen und hyperboreischen Berge gebe. Daß eine Sache, die in der Meinung der Menschen so fest stand, von der so viele treffliche Männer als von einer ausgemachten geschrieben hatten, sich in Fabeln, in Nichts auflöste, machte auf Hutten einen tiefen, fast erschütternden Eindruck[1]).

Daneben verfolgte Hutten den Gang des Reichstags mit gespannter Aufmerksamkeit. „Das angenehmste Schauspiel", schreibt er an den meißnischen Domherrn Julius von Pflugk nach Bologna, „bietet sich hier Aller Augen da. So viele Fürsten, ausgezeichnet durch Jugend und Wohlgestalt, eine so große Menge von Grafen und Rittern, die Blüthe des deutschen Adels: wer sie anschaut, dem können die Türken nicht sehr furchtbar erscheinen. Wenn heute die Deutschen so viel Hirn als Kraft haben, möchte ich der Welt mit Unterjochung drohen. Gebe Gott, daß diejenigen sich wohl berathen, von deren Rath alles abhängt. Denn was anderes müssen wir wünschen, als daß jetzt eben Deutschland sich erkennen möge?" Erfreulich war dabei für Hutten die Wahrnehmung, daß weniger Aufwand als sonst bei solchen Versammlungen gemacht wurde; er wußte freilich nicht, durfte er es als Zeichen besserer Besinnung, oder nur als Folge der eben herrschenden Theurung betrachten. Denn in Kleidern war noch

1) Diese Notizen gibt Hutten in dem so eben angeführten Briefe an Pirckheimer, a. a. O. S. 213 ff.

große Verschwendung zu bemerken, indem es die Deutschen den Franzosen nachthun wollten; und getrunken wurde auch noch tüchtig, um dabei die deutsche Art doch nicht ganz zu verläugnen.

Während auf diesem Reichstage gegen Hutten's Feind, den Herzog Ulrich von Würtemberg, die Acht erneuert, aber nicht vollzogen wurde, widerfuhr seinem Herrn, dem Erzbischof Albrecht, große Ehre. Der Papst sandte ihm, und zwar zu allgemeiner Verwunderung unentgeltlich, den Cardinalshut und Purpur, womit ihn am 1. August bei feierlichem Hochamt im Dome, im Kreise vieler Fürsten und Edeln und unter dem Zudrang einer zahllosen Menschenmenge der päpstliche Legat bekleidete. Der Kaiser selbst gab ihm vom Dom aus das Geleite in sein Quartier, und schickte ihm hierauf eine königliche Sänfte, Pferde und kostbare Teppiche zum Geschenke. Die folgenden Tage kamen nach einander die Fürsten, ihm zu seiner Beförderung Glück zu wünschen, und auch unserm Ritter schien so viel Glück in so kurzer Zeit (binnen fünf Jahren zwei Erzbisthümer, die Kur- und nun die Cardinalswürde) eine besondere Gunst der Götter für den noch jugendlichen Albrecht zu verbürgen[1]). Ob übrigens Hutten's Freude über diese seinem Herrn gewordene Auszeichnung so ungemischt war, als er sie dem geistlichen Diplomaten Pflugk gegenüber ausspricht, ist zu bezweifeln. War es doch neben dem Ablaß ein zweites Band, um den gebildeten und wohlwollenden, dafür auch von Hutten wirklich geschätzten, aber bequemen und bestimmbaren Fürsten an das Interesse des römischen Stuhls zu fetten!

Mit dem Hauptgegenstande des Reichstags, dem auch Hutten seine Feder gewidmet hatte, der Türkenhülfe, ging es nicht recht vorwärts. Der Legat hielt einen Vortrag, in welchem er das päpstliche Ansinnen, namentlich in Betreff der Aufbringung der Kriegskosten, darlegte. Mit dem Kaiser verständigte er sich leicht; aber bei den Fürsten stieß er auf Widerstand. Am 24. August, als Hutten den Brief an Pflugk schrieb, schwebte die Verhandlung noch: der Kaiser that und Hutten hoffte das Beste. Drei Tage darauf war eine entschieden ablehnende Antwort der Stände da. Seine bald nachher gedruckte Rede nannte Hutten jetzt ein Spiel; nicht weil es ihm mit derselben nicht Ernst gewesen, son-

---

1) Alles Bisherige aus dem angeführten Brief an Julius von Pflugk.

dern weil es bei den deutschen Fürsten für Scherz gelte, vom Türkenkriege zu reden. Hutten's Empfindungen dabei waren gemischter Art. Daß die römische Curie mit ihrem Geldgesuche durchgefallen war, gönnte er derselben um so eher, je mehr er selbst überzeugt war, daß das Geld auch dießmal wieder nur für die Taschen der römischen Höflinge bestimmt gewesen. Daß aber die deutschen Fürsten gegen die keineswegs eingebildete Türkengefahr so gleichgültig waren, verdroß ihn doch. Er sah eine Schlaffheit darin, aus der er ihnen hätte gönnen mögen, durch einen wirklichen Einfall der Türken aufgerüttelt zu werden [1]).

Von hier aus fällt auf eine ohne Namen erschienene Schrift, die kurz vor oder während des Reichstags geschrieben sein mag, ein eigenthümliches Licht. Sie hat die Form eines Rundschreibens an die deutschen Fürsten, daß sie den verlangten Türkenzehnten verweigern sollen [2]). Das Ganze sei ein fein angesponnener Betrug der Römlinge, den, wie sie meinen, Niemand, am wenigsten die tollen und vollen Deutschen merken werden. Der Türkenkrieg sei nur ein Vorwand, um das unwissende Volk auszuplündern. Hätte man zu Rom oder in Deutschland das Geld aufbewahrt, das nur allein unter Friedrich III. und Maximilian für Pallien und ähnliche Gaukeleien nach Rom geflossen, so hätte man jetzt Kriegsmittel im Ueberfluß, und brauchte nicht die Christenheit mit neuen Auflagen zu beschweren. Und „den Türken wollet ihr schlagen?" fragt der Redner. „Ich lobe euer Vorhaben; aber ich fürchte, ihr irrt euch im Namen. In Italien, nicht in Asien müsset ihr ihn suchen. Gegen den asiatischen ist jeder unserer Fürsten zur Vertheidigung seiner Grenzen sich selbst genug: den andern aber zu bezähmen, reicht die ganze christliche Welt nicht hin. Jener, mit seinen Grenznachbarn im Streite, hat uns noch nichts geschadet: dieser wüthet überall und dürstet nach dem Blute der Armen; diesen Höllenhund könnet ihr auf keine andere Art als mit einem goldenen Strome beschwichtigen." Verweigern sie nun den verlangten Zehnten, so haben sie sich freilich auf den päpstlichen Bann gefaßt zu machen. Allein furchtbar sei nur

1) An Pannisis und Pirckheimer.

2) Exhortatio viri cujusdam doctissimi ad principes, ne in decimae praestationem consentiant. In Hutten's Schriften V, S. 168—175.

Christi Blitzstrahl, nicht der florentinische. Daß es sich aber dießmal nur um die Angelegenheiten der Florentiner, d. h. Leo's X. und seiner Nepoten, handle, sei offenbar. Im vorigen Sommer sei mit unglaublichen Kosten der Herzog von Urbino zu Gunsten des Lorenz von Medici vertrieben und abgefunden, hierauf, um das Geld dazu zu beschaffen, unter dem Vorwande einer Verschwörung gegen das Leben des Papstes, das Vermögen der reichsten Cardinäle eingezogen worden. Ablaß werde gepredigt für den Bau der Peterskirche: aber bei Nacht wandern die Steine zum Palaste des päpstlichen Nepoten; während an jener Kirche nur zwei Arbeiter beschäftigt seien, worunter ein lahmer. Und da man dem Papste, seiner Dickleibigkeit wegen, kein langes Leben verspreche, so brauche man Geld, um dem Nepoten für alle Fälle eine vornehme Frau und ein Fürstenthum in Frankreich zu verschaffen. Dieß habe es auf sich mit dem neuen Zehnten; es sei daher von den Deutschen zu hoffen, daß sie sich auf einen so schändlichen Plan nicht einlassen werden.

Frühzeitig wurde diese Schrift Ulrich von Hutten zugeschrieben. Weil man ihm in seiner Türkenrede die Ausfälle gegen die römischen Erpressungen gestrichen hatte, könnte er in einer anonymen Schrift gerade diese Stellen weiter ausgeführt, und darüber die Angelegenheit des Türkenkriegs, als undurchführbar, fallen gelassen haben. Allein so kaltsinnig, als in dieser namenlosen Schrift geschieht, sprach er sich auch nach dem Reichstage nicht darüber aus. Eine Stelle wie die, daß zur Abwehr der Türken jeder einzelne Fürst sich selbst genug sei, würde Hutten schwerlich jemals geschrieben haben. Auch Sprache und Satzbau der Schrift ist minder klar und rund als bei Hutten. Daß der Verfasser sich gegen den Schluß als einen von Lorenz von Bibra geweihten Priester bezeichnet, und für diesen Bischof von Würzburg, so wie für den von Bamberg besonderes Interesse an den Tag legt, könnte für sich allein genommen als absichtliches Versteckspielen erscheinen, aber in Verbindung mit dem Uebrigen leitet es entschieden von Hutten ab. Dagegen paßt es vollkommen auf den würzburger Domherrn Friedrich Fischer, der in Bologna Hutten's Stubenbursche gewesen war und dort die oben erwähnte Schrift des Laurentius Valla für ihn abgeschrieben hatte. Da er nach Hutten's Abreise noch daselbst zurückblieb, so kann es gar

wohl sein, daß er, wie der Verfasser der Exhortatio von sich sagt, drei von den wegen des Türkenzehnten ausgeschickten Legaten in Bologna hat einziehen sehen.

Neben seiner Beschäftigung mit den kirchlich-politischen Angelegenheiten setzte indeß Hutten seine humanistische Werbung für Reuchlin noch immer treulich fort. Viele Gänge machte er in Augsburg, um die besten Männer im Gefolge der anwesenden Fürsten für die Sache zu gewinnen; wobei ihm die angenehme Wahrnehmung wurde, daß diese Bemühung kaum mehr nöthig, die meisten von selbst schon für Reuchlin waren. Sein Rechtshandel schien ganz eingeschlafen. Von Köln lief die Nachricht ein, der Graf von Nuenar habe den Hochstraten, wegen gemeiner Schmähschriften gegen ihn, aus der Stadt vertrieben. Aus Frankreich meldeten die neuen Freunde (Faber, Budäus ꝛc.), daß dort Reuchlin's Name hochberühmt, und den Theologisten jede Hoffnung des Sieges benommen sei[1]).

Während seines augsburger Aufenthalts war es auch, daß die verbesserte und vermehrte Ausgabe des Niemand, welche Hutten größtentheils schon vor seiner zweiten Abreise nach Italien fertig gemacht hatte, endlich im Druck erschien. Am 24. August kündigte er dieß dem in Bologna weilenden Julius Pflugk mit der Aufforderung an, Acht zu geben, was die Italiener zu der Posse sagen. In Deutschland, in Augsburg besonders, machte sie ziemlichen Rumor. Ja, die Ausfälle der Vorrede machten unter denen, die sich getroffen fühlten, böses Blut. Die Juristen vor Allen glaubten sich gröblich angetastet, zogen bei Zechen und Mahlzeiten gegen den Verfasser los, und verabredeten sich, ihm inskünftige ihren Rechtsbeistand entziehen zu wollen. Selbst bei seinem Kurfürsten wurde er wegen seines, wie es hieß, unbescheidenen Angriffs auf die Juristen und Theologen als ein schmähsüchtiger Mensch angeschwärzt, und fand daher nöthig, in einer seiner nächsten Schriften, die er demselben widmete, zu versichern, daß er nur diejenigen gemeint habe, welche, selbst unwissend, jedes bessere Studium zu unterdrücken suchen. Uebrigens wurde ihm die Genugthuung, daß wahrhaft gelehrte und verständige Männer mit

1) In dem oben angeführten Brief an Pflugk.

ihm der Thoren lachten, und ihm ihren vollen Beifall bezeigten [1]).

Obwohl der Gang, den Hutten's Entwicklung nahm, sich immer mehr dem Punkte näherte, wo er mit Luther zusammentreffen mußte, so faßte er doch für dessen Sache auch jetzt, wo beide wochenlang in Einer Stadt zusammen waren, weder eine wärmere Theilnahme, noch einen höhern Gesichtspunkt. Vom 7. bis 20. October befand sich Luther in der bekannten Verhandlung mit dem Cardinal Cajetan zu Augsburg, ohne daß Hutten dieser Anwesenheit, vielweniger einer persönlichen Berührung erwähnte. Freilich machte er gerade während jener Wochen seine Guaiak-Cur durch, welche ihn auf sein Krankenzimmer beschränkte, und den Zutritt zu ihm nur genaueren Bekannten möglich oder wünschenswerth machte. Daher spricht er in Briefen aus jener Zeit zwar von des jungen Melanchthon Berufung nach Wittenberg auf den Lehrstuhl der griechischen Sprache mit Freude; von Eck's Angriff auf Karlstadt mit landsmännischer Theilnahme: wie er aber auf Luther's Kriege mit eben diesem Eck und vielen Andern zu reden kommt, weiß er immer noch nichts Besseres zu thun, als sich die Hände zu reiben vor Vergnügen über das Schauspiel, die Theologen sich untereinander selbst zerfleischen zu sehen [2]).

Von dem Legaten, mit welchem Luther in Augsburg zu thun hatte, und der auch schon bei dem Reichstage thätig gewesen war, nahm dagegen Hutten mehr Notiz, als dem Manne lieb sein konnte. Schon als päpstlicher Legat war er dem Ritter zuwider: nun aber trat überdieß dieser Cardinal Cajetan in Augsburg mit einer an Narrheit grenzenden Eitelkeit und Prunksucht auf; ein hochnasiger Italiener, welchem in dem barbarischen Deutschland nichts gut genug war. Von allem dem sollte ihm nichts geschenkt werden: Hutten nahm ihn jedenfalls schon jetzt aufs Korn, wenn auch sein Gespräch: das Fieber, in welchem er ihn durchzieht, noch nicht in Augsburg geschrieben sein sollte.

Noch kein Jahr lebte Hutten im Dienste des Kurfürsten

---

1) An Pirckheimer, Schriften I, S. 211. De Guaiac. c. 7. Schriften V, S. 419 f.

2) In den Briefen an Pflugk vom 24. August und an Pirckheimer vom 25. October, also jener vor Luther's Ankunft in Augsburg, dieser nach seiner Abreise geschrieben. Schriften I, S. 187. 216.

von Mainz, und längst hatte ihm das Hofleben auch seine Schattenseiten gezeigt. „Du fragst", schrieb er im Mai 1518 von Mainz aus an Peutinger, „wie das Hofleben mir bekomme? Noch nicht zum besten. Zwar, was läßt sich nicht ertragen unter einem so ächt fürstlichen Herrn, der so human und freigebig ist, wie Erzbischof Albrecht?" und mit einem so aufrichtigen, umgänglichen Freunde wie sein Leibarzt Stromer? „Im Uebrigen bin ich jener Dinge äußerst satt: des Dünkels der Hofleute, der glänzenden Versprechungen und ellenlangen Begrüßungen, der hinterlistigen Unterredungen und des leeren Dunstes." Und an Stromer schrieb er, sie beide seien zu gerad und aufrichtig für den Hof[1]). Hatte doch der Leibarzt selbst im vorigen Jahre des Aeneas Sylvius Schrift über das Elend der Hofleute mit einer Vorrede herausgegeben, die man als Ausführung des deutschen Sprüchworts: Lang bei Hof, lang bei Höll, bezeichnen könnte. So fand er denn auch an Hutten's Ausfällen und Scherzen über den ihm neuen Stand Gefallen, und während ihres gemeinschaftlichen Aufenthalts am Reichstage forderte er den Freund auf, etwas über dieses Thema zu schreiben, um sich den Versammelten (da der Druck seiner Türkenrede noch beanstandet war) bemerkbar zu machen.

Es war keine Kleinigkeit, während der Hundstage, körperlich leidend und unter den Störungen eines getümmelvollen Reichstags, in kürzester Frist, wie Stromer verlangte, so etwas auszuarbeiten; noch weniger für einen angehenden Hofmann, am Hofe selbst, etwas gegen das Hofleben zu veröffentlichen. Das alles führt Hutten dem Freunde in der Zueignung der von ihm veranlaßten Schrift zu Gemüthe; wobei er besonders scherzhaft die Gefahren körperlicher Mißhandlung von Seiten vierschrötiger Collegen ausmalt, die so etwas einem „Schreiber", wie sie die Gelehrten so gerne nennen, nicht ungestraft werden hingehen lassen. Doch nachdem die fertige Arbeit, außer Stromer's, auch die Billigung Peutinger's, Spiegel's und Stab's erhalten habe, schließt Hutten, so gebe er nach, indem er sich wegen möglichen Anstoßes damit beruhige, daß an Kurfürst Albrecht's Hofe ein Scherz keine Gefahr bringe und eine komische Uebertreibung zurechtgelegt werde.

---

1) Schriften I, S. 174. 219.

Mit seinem Gespräch über das Hofleben[1]) kehrte Hutten zu der dialogischen Form zurück, die er im Phalarismus zuerst ergriffen, hierauf in seiner vierten Rede gegen den Herzog Ulrich und der Türkenrede, aus Gründen, die im Gegenstand und der Bestimmung dieser Schriften lagen, wieder verlassen hatte, die aber von jetzt an seine Lieblingsform bleiben sollte. Der Dialog eröffnet sich damit, daß Castus, wie er den Misaulus als Hofmann wiedersieht, an dessen schönen Kleidern ein Wohlgefallen äußert: worauf ihm dieser erwiedert, er habe sich früher in seinen Lumpen besser befunden; denn damals sei er frei gewesen, jetzt sei er ein Sklave. Castus ist gewissermaßen der frühere Hutten selbst, der, nach einer in Studien und auf Reisen, unter Anstrengungen und Entbehrungen zugebrachten Jugend, sich das Hofleben äußerst anmuthig, und als praktische Lebensschule auch höchst lehrreich denkt. Dagegen ist Misaulus ein alter, erfahrener, jetzt überdieß zurückgesetzter Hofmann, der nur die Schattenseiten des höfischen Wesens sieht, und zwar die Lust des andern am praktischen Leben billigt, aber den Hof nicht als die rechte Schule desselben gelten läßt. Er vergleicht das Hofleben einem Meere, und kleidet, was er gegen dasselbe vorzubringen hat, vorzugsweise in diese Allegorie. Die Hofleute sind des Ulysses Schiffsgesellschaft, deren Trug und Hinterlist man nur durch besondere Klugheit und Vorsicht entgehen kann. Ohne Verstellung und Schmeichelei namentlich ist bei Hofe nicht durchzukommen. Dann sind auf diesem Meere Stürme, nämlich Gunst, Neid, Ehrgeiz, Ueppigkeit u. dgl., welche alle dem Gemüthe seine Ruhe und Fassung rauben. Ferner Syrten und Scyllen, an denen die Schiffenden zu Grunde gehen, d. h. die Verbrechen (Unterschlagung, Verrath), wozu manche sich durch Mangel, Ehrsucht u. s. f. verleiten lassen. Klippen: die größte und gefährlichste, der Zorn des Fürsten; kleinere, sein Argwohn (etwa wegen freier Reden), Neid und Anschwärzung von Seiten

1) Ulrichi de Hutten eq. Germ. Aula dialogus. Schriften IV, S. 43—74 Das Zueignungsschreiben I, S. 217—220. Als Muster lag dem Verf., außer der oben genannten Schrift des Aeneas Sylvius, die Lucianische Declamation Περὶ τῶν ἐπὶ μισθῷ συνόντων vor, die sich jedoch speciell auf die Dienste griechischer Literaten bei römischen Großen bezieht, und bei ganz verschiedener Composition, kaum hie und da in einem einzelnen Punkte mit dem Hutten'schen Gespräche zusammentrifft.



der Collegen; ein Fels, vor dem man sich sehr hüten muß, ist auch, in die schöne Frau oder Tochter des Fürsten sich zu verlieben, oder sie in sich verliebt zu machen. Die Seeräuber auf diesem Hofmeere sind die Feinde des Fürsten, die, wenn sie mit diesem in Fehde stehen, seinen Diener gefangen nehmen können, wo es dann diesem überlassen bleibt, sich mit seinem eigenen Gute loszukaufen, oft auch Marter und Tod seiner warten. Auch an einer garstigen Grundsuppe fehlt es dem Hofschiffe nicht: das ist die Unreinlichkeit in Geschirren und Betten, die verdorbenen Speisen und Getränke, die unfläthigen Tisch- und Bettgesellen; wobei Hutten mit sehr grellen, nach den Sitten der damaligen Zeit schwerlich übertriebenen, wenn auch für den heutigen Geschmack abstoßenden Farben malt.

Der Schein des Reichthums, wird außerhalb der Allegorie bemerkt, der manchen an den Hof zieht. ist eben nur Schein. Die meisten deutschen Fürsten sind jetzt arm, in Folge ihrer Verschwendung, ihres Prassens und Großthuns; der Hofmann hat seine liebe Noth, seinen kargen Sold von ihnen herauszupressen, und muß oft im Dienste, statt zu gewinnen, sein Eigenes zusetzen. Auch in der Wahl und Schätzung ihrer Diener zeigen sich die Fürsten höchst unverständig. Sie wollen athletische Gestalten in ihrem Gefolge haben, gleichviel, wie's im Hirnkasten aussieht; dagegen werden kleine, magere, unscheinbare Leute, wenn sie auch die klügsten und geschicktesten sind, hintangesetzt. — Unter diesen und ähnlichen Reden, welche die Hofluft des Castus schon ziemlich herabgestimmt haben, ertönt mit einem Male die Schelle, welche den Misaulus zum Dienste ruft, und er geht ab, nachdem er noch einmal den Freund vor dem Eintritt in gleiche Knechtschaft angelegentlich gewarnt hat.

Unter den Ersten, denen Hutten seine neue Arbeit mittheilte, war Wilibald Pirckheimer, zu dem er während der letzten Jahre in ein genaueres Verhältniß getreten war. Kein Wunder, daß diese senatorische Gestalt ihn anzog, wie sie uns noch heute anzieht. In keinem Andern ist das Patriciat der deutschen Reichsstädte dem römischen näher getreten. Nichts war klein und eng angelegt in dem Mann und seinen Verhältnissen. Ein großer, gewaltiger Körper, von früh auf ritterlich geübt; Geburt aus einem edeln Geschlechte der damals ersten deutschen Stadt; ererbter

Reichthum; gelehrte Ausbildung in Italien, höfische und kriegerische im Dienste des Bischofs von Eichstädt: wo zu einem Geiste von starker und umfassender Anlage solche Mitgaben hinzukamen, da konnte sich etwas Bedeutendes entwickeln. Kaum hatte er seine Bildung vollendet, so nahm er im Rathe seiner Vaterstadt Platz; seine imponirende Gestalt, seine Wohlredenheit, seine diplomatische Haltung machten ihn besonders zu Gesandtschaften geschickt; bald lernte Kaiser Maximilian ihn schätzen und ernannte ihn zu seinem Rathe; manche Gunst, die er der Stadt Nürnberg bewies, hatte sie der Geltung zu verdanken, in welche ihr Sprecher sich bei dem Kaiser zu setzen wußte. Auch seine kriegerischen Gaben anzuwenden, fand Wilibald Gelegenheit. Als der Schweizerkrieg des Jahres 1499 ausbrach, führte er dem Kaiser die nürnbergischen Truppen als ihr Oberster zu. Der Krieg war unglücklich, da es an der obern Leitung fehlte: Pirckheimer an seiner Stelle erprobte seine Tüchtigkeit und beschrieb nachher selbst seinen Feldzug, wie Xenophon und Cäsar. Während dieses Feldzugs war es, daß Kaiser Maximilian einmal auf dem Bodensee in demselben Schiffe mit Pirckheimer von Lindau nach Konstanz fuhr, und ein Stück seiner Denkwürdigkeiten, das er auf dem Schiffe dictirt hatte, demselben vorlesen ließ, mit der Frage, wie ihm das Reiterlatein gefalle? Heimischer Neid und Anfeindung fehlten dem hervorragenden Manne nicht: einmal trat er grollend aus dem Rathe, und ließ sich ein andermal nur durch die ehrenvollste Genugthuung darin zurückhalten.

Die Zeit, die ihm von öffentlichen Geschäften übrig blieb, gehörte der Wissenschaft, dem persönlichen oder brieflichen Verkehre mit ihren Vertretern, von denen die meisten seine Bekannten, die besten seine Freunde waren. Aber auch die bedeutendsten unter denselben näherten sich ihm nur mit Verehrung, legten auf sein Urtheil und seinen Rath das größte Gewicht, und nahmen seine Zurechtweisung willig hin. Sein Haus, dessen Gemächer die Besuchenden königlich nannten, seine mit Büchern und Handschriften reich versehene Bibliothek, standen jedem Gelehrten offen. Seine glänzenden Gastmahle, bei denen er vorzugsweise Leute von Geist um sich zu versammeln liebte, waren berühmt. Durch ihn vornehmlich wurde Nürnberg ein literarischer Mittelpunkt. Seine Geistesrichtung war die humanistische; in dem Heere der

Reuchlinisten nahm er eine der vordersten Stellen ein. Sein lateinischer Stil ist nicht tadellos, hat aber, besonders in seinen gehaltvollen Vorreden und Zueignungen, einen classischen Strich und römische Würde. Eine seltene Stärke besaß er im Griechischen. Schriften von Plato und Xenophon, von Plutarch und Lucian, hat er ins Lateinische, manche auch ins Deutsche übertragen. Der Hofmeister seiner Neffen bezeugte ihm von Italien aus, wo diese einen geborenen Griechen zum Lehrer hatten, ihr bester Lehrer im Griechischen sei doch Pirckheimer selbst gewesen. Aus Spanien erbat sich nach Jahren einer dieser Neffen den Abriß der Rhetorik, den der Oheim einst zu ihrem Unterrichte zusammengestellt hatte. Dem Neffen war vom Oheim aufgetragen, ihm von den neuen Seereisen und Entdeckungen der Spanier in Amerika immer sogleich die genauesten Nachrichten zu geben. Wie verkörpert ist in Pirckheimer der allseitige Wissens- und Bildungsdrang der Zeit. Hermann, Graf von Nuenar, wechselt Briefe mit ihm über ältere deutsche Geschichte, Erasmus, Cochläus über Theologie; Gabriel Hummelberger erbittet sich ein botanisches Buch aus seiner Bibliothek, und fordert ihn auf, auch einige der griechischen Aerzte, wie bereits den Kirchenvater Gregor von Nazianz, lateinisch reden zu machen; dazwischen legen ihm Andere verwickelte Rechtsfälle zur Begutachtung vor; Hubert Thomas von Lüttich bittet ihn um Erklärung etlicher Verse aus Hesiod; Glarean freut sich seines Vorhabens, die Geographie des Ptolemäus herauszugeben. Auch die Kunst war Pirckheimer nicht fremd. Die Musik übte er selbst als Liebhaber aus; den Landsmann Albrecht Dürer bewunderte er als Maler und liebte ihn als Menschen, und es war ein tiefer Kummer für ihn, daß er den trefflichen Freund, als das Opfer der Quälereien eines bösen Weibes, wie er meinte, vor der Zeit hinschwinden sah.

Wie antik spricht das Bild uns an, das Wilibald selbst von seinem Landleben auf dem Gute seines Schwagers, als zu Nürnberg die Pest hauste, uns entwirft. Hier, entfernt von städtischen und Staatsgeschäften, lebt er ganz dem Studium und der Natur, liest Vormittags in Plato, sieht nach Tische von hoher Burg herunter, da ihn das Podagra am Gehen hindert, dem Treiben der Landleute auf den Feldern, der Fischer und Jäger im Thal und auf den umliegenden Hügeln zu; empfängt und bewirthet

Besuche aus der Nachbarschaft, oder auch die eigenen Maier und Bauern mit Weib und Kind; der Abend gehört wieder dem Studium, besonders geschichtlicher Werke und solcher, welche von den Sitten der Menschen oder der Herrlichkeit der Natur handeln; dabei wacht er tief in die Nacht, und ist der Himmel hell, so beobachtet er noch mit Instrumenten den Lauf und die Stellung der Wandelsterne, in denen er die Ereignisse der Zukunft, die Schicksale der Fürsten und Nationen zu lesen glaubt [1]).

Von einem Manne solcher Stellung und Haltung, der auch einem Reuchlin und Erasmus es nicht verbarg, wenn etwas an ihren Schriften oder Handlungen ihm nicht gefiel, mußte Hutten, wenn er ihm eine Arbeit vorlegte, ein freimüthiges Urtheil erwarten. Vom Hofleben überdieß hatte Pirckheimer, der, 18 Jahre älter als Hutten, einen Theil seiner Jugend an einem geistlichen Hofe zugebracht, und auch seitdem in allerlei diplomatischem Verkehr mit Kaiser und Fürsten gelebt hatte, eine ungleich gründlichere Erfahrung als sein ritterlicher Freund, der darin kaum erst Anfänger war. Dieses Uebergewicht ließ er ihn jetzt, nicht ohne freundschaftliche Ironie, empfinden. Er fand sein Gespräch über das Hofleben ganz hübsch, aber unreif. Erst wenn Hutten gleich ihm 20 Jahre lang alle Täuschungen und Intriguen, alle Kränkungen und Zurücksetzungen des Hofverkehrs erfahren hätte, würde er im Stande sein, gründlich und nicht blos aus fremder Mittheilung von der Sache zu reden. Uebrigens wünsche er dem Freunde, daß ihm die Erfahrung erspart bleiben, er im Hofdienste nicht alt werden, vielmehr bald in die Lage kommen möge, einzig sich selbst, seinen Freunden und den Musen leben zu können [2]).

Beider Männer würdig ist die Art, wie der jüngere diese Ausstellung des älteren aufnahm. Ohne seine Arbeit, die in der That zu seinen schwächern gehört, weiter zu vertheidigen, wendet er sich gegen den andern Theil des Pirckheimer'schen Briefes,

1) In interpretationem Dialogorum Platonis, qui inscribuntur Axiochus etc. Praefatio (an Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden) . . Ex secessu nostro Neopagano (Neuhof) Cal. Sept. 1521. Pirckheimeri Opp. ed. Goldast, p. 232 ff. Womit zu vergleichen die Briefe von und an Pirckheimer in derselben Sammlung, in Heumann's Documenta literaria, und in v. Murr's Journal zur Kunstgesch. und zur allg. Literatur, X. Thl.

2) Brief an Hutten, Schriften I, S. 193 f.

der eine Unzufriedenheit mit seinem Eintritt in den Hofdienst nicht verbarg. Eben da er sein Gespräch über das Hofleben unreif finde, sollte Pirckheimer, so meint Hutten, ihm um so mehr Zeit lassen, am Hofe reif zu werden, und ihn nicht schon von der Schwelle desselben wieder hinwegreißen wollen. Und nun entwickelt Hutten dem Freunde seinen ganzen Lebensplan in einem ausführlichen Schreiben, das zu dem Anziehendsten gehört, was aus seiner Feder geflossen ist, und einen gleich tiefen Einblick in sein eigenes Innere wie in die Bildungsverhältnisse der Zeit gewährt [1]). Eckermann sagt einmal von einem Gedicht, das Goethe ihm zu lesen gab: „es wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen" [2]). Ob dieß für ein Gedicht ein Lobspruch ist, mag man bezweifeln; für einen Brief ist es gewiß kein Tadel. Und auf dieses Hutten'sche Sendschreiben trifft es genau zu. Uebrigens ist dasselbe ebenso auf der einen Seite eine weitere Ausführung eines früher erwähnten Schreibens an den Grafen Hermann von Nuenar, wo Hutten ähnliche Bedenken gegen seinen Eintritt in höfische Dienste zu beseitigen hatte, wie es auf der andern Seite den Stoff zu dem Gespräch Fortuna geliefert hat, das, wie wir seiner Zeit finden werden, unter Hutten's künstlerischen Schöpfungen eine ebenso hohe Stelle einnimmt, wie das Sendschreiben an Pirckheimer unter seinen Briefen.

Daß eine Verbindung des wissenschaftlichen Lebens mit dem praktischen sowohl an sich möglich, als für eine Natur wie die seinige Bedürfniß sei; daß insbesondere seine Stellung am mainzer Hofe die Thätigkeit für die Wissenschaften nicht ausschließen, diesen vielmehr zu Gute kommen solle: dieß ist der kurze Inhalt des Sendschreibens, aus welchem wir einzelne biographische Data schon bisher entlehnt haben, von dem wir aber hier eine zusammenhängende Uebersicht geben müssen.

Der Freund sehe ihn nicht gern im Hofdienste. Auch er selbst warne in seinem Dialog Andere davor, und doch bleibe er

---

1) Ulrichi de Hutten ad Bilibaldum Pirckheymer, patricium Norimbergensem, epistola, vitae suae rationem exponens. Schriften I, S. 195—217.

2) Gespräche mit Goethe, zum 27. Oct. 1823.

darin. Was er denn auch Anderes thun sollte? Denn thun müsse er etwas; zum bloßen Studirstubenleben sei er noch zu jung (er war eben dreißig), wenn er überhaupt dazu gemacht sei. Vorher müsse er sich noch in der Welt herumtummeln. Auch seine Verwandten und Freunde dürfe er um die praktischen Dienste nicht täuschen, die sie von ihm noch erwarten können. Was er denn mit den Theilnehmern seiner gelehrten Beschäftigungen künftig reden sollte, wenn er nicht vorher etwas erlebt hätte? Der Freund werde ihn an seine zwölfjährige Wanderschaft erinnern. Gesehen allerdings und kennen gelernt habe er während derselben Vieles; aber nichts gethan, nichts geleistet. Sie sei nur ein Vorspiel des Lebens gewesen: wirklich zu leben müsse er erst anfangen. Pirckheimer kenne ihn nicht genug. Seine Natur verlange neben den Studien Umgang mit Menschen aller Art, auch solchen, die ihm unähnlich seien. Und viel leichter ertrage er dieses gesellige Geräusch, unter dem er sich vollständig zu isoliren im Stande sei, als die Einsamkeit. Daher suche er beides zu verbinden, und wie er bereits durch Schriften einige Auszeichnung erlangt habe, so verzweifle er nicht daran, auch noch in großen Weltgeschäften Ruhm zu erwerben. Dabei sollen ihn jedoch die theuren Studien beständig begleiten. Die Freunde irren, wenn sie meinen, seit er sich dem Hofdienst ergeben, habe er aufgehört zu studiren; weßwegen sie, zu seinem großen Leidwesen, mit erfreulicher Ausnahme Pirckheimer's und des Grafen von Nuenar, ihm nicht mehr schreiben.

Wie tiefgewurzelt die Liebe zu den Studien in ihm sei, habe er schon durch seine beharrliche Vertheidigung Reuchlin's bewiesen. Auch ferner werde er, wenngleich nicht immer ein vorsichtiger, doch ein eifriger Kämpfer gegen diejenigen sein, die sich der aufgehenden Sonne der Bildung als hindernde Wolken entgegenstellen, das Licht der Wahrheit in seinem Anbruche zu verfinstern, ja auszulöschen trachten. Ihren Haß werde er nicht zu vermeiden suchen, sondern nur darnach streben, daß sie ihn daneben auch fürchten müssen. Künftig gedenke er sie nicht mehr hinterrücks zu verspotten, sondern ins Angesicht zu bekämpfen. Den langsamen Fortschritt der guten Sache dürfe man sich nicht verdrießen lassen. Endlich werde es doch dahin kommen, „daß die bessern Wissenschaften wieder aufleben, die Kenntniß beider Sprachen uns

mit Griechen und Italienern verbinde, in Deutschland Bildung ihren Wohnsitz nehme, die Barbarei über die hyperboreischen Berge hinaus und bis zum baltischen Meere verbannt sei. Unterdessen wollen wir das Holz der Palme nachahmen, indem wir, je schwerer jene uns aufliegen, um so beharrlicher emporstreben, und gegen die lästigen Unterdrücker mit unbeugsamer Hartnäckigkeit uns erheben." Dabei wollen sie beide, Pirckheimer als Veteran und Führer, Hutten als munterer Rekrut, das Ihrige thun; Hutten die Feinde von dem Felde abwehren, das Pirckheimer und andere mit dem Samen der bessern Bildung anbauen mögen.

Wie Erasmus im Rheinland und in Niederdeutschland die Geister geweckt, wie Reuchlin seine Schwaben unterrichtet und gebildet habe, so sei Pirckheimer der Lehrer Nürnbergs geworden: Nürnberg's, welchem an dieser Stelle ein Lob zu Theil wird, das der Gelehrte in Hutten dem Ritter, der gegen die Städte und die Grundlage ihrer Größe, den Handel, eine standesmäßige Abneigung hegte, dießmal abgewann. Unter allen deutschen Städten sei Nürnberg die fruchtbarste an guten Köpfen, und wisse diese am besten zu schätzen. An Regiomontan, an Celtis habe es das bewiesen. In Venedig gebe es ein Sprichwort: alle andern Städte in Deutschland seien blind, nur Nürnberg sehe auf Einem Auge. Auch in Kunst und Industrie zeichne Nürnberg sich aus: nürnberger Fabrikate gelten schon als solche in allen Ländern für vortrefflich, und hauptsächlich für unverfälscht. Der Apelles der neuen Zeit, Albrecht Dürer, sei der Ihrige, dem die Italiener, die sonst nichts Fremdes anerkennen, ihre Werke unterschieben, um sie verkäuflicher zu machen. Eine solche Stadt sei für Pirckheimer's Wirksamkeit ein dankbarer Boden gewesen: ungleich schwerer und langsamer gehe es mit der Einführung humaner Bildung in Hutten's Stande. Immer sei hier noch die Meinung herrschend, daß Gelehrsamkeit unter der Würde eines Ritter's sei: diese Meinung habe der treffliche Eitelwolf, der für ihn und die Wissenschaften zu früh gestorben, zu entgelten gehabt. Jetzt eröffnen sich allmälig bessere Aussichten: die vornehmsten Räthe des Kaisers und der Fürsten, auch einzelne Fürsten selbst, scheinen der Partei des Humanismus günstig zu sein. Darum lobe man sie, nenne sie Mäcenaten und Auguste, nicht weil sie es verdienen, sondern zur Aufmunterung. Dadurch seien schon

einige unter ihnen in die Lage versetzt worden, ehrenhalber Gelehrten Gutes thun zu müssen, indem die Ueberzeugung sich feststelle, daß Begünstigung der Wissenschaften einem Fürsten wohl anstehe. Daher gehe sein Rath dahin, daß man von humanistischer Seite der Gunst der Fürsten alle möglichen Netze stelle[1]): um aber dieß zu können, müsse man in ihre Dienste treten und Aemter von ihnen annehmen, wie es die Juristen und Theologen auch machen, denen man sich hierin gleichzustellen habe.

Davon möge ihn (hiemit ist Hutten von seiner Abschweifung zum Thema seines Schreibens zurückgelangt) der Freund nicht abmahnen. Er könnte es mit Grunde nur dann, wenn beides unvereinbar wäre: aber gerade Pirckheimer selbst habe am schlagendsten bewiesen, daß man unter Staatsgeschäften, ja im Kriegsgetümmel, noch Muße für die Wissenschaft übrig behalten könne. So großen Beispielen will sich Hutten nicht zur Seite stellen: aber das muß er wiederholt erklären, daß die Beschränkung auf ein reines Gelehrtenleben seiner Natur entweder überhaupt nicht, oder doch jetzt noch nicht, angemessen ist. „Laß erst", ruft er dem gereiften Freunde zu, „diese Hitze verbrausen, diesen rastlosen und beweglichen Geist ein wenig müde werden, laß ihn jene Ruhe erst verdienen, zu der du mich vor der Zeit, wie es mir scheint, berufst."

Für jene Vereinigung von Geschäften und Studien sei gerade seine Stellung am mainzer Hofe besonders geeignet. Der gütige Fürst habe ihn von den gewöhnlichen Berathungen und dem gemeinen Geschäftsgange dispensirt. So habe er, trotz der vielen Unruhe, die ihm während dieses ersten Jahres die Sorge für seine Einrichtung und die Erlernung der Hofbräuche gemacht habe, doch viel studirt, auch etliches geschrieben. Um überall lesen und arbeiten zu können, führe er eine tragbare Bibliothek mit

---

1) Mit welcher Ironie gegen die großen Herren Hutten dieß betrieb, kann man z. B. aus seinem Briefe an Erasmus vom 6. März 1519 (Schriften I, S. 248) ersehen. Hier fordert er den Erasmus auf, seinen Erzbischof Albrecht um der Gunst willen, die er ihm (Hutten) widerfahren lasse, nur recht zu loben; er und andere Gelehrte werden es zu genießen haben; der Erzbischof hoffe gleich, es werde in eine von des Erasmus Schriften kommen, wenn er einem Humanisten eine Gunst erweise.

sich, und eben jetzt suche er einen jungen Menschen als Vorleser, Schreiber und Handlanger bei seinen gelehrten Arbeiten.

Wo er denn hin sollte, wenn Pirckheimer ihn nicht am Hofe wissen wolle? Dieser dürfe Hutten's Lage nicht nach der seinigen beurtheilen. In Städten lasse sich ruhig, ja bequem studiren: nicht so auf einer Ritterburg. Hier lassen die Enge und Unruhe, die Sorgen für die Wirthschaft und für die Vertheidigung, einer wissenschaftlichen Beschäftigung keinen Raum. Das sei nicht der ruhige Port, wohin ihn Pirckheimer aus den Stürmen des Hoflebens rufen dürfte. Vollkommene Ruhe und Sicherheit sei auf Erden nirgends zu finden; nicht allein der Hof sei ein stürmisches Meer, sondern das Leben überhaupt. So schlimm sei das Hofleben auf keinen Fall, als Hutten's früheres Reiseleben, wo es ihm oft am Nöthigsten gefehlt, und er aus Mangel sich zum Kriegsdienst habe bequemen müssen.

Nicht Liebe zum Wechsel oder Genußsucht, das dürfe Wilibald ihm glauben, sondern die klar erkannte Nothwendigkeit habe ihn dem Hofleben zugeführt. Er habe sich sein bestimmtes Ziel gesteckt: aber um dieses zu erreichen, bedürfe er einer Unterstützung, einer Wegzehrung gleichsam, und die solle der Hof ihm reichen. Wie? das wolle er dem Freunde bei Gelegenheit mündlich auseinandersetzen. Es sei ein vernünftiger Ehrgeiz, der ihn antreibe, seinen Namen und seine Würde zu behaupten, seinen angeborenen Adel durch persönliches Verdienst sich erst wahrhaft anzueignen, den Ruhm und Glanz seiner Familie zu vermehren. Versäumte er dieß über seinen gelehrten Beschäftigungen, so würde er gerade dadurch seine Standesgenossen in ihrem Vorurtheil gegen die Wissenschaft bestärken. Gewissermaßen rechne er bei seinem Plane auch auf das Glück. Manches könne nur das Glück ihm geben; während es ihm auf der andern Seite nichts, das der Rede werth, nehmen könne. Da sein Vermögen auf keinen Fall zureiche, um davon so, wie er wünschte, leben zu können, so läge wenig daran, wenn er auch vollends darum käme. Seinen Adel aber könne das Glück wohl erhöhen, aber nicht vermindern. Seine Gemüthsruhe werde er zu behaupten wissen; denn er glaube die Fassung sich errungen zu haben, daß er zu gleicher Zeit nach Ehren trachten, und sie verachten könne.

So möge der Freund ihn erst dann vom Hofleben ab-

pflücken, wenn er darin reif geworden sein und seinen Zweck erreicht haben werde. Habe er erst einmal etwas gethan, das Zeugniß gebe, daß er gelebt, dann wolle er sich in wissenschaftliche Ruhe und Verborgenheit begraben, und der stolzen Hofleute, der Adelichen, Theologen und Juristen lachen.

Nach allerhand Mittheilungen über den Reichstag, über sein körperliches Befinden und seinen Umgang in Augsburg, kommt Hutten auf Literarisches, auf des Erasmus neue Ausgabe des Neuen Testaments, Budäus' Commentar zu den Pandekten und andere Zeichen des Auflebens der Wissenschaften in Deutschland und Frankreich zu reden; worauf er seinen Brief mit dem schönen Triumphrufe schließt: „O Jahrhundert! o Wissenschaften! Es ist eine Freude, zu leben, wenn auch noch nicht, sich zur Ruhe zu setzen, mein Wilibald. Es blühen die Studien, die Geister regen sich: du, nimm den Strick, Barbarei, und mache dich auf Verbannung gefaßt!"

Durch dieses Sendschreiben war Hutten sich bewußt, seiner Freundschaft mit Pirckheimer und diesem selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt zu haben. Auch schrieb er dieß offenherzig an den Freund, als er ihm eine Anzahl gedruckter Exemplare (sammt dergleichen von dem Gespräch über das Hofleben und der Türkenrede) zur Ablieferung an den nürnberger Buchführer und zur Besorgung nach Leipzig überschickte [1]).

---

1) Schriften I, S. 221 f.

Eilftes Kapitel.

Hutten's Krankheit und die Guaiak-Cur.

(1508—1518.)

Schon zu wiederholten Malen ist in unserer Erzählung von der Krankheit die Rede gewesen, welche den Helden derselben beinahe von seinem ersten Hervortreten an, unter allerlei Wechsel von Linderung und neuem Ausbruch, bis hieher verfolgte, wo er endlich durch eine Radicalcur mit derselben fertig zu werden hoffte, und dem Mittel, das ihm soweit geholfen, in einer eigenen Schrift ein Denkmal setzte, in welcher er zugleich eine Geschichte seiner Krankheit gab[1]). Eben aus diesem Grunde haben wir ein genaueres Eingehen auf den Gegenstand bis zu dieser Stelle aufgespart.

Bekanntlich war es die venerische Krankheit, an welcher Ulrich Hutten bereits seit beiläufig 10 Jahren litt[2]). Ein Leiden, das, wie es ihn körperlich zu Grunde gerichtet hat, so von den Gegnern seiner Bestrebungen benutzt worden ist, ihn wo möglich auch moralisch zu vernichten. Besonders die katholische Polemik, von Rainaldi bis auf Weislinger, und von diesem bis auf die Ultramontanen unserer Tage herab, hat diesen Umstand mit Vorliebe ausgebeutet. Ihr gegenüber haben sich Hutten's Verehrer

1) De Guaiaci medicina et morbo Gallico liber unus. Schriften V, S. 397—497.

2) Die Dauer der Krankheit betreffend vgl. De Guaiac. med. c. 4, a. a. O. S. 409 §. 11 mit Querel. I, 1, v. 31—34, Schriften III, S. 22. Darnach fiele ihr Anfang in das Jahr 1508 oder 9, wo Hutten in Leipzig oder nach schon auf seiner Reise nach dem Norden begriffen war.

in der Regel hinter die Möglichkeit zurückgezogen, daß man zu jener Zeit, als das Uebel noch in der ganzen Heftigkeit seines ersten Ausbruchs wüthete, wie z. B. Herder sich ausdrückt, „sehr unschuldig dazu kommen konnte“; daß aber Hutten wirklich so dazu gekommen sei, aus der Offenherzigkeit gefolgert, womit er überall von der Sache rede. Wir lassen, um uns nicht befangen zu machen, den moralischen Gesichtspunkt einstweilen ganz aus dem Spiele, und sehen vorerst nur zu, was sich über die Art, wie Hutten zu der Krankheit gekommen, aus seinen Schriften entnehmen läßt.

Eine ausdrückliche Angabe über diesen Punkt suchen wir darin vergebens. Die früheste Schrift, in welcher Hutten seiner Krankheit gedenkt, die Klagen gegen die Lötze, geben nur Dauer und Symptome, nichts über die Entstehungsart. Darüber gehen auch die gelegentlichen Aeußerungen in spätern Briefen und Gedichten nicht hinaus. Wenn Hutten in einem Briefe an Fachus von seinem Hinken (einer Folge der in Rede stehenden Krankheit) sagt, er wisse nicht, solle er es dem Unglück, oder der Tollkühnheit zuschreiben, mit der er sich im zarten Alter zu wenig geschont habe[1]); wenn er an Pirckheimer schreibt, nicht durch unmäßiges Leben, wie seine näheren Bekannten wissen, sondern durch Studium und Reisen, wobei er von Frost und Hitze, Ermüdung, Hunger und Durst, gar zu oft und heftig gelitten, habe er sich (nun sagt er aber nicht: jene Krankheit, die er ja davon auch nicht wohl ableiten konnte, sondern:) seine Kränklichkeit, näher eine Magen- und allgemeine Körperschwäche, zugezogen; wozu noch der übermäßige Blutverlust aus seinen Wunden gekommen sei, der seine Kräfte erschöpft und sein Aussehen bleich gemacht habe[2]): so ist hier immer nur von solchen Uebeln die Rede, die sich zu seinem Hauptübel gesellten, oder von Ursachen, die dasselbe und seine Folgen verschlimmerten, von seiner Entstehung erfahren wir nichts.

In der Schrift über das Guaiak aber, wo Hutten die Geschichte des ersten Auftretens und Umsichgreifens der Franzosenkrankheit in Europa gibt, grenzt er das erste Stadium, während

---

1) S. oben S. 62 f.

2) Schriften I, S. 206.

dessen die Seuche epidemisch gewesen und auch ohne Contagium entstanden sei, beiläufig mit dem siebenten Jahre seit ihrem Erscheinen, also mit d. J. 1500 ab; seitdem, sagt er, sei es glaublich, daß sie keiner mehr anders als durch Contagium, und zwar vorzugsweise durch den Beischlaf, bekomme[1]): in dieses letztere Stadium fällt aber seine eigene Ansteckung. Freilich darf man sich aber nur an die Unreinlichkeit jener Zeit erinnern, und von den Hofbetten, die Hutten in seiner Aula beschreibt, den Schluß auf die Lagerstätten in den elenden Herbergen machen, in denen er auf seinen Reisen so oft zu übernachten hatte, um allerdings ein ansteckendes Contagium, auch ohne jene specifische Veranlassung, in diesem zweiten Stadium der Krankheit noch sehr möglich zu finden. Wie leicht war es für Hutten, mit einem einzigen Worte auf eine solche Entstehung seines Uebels hinzuweisen: aber nirgends hat er es gethan.

Nun darf man aber hieraus auch wieder nicht zu eilig schließen, daß er sich also einer andern, minder unschuldigen, Ursache seiner Krankheit müsse bewußt gewesen sein. In unserer Zeit würde, wer kundbar an diesem Uebel litte, und sich bewußt wäre, auf jenem unverfänglichen Wege dazu gekommen zu sein, dieß gewiß nicht verschweigen: aber in unserer Zeit würde auch Niemand, wie Hutten, seine Beobachtungen über die Lustseuche und deren Heilung einem Erzbischof mit der naiven Wendung zueignen, er wünsche nicht, daß der hochwürdige Herr sie jemals selbst nöthig haben möge, das wolle Christus der Heiland verhüten! aber an seinem Hofe können sie vielleicht gute Dienste leisten[2]); Niemand würde heut zu Tage, wie abermals Hutten, ohne Noth von seinem noch lebenden Vater drucken lassen, daß auch er an diesem Uebel gelitten habe[3]). Daraus geht hervor, was Kennern jener Zeit und ihrer Literatur ohnehin bekannt ist, daß diese Krankheit überhaupt damals noch anders angesehen, daß die besondere Schande, wie jetzt, noch nicht mit derselben verbunden war; wenn dieß aber zu einer Zeit der Fall war, wo man bereits wußte, daß sie sich in der Regel nur noch durch geschlechtliche

1) C. 1. A. a. O. S. 402 f.
2) Am Schlusse der Schrift, S. 496.
3) Ebendas., c. 3 und 12. S. 407. 438.

Berührung, begreiflicherweise vornehmlich die vage, fortpflanzte, so folgt, daß man auch von dieser letzteren selbst damals anders, als heute bei verfeinerten Sitten, gedacht haben muß.

Das ganze Mittelalter war, wie bekannt, in diesem Stücke weit weniger streng, als man von seiner religiösen Weltanschauung erwarten sollte. Man denke nur an die breite und unbefangene Rolle, welche in der Gesetzgebung und Literatur jener Zeit die gemeinen Frauenhäuser spielen. Schon der erzwungene Cölibat der Geistlichen nährte, gerade in den gebildetern Kreisen, eine laxe, um nicht zu sagen frivole Denkart über solche Dinge. Im funfzehnten Jahrhundert kam nun in eben diesen Kreisen, durch das erneuerte Studium der Alten, deren naturalistische Lebensanschauung hinzu. Was bis dahin für eine läßliche Sünde gegolten hatte, die sich durch Beichte und eine leichte Buße abthun ließ, das erschien jetzt als etwas Natürliches, wobei es auf die nähern Umstände ankam, ob es überhaupt zu schelten sei. Daher drücken sich die Humanisten jener Tage über Verhältnisse und Vergehungen dieser Art in einer Weise aus, in die wir uns kaum finden können. Der würdige Mutian erscheint uns in solchen Stellen seiner Briefe gar zu cynisch, und Albrecht Dürer's Scherze über Wilibald Pirckheimer's zahlreiche Buhlschaften gar zu plump. Daher, als nun jene Krankheit auftrat, erschien, von ihr befallen zu werden, gerade in diesen Bildungskreisen am wenigsten als ein Schandfleck, den man zu verstecken, sondern als ein Unfall, über den man so laut wie über jeden andern zu klagen das Recht hätte. Als im Jahr 1523 Luther bedenklich kränkelte und die ulmer Mönche bereits über seinen Tod jubelten, ließ ihm der dortige Arzt Wolfgang Rychard, der in Luther einen andern Elias verehrte, durch einen Freund in Wittenberg ärztliche Rathschläge ertheilen, worin auch auf den Fall Bedacht genommen war, daß das malum Franciae mit unterlaufe.

Fällt aber hienach der Schluß dahin, daß Hutten, wenn er sich bewußt war, „unschuldig" zu seinem Uebel gekommen zu sein, dieß zu seiner Ehrenrettung nothwendig auch gesagt haben müßte: so läßt sich doch auf der andern Seite, Hutten als Sohn seiner Zeit und ihrer Denkweise betrachtet, auch nicht mehr von vornherein wahrscheinlich finden, daß er sich aller derjenigen Berührungen enthalten haben werde, wobei auf dem gemeinen

Wege zu jenem Uebel zu gelangen war. Auch was wir Persönliches von ihm wissen, führt nicht auf eine solche Wahrscheinlichkeit. Seine Schriften zwar zeigen sich, wenn wir seinen Antheil an den Dunkelmännerbriefen abrechnen, wo aber Schmutz und Zoten durch den satirischen Zweck gefordert waren, merkwürdig rein, und insbesondere seine Briefe unterscheiden sich hierin vortheilhaft von manchen andern Briefwechseln jener Zeit. Aber man bedenke sein Naturell und seinen Lebensgang. Mit einem raschen, feurigen Temperamente trat er aus klösterlichem Zwang im 17. Jahr in das abenteuernde Leben eines fahrenden Schülers über, das ihn zuletzt sogar in das Lager geworbener Soldtruppen führte. Wenn später Erasmus, mit Berufung auf alle, die Hutten genauer gekannt, von seinem, gelind ausgedrückt, soldatischen Wandel, seinem Hange zu Verschwendung, Spiel und Dirnen, von Ausschweifungen sprach, die selbst seine elende Krankheit ihm nicht habe abgewöhnen können[1]): so werden wir zwar nicht vergessen, daß das die Nachrede eines Feindes ist, der damals durch einen Angriff Hutten's (von dem an seiner Stelle die Rede werden wird) auf's Aeußerste gereizt war. Aber Erasmus spricht davon öffentlich so als von etwas Notorischem, wie er schwerlich wagen konnte, wenn, bei aller Uebertreibung vielleicht, nicht doch etwas an der Sache war. Und eine starke Neigung zum sinnlichen Liebesgenusse, die nur durch seine Kränklichkeit in Schranken gehalten sei, bekennt Hutten, wenn auch in scherzhafter Form, selbst[2]). Halb scherzhaft mag es auch gewesen sein, wenn der selbst nicht sittenstrenge Pirckheimer ihn während seiner Guaiak-Cur ermahnte, sich der Liebeswerke zu enthalten: aber Hutten beruft sich dagegen auch nur auf seine Erschöpfung durch die strenge Diät bei dieser Cur, um dem Freunde jeden Verdacht solcher Art zu benehmen[3]). Auch der incertus amor, von dem er in dem Jugendgedicht an Trebelius spricht, muß uns hier einfallen[4]).

1) An Luther, Hutten's Schriften II, S. 409. An Botzheim, ebendas., S. 396.

2) Febris secunda, Schriften IV, S. 135. In meiner Uebersetzung der Hutten'schen Gespräche S. 86 f.

3) In dem Sendschreiben an Pirckheimer, Schriften I, S. 212.

4) Schriften I, S. 8, v. 11.

Doch man mag auf diese Aussagen und Anzeichen so wenig Gewicht legen als man will: man erinnere sich nur, was man müßte erweisen können. Man müßte, wie schon gesagt, als überwiegend wahrscheinlich erweisen können, daß Hutten von Jugend auf sich aller der Berührungen enthalten habe, die auf dem gewöhnlichen Wege Ansteckung herbeiführen konnten. Getraut man sich nicht, dieß zu erweisen, so wird es dann aber für die moralische Beurtheilung ganz unerheblich, ob er nun bei einer solchen Gelegenheit von dem Uebel betroffen worden, oder hiebei zwar zufällig frei ausgegangen, dafür aber ein andermal „unschuldig" dazu gekommen ist.

Jedenfalls indessen hatte er den Jugendfehler, dessen wir ihn schuldig achten, in einem Grade zu büßen, welcher selbst des unerbittlichsten Sittenrichters Strenge in Mitleid verwandeln muß. Die Krankheit, wie schon erwähnt, war damals zwar nicht mehr in ihrem ersten, doch immer noch in einem Stadium, dessen furchtbare Symptome über ihre heutige Erscheinungsform weit hinausgingen; während die Arzneikunst ihrerseits noch im unsichern Tappen nach der rechten Behandlungsart begriffen war. Man weiß daher nicht, was schrecklicher ist, die Beschreibung, die uns Hutten von seinem Zustande, oder die er uns von den Quälereien macht, welche von unverständigen Aerzten als Curen über ihn verhängt wurden. Die Schäden, an denen er litt, waren theils offene, fließende Geschwüre, theils geschlossene Anschwellungen und knochenartige Verhärtungen, endlich Schwinden des Fleisches und Lockerung der Bänder an einzelnen Körpertheilen; Stehen, Gehen, Armaufheben und Drehen des Kopfes war erschwert; zeitenweise trat ein Zittern aller Glieder ein; die Geschwüre und Verhärtungen waren zum Theil unleidlich schmerzhaft; die Ausflüsse so ekelhaft und übelriechend, daß der Kranke nicht allein Andern, sondern auch sich selbst, zur Last und zum Abscheu war. Kein Wunder, daß Kurfürst Albrecht äußerte, er könnte Hutten wohl gebrauchen, wenn er nur in bessern Gesundheitsumständen wäre. Kein Wunder aber auch, daß dieser es hoch anschlug, wenn einer, wie sein Verwandter, der augsburger Domherr Johann von Wirsberg, durch den Dunstkreis seines luftdicht verschlossenen Krankenzimmers sich nicht abhalten ließ, stundenlang bei ihm zu sitzen und ihn durch Gespräch und Erzählungen auf-

zuheitern. Früher hatte ein anderer Freund, als er Hutten's gräßlichen und wie es schien hoffnungslosen Zustand sah, ihm geradezu den Rath gegeben, sich umzubringen. Und diese Schäden und Leiden hatte bisher Hutten nicht etwa ruhig abwarten können, sondern sie auf seinen Reisen von Greifswald bis Rom, von Wien und Olmütz bis Mainz und Paris mit sich herumgeschleppt. Es fehlte ihm an Ruhe, fehlte ihm, da er noch dazu meistens von Mitteln entblößt war, an Pflege, und er war nicht selten genöthigt, in Ermangelung von Aerzten, die freilich ihrer Mehrzahl nach auch wenig Hülfe brachten, sich Pfuschern und Quacksalbern anzuvertrauen. Alles Mögliche war im Laufe dieser zehn Jahre an ihm versucht worden: Bäder und Tränke, Bähungen und Aetzmittel jeder Art. Die gräuliche Schmiercur, die den mit Salzen, Pulvern und Oelen aller Art eingeriebenen Kranken 20—30 Tage lang in Betten gewickelt im glühendheißen Zimmer hielt, diese schreckliche Cur, die manchem das Leben, andern den Verstand gekostet, hat er in verschiedenen Formen eilfmal durchgemacht. Alle diese Mittel und Curen aber hatten im besten Falle palliativ gewirkt. Eine Radicalcur hoffte der Kranke von dem Guaiakholze, zu dessen Gebrauch ihm sein Freund Stromer, der Leibarzt seines Fürsten, gerathen hatte.

Die Cur war einerseits eine Hungercur, andererseits wurde das Decoct von den Spänen des Guaiakholzes getrunken, während der Kranke in einem mäßig geheizten, dem Zutritte der Luft möglichst verschlossenen Zimmer, einen Theil des Tages im Bette, sich aufhielt. Die offenen Schäden wurden dabei mit einer Salbe von Bleiweiß, oder auch nur von dem Schaume des Guaiakdecocts, behandelt. Nach 40 Tagen durfte Hutten wieder ausgehen; doch stand es noch einmal 40 Tage an, bis der Schaden an seinem Schienbein ganz zugeheilt war. Nun aber fühlte er sich auch wie neugeboren, die geschwundenen Kräfte stellten sich wieder ein, und er scherzte bald darauf über sein Fettwerden. Von dem Holze, dem er seine Rettung zu verdanken glaubte, spricht er als von einer göttlichen Wohlthat, einer vom Himmel herab gebotenen Hülfe, mit einer Art von religiöser Verehrung, und er hielt es gewissermaßen für Pflicht der Dankbarkeit, es durch eine Schrift zu verherrlichen und der leidenden Menschheit bekannt zu machen.

Ueber das Guaiakholz als vermeintliches Specificum gegen

die Lustseuche hatte schon das Jahr vorher der Professor und kaiserliche Physicus Nikolaus Poll einen Tractat verfaßt, und denselben dem Cardinal von Gurk, Matthäus Lang, gewidmet, der um die Erforschung und Bekanntmachung des von den Spaniern auf St. Domingo gefundenen Heilmittels ein besonderes Verdienst in Anspruch nahm. Jetzt forderte Poll's College, der getaufte Jude Paul Ricius, Hutten auf, dem Guaiak seine Feder zu widmen, und seine Schrift gleichfalls jenem Cardinale zuzueignen. Zum Ersteren war Hutten schon von selbst geneigt; aber die letztere Aufforderung empörte sein ganzes Selbstgefühl, da er dem stolzen Kirchenfürsten die geringschätzige Behandlung nicht verzeihen konnte, die er vor 6 Jahren in Bologna von demselben hatte erfahren müssen[1]). Hutten begann seine Schrift nach Beendigung seiner Cur in Augsburg im Herbst 1518, und vollendete sie mit einer Zueignung an seinen Kurfürsten um Neujahr 1519.

Die Schrift handelt in 26 Kapiteln sehr methodisch und in ausgezeichnetem Latein von dem Ursprung, den muthmaßlichen Ursachen und den Symptomen der Lustseuche; den bisher, und insbesondere auch von Hutten selbst, gegen sie gebrauchten Mitteln; kommt sofort auf das neue Specificum, das Guaiakholz, seine Auffindung, Natur und Zubereitung, zu reden; gibt hierauf von der mittelst desselben vorzunehmenden Cur, mit allem was dabei zu beobachten und zu vermeiden ist, eine umständliche Darstellung; hier theilt Hutten auch von seinem eigenen Krankheitszustande, den jenes Mittel gehoben, eine genaue Beschreibung mit; worauf Verhaltungsregeln für die Genesenen den Schluß machen. Merkwürdig ist hiebei, zu sehen, wie Hutten, dessen Prosa sich uns bisher nur im Sturmlaufe der rednerischen Declamation, oder in dem raschen Wechselspiele des Dialogs gezeigt hat, auch den gemessenen Schritt der didaktischen Darstellung sich so vollkommen anzueignen verstand, als hätte er von jeher in diesem Felde gearbeitet.

Nur an Einer Stelle thut er sich auch in dieser Schrift als Redner gütlich: wo er nämlich, aus Gelegenheit der zur Guaiak-Cur erforderlichen strengen Diät, auf den Luxus zu sprechen kommt, der zu jener Zeit in Deutschland herrschend geworden war.

1) S. oben, S. 64.

Diesem Gegenstande widmet er ein eigenes, und zwar das umfangreichste Kapitel seiner Schrift [1]). Er beginnt mit dem Wunsche, den wir schon kennen, daß unsere Nation sich endlich selbst erkennen möge, d. h. dießmal einsehen, wie wenig sich solche Völlerei für das weltherrschende Volk gezieme. Die Vorfahren, die uns diesen Rang erkämpft haben, welchen die übrigen Völker uns nur noch zum Hohne lassen, haben ein anderes Leben geführt. Zunächst wird hier gegen das Laster der Trunkenheit losgezogen; doch noch weniger entschuldbar der Luxus in Speise und Anzug gefunden, der jetzt einreiße, der Hang zu ausländischen Gewürzen, Wohlgerüchen und Kleiderstoffen, welcher die Deutschen zugleich entnerve und arm mache. „Den ächten alten Deutschen diente nach Plinius, wie noch jetzt vielen, Haberbrei zur Nahrung. Wir hingegen speisen überseeische Bissen, die wir für so unentbehrlich halten, daß es bei unsern Hausvätern Grundsatz geworden ist, was hier wächst zu verkaufen, um jenes Fremde einzuhandeln. Nichts Anderes hat die Fugger so reich gemacht, welche, während wir unseres Leibes pflegen, allein in Deutschland Geld und kostbare Häuser besitzen. Denn so sehr sind diese Diener unserer Lust emporgekommen, daß ihr Vermögen für größer als das eines jeden von unsern Fürsten geschätzt wird.“ So bringt denn Hutten dem Safran und der Seide ein förmliches Pereat, und wünscht allen denen das Podagra und die Franzosen, die nicht ohne Pfeffer sein können. Kernsprüche und Beispiele aus der alten Welt, von Sokrates und Diogenes, Cato und Hannibal, aus der neuern das seines Großvaters Lorenz, werden beigebracht; einmal, wo es gegen die Geistlichen als die Heerführer der Ueppigkeit geht, auch etliche Bibelsprüche ins Feld geführt.

Den eigentlichen Gegenstand seiner Schrift anlangend, bescheidet sich Hutten, dasjenige zu geben, was er als gebildeter Nichtmediciner allein geben konnte: nämlich, außer dem Geschichtlichen, seine eigenen Erfahrungen in Bezug auf die Krankheit und Cur, mit gelegentlichen Seitenblicken auf das, was er an andern beobachtet hatte. Bei der Ausarbeitung war ihm, da Stromer nach dem Schlusse des Reichstags mit dem erzbischöflichen Hofe nach Sachsen gegangen war, der zweite Leibarzt, Gregor

1) Cap. 19. Contra luxum parsimoniae laus. S. 457—470.

Coppus, in einigem behülflich, der auch die Handschrift vor dem Drucke durchsah. Gedruckt wurde sie zu Mainz, als Hutten bereits zum würtembergischen Feldzuge sich aufgemacht hatte; weßhalb der gelehrte Factor der Schöffer'schen Druckerei, Wolfgang Angst, Ursache fand, wegen der vielen Druckfehler um Entschuldigung zu bitten. Die Schrift fand schnelle und weite Verbreitung, wurde ins Deutsche (von Thomas Murner), Englische und Französische übersetzt, und behauptet noch heute in der Geschichte der Seuchen und der Heilkunde ihren Platz.

Indem wir nun aber, dem Leser und uns selbst zu Gefallen, die nähere Erörterung von Hutten's Krankheitsumständen bis zu dieser Stelle verschoben haben, müssen wir uns eines Unrechts gegen unsern Helden schuldig bekennen. Wir haben ihm nämlich damit bisher die Anerkennung unterschlagen, die, neben der Bewunderung seiner Schriften als solcher, der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechthums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit, Frische und Leben ist. Auch während seiner Guaïak-Cur ließ sich Hutten vom Studium, ja von eigenen Ausarbeitungen, wie das ausführliche Sendschreiben an Pirckheimer, durch das Verbot der Aerzte nicht abhalten, die nicht wußten, daß dergleichen für ihn nicht Anstrengung, sondern Vergnügen war. Das Gedicht an Christoph Hacus, dessen Besuch den Kranken auf Stunden gesund und heiter machte (mit wenigen seiner italienischen Epigramme in einem jener Maße geschrieben, deren Vorbilder nicht aus Virgil und Ovid, sondern aus Horaz und Catull genommen waren), scheint der letzten Zeit in Mainz, vor dem Anfang der Cur in Augsburg, anzugehören [1]).

Noch waren die Schäden an seinem Schienbeine nicht vollständig zugeheilt, als Hutten im strengen Winter (November oder December 1518) von Augsburg nach Steckelberg reiste, um seine damals noch lebenden Eltern zu besuchen [2]). Hier, auf der Burg seiner Väter, holte er jedesmal freier Athem; die Rücksichten deren er zwar auch sonst nicht viele zu nehmen pflegte, fielen da vollends hinweg. Daß seine Türkenrede im Drucke durch die

1) Ad Christophorum Hacum. Schriften I, S. 239.
2) De Guaiac. c. 8., S. 424.

Aengstlichkeit seiner im kaiserlichen Dienste stehenden Freunde verstümmelt worden war, und zwar gerade diejenigen Theile verloren hatte, auf die er am meisten Gewicht legte, war ihm schon auf seinem Krankenzimmer zu Augsburg, als er sie an Pirckheimer schickte, empfindlich gewesen. Lebhaft hatte er die Collision gefühlt, daß er, wenn er Amt und Versorgung haben wolle, die Pflicht des Patrioten, ungescheut die Wahrheit zu sagen, nicht erfüllen dürfe. Jetzt in der freien Luft seiner heimischen Berge hielt er das nicht mehr aus. Er entschloß sich, seine Rede vollständig drucken zu lassen, und gab ihr eine Zuschrift an alle freien und wahren Deutschen mit [1]).

Wohlmeinende Freunde, sagt er hier, haben ihn gewarnt, seine Türkenrede drucken zu lassen, aus Furcht, einige allzu freimüthige Stellen gegen den römischen Hof könnten ihm Gefahr bringen. Er habe ihren Mahnungen und Bitten sich gefügt, und seinen Eifer zurückgehalten: ungern schon damals, und nun sei es ihm nicht länger möglich. Es scheine ihm unedel, aus Furcht vor persönlicher Gefahr dem Vaterlande seinen Dienst zu entziehen. Und zudem könne er in der Sache nicht einmal Gefahr entdecken. Seine Rede bediene sich nur einer rechtmäßigen und nothwendigen, keiner muthwilligen Freiheit, und von Leo X. versehe er sich nur des Besten; abgesehen davon, daß er ja mit demselben in der Aufforderung zum Türkenkrieg übereinstimme. Doch, sollte ihm auch Gefahr drohen, so verläßt sich Hutten auf den Beistand seiner Deutschen, für die er sich derselben unterzogen hat. Und selbst die Feinde und Unterdrücker Deutschlands sollten in ihrem eigenen Interesse sich hüten, die Sache zum Aeußersten zu treiben. „In der That (mit diesen Worten, welche die Reaction aller Zeiten sich sollte gesagt sein lassen, aber freilich keine sich gesagt sein läßt, schließt Hutten sein Sendschreiben), wenn es einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede thun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit einmal, zu der Unterdrücker größtem

---

1) Vgl. oben, S. 212 ff. Die neue Ausgabe mit dem Zusatz auf dem Titel: Insunt quae priori editione exempta erant. Die Zuschrift: Liberis omnibus ac vere Germanis, Schriften I, S. 240—242.

Schaden, plötzlich ausbreche und sich wieder herstelle. Wie viel klüger wäre es, verständig angesehen, wie viel gerathener selbst von dem Standpunkt unserer Unterdrücker aus, ihr immer noch etwas Athem zu lassen und sie nicht gar zu eng zusammenzupressen, als es dahin zu treiben, daß sie im Gefühl der drohenden Erstickung sich gewaltsam durch einen zerstörenden Ausbruch Luft machen muß. Denn einfangen und leicht binden läßt sie sich wohl, zumal wenn es einer geschickt und schlau anzugreifen weiß; umbringen und abschlachten aber läßt sie sich nicht, und sie ganz zu vernichten ist unmöglich. Darum möge man uns freiwillig etwas Freiheit geben, damit wir uns nicht mit Gewalt alles nehmen. Obwohl es nur wenig ist, was ich mir herausgenommen habe: nämlich einen gerechten Schmerz nicht ohne Ausdruck zu lassen, und dem gemeinsamen Unwillen des Vaterlandes ein bescheidenes Wort zu leihen. Also Muth!.. und ihr, denen des Vaterlandes Freiheit am Herzen liegt, die ihr Deutschlands Ehre erkennet, und noch nicht ganz dem Aberglauben verfallen seid, leset, waget Aehnliches und lebet wohl."

Nach Mainz um den Anfang d. J. 1519 zurückgekehrt, bereitete Hutten seinem Fürsten eine doppelte literarische Huldigung: durch die Zueignung seiner Schrift über das Guaiak, wovon bereits gesprochen, und durch die Widmung einer neuen Ausgabe des Livius. Zu St. Martin in Mainz waren Stücke von zwei Büchern aus der vierten Decade des Livius, die bisher gefehlt hatten, aufgefunden worden, und es hatten nun die beiden Gelehrten, Nikolaus Carbach und Wolfgang Angst, beide uns schon aus den Dunkelmännerbriefen als Mitglieder des Humanistenkreises bekannt, deren ersterer schon einige Jahre über Livius Vorlesungen gehalten hatte, eine neue, auch sonst verbesserte Ausgabe dieses Schriftstellers in der Schöffer'schen Druckerei daselbst veranstaltet [1]). Sie konnten die Zueignung selbst abfassen; aber sie sprachen Hutten darum an, weil es ihnen in Uebereinstimmung mit den gelehrten Domherren, dem Dekan Lorenz Truchseß, Dietrich Zobel und Marquard Hatstein, für den Erzbischof schmeichelhafter schien, wenn

1) T. Livius Patavinus historicus, duobus libris auctus etc. Die neuen Stücke waren Lib. XXXIII ohne die 17 ersten Kapitel, und Lib. XL von Cap. 37 an. Hutten's In T. Livium ... praefatio, Schriften I, S. 249—251.

die Zuschrift von einem Manne seines Hofstaats ausginge. Der römische Geschichtschreiber selbst, führt Hutten in dieser Widmung aus, wenn er sich einen Patron zu wählen hätte, würde keinen andern wählen wollen, keinen würdigern wählen können, als einen um die bessern Studien und Gelehrten so verdienten Fürsten wie Albrecht: auf der andern Seite aber sei auch die Zueignung eines Autors wie Livius für den Kurfürsten eine hohe Ehre, welche dieser wohl bald durch neue mäcenatische Verdienste zu erwiedern wissen werde. „Du erkennst deinen Beruf, und so steht es gut; du begünstigst die Wissenschaften, und wirst hinwiederum von ihnen verherrlicht. Mit der Barbarei ist es zu Ende: bis hieher wurden die Studien gering geachtet; jetzt kehrt man zur wahren Gelehrsamkeit zurück, die Geister bilden sich."

Im Februar 1519 erschien nun auch das Gespräch, das, wenngleich vielleicht erst zu Mainz oder auf Steckelberg ausgearbeitet, doch seinem Motive nach in Augsburg, unter dem Einflusse dessen, was Hutten von dem Cardinal Cajetan sah und hörte, ausgedacht war. Uebrigens ist dieses Gespräch, das Fieber betitelt[1]), eine Satire auf das üppige Leben der Geistlichen und Reichen jener Zeit überhaupt, mit einem besondern Stachel allerdings auf den Cardinal. Die Situation ist diese. Hutten will das Fieber, das bei ihm im Quartier gewesen, austreiben; dieses bittet sich aus, wenn es sein müsse, wenigstens in eine andere gute Herberge geführt zu werden. Hutten weist es zum Cardinal S. Sixti (Cajetan), der aus Rom nach Deutschland geschickt sei, um Geld, angeblich zum Türkenkrieg, in der That aber für die Verschwendung des römischen Hofes, auszuwirken. Da könne es gewiß hoffen, wohl gehalten zu sein; denn der Mann ruhe in purpurnem Gewande hinter vielen Vorhängen, speise auf Silber, trinke aus Gold, und sei ein solcher Feinschmecker, daß ihm in Deutschland nichts munden wolle: die deutschen Rebhühner und Krammetsvögel seien nicht nach seinem Gaumen, das deutsche Wildpret sei ihm zum Ekel, unser Brod nenne er geschmacklos, und

1) Febris, Dialogus Huttenicus. Hinten: Mense Febr. an. 1519. Im folgenden Jahr in die Sammlung der Dialogi als Febris prima aufgenommen. Schriften IV, S. 27—41. In meiner Uebersetzung von Hutten's Gesprächen S. 50—62.

unser Wein vollends presse ihm Thränen aus. Daher heiße er Deutschland ein Barbarenland, und habe sich seit vier Monaten nicht satt gegessen, aus Mangel an feinen Bissen. Allein das Fieber hat keine Lust zu dem binsendünnen saftlosen Kopfhänger, der gegen seine Dienerschaft der ärgste Knicker sei, und es gewiß gleich mit dem Banne belegen würde, so wie es über seine Schwelle träte. Bei den Fürsten und reichen Kaufleuten aber fürchtet es die Aerzte, hinter welche diese sich verschanzen. Indem das Fieber sofort seine Bitte, in eine gute Herberge geführt zu werden, mit der Berufung auf eine alte Wohlthat gegen Hutten wiederholt, dieser aber von keiner solchen wissen will, erinnert es ihn daran, wie es vor acht Jahren, da es als viertägiges ein halb Jahr lang bei ihm zu Gaste gewesen[1]), ihn so fleißig, fromm und geduldig gemacht habe. Ja, gequält habe es ihn, und er sich dann aus Ueberdruß in die Arbeit geworfen, erwiedert Hutten, und droht dem Fieber, wenn es nicht fort wolle, mit schmaler Kost und Aerzten wie Stromer: aber das Fieber kennt seinen Patienten; es weiß, daß Hutten lieber ein Jahr lang krank sein, als ein Paar Scrupel Rhabarber oder Nießwurz einnehmen will. So gibt sich dieser abermals daran, sich mit dem bösen Gaste wegen des Quartierwechsels gütlich zu verständigen: er will es zu den Mönchen führen, deren Wohlleben ohne Bewegung für das Fieber ganz besonders einladend sein müsse: allein die Mönche, erinnert dieses, haben von den alten Weibern, die bei ihnen beichten gehen, Zauberformeln gelernt, es abzutreiben. Auch unter den Domherren, meint hierauf Hutten, finden sich fette, wohlgenährte Leute, bei denen es sich wohl befinden müsse; zwar machen sich diese durch Reiten und Jagen mehr Bewegung als die Mönche, doch werde das durch wildere Ausschweifung mit Prassen und Buhlen wieder ausgeglichen. Allein die, wendet das Fieber ein, seien von allen möglichen andern Krankheiten schon vorher so eingenommen, daß ihm kein Raum mehr bei denselben übrig sei. So führt denn Hutten es zuletzt zu einem jüngst aus Rom angekommenen Curtisan, bei dem alle Erfordernisse des Wohl-

---

1) Das war zu Rostock, im Winter 1509—10. S. Querel. L. I, Eleg. 1, v. 9.

lebens und der Empfänglichkeit für das Fieber, wie sie dieses nur wünschen mag, sich finden.

Unter dergleichen schriftstellerischen Arbeiten verleidete unserm Ritter das eigentliche Hofleben immer mehr. Er hatte mit diesen leeren aufgeblasenen Schranzen so gar nichts gemein. Und doch konnte er das Einkommen, das seine Hofstelle ihm brachte, nicht wohl missen. Da ihn sein gütiger Fürst, zu Gunsten seiner Studien, bereits der gewöhnlichen Dienstleistungen entbunden hatte, so ließ sich hoffen, daß derselbe ihn noch freier stellen, ihm eine Pension auswerfen werde, die er an einem beliebigen Orte verzehren mochte. Halb war es ihm schon zugesagt, und nun sollte Erasmus den Kurfürsten öffentlich darum loben, damit es desto gewisser in Erfüllung ginge[1]).

1) An Erasmus, Mainz, 6. März 1519. Schriften I, S. 248.

Zwölftes Kapitel.

Feldzug und Heirathsplane.

1519.

Für den Augenblick jedoch wurde Hutten's literarische Muße durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Am 12. Januar 1519 war Kaiser Maximilian zu Wels in Oberösterreich verschieden, und von der Mahlzeit bei seiner Todtenfeier zu Stuttgart war auf die Nachricht, daß zwei Reutlinger seinen Burgvogt von der Achalm erstochen, Herzog Ulrich aufgesprungen, zu Pferde gestiegen, und nachdem er im Lande Sturm schlagen lassen, den 21. mit Kriegsvolk und Geschütz vor die Stadt gerückt, die am achten Tage erobert und aus einer kaiserlichen Reichsstadt zur würtembergischen Landstadt gemacht war.

Der Kaiser war todt; der Reichsverweser für das südwestliche Deutschland, Pfalzgraf Ludwig, wollte den ihm befreundeten Herzog nicht beißen. Aber Reutlingen war Mitglied des schwäbischen Bundes aus welchem Ulrich, auf seine Eigenmacht eifersüchtig, ausgetreten war, und in welchem dessen grollende Schwäger, die Baiernherzoge, eine hervorragende Stellung einnahmen. Der schwäbische Bund also sammelte gegen den Landfriedensbrecher ein Heer, zu dem viele von der fränkischen Ritterschaft stießen, die Hutten voran, welche die ihnen im blaubeurer Vertrage zugesprochene Entschädigungssumme immer noch nicht empfangen hatten. Wie hätte da Ulrich von Hutten daheim bleiben können, wo ihm die Gelegenheit sich bot, den alten Widersacher, gegen den er vergeblich den Kaiser und das Reichsgericht aufgerufen hatte, endlich doch noch stürzen zu helfen, und dabei,

nachdem er sich nun längere Zeit ausschließlich als Gelehrter hervorgethan, nun auch wieder den Ritter in sich sehen zu lassen? Während er daher seinen Phalarismus wiederauflegen ließ, rüstete er sich zugleich im Februar und März eilig mit Waffen und Pferden aus [1]), ritt mittlerweile auch einmal zu Franz von Sickingen, der, früher in Frankreichs Solde und mit Ulrich von Würtemberg in Verbindung, jetzt vornehmlich durch seinen Gegenschwäher, Dietrich Spät, Sabinens Paladin, für den schwäbischen Bund zum Feldzuge gegen ihn gewonnen war.

In diesem gemeinschaftlichen Interesse traten sich die beiden Männer zuerst näher, die sich bald gegenseitig anzogen, und aus deren Verbrüderung so große Entwürfe, aber auch so große Unfälle für beide hervorgehen sollten. Während des Hutten'schen Besuchs wurde dessen Gespräch: Febris, vorgelesen, und was Sickingen davon verstand, oder ihm übersetzt wurde (denn das Latein war des Ritters starke Seite nicht), gefiel ihm so wohl, daß er merken ließ, er möchte es gern deutsch haben. Diesem Wunsche zu entsprechen, veranstaltete Hutten eine deutsche Uebersetzung desselben, die er am 1. März von Steckelberg aus dem ehrenvesten, theuren und hochberühmten Franz von Sickingen mit einer heitern Zuschrift widmete [2]). Ein scherzhaftes kleines Büchlein wie dieses eigne sich zwar als Gabe für einen Mann von so ernsten und ritterlichen Thaten wenig; doch weil es ihm jüngst wohlzugefallen geschienen, hauptsächlich aber weil Franz, wie Hutten gehört, dem Fieber auf seinem Haus und Schlössern auch schon Oeffnung und Herberge habe geben müssen, möchte er ihm etwas zur Abwehr gegen dasselbe in die Hände geben; habe daher „solches Büchlein vom Latein in das Teutsch, wiewohl es im Latein viel lieblicher und künstlicher dann im Teutschen lautet, verwandeln lassen", und eigne es ihm hiemit als Zeichen seiner Dienstbeflissenheit zu.

Noch den Tag vorher, am letzten Februar, war Hutten zu Rotenburg an der Tauber gewesen, hatte seinen Phalarismus

---

1) An Arnold Glauberger, Schriften I, S. 255.

2) Dialogus oder eyn gesprech. Febris genant. durch den Ernvesten vnd hochberumpten Vlrich von Hutten in latein beschriben, yetz durch gut gunner zu deutsch gemacht. — Unter dem lateinischen Text, mit den wenigen Abänderungen der spätern Gesammtausgabe der Gespräche, abgedruckt in Hutten's Schriften IV, S. 29 ff.; die Zueignung an Sickingen I, S. 247.

mit einem Brief an Pirckheimer nach Nürnberg geschickt, dann, gleichsam schon mit einem Fuß im Steigbügel, an den ihm von seiner Gesandtschaft her persönlich bekannten König Franz I. von Frankreich, von dem es hieß, er wolle den Herzog von Würtemberg unterstützen, ein Abmahnungsschreiben erlassen[1]). Er könne es nicht glauben, führt er dem König zu Gemüthe, daß dieser sich in eine Verbindung eingelassen, die ebenso schmählich als gefährlich für ihn sein würde. Ersteres wird in einer Reihe von Gegensätzen zwischen des Königs angeblichen Tugenden und des Herzogs Lastern und Unthaten durchgeführt; in letzterer Hinsicht auf die verzweifelte Lage des Herzogs, die starken Rüstungen des Bundes, und auf das alte Sprichwort hingewiesen: wer unglücklich kämpfen wolle, müsse mit den Deutschen kämpfen. Womit nicht gesagt sein solle, fügt Hutten hinzu, Deutschland sei unüberwindlich; wohl aber, daß noch keiner über Deutsche einen erfreulichen Sieg davongetragen. Wenn Hutten dem König den Vorgang der „bäurischen und rohen Schweizer vorhält, die Anfangs mit starker Heeresmacht dem Herzog zugezogen, dann aber, vom Gewissen geschlagen, nicht ohne Wortbruch ihn verlassen haben“, so wäre dieß am letzten Februar, wenn es damals schon in dem erst später gedruckten Briefe stand, noch ein rednerischer Vorgriff gewesen, da erst nach der Mitte des März diese zum Nachtheil des Herzogs entscheidende Wendung wirklich eintrat.

Genauer schrieb Hutten am 6. März von Mainz aus, wohin er von Rotenburg und Steckelberg vor dem Aufbruch zum Feldzug noch einmal zurückgeritten war, an Erasmus, daß er zwar den Banditen nicht fürchte, dieser aber gleichwohl noch Kräfte und Bundesgenossen habe, und möglicherweise ganz Deutschland in die Kriegsunruhen verwickelt werden könne. Sollte ihn, setzt er hinzu, dieser Kampf verschlingen, so möge Erasmus durch seine unsterblichen Schriften für sein Andenken sorgen[2]). Auch aus den während des Feldzugs geschriebenen Briefen Hutten's geht hervor, daß der Herzog Ulrich sehr gefürchtet, und dem bündischen Kriegszuge von manchen Seiten ein übler Ausgang prophezeit worden war. Aber freilich, wenn die Schweizer ab-

1) Vom 28. Febr. 1519. Schriften I, S. 242—246.

2) Schriften I, S. 248.

zogen, war seine beste Kraft gebrochen. Außer ihnen hatte der Herzog nur bewaffnete Landleute und wenige Söldner, welche dem kriegsgeübten Bundesheere mit vielen Rittern und selbst einer Truppe leichter albanesischer Reiter, Stratioten genannt, nicht entgegenzustellen waren. Das wußten die schwäbischen Bundesräthe, und hatten daher bei der schweizerischen Tagsatzung die Rückberufung der Reisläufer ausgewirkt. Auch Herzog Ulrich wußte es, darum weinte er, wie er am 17. März sie schaarenweis abziehen sah: jetzt war der Krieg schon vor seiner Eröffnung entschieden und es blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Schloß Tübingen zu werfen und sein Land dem anrückenden Feinde zu überlassen.

Am 28. März brach das Bundesheer aus der Gegend von Ulm auf, und rückte über Heidenheim und Göppingen in das Würtembergische ein. Des Bundes oberster Feldhauptmann war der Herzog Wilhelm von Baiern, Georg von Frundsberg Oberster der Fußknechte; Franz von Sickingen mit 789 Reitern, worunter auch Hutten, stieß in den ersten Tagen des April unweit Kirchheim zu dem Bundesheer. Der Feldzug glich einem Spaziergange. Nirgends zeigte sich ernstlicher Widerstand. Am 7. April huldigte die Hauptstadt Stuttgart den Siegern.

Von Hutten haben wir aus diesem Feldzug eine Reihe von Briefen an Freunde, die uns zwar nicht in den Krieg, aber mitten in das bewegte Leben des Lagers versetzen[1]). Am. 14. April schrieb er aus Stuttgart an den Rechtsgelehrten Arnold Glauberger nach Frankfurt, noch habe er keinen Feind gesehen, aber die meisten Städte und Dörfer haben sich ergeben, nur Tübingen stehe noch aus, in dessen festes Schloß sich der Adel geworfen habe, während der Herzog aus demselben mit wenigen Reitern, man wisse nicht, nach Frankreich oder in die Schweiz (in der That nach der Pfalz) geflohen sei, vermuthlich um sich Hülfe zu holen. Aber das Bundesheer von 30000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern (in spätern Briefen gibt Hutten richtiger etwas geringere Zahlen), mit trefflichem Geschütz und voll Muth, wünsche sich nichts Besseres als einen tüchtigen Feind, um Beute und Ruhm zu gewinnen. Ihm selbst sei bis jetzt von der Beute noch

1) Sie stehen in Hutten's Schriften I, S. 256. ff.

nichts zugefallen: sobald er seinen Theil erhalte, werde er den Freunden etwas davon schicken. Als merkwürdige Neuigkeit meldet Hutten, daß wenige Tage vor des Herzogs Flucht die Wittwe seines ermordeten Vetters in Tübingen bei jenem gewesen sei; Schade, daß die Helena dieses Kriegs nicht in ihre Hände gefallen, um ihren Lohn zu empfangen.

Diesen Brief schrieb Hutten im Hause Reuchlin's, für den er Jahre lang einen literarischen Krieg geführt hatte, und dem er nun auch im wirklichen Krieg als Helfer erscheinen sollte. Der gute Alte, der mehr moralischen als physischen Muth besaß, war, als das feindliche Heer sich der Stadt näherte, in tausend Aengsten gewesen. Seine geliebten Bücher hatte er vergraben. Er wußte nicht, welcher Freund ihm unter diesen Feinden lebte. Durch Sickingen's Vermittlung setzte Hutten es bei den Anführern durch, daß, im Fall einer gewaltsamen Eroberung Stuttgarts, durch öffentlichen Ausruf im Heere Reuchlin's Haus sicher gestellt werden sollte. So schlimm kam es aber nicht: Stuttgart ergab sich auf Bedingungen, und nun ging Sickingen selbst mit Hutten zu Reuchlin, bezeigte ihm, der seinerseits die Krieger als Geißeln Gottes anredete, seine Ehrfurcht, und versprach ihm auch in Bezug auf seinen alten, immer noch nicht ausgetragenen Streithandel alle Hülfe.

Das würtemberger Land gefiel dem vielgereisten Ritter über die Maßen wohl. „Kaum hat Deutschland", schreibt er, „eine Gegend, die schöner wäre. Der Boden ist vortrefflich, das Klima gar milde und gesund, Berge, Wiesen, Thäler, Flüsse, Quellen, Wälder, Alles höchst angenehm, die Früchte gedeihen wie fast nirgend sonst. Der Wein ist nach Landesart. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies, so anmuthig ist seine Lage." Um so mehr, meint Hutten, verdiene das Land einen bessern Herrn, als es an Herzog Ulrich gehabt habe.

Am 21. April schrieb Hutten an die Freunde nach Mainz aus dem Lager zwischen Stuttgart und Tübingen. Noch immer hatte kein Feind im Felde sich blicken lassen, die Uebergabe von Städten und Dörfern dauerte fort. Jetzt war Alles auf Tübingen gespannt; man war entschlossen, falls es sich nicht ergäbe, es aufs Aeußerste zu bestürmen. Wiederholt rühmt Hutten die Ausrüstung und den Muth des Heeres. „Stellet mir die Türken entgegen,

und heißet mich Asien bekriegen mit diesen Truppen!" ruft er aus. Dann, nachdem er sich nach dem Cardinal Cajetan, der eben in Mainz angekommen war, als Hutten's Dialog Febris in deutscher Uebersetzung ausging, spöttisch erkundigt, schließt er mit den Worten: „Doch ich kann nicht weiter. Schon bläst die Trompete. Später Ausführlicheres, ich hoffe nach der Einnahme Tübingens. Lebet wohl und gedenket mein... Eilig, unter Trompeten, Pferdegewieher, Trommeln und Lagerlärm."

Am letzten April gibt Hutten aus dem Lager bei Stuttgart den Freunden die Nachricht, daß vorgestern (genauer war es am Abend des 25.) Tübingen übergegangen sei. Bei der Festigkeit des Schlosses gegen jeden Angriff findet er in diesem Erfolge, wie überhaupt in dem Gange des ganzen Kriegs, Gottes Hand oder die Macht des Gewissens wirksam. Nun sollte es gegen Asperg gehen, von dessen Besatzung unter dem wilden Hans Leonhard Reischach, dem treffliches Geschütz und Pulver im Ueberfluß zu Gebote stand, man eine verzweifelte Gegenwehr erwartete; doch auch diese Veste capitulirte nach fünftägiger Beschießung, und Neuffen ergab sich dann von selbst.

Unterdessen hatten die Hutten'schen auch ihrer Pflicht gegen den ermordeten Vetter zu genügen gesucht. Gegen Ende der Fastenzeit gruben sie in dem thumbischen Dorfe Köngen, nicht weit von dem Schauplatze der grausen That, seinen Leichnam aus, und daß er nach vier Jahren noch nicht verwest, das Angesicht noch kenntlich war, und bei der Berührung Blut aus den Wunden trat, galt ihnen als ein Wunderzeichen seiner Unschuld. Sie brachten ihn nach Eßlingen, wo er aufgestellt wurde, um später in der Familiengruft in Franken beigesetzt zu werden.

Während dieses Feldzuges hatte sich Hutten's Verhältniß zu Franz von Sickingen enger geknüpft. Er schlief in dessen Zelte, kam selten von seiner Seite, und das gemeinsame Lagerleben führte schnell Vertraulichkeit herbei. Hutten's Briefe aus dieser Zeit sind voll von Sickingen's Lobe. Er nennt ihn einen großen Mann in allen Stücken, von hohem, auf Glück und Unglück gleich gefaßtem Muthe, großen Gedanken, bedeutender, würdiger Rede, dabei einfach und leutselig im Benehmen, daher bei den Soldaten ungemein beliebt. „Ein Mann", schreibt er an Erasmus, „wie Deutschland lange keinen gehabt hat, und von

dem ich hoffe, daß er dieser Nation einmal noch zu großem Ruhme gereichen werde. Nichts bewundern wir an den Alten, dem er nicht eifrig nachstrebte. Er ist klug, ist beredt, greift Alles rasch an, und entwickelt eine Thätigkeit, wie sie bei einem Oberanführer erforderlich ist... Gott möge den Unternehmungen des tapfern Mannes beistehen!“

Nach Beendigung des Feldzuges begab sich Hutten in das Wildbad, um seine Gesundheit zu stärken, und erhielt hier Briefe von Hermann Busch aus Köln und Beatus Rhenanus aus Schlettstadt, nachdem ihm schon vorher bei Cannstatt ein Schreiben von Erasmus aus Löwen vom 23. April, als Antwort auf Hutten's letzten Brief aus Mainz, zugekommen war. Ganz konnte es der friedliebende Erasmus hier doch nicht lassen, den jugendlichen Freund mit seiner Kriegslust aufzuziehen. Nachdem er ihm gemeldet, daß er am Lesen seiner Aula bisher durch Geschäfte verhindert gewesen, und daß seine Febris (sammt dem ihr beigedruckten Phalarismus) wegen der persönlichen Anzüglichkeiten darin zu Löwen verboten sei, übrigens allgemeinen Beifall finde, fährt er fort: „Doch was höre ich? Hutten, ganz von Eisen, wird in der Schlacht fechten? Da sehe ich ja wohl, daß du zum Kriege geboren bist, da du nicht allein mit Feder und Zunge, sondern auch mit des Mavors Waffen kämpfest. Freilich, was ist es auch Großes, wenn du jetzt unter so vielen gegen Einen zu kämpfen wagst, da du einst zu Bologna allein so viele in die Flucht geschlagen hast? Ich lobe deinen Muth; doch wenn du mir Gehör gibst, wirst du den Musen ihren Hutten erhalten.“ Und wie die eigentliche, so sucht Erasmus dem Freunde weiterhin auch die literarische Kriegslust auszureden. Den Triumphus Capnionis habe er noch nicht gesehen, und hoffe, wie man ihn auf seinen Rath so lange zurückgehalten, werde man auch die ganze Schrift noch gemildert haben. Der Zänkereien sei kein Ende, im Verläumden, Lügen und Schimpfen die Gegenpartei ihnen weit überlegen: aber diesen Sieg sollten sie, die Humanisten, ihren Gegnern willig lassen, da sie Besseres zu thun haben, als ihre Zeit mit unwürdigen Streitigkeiten hinzubringen [1]).

Aus dem Wildbade begab sich Hutten Ende Mai nach

1) In Hutten's Schriften I, S. 260–262.

Eßlingen, wo nach Würtembergs Eroberung die Bündischen eine zahlreich besuchte Versammlung hielten. Schon von Stuttgart aus hatte er seinen Freund Arnold Glauberger in Frankfurt gebeten, seine Reden gegen den Herzog Ulrich abschreiben zu lassen; jetzt sah er sie noch einmal durch, da von vielen Seiten der Druck gewünscht wurde, und verfaßte eine Schlußrede dazu [1]). Die vierte, die er vor zwei Jahren zu Bamberg geschrieben hatte, schloß mit jenem erschütternden Aufrufe an den Kaiser und die Fürsten zum Gericht über den Verbrecher; einem Aufrufe, dessen rednerische Donner in den Ohren unserer Leser noch nicht verhallt sein können. Was dort gefordert wurde, war nun erreicht: der Tyrann war bestraft, war unschädlich gemacht. Aber es war nicht in der Weise gekommen, wie es dort gefordert worden war: nicht in Vollziehung eines Richterspruchs der obersten Reichsgewalt, sondern auf dem Wege der Selbsthülfe, durch einen Verein einzelner Reichsstände. Dieß war weniger als jenes, aber doch immer viel. Ein Erfolg — dieß ist das Thema von Hutten's fünfter Rede [2]) — welcher die Betheiligten ebenso zu Dank und Preis gegen Gott, der so augenscheinlich dazu mitgewirkt, verpflichtet, als er sie für sich zur lebhaftesten Freude berechtigt. Aber nicht so dürfe man sich jene göttliche Mitwirkung vorstellen, als ob Gott auch ohne unser Zuthun geholfen haben würde. Im Gegentheil habe der Erfolg diejenigen beschämt, welche nun in das vierte Jahr sich mit bloßen Wünschen und müßigen Gebeten begnügt haben. Sie haben nichts ausgerichtet: ihnen dagegen, die, ohne das Gebet zu verabsäumen, frisch zum Werke und zum Schwerte gegriffen, sei es gelungen. Ihnen sei Gott sowohl äußerlich, durch Naturereignisse und andere Fügungen (wie der Rückzug der Eidgenossen), als innerlich, durch das Gericht des Gewissens, das den Verbrecher zu Boden geschlagen, zu Hülfe gekommen. Um nun aber die Größe der göttlichen Wohlthat, das Erfreuliche des erreichten Erfolges, anschaulich zu machen, wird die Verworfenheit des verjagten Fürsten, die Gefährlichkeit seiner Anschläge, noch einmal weitläufig ausgemalt. Hierüber war nach den frühern Reden nicht wohl etwas Neues, auf keinen

---

1) S. den Brief an Chilianus Salens., Schriften I, S. 267.

2) Schriften V, S. 84—95.

Fall etwas Stärkeres, zu sagen: und so ist es nicht zu leugnen, daß diese Theile der Rede durch Wiederholung und Länge ermüden. Abermals und ausführlicher als je wird Herzog Ulrich als Inbegriff aller Laster und Verbrechen dargestellt. Pikant ist die Wendung: als er in Hans Leonhard Reischach einen fünffachen Mörder (von Weib, Magd und Knecht, beide ersteren schwanger) kennen gelernt habe, sei ihm sein bisheriger Marschalk, Konrad Thumb, der Kuppler der eignen Tochter, als ein zu gewöhnlicher Verbrecher erschienen, und er habe seinen Posten dem erstern übertragen. So sei sein Kanzler (Volland) ein Dieb, Testamentsverfälscher und Angeber der Guten gewesen; sein Kammerdiener ein Diener unnatürlicher Lust; sein Barbier ein Henker und Erfinder neuer Folterqualen. Dem Herzog wird nachgesagt (wie in der That unter dem Volke die Rede ging), er habe sich zum König machen und die deutsche Verfassung umstürzen wollen; in seinen Zimmern seien Proscriptionslisten gefunden worden, auf denen verschiedene Grafen, mehr denn 200 Ritter, voran alle waffenfähigen Hutten, gestanden hätten.

Im September darauf (während Herzog Ulrich, im August wieder in sein Land gefallen, es dem überraschten Bunde mit unzureichenden Streitkräften wieder abzuringen suchte, um im October zum zweitenmal, und nun für lange Jahre, daraus vertrieben zu werden) ließ dann Hutten sämmtliche auf die Ermordung seines Vetters bezüglichen Schriften und Briefe zusammen drucken[1]), angeblich auf Steckelberg, in der That jedoch bei Schöffer in Mainz, dem er durch jene Angabe nur Verantwortung und Gefahr ersparen wollte. Sie fanden nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, Spanien und Italien begierige Leser. Die Reden dienten in den Schulen als Uebungsstücke, der Phalarismus machte den würtembergischen Tyrannen neben dem alten sicilischen zum Sprüchwort. Gemäßigte oder ängstliche Männer mochten die Heftigkeit und Uebertreibung

1) Unter dem Titel: Hoc in volumine haec continentur: Vlrichi Hutteni eq. super interfectione propinqui sui Jo. Hutteni eq. Deploratio. Ad Lud. Huttenum super interemptione filii Consolatoria. In Vlrichum Vuirtenpergensem Orationes V etc. etc. Hoc . . . opus excusum in arce Stekelberk an. 1519 mense Sept. Schriften I, S. 39—101. III, S. 401—412. V, S. 1—96.

mißbilligen: der Wirkung konnten sie nicht wehren, welche das im besten Geschmacke der Zeit mit Feuer und Talent geschriebene, Hand in Hand mit einem großen Erfolge gehende Werk in den weitesten Kreisen hervorbrachte.

Doch wir kehren von diesem Vorsprunge in die Reihe der Zeitordnung und zu Hutten nach Eßlingen zurück, wo wir ihn des unruhigen Lager- und Versammlungslebens nunmehr satt finden. „Ich blicke", schreibt er Ende Mai an einen Freund, „nach meinen Studien mit großer Sehnsucht zurück, so daß ich bisweilen im Schlafe ausrufe: o Muse! o Wissenschaft." Und wenige Tage früher an einen andern: „Von hier aus werde ich nach Mainz zurückkehren, zu meinen Büchern und Studien: freilich einstweilen auch an den Hof. O die Höfe und ihre Töpfe [1])!"

Damit hing aber noch ein anderes Bedürfniß zusammen, das um dieselbe Zeit sich in Hutten zu regen begann. Die Muße, nach der ihn verlangte, konnte, bei einer Natur wie die seinige, durch wissenschaftliche Beschäftigung nur zum Theil ausgefüllt werden. Zugleich hatte er zum ersten Male seit Jahren das Gefühl der Gesundheit und sich erneuernden Lebenskraft. So stiegen Heirathsgedanken in ihm auf. „Mich beherrscht", schrieb er am 21. Mai an den alten Freund, den würzburger Domherrn Friedrich Fischer, „mich beherrscht jetzt eine Sehnsucht nach Ruhe, in die ich mich künftig begeben möchte. Dazu brauche ich eine Frau, die mich pflege. Du kennst meine Art. Ich kann nicht wohl allein sein, nicht einmal bei Nacht. Vergebens preist man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vortheile der Einsamkeit an. Ich glaube mich nicht dafür geschaffen. Ich muß ein Wesen haben, bei dem ich mich von den Sorgen, ja auch von den ernsten Studien erholen kann. Mit dem ich spielen, Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen kann. Wo ich die Schärfe des Grams abstumpfen, die Hitze des Kummers mildern kann. Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und daß du wissest, was für eine: laß sie schön sein, jung, wohl erzogen, heiter, züchtig, geduldig. Besitz gib ihr genug, nicht viel. Denn Reichthum suche ich nicht, und was das Geschlecht betrifft, so glaube

1) Schriften I, S. 267. 273.

ich, wird diejenige adelich genug sein, welcher Hutten die Hand reichen wird[1])."

Könnte es hiernach scheinen, als wäre Hutten über den allgemeinen Wunsch und Plan, sich zu verheirathen, damals noch nicht hinaus gewesen, so erhellt aus einem bereits drei Wochen früher geschriebenen Briefe an Arnold Glauberger, der auf ein noch früheres, ausführliches, aber uns nicht erhaltenes Schreiben verweist, daß er vielmehr schon ganz bestimmte Absichten hatte. Arnold Glauberger oder von Glauburg, Sprößling eines frankfurter Patriciergeschlechts, zwei Jahre älter als Hutten, mit diesem schon als Knabe bekannt, hatte später in Italien, wo er 1515 zu Pavia die juristische Doctorwürde erwarb, Freundschaft mit ihm geschlossen. Wie vertraulicher Art diese war, sehen wir aus allerlei häuslichen Bestellungen (Empfangnahme von Effecten, Pferdskauf), die ihm Hutten kurz vorher aufgetragen hatte. „Was ich vom Heirathen geschrieben", bemerkt er ihm jetzt, „hast du so, wie es geschrieben ist, zu verstehen. Es ist kein bloßes Vorgeben, es ist mein bestimmtes Vorhaben, sofern jene es geschehen lassen[2])." Damit ist offenbar die Familie der Auserkornen gemeint; aber welche Familie? Sehen wir die drei Briefe an Glauberger aus der Zeit vor und während des Feldzugs näher an, so fällt die Pünktlichkeit auf, womit er jedesmal, selbst in dem eiligst geschriebenen Zettel, dessen Frau und Schwiegervater, den verehrungswürdigen Greis Hammon (d. h. Amandus von Holtzhausen, einen hochangesehenen Patricier), zweimal auch die Brüder, grüßen läßt, überdieß von der Beute, sobald er seinen Theil erhalten haben werde, jedem ein Stück zu verehren verspricht. Wir wollen uns diese Aufmerksamkeit einstweilen merken.

Zwischen dem 21. Mai und 5. Juni kam Hutten nach Mainz zurück[3]), wo man ihn unterdessen todt gesagt hatte. Es hieß, er sei im Kriege geblieben. Liebhaber seines Talents und Anhänger der Sache, welcher er diente, trauerten[4]); die Feinde

1) A. a. O. S. 273.

2) Schriften I, S. 263. Die andern Aufträge S. 255.

3) Sofern er unter ersterem Datum noch von Eßlingen aus an Fischer, unter letzterem von Mainz aus an Erasmus schrieb.

4) Kilian Leib an Pirckheimer, Hutten's Schriften I, S. 307.

jubelten, und hätte es sich bestätigt, meinte Hutten, so würden sie gesagt haben, das haben sie bei Christus durch ihr Gebet ausgewirkt[1]).

Was Hutten's Stellung in Mainz betrifft, so hielt Kurfürst Albrecht, was er ihm zugesagt hatte. Er entband ihn des Hofdienstes, ohne ihm sein Gehalt zu entziehen[2]). Einmal schien es, als wolle der Fürst durch Hutten Eitelwolf's Schulplan in Ausführung bringen lassen. Auch machte er in der Folge wohl einmal den Versuch, ihn doch wieder für den Hofdienst zu gewinnen: aber Hutten ließ sich nicht überreden. So hätte der mäcenatische Albrecht gerne auch mit Erasmus seinen Hof geziert, und lud ihn durch Hutten wiederholt zu sich ein. Jetzt hatte ihm Erasmus seine Anleitung zur wahren Theologie gewidmet, und ihn dabei besonders auch um der Gunst willen gelobt, die er Hutten, dem Liebling der lateinischen Sprache, beweise. Dadurch hoch geschmeichelt, bestimmte ihm der Kurfürst eine schön gearbeitete silberne und vergoldete Schale, mit deren Uebermittlung er Hutten beauftragte[3]). Diesen dem Fürsten als einen jungen Mann zu empfehlen, der einst eine hohe Zierde Deutschlands zu werden verspreche, versäumte Erasmus in der nächsten Zeit nicht leicht eine Gelegenheit; die jetzige Ausgelassenheit seines Talents, setzt er hinzu, werde das zunehmende Alter von selbst verbessern[4]).

In einer so sorgenfreien Lage verfolgte nun Hutten seinen Heirathsplan weiter. Abermals wendet er sich (am 26. Juli) an seinen Freund Arnold; denn der Glauburg'schen Familie gehörte, wie jetzt ermittelt ist, das Mädchen an, auf die seine Absicht gerichtet war. Es war Kunigunde, die Tochter eines Johannes Glauburg von einem andern Zweige der Familie, deren Vormünder nach des Vaters Tode Arnold's Schwiegervater und Bruder waren, während die Mutter eine zweite Ehe geschlossen hatte[5]). Darum betrachtete es Hutten als einen günstigen Umstand für seine Angelegenheit, daß eben jetzt die beiden Brüder sammt dem alten

1) An Erasmus, Schriften I, S. 274.

2) Hutten an Eoban Hesse und P. Eberbach. Schriften I, S. 302.

3) Hutten an Erasmus, a. a. O.

4) Z. B. in dem Briefe vom 16. August 1519, in Hutten's Schriften I, S. 305 f.

5) Vgl. die Notizen bei Böcking, Hutteni Opp. Suppl. II, S. 796 f.

Holzhausen in Frankfurt beisammen waren. Von der Mutter des Mädchens befürchtete er Schwierigkeiten; sie schien ihm mit der Tochter hoch hinaus zu wollen, und muß eine heftige Dame gewesen sein. Sie sollte der alte Hammon mit seinem diplomatischen Takte ausforschen und bearbeiten: ausforschen, auf was für eine Familie sie denn eigentlich mit der Tochter speculire; bearbeiten, indem er ihr Hutten's Liebe zur Tochter, seine Hochachtung für die Mutter, sein freundschaftliches Verhältniß zu der ganzen Familie, zu Gemüth führte, und ihr den Verdacht benähme, als ob er ein Revolutionär, ein gefährlicher Mensch wäre. Wenn sie erkannt haben wird, sind Hutten's eigene Worte, „daß in mir nichts Unruhiges, nichts Aufrührisches ist, meine Studien voll Anmuth, Scherz und Witz, so hoffe ich, wird sie mich ertragen und sich selbst erträglich finden lassen." Der Bruder sodann soll sich auf Kundschaft legen, was an dem Vermögen des Mädchens sei, was ihr die Mutter gleich mitgeben, was nachlassen werde. Die Besorgniß besonders, von der ihm ein anderer frankfurter Freund, Philipp von Fürstenberg, geschrieben, daß man sie hege, soll er den Leuten ausreden, als beabsichtigte Hutten, die Neuvermählte mit sich auf ein Felsennest in der Wildniß zu nehmen. Dort würde er es am wenigsten aushalten: und eben dieß sei ja einer der Gründe, warum er eine städtische Verbindung suche, um selbst in der Stadt wohnen zu können. „Pallas hat die Städte gegründet: sie ist die Göttin meiner Studien. Centauren mögen sich am besten in Wäldern behagen." — „Möchte euch", so schließt er seinen Brief, „möchte euch Hutten würdig und tauglich erscheinen, mit eurem Bürgerrechte beschenkt, in eure Schwägerschaft aufgenommen zu werden. Er, der nicht viele Städte erobert hat, wie einer jener Eisenfresser, aber viele Reiche mit dem Rufe seines Namens durchwandert; nicht viele umgebracht hat, wie jene, dafür aber viele liebt, und von vielen innig geliebt wird. Der nicht auf ellenhohen Schienbeinen dahersteigt, noch durch riesenmäßigen Körper die Begegnenden schreckt, doch an Geistesstärke nicht leicht einem nachsteht. Der zwar nicht mit Schönheit prangt, oder durch Wohlgestalt sich auszeichnet, aber durch die Bildung seines Geistes liebenswürdig und begehrenswerth zu sein sich schmeicheln darf. Der nicht großzusprechen versteht, nicht prahlerisch sich herauszustreichen pflegt,

aber weil er einfach, offen und redlich handelt und redet, hoffen darf, daß, wer ihn kennen gelernt hat, ihn nicht verwerfen werde. Doch dieß ist selbst beinahe prahlerisch. Ich wünsche dir mit Bruder, Schwäher, Frau und ganzer Familie langes Wohlsein, und erwarte bald einen erfreulichen Brief von dir, oder was es für einer sei, wenn er nur auf alle einzelnen Punkte des meinigen antwortet. Noch einmal lebe wohl, und antworte mir bald und ausführlich. — Nachschrift. Ich arbeite jetzt an Schriften, durch die ich euch bald zu erfreuen gedenke. Für jetzt schicke ich die Febris deinem Bruder. Ich lebe in den Studien mit großem Genuß. Wären wir nur beisammen, damit du sehen könntest, mit welchen Scherzen ich mich ergetze. Zerreiße diesen Brief sogleich, wenn mein Ruf dir am Herzen liegt: bei deiner Treue beschwöre ich dich[1])." Der Freund ist dieser Bitte nicht nachgekommen, der Brief hat sich im Archiv seiner Familie erhalten, ohne, seit er bekannt geworden, dem Rufe des Ritters bei der Nachwelt den mindesten Schaden zu thun.

Die Unterhandlungen scheinen von Anfang Erfolg versprochen zu haben; denn ein halb Jahr später, am 8. Februar 1520, schreibt Cochläus aus Frankfurt über Hutten, bald werde er, wenn seine Hoffnung nicht fehlschlage, eine edle und reiche Frau heimführen[2]).

So träumte auch Hutten einmal den Traum eines einfach menschlichen Daseins in den friedlichen Schranken der Natur und der Sitte; er hielt sich einen Augenblick für einen harmlosen Menschen und seine Arbeiten für anmuthige Spiele: durch die er gerade im Begriffe stand, einen Sturm zu entfesseln, der ihn von dem Hafen, in welchen er eben einzulaufen meinte, weit und für immer verschlagen sollte.

---

1) Schriften I, S. 286—288.
2) In Hutten's Schriften I, S. 321.

Zweites Buch.

Hutten im Kampfe gegen Rom.

Jacta est alea.
Ich hab's gewagt

Erstes Kapitel.

Hutten in unabhängiger wissenschaftlicher Muße. Seine Aussichten und Absichten.

1519. 1520.

Wenige Wochen nach Hutten's Wiederankunft zu Mainz war auf dem politischen Felde eine wichtige Entscheidung gefallen. Der junge Karl von Oesterreich, vom Vater her Erbe von Burgund, durch die Mutter König von Spanien und Neapel, war am 28. Juni 1519 zu Frankfurt von den versammelten Kurfürsten an die Stelle seines Großvaters Maximilian zum König der Deutschen gewählt worden. Längere Zeit hatten die Fürsten zwischen ihm und König Franz von Frankreich geschwankt: zuletzt aber war seine Wahl unter Umständen erfolgt, die gerade für Hutten und dessen Bestrebungen viel Ermuthigendes hatten. Sein Herr, der Kurfürst Albrecht von Mainz, und sein ritterlicher Freund, Franz von Sickingen, waren unter den thätigsten Beförderern von Karl's Wahl gewesen: während Papst Leo X. und seine Legaten Alles gethan hatten, derselben entgegenzuwirken und dem französischen König die deutsche Krone zu verschaffen. So gegen den Papst von vorne herein verstimmt, den Gönnern Hutten's, deren einen dieser immer mehr für seine Ansichten und Bestrebungen zu gewinnen wußte, verpflichtet, konnte, so schien es, der junge, neunzehnjährige Herrscher leicht in eine Richtung gelenkt werden, welche den Planen unsres Ritters günstig war. Von einer andern Seite her versprach man sich von Karl's jüngerem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, der so eben aus Spa-

nien in den Niederlanden angekommen war, viel Gutes. Er galt für einen Gönner der humanistischen Richtung, zeigte insbesondere für Erasmus lebhafte Verehrung, und man hoffte in ihm einen mächtigen Bundesgenossen gegen die alte Barbarei [1]).

Unter solchen Umständen konnte Hutten unmöglich bei literarischen Scherzen stehen bleiben: er mußte lauter und ernster als je seine Stimme gegen die Wurzel aller Uebel, die römische Fremdherrschaft in Deutschland, erheben, um wo möglich dem neuen Herrscher die Augen zu öffnen und ihn für seine Absichten zu gewinnen.

Hutten arbeitete damals an verschiedenen Schriften, unter andern auch schon am Vadiscus oder der römischen Dreifaltigkeit [2]); doch die erste, mit der er fertig wurde, scheint der Dialog Fortuna gewesen zu sein [3]), der sich auch an seine am Schlusse des vorigen Buchs dargelegten Lebens- und Heirathsplane unmittelbar anschließt. Unter Hutten's Gesprächen ist, was die Anlage und Arbeit betrifft, die Fortuna das anmuthigste. Und wenn sie an reformatorischem Ideengehalte minder schwer wiegt als der Vadiscus oder einige spätere Hutten'sche Dialoge, so ist sie dafür zur Kenntniß von Hutten's Persönlichkeit vom höchsten Belange. Was sein welthistorisches Pathos war, wissen wir aus einer Reihe von Werken seines Geistes zur Genüge: was er dagegen für sich, als Privatcharakter sonst noch gewesen ist, das Ganze eines lebensvollen, liebenswürdigen, ächt menschlichen Naturells, hat er nirgends so wie in dem Gespräch Fortuna dargelegt. Es stellt gleichsam ein Parlamentiren der Vernunft mit den Wünschen

1) Hutten an Erasmus, 5. Juni 1519, Schriften I, S. 275.

2) Hutten an Eoban Hesse u. P. Eberbach, 3. August 1519. Schriften I, S. 302.

3) Die Dedication der Fortuna an den neuen Bischof Konrad von Würzburg ist vom 1. Januar, die des Vadiscus an Sebastian von Rotenhan vom 13. Februar 1520. Auch steht die erstere in der im April d. J. erschienenen Sammlung der Hutten'schen Gespräche voran. Diese hat den Titel: Hulderichi Hutteni eq. Germ. Dialogi. Weiterhin die Inhaltsanzeige: Fortuna. Febris I. u. II. Trias Romana. Inspicientes. Hinten: Moguntiae ex officina libraria Jo. Scheffer, mense Aprili anno 1520. Schriften IV, die Fortuna S. 75—100. In meiner Uebersetzung von Hutten's Gesprächen S. 12—49. Die Zueignung, Schriften I, S. 320.

bar; wobei die letzteren, wie dem Schiller'schen Wallenstein zufolge die Weiber, nach stundenlangem Vernunftsprechen immer wieder auf ihr erstes Wort zurückkommen.

Aus seinem Sendschreiben an Pirckheimer erinnern wir uns der Aeußerung Hutten's, daß er bei seinen Lebensplanen gewissermaßen auch auf das Glück rechne. Ja es findet sich eine Stelle in diesem Briefe, die uns schon ganz in die Scenerie unseres Gesprächs versetzt. „Es gibt Dinge", schreibt dort Hutten, „die ohne das Glück auch für die Tugend nicht zu erreichen sind, und da wünsch' ich jenes Rad gedreht, da schau' ich auf jene blinde Göttin hin, die tolle Herrscherin, aller Bewegung, alles Wechsels Königin . . da glaub' ich Zufälle nöthig zu haben, da eines glücklichen Radschwungs zu bedürfen, um aufzukommen, um vorwärts zu kommen [1])."

Im Gespräche nun tritt Hutten die Glücksgöttin persönlich mit dem Gesuche an, ihm von ihrem Ueberflusse so viel zukommen zu lassen, als zum Unterhalt eines stillen wissenschaftlichen Lebens erforderlich sei. Zum Lebensunterhalt im strengen Sinne würde sein Einkommen aus den väterlichen Besitzungen vielleicht hinreichen: aber um mit Anstand und Würde zu leben, bedürfe er noch eines Zuschusses von Seiten des Glücks. Befragt, wie viel er denn haben wolle? meint Hutten, wenn er eine Frau bekomme, so wünschte er dort (in ihrer Heimath; es ist ohne Zweifel Frankfurt gemeint) ein Haus zu kaufen, daneben Gärten, auswärts Landgüter mit Fischteichen, ferner Hunde zum Jagen, Pferde nur wenige, um bisweilen ausreiten zu können; dann zur ländlichen Wirthschaft brauche er Diener, Hüter, Vieh; im Hause Tische, Betten, Polster, Sänften, Galerien, eine Bibliothek, Speisezimmer, Badestuben; für die Frau Kleider und Schmuck: alles zwar nicht zum Prunk und im Ueberfluß, aber doch anständig und würdig; überdieß müsse man noch etwas für die Kinder zurücklegen können. Um dieses sich anzuschaffen und im Stande zu halten, glaubt Hutten ein jährliches Einkommen von 1000 Goldgulden nöthig zu haben. Fortuna zweifelt, ob er hiemit so weit reichen würde; jedenfalls seien da die Fugger weit bedürftiger, denn die behaupten, sie brauchen 200000 Fl. jährlich, um ihre Handels-

---

1) S. das Sendschreiben an Pirckheimer, I, S. 208, §. 77.

monopole aufrecht zu erhalten: ihnen müßte also Fortuna zuerst helfen, und Hutten sich so lange gedulden. Vergeblich setzt dieser auseinander, wie die Bedürftigkeit nicht subjectiv nach der Einbildung der Menschen, sondern objectiv zu messen sei: Fortuna sieht auf Bedürftigkeit, Würdigkeit u. dgl. überhaupt nicht, da sie ja blind ist, von Jupiter geblendet, weil sie, so lange sie sah, den Guten gab, und diese dadurch verderbte. Jetzt schüttet sie blindlings aus, wen's eben trifft, und zwar Gutes und Uebles durcheinander.

So werde er sich mit seinen Bitten an Jupiter zu wenden haben, meint Hutten; allein Fortuna belehrt ihn, daß für die thörichten Bitten der Menschenkinder Jupiter längst taub geworden, das einzig richtige Gebet das um eine gesunde Seele in gesundem Leibe sei. Hier verwickeln sich die Unterredner in ein Gespräch über die Frage, ob es eine Vorsehung gebe? Die guten Erfolge der Bösen scheinen dagegen zu sprechen; aber ein starker Beweis dafür ist die Strafe, die so eben den schwäbischen Tyrannen getroffen hat. So viel ist jedenfalls entschieden, daß die Theologen über diesen Punkt höchst elend und wetterlaunisch räsonniren. Geht es den Guten gut, so ist es jenen ein Beweis dafür, daß nichts Gutes unbelohnt bleibe; wenn schlecht, so heißt es: wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Für das Glück der Bösen wissen sie tausend Gründe anzuführen, z. B. daß Gott dieselben durch Langmuth zur Besserung einladen wolle; trifft dagegen einen, den sie für böse halten, ein Unglück, so haben sie vorausgewußt, daß Gott nichts Böses ungestraft läßt. So fehlt es ihnen für das Entgegengesetzte nie an Gründen, und sie zeigen auch hier dieselbe Zweideutigkeit wie darin, daß sie mit Worten zwar den Reichthum verwerfen und geringschätzen, während in der That Niemand geldgieriger ist, als eben sie, die Theologen.

Vom Beten auf das Arbeiten verwiesen, erwiedert Hutten, er habe lange genug gearbeitet, und seinen Zweck doch nicht erreicht. Er habe, entwickelt er auf Fortuna's Frage, worin denn seine Arbeit bestanden? der besten Wissenschaften unter großen Schwierigkeiten, wie kein Anderer zu dieser Zeit, sich beflissen, indem er wie ein Verbannter in der Fremde umhergezogen sei und mit Armuth, Drangsal und Krankheit gekämpft habe. Dazu

habe ihn die Liebe zum Wissen angetrieben, und das Ziel, das er dabei im Auge gehabt, sei gewesen, dereinst in unabhängiger Muße studiren zu können. Also habe er, belehrt ihn Fortuna, bisher nur gearbeitet, um zu lernen: nun solle er arbeiten, um reich zu werden. Das, habe er gehofft, wirft Hutten ein, werde ihm von selbst zufallen, wenn er nach jenem trachte; auch habe er ja deßwegen schon zwei ganzer Jahre am Hofe gelebt, um sich da, wie Andere, zu bereichern. Dieß sei ihm jedoch nicht gelungen; sei es, weil das Glück es nicht gewollt, oder weil er zum Schmeicheln nicht geeignet, und die Gunst der Großen wandelbar sei. Es nun bei einem andern Hofe zu versuchen, könne ihm Fortuna nicht zumuthen; er wolle nicht sein ganzes Leben mit Versuchen hinbringen, sondern glaube, er habe schon jetzt verdient, daß er zu leben hätte.

Das habe er ja, versetzt Fortuna, wenn er, wie viele der größten Männer, arm sein wolle. Aber Hutten verbittet sich die Armuth, die er, wenn auch nicht für ein Uebel, doch für etwas Elendes hält. Und doch, gibt ihm Fortuna zu bedenken, sei sie weit förderlicher für die Studien, als der Reichthum mit seinen störenden Sorgen und Geschäften. Ob er jemanden wisse, der bei großem Reichthum noch ruhige Muße habe? Doch, meint Hutten, die Pfaffen. Aber denen, belehrt ihn Fortuna, schicke Jupiter deßwegen Fieber, Gicht und andere Krankheiten, dazu Hader, Neid und Feindschaft untereinander, hauptsächlich aber die Beischläferinnen, die sie beherrschen, betrügen, bestehlen, oft um ihre Stellen und in Schmach und Elend bringen. So wollüstig und verdorben würde auch er werden, wenn er reich wäre. Aber er begehre ja, meint Hutten, nicht Reichthum, sondern nur anständiges Auskommen zu mäßigem Genuß: die Glücksgöttin möge ihm etwas aus ihrem Füllhorne spenden.

Auf ihre Bemerkung, daß darin Böses und Gutes beieinander liege, wird Hutten zudringlich, will in das Horn hineinsehen, um das zu bezeichnen, was er haben möchte; aber Fortuna heißt ihn aus dem Wege gehen, um einen Wurf aus ihrem Horne zu thun. Auf die Erde hinunterschauend, erblickt jetzt Hutten großen Auflauf und Getümmel unter den Menschen: die einen sehen vergnügt, die andern betrübt aus. Der Glückswurf ist nach Spanien gegangen und hat dem jungen König Karl zu so vielen

Kronen auch noch die des römischen Reiches gebracht. Darüber sind einige benachbarte Könige verdrießlich, deren Gesandte lange Gesichter zeigen; vor allen aber der Papst, dessen Legat sich beinahe henken möchte. Unglück ist auf Afrika gefallen, wo einige Barbarenfürsten durch Karl's Heer eine Niederlage erlitten haben: ein hoffnungsreicher Anfang der neuen Herrschaft!

Um so mehr will nun aber Hutten auch für sich ein Angebinde von der Glücksgöttin haben. Und zwar vor allem eine Frau. Fortuna's Warnungen vor den Gefahren und Beschwerlichkeiten der Ehe machen auf ihn keinen Eindruck. „Zu der Muße", sagt er, „die ich im Sinne habe, bedarf ich einer Frau, die mir die beschwerliche Sorge für das Hauswesen abnehme, das Nöthige herbeischaffen und erhalten helfe, die mir Kinder schenke, die, wenn ich krank bin, mich pflege, im Unglück mit mir traure, im Glück sich mit mir freue, in deren Busen ich Alles ausschütten kann, was das Gemüth so bewegt, daß es sich nicht zurückhalten läßt, sondern Mittheilung zum Bedürfniß macht." Habe er ein solches Weib, so wolle er in geschäftiger Muße leben, sich mit Betrachtung und Studien, Lesen und Schriftstellerei unterhalten. „O wünschenswerthes Gut! ersehnter Hafen! glückselige Ruhe! (Der Wahlspruch des Freundes Mutian.) Komm, führe mich zu diesem Leben, das Muße mit Würde verbinden, Geschäfte ohne Gefahren haben wird. Das sei die Summe meiner Wünsche!"

Auch jetzt sucht Fortuna noch allerhand Ausflüchte, glaubt namentlich eine solche Frau, wie Hutten sie verlange, in ihrem ganzen Horne nicht zu haben; doch nun setzt dieser es durch, selbst in das Horn hineinzusehen, und „Halt!" ruft er aus „halt! sie ist gefunden. Da schaut ein Mädchen hervor: sie ist's, diese habe ich gewollt: hübsches Gesicht, schöne Gestalt, für ihre Sitten zeugt die Schamröthe auf ihrer Stirn, ihr ganzes Wesen voll Anmuth, o ein begehrenswerthes Geschöpf!" Auch Gold die Fülle trägt sie bei sich, und trotz Fortunens Warnung, daß ihn dieß zu ihrem Diener machen werde, ist nun Hutten so hitzig, daß er das schöne Kind, wenn es sein muß, bei den Haaren aus dem Horne herausziehen will. Das wird sie ihm nicht übel nehmen, meint er: sie lächelt ihm ja bereits zu; wenn auch nicht seiner Schönheit, wie Fortuna spottet, doch den reelleren Vorzügen, welche sie verständig genug ist an ihm zu bemerken und zu schätzen.

Allein die Glücksgöttin läßt sich nicht in ihr Amt greifen: sie thut abermals einen Wurf: das Mädchen ist herausgeflogen, und — o Unglück! — einem Hofmanne zu Theil geworden, an welchem nun der zu kurz gekommene Nebenbuhler auch kein gutes Haar läßt. Ein aufgeblasener, großsprecherischer Gesell, in bunten Kleidern, mit Ketten um den Hals und Ringen an den Fingern, aber innerlich ein gemeiner Mensch und nicht einmal ein rechter Mann: mit ihm werde das Mädchen nicht glücklich sein. Und außerdem hat der böse Wurf noch Hutten's väterliche Güter durch Ungewitter verwüstet, die Saaten verheert, Bäume ausgerissen, die Häuser umgeworfen: seine Familie sieht dem Hunger entgegen. So verzweifelt Hutten endlich ganz an dem Glücke, und schickt sich an, in der nächsten Kapelle den Erlöser Christus um mens sana in corpore sano anzurufen.

Mit seiner Brautwerbung stand es übrigens, wenn das Gespräch Fortuna am 1. Januar, von dem die Zueignung datirt ist, wirklich schon vollendet war, damals noch nicht so verzweifelt. Denn einen Monat später schreibt, wie wir oben sahen, ein Bekannter in Frankfurt, der in jenen Tagen Hutten daselbst gesprochen hatte, von der Sache noch ziemlich hoffnungsvoll[1]). Aber bedenkliche Zeichen hatten sich doch eben bei diesem Besuche in Frankfurt herausgestellt. Seinen Freund, den Bürgermeister Philipp von Fürstenberg, meinte Hutten ganz umgewandelt, ganz angesteckt von den Vorurtheilen gegen den Ritterstand zu finden, die er früher, auf einen Wink Fürstenberg's, daß sie ihm entgegenstehen, in einem Schreiben an Arnold Glauberger zu widerlegen gesucht hatte. An diesen letztern wendet er sich daher jetzt, nach jenem Besuche (vermuthlich im Februar) noch einmal. Man thue — wenigstens ihm — sehr Unrecht, wenn man sage: „Du kennst der Ritter Art; sie machen Jagd auf unser Vermögen, und nur darum suchen sie sich mit uns zu verschwägern; hätte er sie einmal, so würde er so und so viel Tausende verlangen; gäbe man die nicht, würde er Fehde anfangen, all seine Sippen gegen uns aufbieten, und während er die Summe uns abpreßte, unsre Verwandte nicht als Frau, sondern als geringe Magd halten. Sie

1) Cochläus an Pirckheimer, vom 8. Februar 1520, in Hutten's Schriften I S. 321. Vgl. oben S. 263.

soll einen ihresgleichen nehmen, damit sie nicht zu ihrem und der Ihrigen Schaden ein unwürdiges Joch zu tragen gezwungen sei. So etwas, mein Arnold, wenn du mich kennst, wie du solltest, traust du meinem Charakter zu? oder wird jemand, der Hutten kennt, ihm zutrauen? Aber es gibt Leute, die mit vieler Gehässigkeit gegen mich eine solche Meinung aussprechen." Das möchten sie immerhin, fährt er fort, wenn ihm nur nicht diese ungerechte Beurtheilung einen Plan, an dem ihm so viel gelegen, zu vereiteln drohte. So möge denn der Freund von seinem Bruder und dessen Frau zu erforschen suchen, ob noch Hoffnung übrig sei, und im günstigen Falle die Sache wie bisher fördern, im andern sie in das tiefste Schweigen hüllen[1]).

Alles Bemühen war vergebens: am 18. September desselben Jahres 1520 verheirathete sich Kunigunde Glauberger, doch nicht, wie im Gespräch, mit einem aufgeblasenen Hofmanne, sondern mit dem ehrsamen Advocaten Adolf Knoblauch in Frankfurt a M.[2]).

Der Mann, dem wir die Nachrichten von Hutten's Aufenthalt in Frankfurt zu Anfang des Jahres 1520 verdanken, ist sein Bekannter von Bologna her, Johann Cochläus, der unterdessen Domherr in Frankfurt geworden, aber noch nicht offen zur Reactionspartei übergetreten war. Ihm sagte Hutten von den Gesprächen, die zur nächsten Messe von ihm erscheinen würden: der Fortuna, dem zweiten Fieber, der Trias Romana u. s. f., auch von einem Funde, den er auf der Fuldaischen Bibliothek gemacht habe und herauszugeben gedenke; wobei er bei weitem nicht die harmlose Stimmung zeigte, die er vor einem halben Jahre in jenem Freiersbrief an Arnold Glauberger sich zugeschrieben hatte, vielmehr gegen den Papst und für Deutschlands Ehre eine äußerst kühne Sprache führte[3]). Von Frankfurt reiste er am 7. Februar nach Steckelberg zu seinem kranken Vater, wo er am 13. die Zueignung zu seinem Dialog Vadiscus schrieb. Doch wir wollen erst von einem andern Dialoge reden, der in der Sammlung vor dem Vadiscus steht, und sich an die Fortuna

1) Der Brief in Hutteni Opp. Supplem. II, S. 798 f.

2) Diese Notizen gibt Böcking a. a. O. S. 796 f.

3) Cochläus in dem angef. Brief an Pirckheimer.

und das schon früher besonders erschienene (erste) Fieber anschließt.

Wir haben in dem erstern Gespräche den Absatz über die Pfaffen bemerkt, denen Jupiter, um ihnen ihr Wohlleben zu verbittern, Krankheiten und Mißhelligkeiten jeder Art, besonders aber die Concubinen, zugelegt habe. Dieser Absatz bildet das Thema eines fernern Gesprächs, das, als zweiter Act des Dialogs mit dem Fieber, um jene Zeit von Hutten ausgearbeitet wurde [1]).

Gleich der Eingang ist ein Meisterstück der dialogischen Form. Die Scene, wie es an Hutten's Thüre pocht, dieser den Knaben zum Fenster hinaussehen und im Fall eines lästigen Besuchs ihn verleugnen heißt, das Fieber draußen ihn an der Stimme erkannt hat und sich zu erkennen gibt; der Schreck des Knaben, Hutten's Befehl, Thüre und Fenster zu verrammeln, das Anstürmen des Fiebers, welches das Haus zittern macht, seine vergeblichen Versuche, Hutten zu berücken: das Alles ist so dramatisch, so lebensvoll gemacht, daß man die Allegorie vergißt und eine wirkliche Handlung vor sich zu sehen glaubt. Das Fieber (so knüpft sich diese Fortsetzung an das erste Gespräch gleichen Namens an) hat sich veranlaßt gefunden, von dem Curtisan, zu dem Hutten es dort am Ende geschickt hatte, sich wieder zu trennen, weil bei diesem unterdessen andere Krankheiten, vor allen die französische, dann aber auch Stein und Gicht, überdieß Armuth, eingezogen sind, mit denen es nicht zusammenwohnen mag. Auch seine Concubine hat ihn verlassen und ist zu einem alten, garstigen, aber reichen Domherrn gezogen, zu dem das Fieber ihr deswegen nicht folgen mag, weil der Mann mit jener schon Unglück genug im Hause habe. Welche Pest eine Beischläferin im Hause sei, wird nun zuerst im Allgemeinen, durch psychologische Zeichnung des sittlichen Zustandes solcher Weibspersonen und des Seelenzustandes ihrer Liebhaber, hierauf aber im Besondern an dem Beispiel [illegible] gemacht, welches das Fieber zuletzt hatte beobachten können: dem Verhältniß des Curtisans zu seiner geliebten Else. Die ausführliche Schilderung, welche Hutten hier von dem Leben der concubinarischen Priester entwirft, ist, wie

---

1) Febris secunda. Schriften IV, S. 101—143. In meiner Uebersetzung der Hutten'schen Gespräche S. 61—93.

man wohl sieht, aus vielfacher Beobachtung geschöpft, und läßt dieses Leben als ein ebenso unglückliches wie unsittliches erscheinen. Jupiter selbst, als er es mit angesehen, erzählt das Fieber (wie schon in der Fortuna angedeutet war), habe gesagt: das solle das Pfaffenfieber sein, und ihm, dem eigentlichen Fieber, befohlen, sich an andere Leute zu halten. Ob bei dieser Gelegenheit, fragt Hutten, Jupiter sich nicht auch über die Satzung des Papstes Kallistus (Calixtus II.) ausgesprochen habe, welche den Priestern die Ehe verbiete? Ob er es gut geheißen habe, daß man dieselben aus dem von ihm eingesetzten Ehestande herausgerissen und zu einem Hurenleben veranlaßt habe? Nein, erwiedert das Fieber, sondern er habe gesagt, das sei ohne sein Vorwissen geschehen; man habe, als er zufällig im Götterrathe nicht gegenwärtig gewesen, über die Sache berichtet und Beschluß gefaßt, der aber seines Erachtens cassirt werden müsse, damit die Priester wieder wie vordem Eheweiber nehmen, und nicht, vom buhlerischen Lager aufgestanden, mit unreinem Herzen und Händen das Heiligthum berühren.

Ueber Hutten ist dem Fieber zu Ohren gekommen, daß er im Begriff stehe, sich zu verheirathen. Damit ist es gar nicht einverstanden. In der That deßwegen nicht, weil es durch die Pflege der Frau für immer von ihm abgehalten zu werden fürchtet; allein es kehrt das Andere vor, daß ihm die Frau keine Ruhe zum Studium lassen werde. Hutten erwiedert kurz, eine Frau zu nehmen, sei er zwar noch nicht entschlossen, doch wenn er es thun wollte, sähe er nicht ein, was damit gefehlt wäre. Vergebens preist ihm das Fieber (wie zum Theil schon in der frühern Unterredung) seine heilsamen Wirkungen an: wie es ihn fleißig, ernst, keusch machen wolle; wie die interessante Blässe, die es mit sich bringe, ihn auch bei den Weibern mehr, als gemeine Röthe, empfehlen werde: Hutten heißt es sich packen. „Geh", ruft er, „zu den Pfaffen, zu den Buhlern, zu den Trinkern, zu den Fuggern„ den Kaufleuten, den Aerzten, oder, wenn es dir beliebt, vor allen zu Kaiser Maximilian's Schreibern" — die bei dem seligen Herrn, ergänzt das Fieber, sich nur gar zu sehr bereichert haben, und nun in Völlerei und Wohlleben die großen Herren spielen. Die Aerzte, sieht man, hat der Ritter von den qualvollen und vergeblichen Curen her, die sie ihn ausstehen lassen, auf dem Korne: er meint, es

stünde besser um Deutschland, wenn man die ganze Sippschaft, sammt Rhabarber und Coloquinten, aus dem Lande jagte. Einen Stromer und Coppus, Ebel und Ricius, nimmt er aus, denn das seien rechtschaffene Männer, aber eben darum oft weniger Aerzte.

Wie es jener Anweisung so eben nachkommen und fortgehen will, wird das Fieber von Hutten noch einmal zurückgerufen und gefragt, was es denn für die Ursache dieses verkehrten Lebens der Geistlichen halte? Den Müßiggang, erwiedert es, und dessen Nahrung, den Reichthum. Wie also, meint hierauf Hutten, wenn Deutschland hierin Rath schaffte, ihnen die Pfründen schmälerte, und sie dann hieße den Acker bauen und wie andere Menschen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen: ob wir dann rechtschaffene Geistliche bekommen würden? Das Fieber zweifelt daran nicht, und hofft auch, es werde nicht mehr allzu lange anstehen, bis sich die Deutschen dazu ermannen werden. Es solle nur einmal eine Theurung kommen, dann werden ehrliche, fleißige Leute nicht mehr dulden, daß, was ihnen gebührte, von trägen und unnützen, ja schädlichen Menschen verpraßt werde, sondern sie, als die faulen Drohnen, austreiben. Die deutschen Fürsten, meint Hutten, könnten dem Reiche keinen bessern Dienst erweisen, als wenn sie das unermeßliche Geld, welches jetzt die vielen tausend geistlichen Müßiggänger verzehren, theils zu ehrlichen Kriegen, theils zur Ernährung gelehrter Leute verwenden würden. Dem König Karl gedenkt Hutten selbst diesen Rath zu geben; gedenkt, ihm vorzustellen, wie unwürdig eines guten Kaisers es sei, zum Schaden des Gemeinwesens solche nichtsnutzige Menschen sich nicht nur mästen, sondern auch über alle Andern, die Fürsten nicht ausgenommen, herrschen zu lassen. Daß er sich durch solche Rathschläge und Plane die Rache der Klerisei, überhaupt Ungemach aller Art, zuziehen werde, darüber täuscht Hutten sich nicht; aber er will es gern auf sich nehmen, wenn er seine patriotischen Absichten durchsetzen kann. Uebrigens gehen diese keineswegs dahin, daß man die Pfaffen vertilge, sondern nur dahin, daß man sie von dem Müßiggang und der Ueppigkeit abziehe, sie anweise, wirklich Geistliche zu sein, die sich nur mit dem Heiligen beschäftigen, und die Religion nicht zu einer Fundgrube schnöden Gewinnes machen.



Die Bemerkung, welche das wohlgesinnte Fieber zuletzt noch hinwirft, und in welche Hutten einstimmt, daß vor allen Dingen Rom, als die Quelle dieser Uebel, gereinigt werden müsse, ist gleichsam eine Verweisung auf das nächste Gespräch: Vadiscus, oder die römische Dreifaltigkeit, das Rom und seine Verderbniß zum unmittelbaren Gegenstande hat.

Auf der andern Seite trifft in diesen am Schlusse der Febris secunda vorgetragenen Ideen Hutten mit Luther zusammen, an dessen Manier auch in formeller Hinsicht der Zug erinnert, daß Hutten sich durch das Fieber auffordern läßt, sein Vorhaben durch Bibelsprüche zu begründen; was er sofort mittelst Anführung von allerlei Prophetenstellen thut.

Zweites Kapitel.

Entschiedenes Auftreten gegen Rom. Verhältniß zu Luther.

1519. 1520.

Um diese Zeit war Hutten's Aufmerksamkeit auf Luther nicht die gleichgültige, halb ironische mehr, die sie noch während seines augsburger Aufenthalts gewesen war. Insbesondere seit der leipziger Disputation im Sommer 1519 und den durch sie veranlaßten Schriften Luther's war es nicht länger möglich, seinen Handel als ein bloßes Mönchsgezänk zu nehmen. Hutten erkannte in ihm einen Streiter für dieselbe Sache, der auch er selbst sich gewidmet hatte, und würde gerne mit ihm in Verbindung getreten sein, hätten nicht äußere Verhältnisse vorerst im Wege gestanden. Unmerklich schob sich in den Mittelpunkt von Hutten's Interesse statt des Humanismus die Reformation, statt Reuchlin's Luther vor: ohne daß er darum in der treuen Anhänglichkeit an die alten Gegenstände seiner Verehrung nachgelassen hätte.

Wie er während des würtembergischen Feldzuges seinen ritterlichen Freund von der Ebernburg für Reuchlin zu interessiren wußte, ist an seiner Stelle gemeldet worden. Nicht nur augenblicklichen Schutz hatte Sickingen dem angefochtenen Alten gewährt, sondern auch fernern zugesagt. Durch das päpstliche mandatum de supersedendo war Reuchlin's Handel mit den Kölnern nur niedergeschlagen, nicht ausgetragen; der in Speier zu seinen Gunsten gefällte Spruch war außer Kraft gesetzt, während Hochstraten und die Seinigen nicht aufhörten, ihn und seine Freunde in Rede und Schrift zu verunglimpfen. Kaum aus dem

Felde zurückgekehrt, erließ daher Franz von Sickingen, am Freitag nach St. Jakobs Tag, eine Erforderung und Verkündung an Provinzial, Prioren und Convente des Predigerordens deutscher Nation, und sonderlich an den Bruder Jakob Hochstraten, von wegen des hochgelehrten und weit berühmten Herrn Johann Reuchlin, beider Rechte Doctors. Allgemein sei es bekannt, wie sie diesen betagten, erfahrenen, frommen, kunstreichen Mann, wider päpstliches Verbot und kaiserliche Willensmeinung, durch unbegründete Appellation gegen das speiersche Urtheil aufzuhalten und zu beschädigen gesucht haben, auch noch immer durch unziemliche Schmachschriften anzutasten fortfahren. Da nun aber er, Franz, als Liebhaber von Recht und Billigkeit, in Betracht ferner, daß Reuchlin seinen Eltern oftmals gefällige Dienste erzeigt, auch, so viel an ihm gewesen, sich befleißigt habe, ihn, Franz, in seiner Jugend zu sittlicher Tugend zu unterweisen, ob solchem ihrem Fürnehmen nicht unbillig Mißfallen trage: so stehe an Bruder Hochstraten und dessen Ordensobere sein Begehren, gemeldten Doctor Reuchlin fortan ruhig zu lassen, auf den Grund des speierschen Urtheils ihm Genugthuung zu geben, und insbesondere die ihnen auferlegten Proceßkosten im Betrage von 111 Fl. an ihn zu entrichten, und zwar binnen Monatsfrist nach Ueberantwortung dieses Briefs; sonst werde er, Sickingen, sammt andern seinen Herren, Freunden und Gönnern, wider sie, die ganze Ordensprovinz und deren Anhänger, so handeln, daß Dr. Reuchlin, als ein Alter, Frommer, unter den Hochgelehrten nicht der Niederst, deß Ehre, Kunst und Lob in weiten Landen erschollen und ausgebreitet, solcher gewaltiger Durchächtung endlich vertragen, in diesem seinem ehrlich hergebrachten Alter bei Ruhe bleiben, dasselbe auch, so viel Gott gefalle, friedlich beschließen möge, und dadurch vermerkt werde, daß vielen hohen adelichen und andern trefflichen weltlichen Ständen, geschweige der Hochgelehrten und Geistlichen, ihre (der Dominicaner) bisher gegen Dr. Reuchlin geübte Handlung von Herzen und Gemüth leid gewesen und noch sei[1]).

Bald nach Erlaß dieses Fehdebriefes gegen seine geistlichen Verfolger brach indeß über Reuchlin von neuem ein wirklicher Kriegssturm herein. Im September fiel der kaum ausgetriebene

1) Hutteni Operum Supplem. I, S. 438—440.

Herzog Ulrich wieder in sein Land. Wie er gegen die Hauptstadt heranzog, gedachte Reuchlin, der ihn haßte und fürchtete, erst zu entweichen, blieb dann aber, um seine Habseligkeiten nicht preiszugeben, doch zurück. Große Einbuße ward ihm gleichwohl, als der Vertriebene sich der Stadt wieder bemächtigte, nicht erspart, und als nach vier bangen Wochen Ulrich zum zweiten male Stadt und Land räumen mußte, legten die einrückenden Bündischen auf Reuchlin's Eigenthum Beschlag, bis Herzog Wilhelm von Baiern ihn in seinen Schutz nahm. Aber es war ihm unbehaglich in der von Parteien zerrissenen, zuletzt auch von der Pest heimgesuchten Stadt, und im November 1519 siedelte er vom Neckar an die Donau, nach Ingolstadt über. Auch hier jedoch war er Anfangs in sehr gedrückter Stimmung; erst durch den Proceß, dann durch den Krieg in seinen Mitteln erschöpft, hätte er seine mühsam geretteten goldenen Sparpfennige versilbern müssen, wenn ihm nicht der stattliche Pirckheimer 30 Goldgulden vorgestreckt hätte.

Doch jetzt fing auch Sickingen's Fehdebrief an, seine Wirkung zu thun. Um Weihnachten kam der Dominicanerprovinzial zu dem Ritter nach Landstuhl, und auf sein Bedeuten machten sich bald darauf zwei Abgesandte des Ordens zu Reuchlin nach Ingolstadt auf den Weg. So kleinmüthig dieser oft war, so war er doch klug genug, sie an Franz von Sickingen, als seinen Bevollmächtigten, zurückzuweisen. Von diesem „Hercules“ erwartete er, daß er den Nichtswürdigkeiten seiner Widersacher ein Ende machen werde. Erst versuchten diese allerhand Winkelzüge, verlangten Fristen u. dergl., aber Sickingen zeigte ihnen den Ernst. Um die Unterhandlung mit ihm zu erleichtern, veranlaßten sie nun den Hochstraten, seine Aemter als Prior und Inquisitor niederzulegen, und zu Ende des Mai 1520 hatte Reuchlin die ihnen in Speier auferlegten Proceßkosten in gutem Gold in Händen, das ihm nach den schweren Einbußen jeder Art wohl zu Statten kam. Ueberdieß erließen die Dominicaner ein Schreiben an den Papst, in welchem, unter ehrenvoller Erwähnung Reuchlin's, um gänzliche Hinlegung des Handels auf ewige Zeiten gebeten war [1]).

1) Die Belege zu obiger Erzählung finden sich in Hutteni Opp. Supplem. I, S. 440—448. Vgl. Erasmi Spongia, Hutten's Schriften II, S. 279, und



Davon war indessen die Baarzahlung das einzige Reelle; alles Weitere war der schändlichste Pfaffentrug, wie der biedere Reuchlin nur gar zu bald erfahren sollte.

Während Hutten auf diese Weise für Reuchlin und den Humanismus zu wirken fortfuhr, suchte er nun doch zugleich die tüchtigsten seiner alten Freunde, seine Bundesgenossen im Kampfe gegen die kölnischen Dunkelmänner, in das neue entscheidende Unternehmen gegen Rom, als den Kopf des Wurms, hineinzuziehen. Schon im August 1519, kurz nach seiner Heimkehr aus dem würtembergischen Feldzuge, schrieb er nach längerer Zeit wieder an die erfurter Freunde, Eoban Hesse und Petrejus Eberbach. Er beschwert sich, daß dem erstern, der im vorigen Herbste durch Mainz gekommen, die zehn bis zwölf Meilen zu viel gewesen seien, um ihn (muthmaßlich auf Steckelberg, wohin er nach Vollendung der Guaiak-Cur um Wintersanfang 1518 von Augsburg aus sich begeben hatte) zu besuchen; daß Eberbach seit vier Jahren ihm nicht geschrieben: daß Mutian vollends durch keinen Brief noch sonst ein Zeichen bezeuge, daß er ihm nicht böse sei. Hutten ahnt, daß sein Auftreten in neuester Zeit dem behutsamen Manne mißfallen könnte; er läßt ihn ehrfurchtsvoll grüßen und verspricht, bei ehester Gelegenheit an ihn zu schreiben. Den beiden jüngern Freunden schickt er die zweite, vollständige Ausgabe seiner Türkenrede zu und knüpft die Frage daran, ob nicht auch sie einmal etwas für Deutschlands Freiheit zu wagen gedenken? Eoban habe in seiner Antwortsepistel Italiens eine gewaltige Freiheitsliebe angekündigt; nun stehe er ab, vielleicht durch das Schelten eines Curtisans zurückgeschreckt. Er solle keine Furcht haben. Es werden mehr Schriftsteller dieser Richtung auftreten, als er denke. Und kein ruhmloses Wagniß werde es sein. Wie er, Hutten, der Gelegenheit wahrnehme, solche zu gewinnen, die viel vermögen, aber bisher die Sache nicht verstanden haben, und sich nun gerne von ihm unterrichten lassen (er meint vor allen Franz von Sickingen), sollen sie künftig erfahren. Er schmiede jetzt an einem Gespräch mit dem Titel: Trias Romana, das Heftigste und Freimüthigste, was bis daher wider die römischen Gold-

---

den Dialog, Conciliabulum theologistarum mit Böcking's Anmerkung, in Hutten's Schriften IV, S. 575.

sanger herausgekommen. Sobald es fertig, sollen sie es haben. Und Eberbach, der selbst in Rom gewesen sei und die Ränke der dortigen Betrüger kennen gelernt habe, ob er dem Vaterlande die Frucht seiner Studien ganz entziehen wolle? „Bleibe nicht für immer stumm", bittet er ihn, „sondern brich einmal los!" Und ehe er noch Antwort hatte, schrieb er im October, von Steckelberg aus, noch einmal an Eoban in gleichem Sinne. Was er diesem kürzlich von seinen Arbeiten geschrieben, habe den Zweck gehabt, zu erfahren, was er, Eoban, unterdessen treibe? ob er nicht auch für den Ruhm des Vaterlandes und seine Befreiung von dem päpstlichen Joche etwas wagen wolle? Er möge doch etwas unternehmen, und was es sei, ihm zu seiner Aufmunterung vorher mittheilen. Mit Luther gemeinschaftliche Sache zu machen, hindere ihn die Rücksicht auf den Erzbischof Albrecht, der, obzwar ohne Grund, der Meinung sei, dieser Handel gehe ihn an; wodurch ihm, Hutten, kürzlich eine treffliche Gelegenheit entgangen sei, die Schmach des Vaterlandes (ohne Zweifel durch Auftreten gegen einen von Luther's Gegnern) zu rächen. Indeß thue er das nichtsdestoweniger, und vielleicht besser, weil er nur seinem eigenen Antriebe folge; während Luther seinerseits an Melanchthon einen tüchtigen Mitarbeiter habe [1]).

Im Januar 1520 war Hutten bei Sickingen auf Landstuhl und suchte ihn ebenso für Luther, wie kurz vorher im würtembergischen Feldlager für Reuchlin, zu stimmen. Luther hatte sich in der leipziger Disputation gegen den Primat des römischen Stuhls, gegen das zwingende Ansehen der Concilien erklärt, hatte des verbrannten Huß sich angenommen; sein Widersacher Eck, durch den Schriftenwechsel über die Disputation noch mehr erbittert, bereitete sich zur Reise nach Rom; da war unschwer vorauszusehen, was kommen würde. Bereits war Luther durch einen Grafen von Solms brieflich bei Sickingen empfohlen; um so leichter gelang es Hutten, diesen zu überzeugen, daß Luther ein Biedermann, und gerade deßhalb den Römlingen verhaßt sei. Jetzt erhielt er von Sickingen den Auftrag, an Luther zu schreiben, wenn ihm in seinem Handel etwas Widriges begegnen sollte

1) Die Briefe aus Mainz und Steckelberg vom 3. August und 26. October 1519 in Hutten's Schriften I, S. 301—303. 313 f.



und er keine andere Hülfe hätte, möchte er nur zu ihm kommen, er wolle für ihn thun, was er könne. An Luther selbst schrieb nun Hutten aus Rücksicht auf Erzbischof Albrecht nicht, sondern, nach Mainz zurückgekehrt, an Melanchthon, der es, ohne von Hutten's Vermittelung etwas zu sagen, an Luther ausrichten und ihn zugleich veranlassen sollte, seinen hochherzigen Beschützer in einem Schreiben zu begrüßen[1]). Wie sehr dieses Anerbieten Sickingen's, dem bald ein ähnliches des fränkischen Ritters Sylvester von Schauenburg folgte, dazu beitrug, Luther in einer bedenklichen Zeit zu ermuthigen, und wie er der Andeutung Hutten's erst durch Briefe an ihn und Sickingen, in der Folge durch Zueignung einer Schrift an den letztern, entsprach, ist bekannt.

Mit Franz, schrieb Hutten sechs Wochen später in einer Beilage zu dem vorigen Briefe, der, schlechtbestellt, an ihn zurückgekommen war, von Steckelberg aus an Melanchthon, mit Franz habe er große und überaus wichtige Plane; wäre Melanchthon bei ihm, so wollte er ihm mündlich etwas davon verrathen. Den Finsterlingen, hoffe er, solle es schlimm gehen, und allen, welche das römische Joch über Deutschland bringen. Er lasse jetzt Gespräche drucken: Die römische Dreifaltigkeit und Die Anschauenden, vom höchsten Freimuthe besonders gegen den Papst und die Plünderer Deutschlands; er hoffe, sie sollen dem Melanchthon gefallen, oder doch nicht mißfallen. Vor allem möge er mit Luthern reden. Wenn dessen Handel sich irgendwie zweifelhaft anlasse, so möge derselbe sich nur ungesäumt zu Franz auf den Weg machen. Unterwegs könnte er mit ihm, Hutten, zusammentreffen; doch wisse er nicht, ob er gerade auf Steckelberg sein werde, denn er müsse in wenigen Tagen reiten. Luther sollte über Fulda reisen, dort werde er bei dem Wirthe zum Bären erfahren können, ob Hutten daheim sei; er habe dann nur wenige Meilen bis Steckelberg. Treffe ihn Luther hier, so wolle er ihm auch ein Reisegeld schenken, wenn er es bedürfen sollte. Melanchthon möge ihm nur ungesäumt entweder nach Fulda oder Magdeburg Antwort geben[2]).

Auf Steckelberg vollendete Hutten die oben erwähnten Dia-

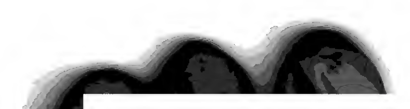
---

1) An Melanchthon, Mainz, 20. Jan. 1520. Schriften I, S. 320 f.
2) Steckelberg, 28. Februar 1520. Schriften I, S. 324 f.

loge und hatte gerade vierzehn Tage vor dem letzten Briefe an Melanchthon, am 13. Februar 1520, die Zueignung des Vadiscus an den vielgereisten Ritter und kurfürstlich mainzischen Rath, Sebastian von Rotenhan, geschrieben. Er nimmt es dem Schwager beinahe übel, daß er (in einem Briefe, wie es scheint) erst fragen könne, ob Hutten etwas schreibe? Habe er dieß in der Unruhe des Hoflebens nicht lassen können, so lade ihn ja auf Steckelberg die Einsamkeit doppelt dazu ein. „Davon hast du", fährt er fort, „einen Beweis an dem Gespräch Vadiscus, welches mir mit andern diese Ruhe und diese Berge gebracht haben. Wenn es deinen Beifall gewinnt, so wirst du auch meinen Entschluß, mich auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen, nicht mißbilligen. Ich will dir das Büchlein nicht als gut empfehlen, da der Gegenstand, von dem es handelt, der schlechteste ist; als frei und wahr möchte ich es vielleicht, und unter diesem Namen muß es dir auch am willkommensten sein. Ich selbst bin, wenn irgendwo, in diesem Büchlein mit mir zufrieden. Unsere Freiheit war gefesselt und von des Papstes Stricken gebunden: ich löse sie. Verbannt war die Wahrheit, verwiesen über die Garamanten und Inder hinaus: ich führe sie zurück. Einer solchen und so großen That mir bewußt, mache ich auf keine öffentliche Belohnung Anspruch. Das nur wünsche ich, daß, wenn mich jemand deßwegen verfolgen sollte, alle Guten die Vertheidigung meiner Sache übernehmen mögen. Das soll der Lohn dieser Arbeit sein." [1])

Der Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit nimmt unter den fünf Dialogen, welche sofort im April 1520 gedruckt erschienen, der Ordnung nach die vierte, der Wichtigkeit des Inhalts wie dem Umfange nach die erste Stelle ein. Er ist Hutten's Manifest gegen Rom, der Handschuh, den er der Hierarchie hinwarf; mit ihm war in der That, wie Hutten's Wahlspruch sagte, das Loos geworfen. Und zwar ging dieser hierin Luthern ermuthigend, zum Theil selbst wegzeigend, voran; dessen Absagebrief gegen Rom, seine Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, erst im October, und auch die Schrift an den christ-

1) Die Zueignung in Hutten's Schriften I, S. 322. Das Gespräch selbst IV, S. 145—259. In meiner Uebersetzung von Hutten's Gesprächen S. 94—185.



lichen Adel deutscher Nation erst im Juni desselben Jahres erschienen ist.

Der Schauplatz des Gesprächs ist Frankfurt am Main. Hutten, noch immer als mainzischer Hofmann, doch in freiem Dienstverhältniß vorgestellt, kommt mit dem Kurfürsten und dessen nächster Umgebung (worunter Stromer) dahin. Hier trifft er einen alten Freund, Ernhold genannt, an, der einst mit ihm in Rom gewesen ist, und mit dem er sich nun unterhält. Den Eingang macht in gar anmuthiger Weise das Lob des „goldenen Mainz", mit seinem milden Himmel, der gesunden Luft, der angenehmen Lage, den beiden herrlichen Strömen, welche das Reisen sowohl als das Einlaufen von Nachrichten aus ganz Deutschland erleichtern. „Dann bin ich auch der Meinung", fährt Hutten fort, „daß es für Gelehrte ein besonders zusagender Wohnort sei; denn so oft ich anderswoher zurückkomme, kaum daß ich die Stadt wieder im Gesichte habe, fühle ich mich erfrischt und ermuntert, werde auch hier nie des Lesens oder des Schreibens müde, und nirgends geht mir die Arbeit leichter von der Hand."

Nach mainzer Neuigkeiten befragt, meldet Hutten zuerst eine spaßhafte, das angemessene Ende eines reichen und geizigen Pfaffen zu Köln; dann aber eine verdrießliche, daß nämlich der mainzer Buchdrucker (Schöffer vermuthlich) aus Scheue vor dem Verbote Leo's X. sich geweigert habe, von Tacitus mit fünf neu aufgefundenen Büchern eine Ausgabe für Deutschland zu veranstalten. Hier weiß Hutten nicht, worüber er unwilliger sein soll, über das neidische Verhalten des römischen Hofes zu der Geistesbildung des deutschen Volkes, oder über die stumpfsinnige Geduld eben dieses Volkes, sich so etwas bieten, sich den Druck der Werke eines Schriftstellers, der von unsern Vorfahren so rühmlich gesprochen, untersagen zu lassen. Dieß führt die Unterredner auf so manches Andere, was sich die Deutschen von Rom gefallen lassen; zugleich aber auch auf die Hoffnung, daß, bei den ins Maßlose steigenden Mißbräuchen und Brandschatzungen, die Geduld nächstens reißen dürfte. Diese Hoffnung wird gegründet auf den Geist der Freiheit, welcher da und dort sich zu regen anfange; auf den Unwillen aller Bessern, vornehmlich auch unter den Fürsten, über die römischen Anmaßungen, der sich bei jeder Gelegenheit ausspreche; insbesondere auch auf den neuen Kaiser. Wie immer, so findet

sich auch hier Hutten's Zorn dadurch am empfindlichsten gestachelt, daß diese Italiener den Deutschen, deren Gutmüthigkeit sie mißbrauchen, erst keinen Dank wissen, sondern sie dafür nur verachten und verhöhnen.

Doch fangen sie, fährt Hutten fort, selbst zu merken an, daß es mit ihnen zu Ende gehe, da ihnen nicht verborgen bleibe, was gegen sie jetzt allenthalben geredet und selbst geschrieben werde. So sei neulich ein gewisser Vadiscus in diesen Gegenden gewesen, der seine zu Rom gemachten Beobachtungen in einer für jene Nation äußerst beschimpfenden und gehässigen Weise vorgetragen habe. Er habe alles, was er gegen die jetzigen Römer, oder, um seine Ausdrücke zu gebrauchen, gegen die Romanisten und Römlinge auf dem Herzen gehabt, in Triaden gebracht, d. h. in Gruppen von jedesmal drei Stücken zusammengestellt. Hierdurch bestimmt sich nun die Form und erklärt sich der Titel des Gesprächs: indem Hutten die von Vadiscus aufgestellten Triaden aus der Erinnerung mittheilt, auch durch eigene vermehrt, so jedoch, daß die einzelnen gesprächsweise erläutert, bisweilen längere Abschweifungen dazwischen geschoben werden, von denen aber jedesmal wieder zu den Triaden des Vadiscus, als dem eigentlichen Thema, zurückgelenkt wird. Diese Dreiheiten machen sich so, daß z. B. gesagt wird: drei Dinge hat man in Rom im Ueberfluß — drei Dinge sind selten zu Rom — drei Dinge sind in Rom verboten — drei Dinge bringt man aus Rom heim, u. dgl. m. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Form etwas epigrammatisch Pikantes, und besonders etwas Volksthümliches und Behältliches hat; wodurch die ungemeine Wirksamkeit und vielfache Verarbeitung gerade dieses Hutten'schen Dialogs bedingt war. Das hat Niemand besser eingesehen als Luther; denn in seiner wenige Monate nachher erschienenen Schrift von der babylonischen Gefangenschaft spricht er gleichfalls von drei Mauern, welche die Romanisten um sich gezogen, von drei Ruthen, die sie uns, um selbst ungestraft zu bleiben, gestohlen haben. Aber der Einverleibung in ein Gespräch widerstrebt diese Form. Die Triaden sind etwas Fertiges; der witzige Kopf, der sie ersonnen hat, und noch mehr der Erzähler, der sie aus dem Gedächtniß wiedergibt, bringt sie gleichsam in der Tasche mit und wirft sie wie Münzen oder Nüsse aus; während im Dialog alles entstehen, ein Wort

das andere geben, ein Gedanke sichtbar aus dem andern hervorsprossen soll.

Fragt man, wie Hutten zu einer so widerstrebenden Mischung kam, so darf man sich nur der Frage erinnern, wie er denn zu dem lustigen Tone seiner Dunkelmännerbriefe gekommen sei. In der That ist die Antwort dieselbe: beide male steckt Freund Crotus dahinter. In einem anonymen Gespräch, dessen Verfasser aber vermuthlich Crotus ist, dem „Kampf der Frömmigkeit und des Aberglaubens", ist von einem römischen Consul Badiscus die Rede, dessen einziges Geschäft sei, der Menschen Sitten zu beobachten[1]). Dieser müßige Menschenbeobachter ist hier wie dort Crotus. Nur kann Hutten nicht, wie es in unserm Gespräche heißt, seine Reden über die römischen Zustände vor Kurzem mündlich von ihm vernommen haben; denn Crotus war, als jener den Badiscus schrieb, nicht „in der Gegend", sondern noch abwesend in Italien, und kam erst um die Zeit, als die Gesprächsammlung im Druck erschien, nach Deutschland zurück. Aber er kann seine Dreiheiten dem Freunde schriftlich herausgeschickt haben, und so, ohne Gespräch, sind sie auch wirklich in jenen Jahren verschiedentlich gedruckt worden; einmal freilich so, daß man sieht, sie sind aus dem Gespräch gezogen, ein andermal aber so, wie sie vermuthlich dessen Grundlage gebildet haben[2]). Von hier aus begreifen wir nun auch erst Hutten's Verfahren. Die Dreiheiten seines witzigen Freundes reizten ihn, wie den Musiker eine Melodie reizt, Variationen darüber zu schreiben. Und den Leser reizt es nun, wenn er aus dem reichen dialogischen Geflechte, womit Hutten sie durchschlungen, immer von neuem jene neckischen Triaden hervorspringen sieht. Der logischen Ordnung freilich war eine solche Einrichtung nicht förderlich. Hutten hat dieß selbst gefühlt und durch den Ausruf entschuldigt, den er auf die Frage des Ernhold, in welcher Ordnung er sein Thema zu behandeln gedenke, sich in den Mund legt: „Was Ordnung? als ob in solcher Verkehrtheit Ordnung wäre!" Doch nicht blos in dem Badiscus, sondern auch in dem Ernhold unseres Gesprächs

1) Hutten's Schriften IV, S. 571.

2) S. bei Böcking, a. a. O. S. 262—268. Vgl. meine Uebersetzung der Hutten'schen Gespräche, S. 95 f.

finden wir einen alten Bekannten. Hutten will ihm seinen Vortrag nur unter der Bedingung halten, daß ihm der Freund die Angelegenheit, in der er seinen Beistand erbeten, fleißig besorgen wolle; worauf Ernhold erwiedert, an Zureden wolle er es nicht fehlen lassen, es komme nur darauf an, ob es ihm gelingen werde, „jene zu überreden". Diese „Jene" kennen wir aus der Geschichte von Hutten's Brautwerbung; und da wir mit dem Vadiscus im Jahresanfang 1520 und auf frankfurter Boden stehen, so kennen wir auch den Ernhold: es ist kein anderer als Hutten's Freund Arnold Glauberger daselbst, der Vetter der von ihm vergeblich begehrten Kunigunde, mit dem er, wie angeblich mit Ernhold, in Italien zusammen gewesen war.

Nach diesen Vorbemerkungen geben wir erst von den Dreiheiten, welche die Form des Gesprächs bedingen, etliche Proben, dann von den Hauptgedanken desselben eine Uebersicht. Drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. Drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: gemeine Frauen, Pfaffen und Schreiber. Drei Dinge dagegen sind aus Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit; oder wie es ein andermal heißt: Armuth, die Verfassung der alten Kirche und Verkündigung der Wahrheit. Drei Dinge begehrt Jedermann zu Rom: kurze Messen, alt Gold und ein wollüstiges Leben. Von dreien hingegen hört man daselbst nicht gern: von einem allgemeinen Concil, von Reformation des geistlichen Standes, und daß die Deutschen anfangen klug zu werden. Mit drei Dingen handeln die Römer: mit Christo, mit geistlichen Lehen und mit Weibern. Mit drei Dingen sind sie zu Rom nicht zu ersättigen: mit Geld für Bischofsmäntel, Papstmonaten und Annaten[1]). Drei Dinge macht Rom zunichte: das gute Gewissen, die Andacht und den Eid. Drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom zurückzubringen: unreine Gewissen, böse Magen und leere Beutel. Drei Dinge haben bisher Deutschland

1) Zwei der schreiendsten päpstlichen Anmaßungen, wonach 1), Bisthümer und Abteien ausgenommen, von sämmtlichen geistlichen Stellen in Deutschland alle diejenigen, welche während der sechs ungeraden Monate (Januar, März u. s. f.) erledigt wurden, der Besetzung durch den Papst vorbehalten waren; 2) von jeder geistlichen Stelle, die über 24 Dukaten jährlich ertrug, bei der Besetzung ein Jahresertrag nach Rom bezahlt werden mußte.

nicht klug werden lassen: der Stumpfsinn der Fürsten, der Verfall der Wissenschaft und der Aberglaube des Volks. Drei Dinge fürchten sie zu Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volke die Augen aufgehen, und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen. Und nur durch drei Dinge wäre Rom zurecht zu bringen: durch der Fürsten Ernst, des Volkes Ungeduld und ein Türkenheer vor seinen Thoren.

Den Inhalt des Gesprächs betreffend, können wir die Beschwerden von den Vorschlägen zur Besserung unterscheiden. Jene sind die schon seit mehr als einem Jahrhundert hergebrachten; nur daß sie von Hutten mit besonderer Schärfe und Andringlichkeit vorgetragen werden. Er weiß vor allem das bedrohliche Vorschreiten, das schamlose Umsichgreifen der römischen Anmaßungen anschaulich zu machen: daß, was ehedem als Gunst erbeten worden, jetzt als Recht gefordert werde; daß Concordate, schon an sich zum Nachtheil der deutschen Nation geschlossen, in der päpstlichen Auslegung und Anwendung noch weit überschritten werden; daß die Besetzung immer mehrerer deutschen Kirchenstellen nach Rom gezogen, die Preise der Bischofsmäntel u. dgl. immer höher gesteigert, immer mehr Mittel und Wege, dem deutschen Volke sein Geld abzulocken, erfunden und eröffnet werden. Unter andern groben Blendwerken wird auch des trierer Rocks gedacht, der vor wenigen Jahren ausgegraben, und von dem Papste, gegen einen Antheil an den Spenden der Pilger, zum Leibrocke Christi gestempelt worden sei. Auch die Uebergriffe in die Rechte der fürstlichen Gewalt werden, mit besonderer Berechnung auf den jungen Karl, in das gehörige Licht gestellt; die angebliche Schenkung Konstantin's ausführlich als Lüge dargethan. Als unwürdig des kaiserlichen Namens wird auch hier jener böhmische Karl IV. hingestellt, der sich von dem Papste Urban von Rom aussperren und aus Italien weisen ließ. Davor wird der fünfte Karl die Kaiserehre zu retten wissen, wird seine Krone nicht von des Papstes Füßen nehmen, noch diese Füße küssen wollen. Erfüllt er diese Erwartung, so wird man ihn für weise halten; die gelehrtesten Männer werden Loblieder auf ihn singen und Bücher zu seinem Ruhme schreiben; man wird ihn als Beschützer der deutschen Freiheit begrüßen, und wo er geht und steht, ihm als dem

tapfersten, gerechtesten, hochherzigsten, wahrhaft frommen und christlichen, zujauchzen.

Doch die finanzielle Ausbeutung und politische Bevormundung der deutschen Nation ist noch nicht einmal das Aergste, was dieser von Rom aus widerfährt. Das moralische Verderben ist das größere Uebel, das zu Rom seinen Sitz hat und von dort aus nach Deutschland sich verbreitet. Seit Jahrhunderten hat auf Petri Stuhle kein ächter Nachfolger des Petrus mehr, wohl aber Nachfolger und Nachahmer des Nero und Heliogabalus, gesessen. Der päpstliche Hofstaat ist ein Pfuhl aller Verdorbenheit. Die Legaten, die in unsre Länder kommen, bringen abscheuliche, dieser Nation sonst unbekannte Laster mit. Also nicht nur keine geistlichen Güter, keine Belehrung und Erbauung, erkaufen wir Deutschen uns durch Spendung unsres zeitlichen Gutes an Rom, sondern, was uns hiefür von da zurückkommt, ist nur Verderbniß und Sittenpest. Wir handeln nicht blos klug, wir handeln fromm und gottgefällig, wenn wir unsre Spenden einstellen und damit dem römischen Verderben, das auch auf uns überströmt, seine Nahrung entziehen.

„Sehet da" — in Rom; mit diesen Worten im Munde des Ernhold schließt Hutten seine Darstellung — „sehet da die große Scheune des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen. Werden da die Deutschen nicht zu den Waffen greifen? nicht mit Feuer und Schwert anstürmen? Das sind die Plünderer unseres Vaterlandes, die vormals mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wuth, die weltherrschende Nation berauben, vom Blut und Schweiße des deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen und ihre Wollust nähren. Ihnen geben wir Gold; sie halten auf unsre Kosten Pferde, Hunde, Maulthiere, und (o der Schande!) Lustdirnen und Lustknaben. Mit unserm Gelde pflegen sie ihrer Bosheit, machen sich gute Tage, kleiden sich in Purpur, zäumen ihre Pferde und Maulthiere mit Gold, bauen

Paläste von lauter Marmor. Als Pfleger der Frömmigkeit versäumen sie diese nicht allein, was doch schon sündlich genug wäre, sondern verachten sie sogar; ja sie verletzen, beflecken und schänden sie. Und während sie früher durch Schönthun uns köderten und durch Lügen, Dichten und Trügen uns Geld abzulocken wußten, greifen sie jetzt zu Schrecken, Drohung und Gewalt, um uns, wie hungrige Wölfe, zu berauben. Und diese müssen wir noch liebkosen; dürfen sie nicht stechen oder rupfen, ja nicht einmal berühren oder antasten. Wann werden wir einmal klug werden und unsre Schande, den gemeinen Schaden, rächen? Hat uns davon früher die vermeinte Religion und eine fromme Scheu zurückgehalten, so treibt und zwingt uns dazu jetzt die Noth."

Belehrt, meint Hutten, daß wahre Gottesfurcht und abgöttische Verehrung der päpstlichen Tyrannei sehr verschiedene Dinge seien, solle und werde nächstens das deutsche Volk einhellig den mannhaften Entschluß fassen, dieses Joch abzuwerfen. Dem Körper der Christenheit solle sein bisheriges Haupt, der Papst und seine Curie, nicht abgeschnitten, sondern dieses nur von den ungesunden Säften, die sich in demselben angesammelt, befreit werden; welches einfach dadurch geschehen könne, daß der Krankheit die Nahrung entzogen, d. h. den Geldspenden nach Rom ein Ende gemacht werde. Dann werde der römische Hof sich schon von selbst der vielen Müßiggänger und seiner anstößigen Ueppigkeit entschlagen; aber, was er an Glanz verliere, an wahrer Würde gewinnen. (Ein andermal jedoch wird weiter gegangen und gesagt, jeder Bischof habe so viel Gewalt als der zu Rom, denn Christus sei ein Liebhaber der Gleichheit und ein Feind des Ehrgeizes gewesen.) Auch in den übrigen Ländern werde die Ueberzahl der Geistlichen sich mindern; wenn aber von hunderten nur Einer bleibe, werde es genug sein. Die geistlichen Stellen werde man den besten und gelehrtesten Männern geben, und diese werden, wenn sie wollen, auch heirathen dürfen, um den Anlaß zur Ausschweifung abzuschneiden.

Daß das alles nicht so glatt abgehen, daß Papst und Klerisei mit allen Waffen, geistlichen und weltlichen, sich wehren werden, daß mithin auch ihm, wenn er zu jenen Maßregeln rathe, Gefahr drohe, darüber täuscht sich Hutten nicht. Wohl thust du recht, sagt ihm Ernhold, gegen diese Tyrannei zu sprechen. Aber du

wirst dich vor ihren Nachstellungen hüten müssen, damit dir nicht etwas widerfahre, das solchen Muthes nicht würdig wäre. Denn man darf jene Feinde nicht verachten. — Das thue ich auch nicht, erwiedert Hutten; aber ohne Gefahr geschieht keine große und denkwürdige That. — Wohl ist es eine große und herrliche That, entgegnet Ernhold, durch Rathen, Mahnen, Treiben, Zwingen und Drängen das Vaterland zu nöthigen, daß es seine Schmach erkenne und sich ermanne, seine urväterliche Freiheit wieder zu erringen, eine herrliche That ist dieß, wenn es einer durchsetzt. — Wenn er es auch nicht durchsetzt, meint Hutten, so ist schon der Versuch verdienstlich, und vielleicht wirkt das Beispiel, daß auch andere dasselbe wagen, und endlich die Welt in Bewegung komme und Deutschland klug werde. Dieses könnte nach meiner Meinung Christo, könnte der Kirche keinen größern Dienst erzeigen, als wenn es demnächst den ungerechten Erpressungen ein Ende machte und sein Geld hier behielte: möchten dann jene Copisten und Protonotarien zu Rom immerhin verhungern. — Möchtest du die Deutschen dazu bereden! wünscht Ernhold. — Ich will es wenigstens versuchen, versetzt Hutten. — Die Wahrheit zu sagen? fragt jener. — Ich werde sie sagen, ob sie mir auch mit Waffen und dem Tode drohen. — Welche Listen werden sie dagegen ersinnen! — Welche Bundesgenossen werde ich mir zugesellen, welche Schutzwehren aufwerfen! — Dazu gebe Christus seinen Segen! ist Ernhold's Gebet.

Wenn das bisher von uns betrachtete Gespräch, bei aller Wucht seines reformatorischen Inhalts, doch in Betreff seiner künstlerischen Form einigem Bedenken unterlag, so finden wir dagegen in demjenigen, zu dem wir uns nun wenden, beide Seiten im schönsten Gleichgewichte. Es athmet Lucian's Geist (dem auch der Titel, doch eben nur dieser, entlehnt ist) und erhebt sich durch die Wendung am Schlusse zu Aristophanischer Höhe. Es ist das letzte in der Sammlung vom Frühjahr 1520 und heißt Inspicientes, oder in Hutten's späterer Verdeutschung die Anschauenden[1]).

Diese Anschauenden sind der Sonnengott mit seinem Sohn

1) Schriften IV, S. 269—308. In meiner Uebersetzung der Hutten'schen Gespräche S. 186—219.

und Wagenlenker Phaethon, die, während ihre Rosse nach erreichter Mittagshöhe sich verschnauben, durch die zertheilten Wolken einen Blick auf die Erde werfen. Ein großes Getümmel, das gerade in Deutschland zu bemerken ist, lenkt ihre Aufmerksamkeit auf dieses Land. Bewaffnete und Unbewaffnete ziehen schneller oder langsamer, alle nach demselben Orte hin, wo man die einen behaglich schmausen, die andern ernstlich rathschlagen, noch andere beides zugleich oder abwechslungsweise treiben sieht. Der Ort ist Augsburg, es ist der Reichstag von 1518. Dem allschauenden Sonnengotte sind Menschen und Verhältnisse längst bekannt; aber der Sohn wundert sich über manches, das er sieht, und erhält nun vom Vater Auskunft darüber. Zuerst fällt ihm der Widerspruch auf, in welchem mit dem ernsten Zwecke der Versammlung das ungeheure Trinken steht. Der Vater stellt den Widerspruch nicht in Abrede, macht übrigens den Sohn auf einzelne Nüchterne aufmerksam, die sich in der Versammlung finden, dafür aber freilich von der Mehrzahl als Fremdlinge angesehen und verachtet werden. Indessen seien doch ein paar verständige Fürsten ihnen günstig, und auch manche von den Trunkenen fangen an, sie als gelehrte und geschickte Leute gelten zu lassen. Wenn Hutten jene Trunkenen näher als Hofleute, von hohem Wuchse, in gestickten Kleidern, mit gekräuselten Haaren und Ketten um den Hals, die Wassertrinker dagegen als leibarme aber geistreiche, magere aber scharfsinnige Männchen beschreibt; wenn er in Bezug auf die letztern den Sonnengott ausrufen läßt: „Behüten die Götter die großen Kleinen!" so sieht man wohl, daß er dabei an sich und eigene Erlebnisse gedacht hat.

Während dieser Reden wird in den Straßen Augsburgs eine Procession sichtbar: sie gilt dem päpstlichen Legaten Cajetan, der aus seiner Wohnung in die Reichsversammlung geleitet wird, um hier das Begehren des Papstes in Betreff des Türkenkrieges vorzutragen. Der Krieg, erläutert Sol, ist dabei nur Vorwand, das Ganze eine Speculation auf das deutsche Geld, die aber dießmal schwerlich gelingen wird, weil sie schon allzu oft sich wiederholt hat. Die Deutschen sind gewitzigt, die Fürsten machen zum Theil böse Gesichter und der Legat sieht nicht lustig drein. Doch wird der bösartige Schleicher noch allerhand Wege versuchen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wie lange wird er dieses Spiel

noch spielen? fragt hier Phaethon. So lange, antwortet der Vater, bis die Deutschen weise werden, welche jetzt noch Rom durch Aberglauben in Bethörung hält. Und ist es nahe daran, fragt jener, daß sie weise werden? Nahe! versichert der Sonnengott; denn dieser da wird der Erste sein, der mit leeren Händen heimkommt, zum großen Schrecken der heiligen Stadt, wo man nicht geglaubt hätte, daß die Barbaren sich solches unterstehen würden. So nämlich, erläutert Sol, nennen sie die Deutschen, wie überhaupt alle Völker außerhalb Italiens; da doch heutzutage, wenn man auf echte Gesittung sieht, die Deutschen das gebildetste Volk, die Römer hingegen die ärgsten Barbaren sind.

Hier fügt sich nun ein Rundgemälde von den Sitten und der Staatsverfassung der Deutschen ein, in welches sich Hutten mit Liebe vertieft, ohne doch dabei die Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, welche für sein ganzes schriftstellerisches Wirken die leitenden geworden waren. Nach dem, was der Vater von ihnen sage, könnten ihm die Deutschen schon gefallen, meint Phaethon, wenn sie nur ihr Saufen lassen wollten. Auch dem Vater gefällt dieses nicht, besonders, daß die Fürsten darin mit üblem Beispiel vorangehen; doch glaubt er bereits einige Besserung zu bemerken. Die hartnäckigsten Trinker seien jedenfalls die Sachsen. Sie sitzen beständig hinter den Bechern und vertilgen unbillige Massen Bier; denn tränken sie Wein, so würde der Ertrag des ganzen Deutschlands für ihr Bedürfniß nicht ausreichen. Ihr Appetit bleibt hinter dem Durste nicht zurück, und dem Ueberflusse machen sie ungescheut auf die unfläthigste Weise Luft. Phaethon, wie er sie schmausen sieht, glaubt einem Gastmahle der Centauren oder Lapithen zuzusehen. Er meint, die Leute müssen gar keine Vernunft haben. Aber weit gefehlt: der Vater belehrt ihn, daß diese tollen und vollen (Nieder-) Sachsen so klug seien wie andere, ja klüger; denn nirgends sei das Gemeinwesen so wohl regiert, nirgends mehr Sicherheit; von Körper seien sie gesünder und stärker als alle andern Deutschen, und im Kriege tapfer ohne Gleichen. Hutten's Gunst oder Nachsicht sichert ihnen schon das, daß sie, wie Sol berichtet, von Aerzten nichts wissen und von den Rechtsgelehrten nichts wollen. Sie sprechen nach dem Herkommen Recht und befinden sich dabei besser als andere bei den geschriebenen Gesetzen. Mich wundert, scherzt hier Phae-

thon, daß du nicht sagst, sie werden durch ihr Trinken besser. Das sage ich nicht, entgegnet Sol; das aber zeigt der Thatbestand, daß sie vieles besser ausrichten und klüger einrichten als irgend welche Nüchterne. Vielleicht, meint der Sohn, ist ihnen das Trinken schon so zur andern Natur geworden, daß man fürchten muß, wenn sie davon ließen, möchten sie auch von ihrer Biederkeit lassen. Wohl möglich, versetzt der andere.

Doch schon zieht den jungen Betrachter ein anderes deutsches Paradoxon an. Er sieht Männer und Weiber nackt mit einander baden, sich einander küssen und umhalsen, und das alles, versichert der Vater (ja noch mehr, denn sie legen sich auch wohl zusammen schlafen) in Züchten und Ehren. Nirgends sei die weibliche Schamhaftigkeit reiner bewahrt als in Deutschland, wo sie so wenig bewacht sei, nirgends werde die Ehe heiliger gehalten. Die Männer seien nicht eifersüchtig wie in Italien; überhaupt herrsche in allen Dingen Vertrauen, Offenheit und Unbefangenheit. „Wahrlich kein schlimmes Volk!" ruft hier Phaethon aus, und nun wird der rothbackige, harm- und arglose Deutsche mit dem bleichen, neidischen, von Leidenschaften zerfressenen Italiener mit seinem Dolch und Gift in einen sprechenden Contrast gesetzt.

Einmal im Zuge des Wohlgefallens an der deutschen Nation, findet unser Beobachter, nicht ganz mit Recht, auch das hübsch, das die Deutschen keine gemeine Kasse haben, sondern im Fall eines Kriegs die Kosten erst zusammensteuern; wodurch er auf die politische Verfassung Deutschlands zu sprechen kommt. Von der Liebe der Deutschen zur Unabhängigkeit geht er aus. Ihren Fürsten dienen sie treu, aber in freier Weise, der eine diesem, der andere jenem; insgemein erkennen sie jenen Alten dort (Maximilian ist gemeint) für ihren Herrn, den sie Kaiser nennen; den ehren sie, so lange er nach ihrem Sinne handle, aber fürchten ihn nicht, seien ihm auch nicht sehr gehorsam: daher ihre langen, unergiebigen Berathungen, in denen sie wenig Gemeinsinn zeigen; daher die vielen Streitigkeiten und innerlichen Kriege unter ihnen, und das Schlimmste, daß der Kaiser genöthigt sei, diese zu nähren, um durch gegenseitige Schwächung der Fürsten sich oben zu halten. Eigenthümlichkeiten freilich, welche die Deutschen zur Herrschaft über andere Völker ziemlich untüchtig machen. Unter den Fürsten, fährt Sol in seiner statistischen Belehrung fort,

seien die einen geborene, die andern erwählte: letzteres die Bischöfe und geistlichen Herren. Und zwar seien diese an Macht wie an Zahl den andern überlegen: mehr als halb Deutschland sei von Pfaffen besessen. Das haben die Nachkommen dem Aberglauben ihrer Vorfahren zu verdanken, welche durch Vergabung ihrer Güter an die Kirche ihren verarmenden Enkeln Herren erkauft haben. Nach den Fürsten kommen die Grafen, und an sie schließe sich der gemeine Adel an.

Hier kommt Hutten auf seinen eigenen Stand zu reden, und da zeigt er ganz den Rittersmann. Unter die seltsamen Erwartungen, die man von großen Geistern zu hegen pflegt, gehört auch die, sie von Hause aus über Standesvorurtheile erhaben zu finden. Im Gegentheil, je stärker in dergleichen Menschen die Natur wirkt, desto stärker ziehen auch solche Bande an. Für sich ist Hutten über diese Befangenheit sein Leben lang nicht hinausgekommen: um so höher müssen wir es ihm anrechnen, daß er, wo es zu handeln galt, das Vorurtheil bei Seite zu setzen wußte, wie wir an seinem Orte finden werden. Hier spricht er seine ritterlichen Zu- und Abneigungen noch mit der naivsten Offenherzigkeit aus. Mit Recht läßt er die kriegerische Tüchtigkeit, mit Recht auch das an dem Ritterstande rühmen, daß derselbe noch einen Rest von urväterlicher Sitte, von altdeutscher Biederkeit bewahre. Daß auf der andern Seite die Ritter durch ihre Fehden und Räubereien vielen beschwerlich fallen, leugnet er nicht. Er sucht es aber zu erklären. Zum Theil thun sie es, sagt er, im Dienste der Fürsten, die sich der Ritter als Stützen ihrer Gewalt bedienen. Zum Theil geschehe es aber auch aus Haß gegen die Kaufleute und die freien Städte. Der Widerwille der Ritter gegen die Kaufleute wird aus ihrer Anhänglichkeit an die vaterländische Sitte, ihrer Abneigung gegen das Fremde hergeleitet. Sie hassen in den Kaufleuten diejenigen, welche mit ausländischen Stoffen und Gewürzen Luxus und Weichlichkeit in Deutschland einführen. Es wäre kein Schaden, meint der junge Hitzkopf Phaethon, wenn es den Rittern eines Tages gelänge, alle diese fremden Waaren sammt den Kaufleuten zu vertilgen.

Hutten's Anschauung vom Handel war, alle seine Aeußerungen über denselben zusammengerechnet, staatswirthschaftlich wie culturhistorisch gleich einseitig. Er sah in ersterer Hinsicht

nur auf den (damals freilich überwiegenden) Importhandel, der das Geld aus dem Lande zieht; in letzterer nur auf die Vermehrung der Bedürfnisse, die derselbe im Gefolge hat. Wie beides sich wieder in's Gleiche bringt, wie insbesondere der Handel als unschätzbarer Bildungshebel von jeher gewirkt hat, das übersah Hutten, halb aus ritterlichem Vorurtheil, halb aus schulmäßig rhetorischem Stoicismus. Ebenso wenig, und aus ähnlichen Gründen, hat er das Wesen der Städte begriffen. An dieser Stelle gibt er eine höchst spaßhafte Geschichte ihrer Entstehung, in welcher sie lediglich als Erzeugnisse der Verweichlichung, als Schutzwehren für die Feigen und Trägen, die sich nicht mehr im freien Felde wehren mochten, erscheinen. Solche Verderbniß, solchen Abfall von altdeutscher Sitte zu hassen und zu bekämpfen, haben die Ritter, als Vertreter der letztern, alles Recht; da sie aber jenen Entarteten hinter den Wällen und Mauern ihrer Städte nicht beikommen können, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als, wenn einer ausreist, ihn unterwegs niederzuwerfen und auszuplündern. So bringt Hutten am Ende gar heraus, daß die Städte für solche Befehdung den Rittern noch danken müssen, welche allein ihr völliges Versinken in träge Ueppigkeit verhindern. Begreiflich mußte, wer einen Pirckheimer, einen Peutinger zu Freunden hatte, Ausnahmen unter den Städtebewohnern vorbehalten; wie, wer der öffentlichen Stimme jener Tage nicht allzu grell widersprechen wollte, das ritterliche Raubwesen nicht loben durfte. Allein, indem Hutten es tadelt, nennt er es doch einen „mannhaften Frevel“; jene Stegreifritter verfahren ihm nur zu rauh und gewaltsam: es müßte sich ein gesetzlicher Weg finden lassen, die fremden Waaren auszuschließen, und jenen Schwelgern und Dienern der Schwelgerei die Wahl zwischen einer andern Lebensart oder der Auswanderung zu stellen.

Doch noch schlimmer als die Kaufleute, fährt der belehrende Sol fort, seien die Pfaffen: sie tragen zum gemeinen Nutzen gar nichts bei, sondern wissen nur in Trägheit und Ueppigkeit ihren Leib zu pflegen. In ihnen sei gar nichts von deutscher Art mehr, und es sei eine Schande für die Nation, daß sie aus mißverstandener Frömmigkeit sie noch dulde. Eine gleiche Bewandtniß habe es mit den Mönchen, von deren Beichthören und Absolviren eine

komische Beschreibung gegeben wird. Aus alledem wird am Ende der Schluß gezogen, daß dem deutschen Volke eine allgemeine Verbesserung der Sitten Noth thue, die hauptsächlich gegen Pfaffen und Kaufleute sich richten müßte.

Indem die beiden erhabenen Beschauer so reden, bemerken sie, daß aus der Procession dort unten, die sie eine Weile aus den Augen gelassen, einer zornig zu ihnen heraufruft und heraufblickt. Es ist der päpstliche Legat, welcher dem Sonnengotte Vorwürfe macht, daß er nicht, wie jener ihm doch bei seiner Abreise aus Italien befohlen, während seines Aufenthalts in dem kalten Deutschland besser und wärmer scheine. Seit zehn Tagen habe Sol keinen Blick durch die Wolken gethan. Ob er nicht wisse, daß der Papst (und der habe jetzt seine ganze Gewalt auf Cajetan, als seinen Legatus a latere, übertragen) alles, nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel, nach Belieben binden oder lösen könne? Als der Sonnengott erwiedert, davon habe er wohl gehört, es aber nicht geglaubt, nennt ihn der Legat einen schlechten Christen und droht, ihn zu excommuniciren und dem Teufel zu übergeben, wenn er nicht eiligst um Vergebung bitte und dem Copisten des Legaten beichte. — Und wenn er das thue, was dann? fragt der Sonnengott. — Dann werde er ihm, antwortet der Legat, zur Buße entweder ein mehrtägiges Fasten auferlegen, oder eine Arbeit, eine Pilgerfahrt, Almosen, oder auch Ruthenstreiche für seine Sünde. — Als Sol über solchen Wahnwitz sich lustig macht, wird das Pfäfflein drunten ganz wüthend und thut die Sonne in den Bann. Sol besänftigt es durch verstellte Abbitte und bemerkt zu seiner Entschuldigung boshaft, daß er nicht heller geschienen, damit habe er dem Legaten einen Gefallen thun wollen, in der Meinung, dieser habe manches zu betreiben, was die Deutschen nicht sehen sollen, z. B. seine Umtriebe, um Karl's Bestimmung zum Nachfolger seines Großvaters zu verhindern. Aus den Deutschen mache er sich nichts, erwiedert Cajetan; doch möge Sol es ihnen nicht verrathen und mittlerweile in Deutschland Pest erregen, damit viele Pfründen und geistliche Lehen ledig werden, aus denen die neuernannten Cardinäle, worunter er selbst, Geld ziehen können. Auf Sol's Einwendung, daß er dann nicht hell scheinen dürfe, denn zur Pest sei Nebel und trübe Luft erforderlich, zeigt sich alsbald, daß dem

Legaten am Gelde doch noch mehr als am Sonnenscheine liegt: und nun hält Hutten's Ebenbild, Phaethon, sich nicht länger. Er schilt ihn einen verruchten Bösewicht, heißt ihn dem Papste sagen, wenn er nicht fortan anständigere Legaten nach Deutschland schicke, werde es zu einer Empörung der Schafe gegen einen so ungerechten und blutdürstigen Hirten kommen, und widmet ihn, als der Legat nun auch über ihn den Bann ausspricht, dem Hohngelächter aller Deutschen, die ihm vielleicht noch etwas Schlimmeres anthun werden. Sol aber, mit Verachtung gegen den Elenden, welchem Phaethon noch eine Verwünschung hinunterruft, heißt diesen den Wagen weiter lenken.

In demselben Frühjahr mit den Gesprächen, die wir in diesem und dem vorigen Kapitel betrachtet haben, gab Hutten eine ältere von ihm aufgefundene Schrift, wie früher die von Lorenz Valla über die Schenkung Konstantin's, mit einer geharnischten Vorrede heraus. In Fulda, aus dessen Domstift er einst als junger Mensch entlaufen war, und wo nun, nach dem Rücktritt Hartmann's von Kirchberg, der Neffe seines ehemaligen Vorgesetzten, Graf Johann von Henneberg, als Abt regierte, hielt sich jetzt Hutten, aus Gelegenheit seiner Besuche auf der väterlichen Burg, bisweilen auf. Was ihn anzog, war hauptsächlich die uralte Bibliothek, die einen schätzbaren Vorrath von Handschriften besaß. Hier fand Hutten einen Plinius, Solin, Quintilian, Marcellus medicus, die er in Abschriften seiner Bibliothek einverleibte. In Fulda war im Jahre 1519, als Hutten eben des mainzischen Hofdienstes entbunden war, Joachim Camerarius mehrere Tage in vertraulichem Verkehr mit ihm zusammen. Vielleicht war es dazumal, daß Hutten, wie er am 26. October desselben Jahres von Steckelberg aus an Eoban berichtete, beim Stöbern unter alten Büchern, von Staub und Moder bedeckt, einen Band ohne Titel und Schluß, in sehr alterthümlichen Schriftzügen, fand, in welchem er bald eine Schrift aus den Zeiten Heinrich's IV., zu dessen Gunsten und wider Gregor VII. verfaßt, erkannte. „Du wirst“, schrieb er darüber an den Freund, „einen Schriftsteller kennen lernen (denn ich gedenke das Buch herauszugeben), wie du ihn in jenen Zeiten nicht gesucht hättest. Scharf bestreitet er der Päpste Tyrannei und kämpft muthig für die deutsche Freiheit. Ich kenne nichts Freimüthigeres, nichts

Feineres in dieser Art, so schlägt es, so zermalmt und erwürgt es die Betrüger. Ich habe es der Mühe werth gehalten, eine Vorrede dazu zu schreiben, welche in Verbindung damit erscheinen wird. Mache von diesem schönen Funde den Freunden in deiner Nähe Mittheilung, um ihre Erwartung zu erregen; denn ich glaube nicht, daß es schon Jemand gesehen hat, und thue mir viel darauf zu Gute, etwas so Vortreffliches und Nothwendiges in dieser Zeit zuerst an's Licht zu bringen" [1]).

Die Schrift ist, wie sich aus ihrem Inhalt ergibt, um das Jahr 1093, als Gregor VII. schon todt war, aber die durch ihn verursachten kirchlichen und politischen Wirren noch fortdauerten, für Heinrich IV. und dessen Papst Clemens III. geschrieben und hat, wie spätere Forschungen ergeben haben, den Bischof Walram von Naumburg zum Verfasser. Die Lobsprüche, die Hutten ihr ertheilt, verdient sie in der That. Sie stellt sich auf den Boden des geistlichen Primats der römischen Kirche, weist aber nur um so entschiedener die päpstlichen Uebergriffe in das Gebiet der weltlichen Gewalt zurück. Könige zu machen oder abzusetzen ist nicht der Päpste Amt; das Binden und Lösen, wozu Christus dem Petrus die Vollmacht gab, bezieht sich nur auf die Sünden, nicht auf den Eid der Treue, den Völker und Fürsten ihrem Oberherrn geschworen haben. Dem Nachfolger Petri gebührt es, Frieden und Einigkeit zu stiften, nicht Streit und Spaltung: sein Schwert ist nur ein geistliches, kein Kriegerschwert. Diese und ähnliche Ideen werden klar und bündig, mit Schärfe gegen Gregor, und doch im Geiste apostolischer Milde vorgetragen.

Bei einer Schrift, die zur Vertheidigung des deutschen Königthums gegen päpstliche Uebergriffe geschrieben war, lag es nahe, an den neugewählten König Karl zu denken. Es konnte nichts schaden, ihn in diesen Spiegel blicken zu lassen, um ihn im Beginne seiner Regierung schon mit dem vollen Bewußtsein seiner Stellung gegen Rom, der Nothwendigkeit eines festen Auftretens gegen dasselbe, zu durchdringen. Doch Karl war noch in Spanien. Dagegen war sein Bruder Ferdinand in den Niederlanden angekommen, und es schien zweckmäßig, einstweilen diesen zu gewinnen, um nachher durch ihn auf den Bruder wirken zu

1) An Eoban, Schriften I, S. 313 f.

können. Auch Sickingen hatte es damals besonders auf Ferdinand abgesehen[1]). Diesem widmete daher Hutten die gefundene Schrift, die im März 1520 zu Mainz herauskam[2]).

Dem neuen Regenten Karl, führt Hutten in seiner Zueignung aus, sei jeder verpflichtet, nach Kräften die besten Rathschläge zu geben. Während andere ihn in andern Beziehungen berathen, halte er, Hutten, es für seinen Beruf, ihn aufs dringendste aufzufordern, daß er die deutsche Nation nicht länger der schimpflichen Tyrannei des Papstes preisgegeben sein lasse. Sie abzuwehren, sei nothwendiger als den Türken zu bekämpfen. Diese Wahrheit, diese Nothwendigkeit anschaulich zu machen, werde er alles Mögliche thun, ohne Furcht vor Gefahr und mit dem Bewußtsein, sich dadurch ein Verdienst zu erwerben. Darum habe ihn auch der unerwartete Fund dieses Buchs so erfreut, da es ganz in die Zeit und seine Absichten passe. Wäre damals Karl zur Stelle gewesen, so würde er in seiner Freude zu ihm gelaufen sein, in der Ueberzeugung, daß derselbe seine Gabe zu schätzen gewußt und vielleicht auch in dem Geber etwas für ihn, den König, Dienliches gefunden hätte. Einen größern Dienst könne ja beiden jungen Fürsten Niemand erweisen, als wer sie nicht länger Knechte sein lasse. Knechte der römischen Bischöfe aber seien alle diejenigen deutschen Kaiser gewesen, welche sich die Demüthigungen bei der Krönung, die Eingriffe in die Regierung, die Plünderung Deutschlands, wie sie seit langem herkömmlich geworden, haben gefallen lassen. Anders Heinrich IV. Ihn, wie diese Schrift ihn wahrheitsgemäß, gegen ultramontane Verläumdungen, darstelle, möge Karl sich zum Vorbilde nehmen, und Ferdinand den Bruder dazu ermuntern. Hutten ohnehin werde ihnen als fleißiger Mahner zur Seite stehen, ohne sich durch Drohungen schrecken zu lassen. Von Leo X. (dem sofort ähnliche Complimente wie in der Vorrede zu Lorenz Valla's Schrift, doch schon viel zweideutiger, gemacht werden) versehe er sich keines Uebeln. Auch könnten ja die römischen Bischöfe nichts Klügeres

1) Hutten an Melanchthon, Mainz, 20. Januar 1520. Schriften I, S. 321.

2) De unitate ecclesiae conservanda, et schismate, quod fuit inter Henrichum IV. Imp. et Gregorium VII. P. M. etc. Voran steht: Ulrichi Hutteni eq. ad Ill. principem Ferdinandum Austriae Archid. etc. in sequentem librum praefatio. Diese in Hutten's Schriften I, S. 325—334.

thun, als einer Gewalt und Stellung, die sie allgemein verhaßt mache, sie menschlicher Rache und göttlicher Strafe aussetze, freiwillig zu entsagen. Von dem Erpressungs- und Bevortheilungssystem, welches die Päpste gegen Deutschland in Anwendung bringen, wird hierauf eine summarische Schilderung entworfen und dabei als das Schmählichste das gefunden, „daß, während unsere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigste Volk waren und die Welt bezwungen hatten, zu gehorchen, wir nun diese Weichlinge, Sklaven der Wollust und Völlerei, ein faules, weibisches, muth- und markloses Gesindel, nicht blos dulden, sondern auch, um ihnen ihr Wohlleben möglich zu machen, selbst schmählich darben, ihnen, gleich als hätten sie uns im Krieg überwunden, Tribut bezahlen und unsre Erbgüter an sie verschwenden.“ Dem sollen die beiden erlauchten Brüder ein Ende machen, sie sollen ihr Regiment damit eröffnen, daß sie den Deutschen die Freiheit wiedergeben, und jenen ihr Rauben, Plündern und Trügen legen. Dazu mitzuwirken, komme dieses Büchlein gerade recht, indem es zeige, daß auch schon früher unter weit ungünstigern Umständen das Gleiche gewagt worden sei.

Schon in den vorhin betrachteten Gesprächen waren von Hutten zuweilen, besonders wenn es darauf ankam, die Entartung der römischen Kirche anschaulich zu machen, biblische Stellen angeführt worden. Doch hatte er sich ebenso oft noch, wie früher, classischer Stellen, vornehmlich aus römischen Dichtern, bedient. Dieß, was seinem Bildungsgange entsprach, gibt er nun zwar auch ferner nicht auf. Doch im gleichen Verhältniß, wie er von dem humanistischen Boden nach und nach auf den kirchlich-reformatorischen hinüberrückt, fangen auch die Bibelsprüche die classischen Reminiscenzen zu überwiegen an. Zum erstenmale fällt diese Manier in der Vorrede auf, die wir so eben besprochen haben. Sie fällt auf, weil sie dießmal weder von der Sache, noch von den Personen, mit denen Hutten es zu thun hatte, gefordert, ja für die letztern kaum geeignet war. Auf die beiden jungen Fürsten, die er für seine Idee einer Emancipation von Rom gewinnen wollte, war sicher durch politische Gründe mehr Eindruck zu machen, als durch die Stellen aus Jesaias und Ezechiel, Matthäus und Johannes, mit denen er seine Rede verzierte. Da

er an der alten Schrift, die er bevorwortet, unter anderm rühmt, wie geschickt sie aus dem Evangelium und den Worten Christi zusammengefügt sei, so kann es scheinen, daß sie zunächst ihn zur Nachahmung veranlaßt habe. Doch behielt er diese Art fortan bei und bildete sie weiter aus. Darin bestärkte ihn Luther's Vorgang. Und wie er nun vom nächsten Jahr an sich an die Verdeutschung seiner lateinischen und an Abfassung von deutschen Schriften begab, so war allerdings in denjenigen Kreisen, für welche er jetzt schrieb, diese Manier die wirksamste. Daß sie Hutten und seinen Werken gut zu Gesichte stünde, können wir nicht sagen. Dem alten Bischof, dessen Schrift er darum lobt, steht sie ganz wohl. Luther'n auch. Denn deren ganze Denkart ist aus Fäden gesponnen, die aus Bibel und Kirche gezogen sind. Da ist es also ganz natürlich, daß die von theologischem Geiste durchdrungene Betrachtung sich von Zeit zu Zeit in biblische Schlagworte zusammenfaßt. Das ist bei Hutten ganz anders. Seine Bildung ist eine durchaus weltliche, theils humanistisch, theils politisch. Selbst das Kirchliche und Religiöse betrachtet und behandelt er aus diesem Gesichtspunkte. Dazu passen nun die Bibelsprüche nicht, die einer ganz andern Weltanschauung entstammen. So geschickt sie im Einzelnen eingefügt sind, so bleiben sie doch dem Ganzen fremd. Sie stören, statt zu fördern. Man glaubt stellenweise Hutten in Kutte und Kapuze sich vermummen zu sehen, den doch nur Harnisch und Lorbeer kleideten. Daß er dabei für seine lateinischen Schriften an die Vulgata, für die deutschen an vorlutherische Bibelübersetzungen gewiesen war[1]), in denen viele, besonders alttestamentliche Stellen gar nicht zu verstehen sind, war noch ein besondrer Uebelstand.

Um die Zeit, als die zuletzt von uns betrachteten Schriften erschienen, vermutheten Hutten's frankfurter Bekannte, von denen er zu Anfang Februars in der Richtung nach Steckelberg sich getrennt hatte, ihn in Bamberg bei Crotus Rubianus, der vor kurzem aus Italien zurückgekommen war. Beide Freunde hatten sich zuletzt im Juni 1517, wie es scheint in Venedig, gesehen;

1) Luther's Bibelübersetzung fing erst zu erscheinen an, wie Hutten's schriftstellerische Laufbahn nahezu geschlossen war; das N. T. erschien im Sept. 1522; vom Alten 1523 die Bücher Mosis.

im August des folgenden Jahres war Crotus mit seinen Zöglingen in Bologna, wohin ihn Hutten an Julius von Pflugk empfahl; dorthin oder nach Rom waren auch die Grüße gerichtet, welche Hutten Ende Mai 1519 dem Chilianus Salensis brieflich an ihn nach Italien auftrug; denn in jenem Sommer besuchte Crotus Rom; im Frühling des Jahres 1520 kehrte er nach Deutschland heim, und kam über Nürnberg, wo er bei Pirckheimer einsprach, nach Bamberg, wo Andreas und Jakob Fuchs, die Verwandten seiner Zöglinge, als Domherren lebten[1]).

Auch für Crotus, wie früher für Hutten, gewann diese italienische Reise, insbesondre der Aufenthalt in Rom, eine tiefgreifende Bedeutung. Der Feind, den er bis daher bekämpft hatte, war die Scholastik mit ihrer Unwissenheit und Unbildung gewesen. Da war die Waffe des Lächerlichen, in deren Führung es ihm von den Mitstrebenden keiner zuvorthat, ganz an ihrer Stelle. Nun kam er an den Sitz des Kirchenregiments, dessen Stütze jene Scholastik war, und von dem sie hinwiederum gehalten wurde. Was er hier sah, ging auch dem „alles belachenden Crotus" über den Spaß. „Neulich war ich in Rom", schrieb er aus Bologna an Luther. „Ich sah die Denkmale der Alten, sah den Stuhl der Pestilenz. Daß ich's gesehen, ist mir lieb und ist mir leid[2])." Die moralische Versunkenheit, der Mangel jedes ernsten religiösen Sinnes, gingen über seine Erwartung. Und solches Verderben nähren wir mit unserm Gelde! Man muß den Deutschen die Augen öffnen, muß schreien und schreiben „gegen die schädlichen Sitten, die Rom uns herausschickt". Dazu bedurfte es aber eines andern Tons, einer andern Kampfweise als gegen die Scholastik. Nun waren dem Crotus eben erst in Italien durch

1) Obige Angaben beruhen auf den Briefen von Cochläus an Pirckheimer, Frankf., 5. April 1520, in Hutten's Schriften I, 335; von Hutten an Pflugk, Augsburg, 24. Aug. 1518, a. a. O. S. 187, an Chilianus Salensis, Eßlingen, Ende Mai 1519, a. a. O. S. 267, an Fried. Fischer, bei Eßlingen, 21. Mai 1519, a. a. O. S. 273; von Crotus an Luther, s. die nächste Anmerkung.

2) Die drei denkwürdigen Briefe von Crotus an Luther, aus Bologna vom 16. October 1519, ebendaher ohne Datum, aber etwas später, und aus Bamberg vom 28. April 1520, sind abgedruckt in Hutten's Schriften I, S. 307—312. 337—341.

seinen Freund Jakob Fuchs, der nach ihm dahin pilgerte, die ersten Nachrichten von Luther's Auftreten zugekommen. So lang er in Deutschland war, hatte man „von diesem punischen Kriege" noch nichts gehört. Das Erste, was ihm von Schriften in der Sache in die Hände kam, war der Dialog des Silvester Prierias gegen Luther. Das war derselbe Dunkelmann, der schon gegen Reuchlin gewirkt hatte, ihn also an seine alten Kämpfe erinnerte. Ueberhaupt waren es auch jetzt wie damals hauptsächlich wieder die Dominicaner, die sich dem neuen Lichte entgegenstellten. Dann las er Luther's Bericht über seine Verhandlungen mit dem Cardinal Cajetan in Augsburg. Nein, war das wirklich sein ehemaliger Studiengenosse von Erfurt her? der sinnige Musicus und Philosoph, der ihm dann hinter der Pforte des Augustinerklosters verschwunden war? Ja, er hatte ihn gekannt, diesen Martin, und doch nicht gekannt; jetzt erst gingen ihm über den alten Bekannten die rechten Lichter auf. Jetzt sah er in ihm den Mann, wie die Zeit, wie die Christenheit und Deutschland ihn bedurften; jetzt hielt er ihn als den ersten, der es gewagt, das Volk des Herrn vom schädlichen Wahne loszumachen, des Namens Vater des Vaterlands, einer goldnen Bildsäule und jährlicher Feste werth. Und nun erinnerte er sich auch wieder des besondern Umstandes, der Luther's Eintritt in das Kloster zunächst veranlaßt hatte: der Blitzstrahl der den von seinen Eltern zurückkommenden vor der Stadt Erfurt zu Boden warf, bezeichnete ihn als andern Paulus, freilich erst für ein viel späteres Verständniß.

Mit diesen Gesinnungen, die er dem fern und unbeachtet von ihm zum großen Manne emporgewachsenen Jugendbekannten in mehreren Briefen auszudrücken sich gedrungen gefühlt, fand nun der heimgekehrte Crotus den Herzensfreund Hutten wieder Er hatte ihm aus Rom eine Schrift des Nicolaus von Clemangis aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts über den verdorbenen Stand der mit Kirche einer Zueignung unter erdichteten Namen zugeschickt [1]), andrerseits von ihm Zusendungen erhalten, die eine

1) Die Zuschrift: Eubulus Cordatus Montesino suo, vor der damals wieder herausgegebenen Schrift des Clemangis De corrupto ecclesiae statu, wird mit Wahrscheinlichkeit dem Crotus beigelegt. S. Hutten's Schriften I, S. 277 f.

ähnliche Wendung in den Bestrebungen des Freundes beurkundeten. Jetzt war er kaum einige Tage in Bamberg bei den Gebrüdern Fuchs, als er durch Hutten's Ankunft überrascht wurde. Es war nichts zwischen den Freunden verabredet, sondern Christus, meinte er, habe sie so zusammengeführt, der ja keines Opfers sich so sehr erfreue, als der wechselseitigen Liebe der Menschen. In ihre Osterfeier fielen, von Erasmus an Hutten geschickt, die verdammenden Sprüche der löwener und kölner Theologen gegen Luther hinein, die den Freunden reiche Veranlassung zum Lachen wie zum Zürnen boten. Fortan schienen beide, wie einst für Reuchlin und den Humanismus, so nun für Luther und die Reformation verbunden.

Bald nach dieser Zusammenkunft mit Crotus zu Bamberg finden wir Hutten wieder an und auf dem Rhein. Im Mai fuhr er den Strom hinunter, und hatte da zu Boppard eine Freude, wie sie zwei Jahre vorher Erasmus ebendaselbst gehabt hatte. Auf der Reise von Basel nach Löwen begriffen, war der letztere an jener trierschen Zollstätte ausgestiegen, und ging, während das Schiff durchsucht wurde, mit seiner Gesellschaft am Ufer auf und ab. Da erkannte ihn einer und sagte dem Zollbeamten Eschenfelder: das ist Erasmus. Der Freude des wackern Mannes glich nur die Ueberraschung des Erasmus, an der Zollbank einen so warmen Verehrer zu finden. Er mußte mit ihm in sein Haus kommen, Frau, Kinder, Freunde und Bekannte wurden zusammengerufen. Auf dem Schreibtisch des Mannes, zwischen Zollregistern, fand Erasmus seine Schriften liegen. Die Ungeduld der Schiffer beschwichtigte Eschenfelder durch wiederholte Weinsendungen, verbunden mit dem Versprechen, ihnen auf der Rückfahrt den Zoll nachlassen zu wollen, da sie ihm einen solchen Mann zugeführt hätten. Wie jetzt Hutten nach Boppard kam, fand er bei Cinicampianus, wie Erasmus unterdessen den humanistischen Zöllner latinisirt hatte, eine ähnliche Aufnahme. Er mußte sein Gast sein, sein Haus, seine Bücher sehen, und unter diesen fand Hutten eine alte Handschrift, die ihn beim Blättern und Lesen immer mehr anzog. Wie das sein Wirth bemerkte, machte er ihm mit derselben ein Geschenk, und Hutten fand die Schrift, wenn auch der kürzlich zu Fulda gefundenen an Werth

nicht gleich, doch in das, was ihm jetzt einzig am Herzen lag, so einschlagend, daß er sie herauszugeben beschloß.

Es war eine Sammlung von Sendschreiben aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, der Zeit der großen Kirchenspaltung zwischen den römischen und avignonschen Päpsten: gegenseitige Zuschriften der oxforder, prager und pariser Universität; dieser drei Universitäten an den Papst Urban VI. und den König Wenzel; ein Ausschreiben des letztern an alle christlichen Nationen, und endlich eine Mahnung an die Deutschen, klug zu werden. Dieser Sammlung setzte Hutten eine „unter dem Reiten" verfaßte Zueignung an alle Freien in Deutschland vor [1]), in welcher er diesen über seine bisherige Thätigkeit gleichsam Rechenschaft ablegt. „Noch bin ich nicht lässig gewesen", sagt er, „von dem Tage an, da ich die schon lange gebundene und beinahe erstickte Freiheit dieser Nation, so viel an mir ist, zu lösen und wiederherzustellen unternommen habe; bald suche und erforsche ich, was irgendwo von Alterthümern verborgen liegt, das meinem Vorhaben dienen möchte; bald schreibe ich und lasse ausgehen, was der des Wahren sich bewußte Sinn nicht länger im Verborgenen lassen mag." Nun erzählt er, wie er zu der vorliegenden Schrift gekommen sei, und fährt dann fort: „Da habt ihr also das Gastgeschenk des Freundes, ihr freien Männer! Denn was kann Hutten erfreuen, das er allein genießen, und nicht sogleich allen Guten mittheilen möchte? oder was mag zur Förderung des gemeinen Nutzens in Deutschland dienlich sein, das er im Verborgenen lassen dürfte?"

Die freisinnigen Erlasse der drei Universitäten aus früherer Zeit mußten ihm zur Beschämung der kölner und löwener Hochschulen dienen, die im August und November des vorigen Jahres Luther's zu Basel erschienene kleinere Schriften öffentlich verdammt hatten. „Die alten Theologen", sagt nun Hutten — und dieß könnte mit den Abänderungen, die im Unterschiede der Zeiten

---

1) De schismate extinguendo et vere Ecclesiastica libertate adserenda epistolae aliquot etc. Voran steht: Hulderichus de Hutten liberis in Germania omnibus Salutem. Datirt Inter equitandum. 6. Cal. Junii (27. Mai) Anno 1520. Vive libertas. Jacta est alea. Schriften I, S. 349—352.

liegen, heute wieder ebenso geschrieben werden — „ließen sich durch das Gewissen leiten: heute sind es lauter Schmeichler und Wohldiener, die, wenn sie einmal ihr Amt thun wollen, entweder über leere Possen Aufhebens machen, oder, den Mächtigen zu Gefallen, ehrliche Leute in Haß, Gefahr, bisweilen selbst ins Verderben stürzen. Was läßt sich auch Unwürdigeres denken, als die leichtfertige, muthwillige und bösartige Behandlung, welche den Schriften rechtschaffener Männer schon mehr als einmal von solchen widerfahren ist, die nicht aus Irrthum, sondern aus Neid und Bosheit dasjenige verdammten, was sie, wenn man ihr Gewissen befragen wollte, die Ersten sein müßten, zu behaupten und zu billigen? Dabei gebärden sie sich als Helden, wenn sie zu Gunsten des römischen Bischofs oder seiner Legaten die Stacheln ihres Urtheils gegen diejenigen kehren, welche bestrebt sind, mit dem Zeugniß evangelischer Wahrheit den Aberglauben aus den Gemüthern der Gläubigen auszureuten und die wahre Religion von jeder Schminke zu befreien. Hingegen wider die schädlichen Curtisanen, die abscheulichen Simonisten und die gottlosen Ablaßkrämer entweder vor dem Volke zu predigen, oder eine Schrift herauszugeben, oder im Rathe sich freimüthig vernehmen zu lassen, hat bis jetzt noch keiner von jenen Theologen den Muth gehabt."

„Doch", schließt Hutten, „so viel ich sehe, wird ihre Tyrannei die längste Zeit gedauert haben, und wenn mich nicht alles trügt, bald vernichtet werden. Denn gelegt ist bereits, ja gelegt ist an der Bäume Wurzel die Axt, und ausgerottet wird jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, und des Herrn Weinberg gereinigt werden. Das sollet ihr nicht mehr hoffen, sondern nächstens mit Augen sehen. Inzwischen seid guten Muthes, ihr deutschen Männer, und muntert euch wechselseitig auf. Nicht unerfahren, nicht schwach, sind eure Führer zur Wiedergewinnung der Freiheit. Beweiset nur ihr euch unerschrocken und erlieget nicht mitten im Kampfe. Denn durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen; besonders mit solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstigen Gelegenheiten, einer so gerechten Sache, und da das Wüthen dieser Tyrannei aufs Höchste gestiegen ist. Das thut und gehabt euch wohl. Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt!"

Auf dieses Sendschreiben und die darin angenommene Haltung bezieht es sich ohne Zweifel, was Hutten an seinen Freund, den frankfurter Bürgermeister Philipp von Fürstenberg, schrieb: „Meinen Brief wider die Theologisten hast du. Gesprengt hab' ich nun alle Schranken der Geduld, und will hervortreten ganz wie ich bin"[1]).

Ehe Hutten in Verfolgung dieser Entwürfe weiter ging, erwies er gelegentlich noch dem Erasmus einen literarischen Ritterdienst. Ein englischer Theolog, der sich zu Löwen aufhielt, mit Namen Eduard Lee, nicht leer an Kenntnissen, doch noch voller von Einbildung, und von jener schlechtesten Art von Ruhmsucht getrieben, die sich durch Herunterreißen anerkannter Größen zu heben trachtet, hatte über die Erasmische Ausgabe des Neuen Testaments Anmerkungen geschrieben, in denen er an der Arbeit des Meisters mehrere hundert Fehler nachgewiesen zu haben glaubte. Waren auch unter seinen Einwürfen manche nicht ohne Grund, so hatte er sie doch in einem so verletzenden Tone vorgetragen, daß unter den Verehrern des Erasmus, in Deutschland vornehmlich, nur Eine Bewegung des Unwillens war. Erasmus selbst schrieb eine Apologie wider Lee, von welcher Pirckheimer urtheilte, er hätte entweder schweigen, oder vernichtender antworten müssen: und nun erließ Hutten einen ordentlichen Fehdebrief an denselben. Er bezeichnet ihn als einen Herostrat, als einen Undankbaren, welcher dem Manne, von dem auch er, wie alle Zeitgenossen, gelernt habe, mit Schmähungen lohne; an seiner Wuth werden die trefflichen englischen Gelehrten, die Tunstall, Morus, Linacer u. s. f., am meisten Mißfallen haben; die Deutschen aber werden sie nicht mit ihren Degen, wie er zu fürchten vorgebe, sondern mit der Feder zu ahnden wissen. Ehe nun aber er, Hutten, ihn wirklich angreife, fordere er ihn zuvor auf, erstlich, seine Schmähungen gegen Erasmus öffentlich zu widerrufen, und zweitens, diesen um Verzeihung zu bitten: das sei der einzige Weg, wie er der Züchtigung, die Hutten an ihm zu vollstrecken gedenke, entgehen könne. Inzwischen erkläre er sein Geschreibe für Lügen, ihn selbst für einen Schelm, und werde ihn, wenn er die verlangte Genugthuung nicht leiste, auch der Nachwelt als

1) Schriften I, S. 355.

solchen darstellen[1]). Unserm Ritter selbst fehlte hiezu später Zeit und Lust; aber in dem bald darauf aus seinem Kreise hervorgegangenen Dialog: Hogstratus ovans, ist Lee (welcher in der Wirklichkeit zuletzt bis zur Würde eines Erzbischofs von York aufstieg) als Hund verewigt[2]).

Bereits fingen die zuletzt von Hutten herausgegebenen Schriften Rumor zu machen an. Neben dem Beifall auf der einen Seite zeigte sich Erbitterung auf der andern; die Gönner warnten, die Widersacher drohten; Erasmus ermahnte den jungen Freund, die Freiheit seiner Feder zu bändigen, um die Gunst seines Fürsten nicht zu verscherzen; Andere sprachen von Bann und Gefängniß, von Gift und Dolch, die ihm bevorstünden[3]). Schon im vorigen Jahre hatte Eck, wie Hutten durch Crotus wußte, in einem nach Rom geschriebenen Briefe ihn denuncirt: und nun war Eck selbst nach Rom gereist. An das alles kehrte sich Hutten vorerst nicht, sondern faßte im Gegentheil den Entschluß, seine Ansichten und Bestrebungen an höchster Stelle persönlich geltend zu machen.

---

1) U. Huttenus eq. Eduardo Leo, Anglo, resipiscere. Ex Moguntia (20. Mai). Schriften I, S. 346—348.

2) Hogstratus ovans, dial. etc. Interlocutores: Hogstratus . . . . Ed. Leus, canis ex homine factus. Hutteni Opp. Supplem. I, S. 461 bis 488.

3) Huttenus omnibus omnis ordinis ac status in Germania etc. Schriften I, S. 407. Erasm. Spongia, in Hutten's Schriften II, S. 318.

Drittes Kapitel.

Hutten's Reise an den Hof des Erzherzogs Ferdinand. Enttäuschung. Päpstliche Verfolgung.

1520.

Der neugewählte deutsche König Karl V. hatte am 20. Mai Spanien verlassen und war nach Deutschland, zunächst nach den Niederlanden, unterwegs, wo sein Bruder, Erzherzog Ferdinand, ihn erwartete. Diesem hatte, wie wir uns erinnern, Hutten im März die alte Schutzschrift für Heinrich IV. gegen Hildebrand mit einer Vorrede gewidmet, in der er ihn, und durch ihn seinen Bruder, für den Plan einer Befreiung Deutschlands von der römischen Fremdherrschaft zu gewinnen suchte. Dahin wollte er nun auch durch persönliche Ueberredung wirken, und schickte sich daher um den Anfang des Juni zu einer Reise nach den Niederlanden an.

Die Freunde des Fortschritts knüpften die kühnsten Erwartungen an diese Reise. „Hutten geht zu Ferdinand", schrieb Melanchthon, „der Freiheit einen Weg zu bahnen durch die größten Fürsten. Was dürfen wir also nicht hoffen?" Crotus sprach gegen Luther die Hoffnung aus, den Freund demnächst an Ferdinand's Hofe zu Luther's und der guten Studien Vortheil angestellt zu sehen; und Stromer, der indessen nach Leipzig berufene mainzer Freund, bezeichnete ihn bereits als Rath der beiden Fürsten, Albrecht's von Mainz und Ferdinand's von Oesterreich[1]. Hutten selbst sah die Sache weniger sanguinisch an. Heute reise

1) Melanchthon an Joh. Hessus, in Hutten's Schriften I, S. 358. Crotus an Luther, ebendas. S. 341. Die Aeußerung Stromer's ebendas. S. 344.

er zu Ferdinand ab, schrieb er am 4. Juni an Petrus Mosellanus, voll der größten Sorgen. Zu der neuen Stellung sei noch kein Grund, ihm Glück zu wünschen. Nur falls er seinen Zweck erreiche, daß dann die gute Sache den Vortheil davon haben solle, glaubt er versprechen zu können [1]).

Im Begriff einen so entscheidenden Schritt zu thun, hielt Hutten es an der Zeit, alle Rücksichten bei Seite zu setzen, und mit dem Manne, mit dem auf Ein Ziel hinzustreben er sich bewußt, über dessen volle Bedeutung er so eben noch durch Crotus ins Klare gesetzt worden war, nun auch äußerlich in Verbindung zu treten. Am 4. Juni schrieb er noch von Mainz aus an Luther folgenden Brief: „Wenn dir in demjenigen, was du dort mit hohem Muthe betreibst, sich ein Hinderniß in den Weg stellt, so ist mir das von Herzen leid. Wir haben hier nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet. Christus sei mit uns! Christus helfe! Denn seine Vorschriften verfechten wir; seine durch den Dunst der päpstlichen Satzungen verdunkelte Lehre bringen wir wieder ans Licht: du glücklicher, ich nach Kräften. Möchten entweder alle dieß einsehen, oder jene von freien Stücken in sich gehen und auf den rechten Weg zurückkehren. Es heißt, du seiest in den Bann gethan." (Dieß war im Augenblick noch nicht der Fall, verwirklichte sich jedoch bald genug: die Bannbulle gegen Luther trägt das Datum des 15. Juni.) „Wie groß, o Luther, wie groß bist du, wenn das wahr ist. Denn von dir werden alle Frommen sagen: Sie suchten die Seele des Gerechten, und das unschuldige Blut verdammten sie; aber Gott wird ihnen ihre Missethat vergelten, und in ihrer Bosheit wird der Herr unser Gott sie verderben. Das sei unsre Hoffnung, das unser Glaube. Eck" (über dessen Umtriebe Crotus dem Freunde das Neueste hatte melden können), „Eck kehrt von Rom zurück, vom Papste mit Pfründen und, wie man sagt, mit Gelde beschenkt. Was ist's mehr? Gelobt wird der Sünder in seinen Wünschen, uns aber leite Gott in seiner Wahrheit. Darum hassen wir die Versammlung der Frevler, und mit den Gottlosen sitzen wir nicht. Doch sieh dich vor und halte Augen und Sinn auf sie gerichtet. Du siehst, wenn du jetzt fielest, was es der gemeinen Sache für ein Schaden wäre.

1) Schriften IV, S. 690.

Denn für dich, weiß ich, bist du so gesinnt, daß du lieber in deinem Vorhaben sterben, als elend leben willst. Auch mir stellt man nach; ich werde mich hüten so gut ich kann. Werden sie Gewalt brauchen, so habe ich Kräfte gegen sie aufzubieten, die ihnen nicht allein gewachsen, sondern, wie ich hoffe, überlegen sein sollen. Möchten sie mich nur verachten. Eck hat mich angegeben, daß ich es mit dir halte; darin hat er sich nicht getäuscht. Denn immer habe ich in Allem, was ich verstand, dir beigestimmt, obschon bis jetzt kein Verkehr zwischen uns stattfand. Was er weiter gesagt hat, wir haben schon früher nach Verabredung gehandelt, das hat er dem Papste zu Gefallen gelogen. Ein schamloser Bösewicht! Man muß sehen, daß ihm vergolten werde, was er verdient. Du sei fest und stark und wanke nicht! Doch was mahne ich, wo nichts zu mahnen ist? An mir hast du einen Anhänger für jeden möglichen Fall. Darum wage es, mir inskünftige alle deine Plane anzuvertrauen. Verfechten wir die gemeine Freiheit! befreien wir das unterdrückte Vaterland! Gott haben wir auf unsrer Seite. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Die Kölner und Löwener haben dich verdammt. Das sind jene teuflischen Rotten, welche gegen die Wahrheit streiten. Doch wir werden durchbrechen, durchbrechen unter Christi Beistand frisch und mannhaft. Jenen aber hätte es gebührt, im vorkommenden Falle wahrhaft und freimüthig zu urtheilen. Darüber habe ich sie zur Rede gestellt in einem Vorworte, das du lesen wirst[1]). Capito (Hofprediger und noch in demselben Jahre Rath des Kurfürsten von Mainz) wird es dir schicken. Heute reise ich zu Ferdinand ab. Was ich dort für unsre Sache wirken kann, werde ich nicht versäumen. N. (Franz von Sickingen) läßt dir sagen, zu ihm zu kommen, falls du dort nicht gehörig sicher bist; er wird dich deiner Würde gemäß ehrlich halten und gegen allerlei Feinde mannhaft vertheidigen. Das hat er mich schon drei oder viermal geheißen dir zu schreiben. In Brabant finden mich deine Briefe; dahin schreibe und lebe freundlich und in Christo wohl. Grüße Melanchthon und Fachus und alle Guten dort, und lebe nochmals wohl"[2]).

---

1) S. oben S. 308 ff.

2) Schriften I, S. 355 f.

An Reisegeld gebrach es Hutten nicht: der Kurfürst von Mainz hatte ihm unmittelbar zuvor durch Arnold Glauberger in Frankfurt 100 Fl. auszahlen lassen[1]). Albrechts Verhältniß zu Hutten bestand also noch immer fort, unerachtet dieser in seinen letzten Schriften der römischen Curie einen Krieg auf Leben und Tod angekündigt hatte. Inwiefern eine Beschränkung Roms dem Erzbischof von Mainz erwünscht sein konnte, haben wir oben angedeutet, da wir uns bereits über die erste Aufnahme Hutten's in mainzische Dienste wundern mußten. Jetzt mochten Hutten's und Sickingen's sich ausdehnende Entwürfe dem ersten deutschen Kirchenfürsten noch lockendere Aussichten bieten. Wir wissen, daß in der ersten Zeit der Thronerledigung das Versprechen des Papstes, falls durch Albrecht's Mitwirkung Franz I. von Frankreich zu Maximilian's Nachfolger erwählt würde, ihn zum Legaten von Deutschland zu ernennen, stark auf den Erzbischof gewirkt hatte. Wenn sich jetzt durch Hutten's und Sickingen's Thätigkeit die deutsche Kirche für sich abschloß und der römischen nur etwa noch etliche Ehrenrechte übrig ließ, so schien der mainzer Erzbischof als Primas von Deutschland derjenige, dem das Meiste, was man Rom entzog, zufallen mußte. Hutten's Absehen ging allerdings weiter; aber die eine Seite seines Plans war jenes doch: Deutschland sollte von der kirchlichen Fremdherrschaft befreit, weiterhin aber freilich die Kirche selbst entweltlicht werden; ersteres war Hutten's, letzteres Luther's Hauptgesichtspunkt: woraus sich, selbst ohne die entgegengesetzten persönlichen Berührungen, abermals erklärt, wie Erzbischof Albrecht Luther's Feind sein mußte, und doch Hutten's Gönner sein konnte.

Voll von seinen Entwürfen reiste Hutten mit einigen gleichgesinnten Begleitern den Rhein hinunter. In Köln traf er mit Agrippa von Nettesheim zusammen, jenem seltsamen Gemische von gutem Kopfe, Schwärmer und Charlatan, der ein ähnlich abenteuerliches Leben wie Hutten hinter sich hatte, auch von Mönchen und Pfaffen schon verketzert, dabei aber doch ein Gegner der Reformation geblieben war. Er sah in Hutten's Mittheilungen einen erschreckenden Beweis, wie weit die Frechheit gewisser Leute jetzt gehe; in seinen Planen die Keime verderblicher Revo-

1) Cochläus an Pirckheimer, in Hutten's Schriften I, S. 359.

lutionen: alles komme nun auf die Fürsten und insbesondere den neugewählten Kaiser an, dessen „Saturnisches" Wesen jedoch dem Horoskopsteller auch kein Vertrauen einflößte[1]).

In Löwen wohnte damals Erasmus; ihn besuchte Hutten, bat ihn um Empfehlungsbriefe an den Hof und um eine geheime Unterredung. Beides erhielt er; aber aus dem Kriege gegen die Römlinge, den Hutten eröffnen zu wollen äußerte, machte Erasmus einen Spaß; er fragte nach den Mitteln zu einem solchen Unternehmen und rieth dem enthusiastischen Ritter ernstlich, von einem so tollkühnen Handel die Hand zu lassen[2]).

Wie es diesem sofort am Hofe zu Brüssel ergangen, wissen wir im Einzelnen nicht. Auch wie lange er dageblieben, können wir nicht bestimmen. Schwerlich hat er Karl's Ankunft abgewartet; schwerlich ist er bei Ferdinand zu Gehör gekommen. Gleich von Anfang warnten ihn seine Bekannten am Hofe vor Nachstellungen, die eben hier ihm drohen, und denen er nur dadurch entgehen könne, wenn er so schleunig wie möglich sich vom Hofe entferne. Anfangs beachtete Hutten diese Warnungen nicht; aber sie wurden immer dringender und bestimmter. Die päpstlichen Geschäftsträger in Deutschland seien es, die das betreiben, und vor der Curtisanen Gift und Dolchen habe er sich in Acht zu nehmen. Da nun überdieß Hutten die Pfaffen am brüsseler Hof mächtiger fand, als daß er auf günstiges Gehör hätte hoffen können, so folgte er dem Rathe der besorgten Freunde und zog sich zurück[3]).

Auf der Rückreise begegnete ihm ein komisches Abenteuer, das er in der Folge gern erzählte. Wie er mit seinen zwei Knechten in der Nähe von Löwen ritt, sei ihm Hochstraten in den Weg gekommen. Hutten erkannte ihn und ließ ihn durch seine Leute greifen. „Endlich", schrie er ihn an und zog den Degen, „endlich fällst du in die rechten Hände, du Scheusal! Welchen Tod soll ich dir nun anthun, du Feind aller Guten und Wider-

1) S. Agrippa's Brief vom 16. Juni 1520 in Hutten's Schriften I, S. 359 f.

2) Spongia, in Hutten's Schriften II, S. 276, §. 84. 85. S. 317 f. §. 373. 374.

3) Huttenus omnibus omnis ord. etc. Schriften I, S. 407.

sacher der Wahrheit?" Doch bald, wie er den Elenden um Pardon bittend vor sich auf den Knien sah, faßte er sich, und „Nein!" rief er, indem er sein Schwert wieder in die Scheide stieß, „nein, mein Degen soll sich mit so schlechtem Blute nicht besudeln; das aber wisse, daß viele andere Schwerter auf deine Kehle zielen, und dein Untergang eine ausgemachte Sache ist[1])".

Hutten reiste nun wieder den Rhein hinauf, und da wurden ihm unterwegs die in Brüssel erhaltenen Warnungen bestätigt. Reisende, die von Rom zurückkamen, wollten wissen, der Papst sei äußerst erbittert auf ihn, und habe eine nachdrückliche Verfolgung gegen ihn beschlossen. Wie er dann nach Mainz zurückkam, liefen seine Freunde zusammen und wünschten ihm Glück, ja einige wunderten sich, ihn wiederzusehen, denn sie hatten von solchen Nachstellungen gegen ihn gehört, daß sie ihn für einen verlorenen Mann hielten. Ihrem Rathe zufolge, sich auch in Mainz nicht lange aufzuhalten, ging er nach Frankfurt und erfuhr hier durch Briefe und mündliche Berichte, daß der Papst an verschiedene deutsche Fürsten, insbesondere auch an den Erzbischof von Mainz, das Ansinnen gestellt habe, ihn gefesselt nach Rom zu senden. Bei König Karl aber, so verlautete bald darauf, suchte ein päpstlicher Orator die Erlaubniß nach, Hutten, wo es sei im deutschen Reiche, greifen und dazu die Hülfe des weltlichen Arms in Anspruch nehmen zu dürfen[2]).

Von Frankfurt aus machte Hutten einen Besuch auf Steckelberg, wo damals seine beiden Eltern noch lebten. Unterwegs in Gelnhausen schrieb er am 8. August an Capito nach Mainz, er möge die an ihn einlaufenden Briefe bis auf sichere Gelegenheit an sich nehmen, und gab ihm zugleich Nachricht, falls er es noch nicht wisse, von dem päpstlichen Ansinnen an den Erzbischof. „Nun endlich", schrieb er, „fängt dieses Feuer zu brennen an,

---

1) Crotus an Luther, in Hutten's Schriften I, S. 434. Otto Brunfels, Resp. ad Spong. Erasmi, ebendas. II, S. 338, und Hochstratus ovans, Hutteni opp. SuppLem. I, S. 484.

2) Hutten an Capito, 8. August 1520, an Erasmus, 15. August, Schriften I, S. 367 f. A. Frank aus Kamenz an Pirckheimer, in Hutten's Schriften I, S. 420. Huttenus omnibus omnis ord. etc., ebendas. S. 407 f. Desselben Clag und vormanung, Schriften III, S. 509 f.

und es wird ein Wunder sein, wenn es nicht zuletzt mit meinem Sturze wird gelöscht werden müssen. Doch in diesem Handel habe ich mehr Muth, als jene Kräfte haben. Auf, auf! es muß durchgebrochen werden. Mit meiner Milde sei es nun am Ende; denn ich sehe, daß die römischen Leuen nach Blute lechzen. Aber, wenn mich nicht alles trügt, werden sie eher selbst Blut lassen, eher Bande und Kerker, womit sie mir so grausam drohen, erdulden müssen." Auf Steckelberg schrieb einige Tage später Hutten an Erasmus, er wundere sich über die blinde Wuth des Papstes, von einem Fürsten wie Albrecht so etwas zu verlangen. Ihn, Hutten, meinen sie jetzt sehr in Furcht gesetzt zu haben; ob er gleich auf der andern Seite vernehme, daß sie ihm höchst anständige Bedingungen bieten, wenn er sich zum Frieden bequemen wollte. Das thun sie, nachdem er durch seine zeitige Entfernung aus Mainz ihren Händen entgangen sei. Auch Fulda besuchte Hutten bei dieser Gelegenheit wieder, und brachte hier noch einmal fünf Tage im trauten Verkehr mit dem alten Herzensfreunde Crotus zu[1]).

Hutten spricht von zwei päpstlichen Schreiben an den Kurfürsten von Mainz: in der That kamen diesem am 5. Oct durch die beiden Nuntien Aleander und Caraccioli deren fünf zu, wovon jedoch nur eines, vom 12. Juli, dem aber ein Privatschreiben des mainzer Domherrn Valentin von Tetleben an den Kurfürsten in der gleichen Sache zur Seite ging, sich auf Hutten bezog. Es sei ihm, schreibt darin der Papst, ein Buch gezeigt worden, das von einem gewissen Ulrich Hutten entweder verfaßt oder aufgefunden und mit einem Vorworte begleitet sei, in welchem sich die gröbsten Schmähungen gegen den römischen Stuhl befinden. Es ist dieß ohne Zweifel die Schrift De unitate ecclesiae mit der Widmung an Erzherzog Ferdinand, und scheint also die vor zwei Jahren von Hutten herausgegebene und Leo X. zugeeignete Schrift des Laurentius Valla demselben nicht zu Handen gekommen, oder von ihm ignorirt worden zu sein. Zugleich, fährt der Papst in seinem Erlasse fort, haben die Ueberreicher der Schrift (vermuthlich Eck u. A.) ihm gesagt, von demselben

1) S. die in der vorigen Anm. angeführten Briefe Hutten's und den in der vorletzten angeführten Brief von Crotus an Luther.

Verfasser seien noch viel ärgere Bücher in ihren Händen; weßwegen sie ihn, den Papst, aufgefordert haben, gegen einen so frechen Lästerer mit scharfer Strafe einzuschreiten. Bei näherer Erkundigung über seine Person habe er nun erfahren, daß derselbe ein Diener des Erzbischofs, und die angeschuldigten Bücher in dessen Stadt Mainz gedruckt seien. Ob es nun gleich kaum denkbar sei, daß dieses ohne des Erzbischofs Wissen habe geschehen können, so könne doch er, der Papst, von einem Fürsten, dem er so manche Beweise besondern Wohlwollens gegeben (er schickte ihm jetzt eben die goldene Rose), so etwas unmöglich glauben, und setze daher lieber voraus, derselbe habe nichts davon gewußt. Um so mehr aber erwarte er jetzt von demselben, daß er die Frechheit derjenigen, welche sich gegen den heiligen Stuhl auflehnen, unterdrücken und sie entweder zur Bescheidenheit zurückführen, oder an den Lästerern Exempel von Strenge aufstellen werde, welche sie selbst und andere fortan von so strafbarem Muthwillen abhalten mögen[1]. Von Festnahme übrigens und Abführung nach Rom steht in diesem Breve nichts; sei es, daß dies nur mündlicher Auftrag, oder auch vorerst bloßes Gerücht war; um eine Abschrift der Urkunde selbst bemühte sich Hutten lange Zeit vergebens[2].

In seiner Antwort, von der Hand seines nunmehrigen Rathes Capito, des diplomatischen Freundes der Reformation und Hutten's insbesondere, beruft sich der Erzbischof zu seiner Rechtfertigung darauf, daß er alle diejenigen, an denen er eine Entfremdung von dem römischen Stuhle wahrgenommen, von sich entfernt habe; so habe er Hutten, der ihm bis dahin sehr werth gewesen, sobald er von seiner Schmachschrift gegen den Cardinal Cajetan (der Febris prima) Kunde erhalten, von seinem Hofstaat ausgeschlossen (d. h., wie wir wissen, ihm den erbetenen Urlaub mit fortlaufendem Gehalte gewährt); von seinen neuesten abscheulichen Schriften habe er erst nach seiner Rückkehr aus der magdeburger Diöcese etwas erfahren, gegen Hutten selbst aber nicht einschreiten können, da sich dieser bis auf den heutigen Tag in den festesten Burgen halte und jeden Augenblick im Stande sei, eine starke

1) Das Breve sammt Albrechts Antwort s. in Hutten's Schriften I, S. 362—365.

2) Hutten an Capito, Schriften I, S. 365 f.

Streitmacht zusammenzubringen, mit welcher er dem Erzbischof selbst gefährlich werden könnte. Dagegen habe er sich an den Buchdrucker (Joh. Schöffer, bei dem die Dialoge und die Schrift mit der Vorrede an Ferdinand erschienen waren), einen mainzer Bürger, gehalten, den er, trotz der Abmahnungen vornehmer Männer, in ein hartes Gefängniß habe werfen lassen. Auch habe er in seinen Diöcesen den Kauf und Verkauf dieser und anderer gegen den römischen Stuhl gerichteten Schriften verboten. Was den Buchdrucker betrifft, so scheint also des Hofmeisters Frowin von Hutten Fürwort, das Ulrich schon im Sommer in Anspruch genommen hatte, ohne Wirkung geblieben zu sein [1]).

Die festen Burgen, in denen Hutten um diese Zeit sich hielt, waren die seines Freundes Franz von Sickingen, und dahin muß ihm jetzt unsere Erzählung folgen.

---

1) Hutten an Capito, 8. August 1520, Schriften I, S. 367.

Viertes Kapitel.

Hutten auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen.

1520.

Den ritterlichen Gestalten jener Zeit, einem Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und ihresgleichen, ist für uns, die wir in einem ganz andern Weltzustande leben, nicht leicht, in unserm Urtheile gerecht zu werden. Entweder wir nehmen sie zu hoch, oder zu niedrig. Ersteres begegnet uns insgemein, so lange wir nur Allgemeines und Unbestimmtes, letzteres, wenn wir einmal das Einzelne von ihnen wissen. Denn der Wahn verschwindet in diesem Falle gründlich, als hätten jene Ritter ihr Schwert in der Regel zum Besten der Unterdrückten, aus uneigennütziger Liebe zu Recht und Freiheit gezogen. Sie erscheinen nicht allein roh, sondern auch mit Berechnung eigennützig. An ihren Fehden empört uns nicht blos die Unbarmherzigkeit, mit der einer des andern arme Leute plündert, ihre Dörfer anzündet, ihre Felder verwüstet; sondern fast mehr noch die Beobachtung, daß das alles wie ein Gewerbe betrieben wird, bei dem der Gewinn an Beute oder Lösegeld der Zweck, das Recht aber, die angebliche Beleidigung durch einen andern Edelmann, eine Stadt u. s. f., meistens nur ein Vorwand ist, um die Bauern des einen brandschatzen, die Kaufleute der andern niederwerfen und berauben zu können. Dieß wird aus Götzens naiven Selbstbekenntnissen zum Greifen deutlich[1]) und auch Franz von Sickingen, den man

1) Außer dieser Götzischen Selbstbiographie gibt es kaum etwas Lehrreicheres über diesen Punkt als die kleine Schrift: „Dem Landfrieden ist nicht zu trauen."

nicht mit Unrecht einen Götz in höherm Stile genannt hat, war doch aus demselben Holze geschnitzt.

Das Geschlecht der Sickingen war alt, doch schrieb sich seine Bedeutung erst von Franzens Vater her. Dieser, Schweickard von Sickingen, dehnte durch allerlei Fehden, die er theils im Dienste, theils unter dem Schutze der Pfalz, deren Marschalk er war, besonders auch gegen Städte führte, seine Besitzungen aus. Wie auch er zu solchen Fehden kam, davon nur ein Beispiel. Einst ging er in Köln herum und trug, wie er pflegte, seinen Dolch im Gurt. Da dieß wider die Stadtordnung lief, so mußte er denselben auf der Straße von sich thun und abliefern. Das erschien ihm als eine solche Schmach, daß er von Stund an der Stadt Feind wurde, ihr viel Schaden that und sogar Anschläge machte, sie zu erobern. Der hochstrebende Mann war ein Mathematicus und beobachtete die Sterne. In seines Sohnes Franz Geburtsstunde soll er am Himmel eine wunderbarliche Constellation bemerkt haben, aus der er abnahm, daß derselbe ein treffliches Ansehen in der Welt gewinnen, sein Ende aber beschwerlich sein werde[1]). Auch Schweickard's Ende war tragisch. In dem bairischen Erbfolgekriege von 1503 und 1504 verfocht er die Ansprüche seines Herrn von der Pfalz gegen den Spruch des Kaisers Maximilian, und mußte diesen Ungehorsam, so wie manche andere Gewaltthat, worüber sich bei der Gelegenheit Klage erhob, auf dem Blutgerüste büßen.

Auf der Ebernburg bei Kreuznach (neben Landstuhl bei Kaiserslautern dem wichtigsten Schlosse des Sickingers) war Franz im Jahre 1481 geboren. Seine Erziehung, ob er gleich dem gelehrten Johann Reuchlin Einfluß auf dieselbe zuschreibt, war doch nur eine ritterliche. Des Vaters Unglück und früher Tod

---

Fehde Mangold's von Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg, 1516—1522. Herausgegeben nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im k. Archiv zu Nürnberg von L. F. Freiherrn von Eberstein. Nordhausen 1868. — Die Fehde war nach Anlaß und Führung exemplarisch, Mangold überdieß Hutten's mütterlicher Oheim und mit den Steckelbergern, wie es scheint, in sehr genauem Verhältniß.

1) S. die Flersheimer Chronik (von Franzens Schwager Philipp von Flersheim, Domsänger und später Bischof von Speier), abgedruckt bei Münch, Franz von Sickingen, III, S. 223. ff.

hinterließ ihm die Aufgabe, den Glanz des Geschlechts wieder herzustellen. In allerlei Diensten und Kämpfen arbeitete er sich empor. Seine Fehde mit Worms war diejenige, welche zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte; die gegen den Herzog von Lothringen diejenige, welche seinen Ruf auf den Gipfel brachte. Bei diesen und andern Händeln und Zügen war Anlaß und Kriegführung im Wesentlichen von gleicher Art. Verbannte Bürger einer Stadt, beeinträchtigte Unterthanen oder Nachbarn eines Fürsten, riefen gegen wirkliches, oder öfter blos vermeintliches Unrecht, gegen Verzögerung eines Rechtshandels durch die Gerichte, den Ritter zu Hülfe, traten etwa auch Güter oder Schuldforderungen an ihn ab; nun verlangte er ihre Wiederaufnahme und Entschädigung, die Herausgabe ihrer Güter oder Auszahlung ihres Guthabens an ihn; wurde dieß verweigert, zog er vor die Stadt, oder fiel in das Land, verwüstete dieses, beschädigte jene, plünderte und fing die unterwegs betroffenen Kaufleute, denen schwere Ranzionen aufgelegt wurden; um die Abmahnungen des Kammergerichts, in der wormser Fehde selbst die kaiserliche Acht, kümmerte er sich nicht, und ließ sich endlich seinen Abzug von den Angegriffenen meistens mit großen Summen (von Metz mit 20000 Fl., von Hessen mit 50000 Fl. u. s. f.) abkaufen. Dem Kaiser machte seine schwankende Stellung unmöglich, in solchen Fällen sich immer als strengen Richter zu behaupten. Die mehrjährige Fehde gegen Worms, die heillose Beschädigung einer Reichsstadt, wurde dem Ritter zuletzt verziehen, weil Kaiser Maximilian seine Dienste gegen Ulrich von Würtemberg nicht missen wollte. Statt die Acht wider ihn aufrecht zu erhalten, nahm er ihn in seinen Sold, und als bald darauf Maximilian starb, stand Sickingen als eine Macht im Reiche da, um welche sich die beiden Thronbewerber, Franz von Frankreich und Karl von Spanien und Oesterreich, wetteifernd bemühten. Sickingen löste eine frühere Verbindung mit dem ersteren, bei der er seine Rechnung nicht gefunden hatte, auf und widmete sich dem Dienste Karl's, wirkte zu seiner Wahl nach Kräften mit, und verpflichtete ihn überdieß durch ein baares Darlehn von 20000 Fl. Karl ernannte ihn zu seinem Feldhauptmann, Rath und Kämmerer mit einem Jahrgehalt von 3000 Fl., und gestattete ihm eine Leibwache von 20 Kürassieren.

So weit ist Sickingen's Treiben einfach das eines Ritters,

der mit und wider seinesgleichen, neben und auf Kosten der städtischen und Fürstenmacht, wenn auch nach Umständen an die letztere gelehnt, sich emporzubringen sucht, dazu, ohne viel Bedenklichkeit über den Rechtspunkt, jeden tauglichen Vorwand ergreift, und seiner Ritterehre genügt zu haben glaubt, wenn er seinem Angriff jedesmal einen ordentlichen Fehdebrief vorausgehen ließ. In dem lockern Verbande des damaligen deutschen Reichs fühlte sich der Ritter als selbstständige Macht, die im Zusammentreffen mit andern ähnlichen Mächten ebenso nur durch Rücksichten des Vortheils, und ebenso wenig durch Grundsätze des Rechts und der Moral sich leiten ließ, als von jeher in der politischen Welt die Staaten im Verhältniß zu einander: so oft auch hier wie dort jene hochtönenden Worte im Munde geführt werden.

Doch Ein Fall wenigstens ist uns vorgekommen, wo Sickingen, so viel wir einsehen können, sich uneigennützig und edel eines Bedrängten annahm: der Handel Reuchlin's; und ein anderer wird uns sogleich begegnen, wo er sich für eine Sache, die ihm freilich auch politisch dienlich werden konnte, doch zugleich um ihrer selbst willen begeisterte: die Reformation. Beides in Folge des Einflusses von Hutten, der, wie ein geschickter Gärtner, auf den rauhen, aber tüchtigen Stamm die edelsten Reiser zu pfropfen wußte. Ohne gelehrte Bildung, war Sickingen doch nicht ohne Sinn für dieselbe und für das Ideale überhaupt; so kam ihm die Bekanntschaft Hutten's, die er im würtembergischen Feldzuge machte oder enger knüpfte, ganz gelegen, und wurde bald zu einer Freundschaft, welche, ob ihr schon das Schicksal nur wenige Jahre gegönnt hat, doch unter den Beispielen dieser Art, an denen die deutsche Geschichte so reich ist, eine der obersten Stellen einnimmt. Sickingen war um sieben Jahre älter als Hutten, und diesem eben so weit an Reichthum, Macht und Einfluß überlegen, als Hutten ihm an Geist und Bildung; dabei stand jenem reiche Lebenserfahrung, Uebung in Geschäften des Kriegs und Friedens, zur Seite; so ergänzten sich beide wie Idee und Praxis, wie Kopf und Arm.

Sickingen war bis dahin in den herkömmlichen religiösen Vorstellungen mitgegangen. Zu seinem und der Seinigen Seelenheil hatte er in Gemeinschaft mit seiner Ehefrau, Hedwig von Flersheim, unweit der Ebernburg eine Beguttenclause erneuert

und begabt; ja er ging, womit Hutten ihn später aufzog, als dieser ihn kennen lernte, mit dem Plane um, „den holzfüßigen Franciscanern ein neues Nest zu bauen". Hutten wußte ihn erst für Reuchlin, dann für Luther, zu interessiren; er führte ihn den gleichen Weg, den er selbst in seiner Entwicklung gegangen war. Auf sein Betreiben bot Sickingen beiden Männern eine Freistatt auf seinen Schlössern an. Sie machten von seinem Anerbieten keinen Gebrauch, da der erstere nicht wirklich verfolgt, für den andern aber die neutrale Haltung seines weisen Kurfürsten der sicherste Schutz war. Nun aber bedurfte Hutten dieser Freistatt, den sein geistlicher Kurfürst, wollte er nicht förmlich mit Rom brechen, nicht weiter schützen konnte, der auch mit bloßem Schutze nicht wie Luther zufrieden war, sondern von den Schlössern seines Freundes aus, wie wir sehen werden, neben dem geistigen Kampfe zugleich einen wirklichen Feldzug gegen die Sendlinge und Anhänger Roms vorzubereiten suchte.

Die Ebernburg, in dem Winkel, den (an der Nordspitze der jetzigen bairischen Pfalz) die Einmündung der Alsenz in die Nahe bildet, auf einem steilen Felsen gelegen, und von Franz von Sickingen als sein Hauptsitz mit stattlichen Wohnräumen und festen Werken versehen, war in den Jahren 1520—1522 einer der merkwürdigsten Schauplätze der deutschen Geschichte. Herbergen der Gerechtigkeit nennt Hutten die Burgen seines Freundes. Außer ihm öffneten sie sich auch andern, die um ihrer Begeisterung für die Kirchenverbesserung willen Verfolgung litten. Kaspar Aquila war einst Franzens Feldprediger gewesen, dann Pfarrer in der Gegend von Augsburg geworden, bis seine Anhänglichkeit an die Reformation ihn in den bischöflichen Kerker zu Dillingen brachte. Es gelang ihm, zu entfliehen: und die Schlösser seines ehemaligen Herrn gewährten ihm mit Weib und Kindern Schutz und Brod. Martin Bucer, der nachmalige straßburger Reformator, war aus dem Dominicanerorden getreten: bei Sickingen fand er eine Zufluchtsstätte. Der weinsberger Johann Oekolampadius, später als der schweizerische Melanchthon hochberühmt und hochverdient, war aus dem Brigittenkloster Altenmünster entflohen: ihm öffnete sich die Ebernburg. Reuchlin's Landsmann, Johann Schwebel, hatte den heil. Geistorden verlassen, und war in seiner Heimath nicht mehr sicher: Sickingen stellte ihn als

Geistlichen an und richtete ihm bald hernach auf Landstuhl die Hochzeit aus.

Vom September 1520 an erscheint Hutten auf der Ebernburg, und sein erstes Geschäft war hier, die Anschläge Roms gegen ihn öffentlich zu enthüllen, um Kaiser, Fürsten und alle freien deutschen Männer gegen eine Macht aufzubringen, die solche Absichten hege, solcher Mittel sich bediene. Eben schickte Franz von Sickingen sich an, zur Begrüßung des aus Spanien angekommenen Königs Karl abzureisen, von dem er auch sofort bei seiner Kaiserkrönung zu Aachen (23. October) mit einer Auszeichnung behandelt wurde, die ihm eine einflußreiche Stellung zu versprechen schien. Ihm gab jetzt Hutten ein Klagschreiben an den Kaiser[1]) mit, in welchem er die Anschläge, die an dessen Hofe gegen sein Leben gesponnen worden, den aus der römischen Curie an verschiedene deutsche Fürsten ergangenen Befehl, ihn gefesselt nach Rom zu schicken, zu seiner Kenntniß bringt und ihn bittet, dem an ihn selbst gestellten Ansinnen, diese Auslieferung zu gestatten, keine Folge geben zu wollen. Ein deutscher Ritter habe mit dem römischen Bischof nichts zu schaffen; er dürfe nur in Deutschland, nur vom Kaiser, gerichtet werden. Ueberhaupt sucht Hutten in diesem Schreiben seine Sache zugleich als Sache des Kaisers, den Haß der Römlinge gegen ihn als Folge seiner kaiserlichen Gesinnung, jedes Leid, das Karl jetzt ihm geschehen ließe, als Beeinträchtigung seiner eigenen Kaisermacht darzustellen. Zuerst habe er es mit jenen Menschen durch seine Türkenrede verdorben, wo er ihren Umtrieben gegen Karl's Erwählung zum römischen König entgegengetreten sei. Auch weiterhin habe nichts sie so gegen ihn aufgebracht, als daß er ihren maßlosen Eingriffen in die Rechte des Kaisers, der täglichen Plünderung des Vaterlandes, habe ein Ende machen wollen, daß er der deutschen Nation ein Mahner an ihre Würde gewesen sei.

Offen gesteht Hutten, daß er es mit seinen Schriften auf eine Umkehr der bestehenden Ordnung abgesehen habe. Und zum Beweise, wie wenig er sich dabei einer Schuld bewußt sei, ver-

1) Carolo, Romanorum et Hispaniarum regi, U. de Hutten, eq. Germ. Schriften I, S. 371—383.

sichert er, zu diesem Zwecke auch ferner nach Kräften wirken zu wollen. Seien es doch nur die Gegner der Wahrheit, der gemeinen Freiheit und der kaiserlichen Würde, die er bekämpfe. „Keine Privatsache ist es, die ich betreibe, kein eigener Handel, kein persönliches Geschäft. Wie würden jene sich anstellen, wie übermüthig würden sie triumphiren, wenn irgend etwas von alle dem, was ich unternommen, mich selbst beträfe! Dennoch verfolgen sie mich und wollen mich verderben, ja sie möchten dazu deiner Macht sich als Werkzeugs bedienen. Ich dagegen stelle mich zuvörderst unter den Schirm meines Gewissens, dann setze ich Vertrauen auf deine Billigkeit. Durch freimüthig geschriebene Bücher habe ich der Wahrheit Zeugniß gegeben; aus Pflichtgefühl habe ich dir, aus Anhänglichkeit dem Vaterlande dienen wollen. Mit festen Gründen habe ich gegen den päpstlichen Trug gestritten, habe die Anschläge gegen deine Herrschaft und die gemeine Freiheit zu vereiteln gesucht. Wo ist der Lohn für solches Verdienst? frage ich, damit Niemand meine, ich fürchte Strafe wie für ein Verbrechen." Sofort wird das ganze Sündenregister der päpstlichen Anmaßungen und Erpressungen vorgelegt und Karl besonders auf deren gefährliches Weitergreifen, wenn denselben nicht kräftig entgegengetreten werde, aufmerksam gemacht. Wenn Hutten nicht mehr frei ermahnen dürfe, werde der Kaiser bald nicht mehr frei beschließen dürfen. Er, Hutten, wäre berechtigt gewesen, gegen den ihm drohenden Angriff sich mit den Waffen zu wehren, wozu es ihm an Kräften und Beistand nicht gefehlt haben würde; doch habe er vorgezogen, alles in Karl's Hände zu legen, von dem er jetzt nicht blos erwarte, daß er ihm verzeihen, sondern auch, daß er seine Verfolger für ihre strafbaren Anschläge zur Verantwortung ziehen werde.

Kaum minder wichtig als die Gesinnung des neuen Kaisers war für Hutten die des hochangesehenen und einflußreichen Kurfürsten von Sachsen, dessen Haltung in der Sache Luther's, so wenig sie auch dem Feuereifer Hutten's genügte, ihm doch mehr Hoffnung gab, als ihm in Bezug auf Karl dessen Auftreten und Umgebungen übrig ließen. In verschiedenen Briefen ging er daher um jene Zeit Spalatin mit der Bitte an, seinen Herrn auszuforschen, wessen man sich wohl für den Fall, daß es in dem Kampfe gegen die Römlinge zur Anwendung der Waffen käme,

von ihm zu versehen hätte. Jetzt legte er sein nächstes Anliegen dem Kurfürsten selbst in einem freimüthigen Schreiben dar[1]).

Die Fahndung auf ihn und die Bannbulle gegen Luther (mit der eben damals Eck aus Italien zurückkam) seien Zeichen, daß in Güte mit Rom nichts auszurichten sei, sondern seiner Tyrannei Gewalt entgegengesetzt werden müsse. Luther's und Hutten's ganzes Verbrechen bestehe darin, daß sie die von den Romanisten um ihres Eigennutzes willen beinahe vertilgte evangelische Lehre wiederherstellen und die der Freiheit so würdige deutsche Nation nicht knechten lassen wollen. Dieses Unternehmen habe jenem römischen Oberhirten mißfallen, aber Christo habe es gefallen; der Habsucht der römischen Curie habe es Eintrag gethan, aber dem verarmten Vaterlande fange die neue Freiheit schon zu nützen an. Wenn Luther und er Christo, der Wahrheit und dem Vaterlande dienen wollten, so haben sie unmöglich mit der Bande der Römlinge Frieden halten können. Es sei Zeit, Ernst zu brauchen, da der Frevel aufs Höchste gestiegen, aber auch, wenn nicht alle Zeichen trügen, die große Babel ihrem Falle nahe sei. Diesen herbeizuführen und das Verdorbene zu bessern, sei freilich Gottes Sache; aber darum dürfen wir nicht müßig sein, da Gott durch Menschen zu wirken pflege. Und zwar sei es zunächst der Fürsten Beruf, sich der gemeinen Freiheit und Wohlfahrt anzunehmen; insbesondere Friedrich's, als des Fürsten jener stets freien, nie besiegten Sachsen. Von dem Papste haben diese sich freilich, wie die gesammte Christenheit, unterjochen lassen; doch können sie diesen Flecken glänzend abwaschen, wenn sie nun der Nation in Abwerfung jenes Joches vorangehen. Davon sei bis jetzt nichts zu bemerken, als daß Friedrich dem von allen verlassenen Luther Aufenthalt gebe, und noch einen Funken der alten Mannhaftigkeit in sich zu nähren scheine, der einst zum heilsamsten Brande ausbrechen möge. Was sie doch denken, die Fürsten, wenn sie sehen, wie Hutten, ein bloßer Ritter, in dieser Sache so viel Eifer zeige, während es doch weit eher ihnen geziemen würde, sich darein zu legen. Beide Stände müssen zusammenwirken, die Fürsten ihre Macht mit dem

1) **Invictissimo Principi Friedericho Sax. Duci, Elect. Ulrichus de Hutten eq. G. Ebernburg, 11. Sept. 1520. Schriften I, S. 383—399.**

Muthe der Ritter vereinigen, wenn diesen Schäden geholfen werden solle. Er selbst, Hutten, werde zu mahnen nicht ablassen, bis er entweder sehen werde, daß die Fürsten sich ermannen, oder, daß sie keiner Mannhaftigkeit mehr fähig seien. Im letztern Falle werde er andere Mittel ergreifen; doch bitte er die Fürsten, es nicht so weit kommen zu lassen, sondern die Schmach und den Schaden zu beherzigen, die mit dem jetzigen Stande der Dinge verknüpft seien.

Welche Schmach, daß eine tapfere Nation, die Königin der andern, jemanden, geschweige denn faulen Pfaffen, dienstbar sein solle! Lieber den Türken, die doch ein mannhaftes Volk, und deren Joch auch wirklich weniger drückend sei. Der Schaden aber liege in der Verarmung Deutschlands vor Augen. Und wenn nur das Geld, das wir uns entziehen und nach Rom senden, dort zu guten Zwecken verwendet würde. Aber es diene den schlimmsten. „Wohlan", ruft Hutten aus, „wenn wir Philosophen sein und unser Geld wegwerfen wollen, so haben wir in der Nähe Meere und Flüsse genug: bei uns den Main, weiter den Rhein, dort bei den Sachsen die Elbe und andere Wasser; da lasset uns das Geld hineinwerfen, damit es lieber selbst verderbe, als daß es Vielen aller Orten Ursache des Verderbens sei, indem wir dadurch jene römische Sittenpest ernähren, und zwar so überflüssig, daß sich von dort die Ansteckung auch hieher und in alle Welt ergießt. Doch nein, nicht wegwerfen lasset es uns, sondern nur nicht dulden, daß es anderswohin geführt und verwendet werde. Das wird das erste und beste Mittel sein, jene Tyrannei zu zerstören. Denn wenn man ihrer Ueppigkeit diese Nahrung entzieht, so werden sie sich desto weniger erheben und zahmer werden. Alsdann wollen wir unter einem Haupte, wie der alte Kaiser Otto war, den päpstlichen Rath mustern und die Stadt Rom besichtigen, daraus viele Böse vertreiben, und etliche Wenige zum heiligen Amte verordnen, sie aber nicht über uns herrschen lassen. Dem Kaiser, wenn er will, werden wir den Sitz des Reichs (Rom) zurückgeben, den römischen Bischof den übrigen Bischöfen gleichstellen. Den Geistlichen wollen wir auch hier ihre Einkünfte mindern, sie zur Mäßigkeit zurückführen und ihre Zahl verringern, indem wir von hundert nur Einen behalten. Was aber werden wir mit denen machen, welche Brüder oder Mönche genannt werden?

Was anders, als daß, meiner Meinung nach, die ganze Art abgethan werden soll, zum großen Nutzen gemeiner Christenheit, wie sich bald finden würde." Nachdem Hutten sofort über die Anwendung des so ersparten Geldes die gleichen Ideen, wie schon im Vadiscus, vorgetragen und die Hoffnung ausgesprochen hat, daß eine solche Reinigung unseres Kirchenwesens die Böhmen zu uns zurückführen, die Griechen und Russen mit uns vereinigen, und selbst den Türken und Heiden bessere Gesinnungen gegen uns beibringen würde, fragt er: „Heißt dieß das schwankende Schifflein Petri versenken? die Kirche Gottes zerstören, und (wie die kirchenräuberischen Römlinge und unreinen Schwelger schreien) den ungenähten Rock Christi zerreißen? und nicht vielmehr durch den Zutritt so vieler Völker, durch Besserung der Sitten, Wegräumung böser und ansteckender Beispiele, die Kirche reinigen, fördern und mehren?"

„Wollte Gott, daß entweder ihr dazu den Willen hättet, die ihr die Macht besitzet, oder ich die Macht besäße, wie ich den Willen habe. Kann ich aber euch nicht bewegen, noch auch anderswo einen Brand erregen, der jene Dinge verzehren mag, so werde ich doch, was ich für mich allein kann, leisten: ich werde nichts thun, was eines tapfern Ritters unwürdig wäre; werde nie, so lange ich bei gesunden Sinnen bin, auch nur einen Schritt von meinem Vorhaben weichen; euch aber, die ich von männlicher Festigkeit abfallen sehe (wenn ich das sehen sollte), werde ich bedauern. Ich selbst werde frei bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. Auch wird man nie von Hutten hören, daß er einem fremden König, wie groß und mächtig der auch sei, geschweige denn dem unthätigen Papste dienstbar geworden... Doch nun verlasse ich die Städte, weil ich die Wahrheit nicht verlassen kann, und halte mich aufs Freieste verborgen, weil ich nicht mehr frei unter den Menschen wandeln darf, mit großer Verachtung der Gefahr, die mich umringt. Denn sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht. Auch Deutschland geknechtet sehen kann ich nicht. Aber der Tag wird kommen, denke ich, an dem ich aus diesen Schlupfwinkeln hervorbrechen, der Deutschen Treu und Glauben anrufen und vielleicht eben da, wo die größte Versammlung ist, ausrufen werde: Ist Keiner da, der um gemeiner Freiheit willen mit Hutten zu sterben wagt? — Das habe ich an

dich, mehr der Bewegung meines Gemüths, als deiner Würde gemäß, freimüthig geschrieben. Allein ich hoffe von dir das Beste. Daher glaubte ich, an einen Freien frei schreiben zu sollen. Gehab dich wohl und ermanne dich."

Daß durch Hutten's jugendlichen Feuereifer, so rein er auch gerade in diesen Klagschreiben flammt, der alte Kurfürst Friedrich aus der Bahn weiser Mäßigung, die er sich vorgezeichnet hatte, sich werde herauswerfen lassen, war freilich eben so wenig zu erwarten, als daß bei dem feinsinnigen, aber schlaffen und vielfach abhängigen Kurfürst-Erzbischof Albrecht von Mainz Hutten's Zusprache etwas ausrichten werde. Uebrigens schrieb er an diesen (unter dem 13. September) mit aller der Rücksicht, die er seinem unverkennbaren Wohlwollen schuldig war[1]). Erst spricht er seine Empfindlichkeit darüber aus, daß der Erzbischof ihn von dem päpstlichen Ansinnen nicht selbst in Kenntniß gesetzt habe: wohl in Folge seiner Ergebenheit gegen den Papst, von der Hutten nur wünscht, daß sie gute Folgen für den Erzbischof haben möge. Allein er fürchtet, der Papst werde durch einen so unerhörten Schritt über die ganze Klerisei ein schlimmes Gewitter herbeigezogen haben. Dem zuvorzukommen, wäre jetzt Sache der Bischöfe. Gar zu gerne möchte Hutten eben jetzt den Erzbischof sprechen, und verwünscht denjenigen, der ihn von dem Umgang eines für wahre Frömmigkeit und für alle Guten so wohlgesinnten Herrn geschieden hat. Kaum ist ihm etwas in seinem jetzigen Mißgeschick empfindlicher. Doch er will alles ertragen und sich nichts merken lassen. „Man schließt mich aus", ruft er, „von den Höfen, von den Städten (zu meinem Schmerz auch von dem goldenen Mainz), von der Oeffentlichkeit und der menschlichen Gesellschaft; einen Mann, der keines Frevels beschuldigt, keines Verbrechens, keiner Unthat überwiesen ist, einen Verfechter der Wahrheit, einen Mahner zum Besten; und man schließt mich aus, ohne mich gehört zu haben, ja man will mich zur Bestrafung nach Rom ziehen. Wer hat noch einen Tropfen deutschen Blutes in sich, den solche Frechheit nicht bewegte, solcher Frevel nicht empörte?" Wenn der Papst gegen ihn, im grellen Widerspruch mit dem Wesen der Kirche,

---

1) Alberto Cardinali et Archiepiscopo Ulrichus de Hutten. Schriften I, S. 400—403.

den weltlichen Arm anrufe, so sei dagegen ihm, Hutten, genug, auf den Arm des Herrn zu hoffen. Im Vertrauen auf ihn fürchte er das Mißfallen derer nicht, welche die Wahrheit, die er gesagt, nicht ertragen können. Dem Erzbischof wünsche er alles Glück, besonders daß er sich durch das böse Beispiel nicht anstecken lassen möge.

Desselben Tages, wie an seinen ehemaligen Herrn, schrieb Hutten auch an dessen Rath, den Ritter Sebastian von Rotenhan, dem er zu Anfang des Jahres seinen Badiscus zugeeignet hatte[1]). „Während gegen mich“, beginnt der Brief, „dieser Donner des zehnten Leo daherrollt, was thust du? was sind deine Hoffnungen, deine Muthmaßungen für die Zukunft? Und wenn du hörst, was von den geistlichen Vätern täglich gegen mich Abwesenden gesprochen wird, was wagst du zu munkeln? was frei zu reden? Wohnt in dir kein fränkischer Muth mehr, kein angestammter Freisinn? Unmöglich kann ich an solchen Haß der Himmlischen gegen Deutschland glauben, daß sich nicht die meisten mit mir verbinden sollten, um das herbeizuführen, was bald geschehen muß, soll es nicht um unsere Freiheit, um die christliche Wahrheit gethan sein. Doch, wenn man mich im Stiche läßt, tröste ich mich mit meinem Bewußtsein und mit der Hoffnung auf die Nachwelt. Denn dieses Feuer läßt sich nicht so ersticken, daß es nicht dermaleinst, zum Verderben von jenen, furchtbar wieder ausbrechen sollte.“ Indessen möge der Freund auf alles achten, was dort (zu Mainz) geschehe, und darüber an Hutten Bericht erstatten. Bei dem Adel möge er für ihn und die gute Sache reden, seine Feinde aber durch den Wahn sicher machen, als ob er sehr eingeschüchtert wäre. Hierauf thut Hutten seiner Klagschriften an den Kaiser und die Fürsten Erwähnung, und schließt mit dem Wunsche, daß Karl sich seiner Stellung würdig beweisen und die Sache selbst in die Hand nehmen möge.

Auch an Luther, dem er noch unmittelbar vor seiner Abreise zu Ferdinand geschrieben hatte, gab er jetzt von der über ihn verhängten Verfolgung und seinem Entschlusse, mit Schriften und Waffen gegen die päpstliche Tyrannei zu Felde zu ziehen, in einem Briefe voll leidenschaftlichen Muthes Nachricht, von dem wir

1) Sebastiano de Rotenhan. Schriften I, S. 403—405.

nur aus einer Aeußerung Luther's wissen, der zufolge er auf diesen gewaltigen Eindruck gemacht hatte[1]). Durch den Erlaß des mainzer Erzbischofs gegen Hutten's „und ähnliche Schriften" fand Luther auch sich berührt und stellte in Aussicht, sobald er ausdrücklich genannt würde, „seinen Geist mit dem Hutten's verbinden und sich so entschuldigen zu wollen, daß es dem Bischof keine Freude machen sollte. Vielleicht indeß", setzt er hinzu, „beschleunigen sie durch solches Vorgehen selbst das Ende ihrer Tyrannei."

Doch nicht blos einzelnen Fürsten und gleichgesinnten Männern, den Deutschen aller Stände wollte Hutten seine Angelegenheit, welche ja wirklich die der ganzen Nation war, an das Herz legen[2]). Damit erst erhielt die Reihe seiner klagenden und anklagenden Sendschreiben ihren angemessenen, volltönenden Schluß. Ausführlicher als in den übrigen legt er hier die römischen Anschläge gegen ihn und die deßhalb an ihn ergangenen Warnungen dar, welche ihn zu dem Entschlusse bewogen haben, sich von dem öffentlichen Verkehre zurückzuziehen. Ja, dahin sei es gekommen, daß er, der noch vor kurzem nach Mitstreitern im Kampfe für Wahrheit und deutsche Freiheit gerufen habe, jetzt um Schutz und Hülfe für seine eigne Person sich umsehen müsse.

„Aber wohin soll ich mich wenden? wo Hülfe suchen? Euch rufe ich an, deutsche Fürsten und Männer! Wollet ihr wohlverdiente Leute austreiben, unschuldige bestrafen lassen? Wo ist die deutsche Redlichkeit und Tugend? wo jene bei allen Völkern gepriesene deutsche Tapferkeit? Beschirmet alle einen, da einer für euch alle gearbeitet hat. Denn die Arbeit und das Unterfangen waren mein: der Erfolg freilich steht in Gottes Willen, nicht in des Menschen Wunsche. Ich schwebe jetzt nicht minder in Gefahr, als wenn ich, was ich euch zu Liebe gewollt habe, glücklich erreicht hätte. Ich stünde jetzt in des römischen Bischofs Gunst, hätte ich nicht dem Vaterlande zu Gute und zu gemeinem

1) Luther an Spalatin, Wittenberg, 11. Sept. 1520, in Hutten's Schriften I, 369 f.

2) Omnibus omnis ordinis ac status in Germania Principibus, Nobilitati ac Plebeis, Ulrichus de Hutten Eques Orator et Poeta laureatus S. Vom 28. Sept. 1520. Schriften I, S. 405—419.

Nutzen alles das verwenden wollen, was ich mit so vieler Mühe auf einer so harten und schweren Wanderung, unter so herben Unfällen und im Kampfe mit einem so widrigen Geschicke gesucht und erworben habe: die Frucht so vieler Nachtwachen, so mancher Reisen hier und dort bei Tag und Nacht, der Armuth und Verachtung, die ich auf mich nahm, der vieljährigen Heimathlosigkeit, die ich mir im blühendsten Alter auferlegte. Aber es trieb mich dazu der Durst nach Wahrheit, es trieb mich die Liebe zum Vaterlande. Um so weniger dürfet ihr zugeben, daß ich um den Lohn für meine Dienste komme. Wollet ihr mich unverhört, unverurtheilt hinmorden lassen?.. Das Recht scheue ich nicht; in eurer Mitte weile ich mit gutem Vertrauen. Nur Gewalt lasset mir nicht geschehen, schon deßwegen nicht, damit nicht meine Feinde, wenn sie den Unschuldigen gewaltsam umgebracht, gegen den Todten eine Schuld erdichten mögen. Ich sollte von hier weggerissen werden, ich Unseliger? Von dieser Erde, die mich bei meiner Geburt empfing? diesem Himmel, der mich nährte? diesen Menschen, unter denen ich so freundlich gewohnt habe? Diese Herde, diese Altäre sollte ich verlassen? und nicht um in der Verbannung elend zu leben, sondern zu grausamer Marter, zu schmählichem Tode soll ich geschleppt werden? Zu Hülfe, meine Landsleute! stehet mir bei! Lasset den nicht in Bande legen, der eure Bande zu lösen unternommen hat!"

Eben nur dieß, in der That das höchste Verdienst, sei sein Verbrechen. Sonst sei er sich keiner Schuld bewußt. Seine Feinde seien auch Deutschlands Feinde; in ihm vertheidigen die Deutschen sich selbst. „Thut die Augen auf, ihr Deutschen, und sehet, wer es ist, der euch daheim beraubt, auswärts in übeln Ruf bringt und von allem Unglück, allem Mißstande bei euch die Schuld trägt. Es sind die heillosen Ablaßkrämer, die verruchten Händler mit Gnaden, Dispensationen, Absolutionen und allerlei Bullen, die einen Markt mit heiligen Dingen in der Kirche Gottes eingerichtet haben, daraus er einst diejenigen trieb, die doch nur geringe weltliche Waaren kauften und verkauften. Sie sind die Werkmeister alles Trugs, die Erfinder aller Listen, die Urheber der Knechtschaft und Gefangenschaft dieses Volks. Sie sind es auch, die mich in diese Noth und Gefahr gebracht haben, um keiner andern Ursache willen, als weil ich ihre Künste verrathen,

ihre Schande aufgedeckt, ihrer Räuberei widerstanden, ihrem Frevel einen Riegel vorgeschoben habe, und weil durch mich bereits ihrem Gewinn etwas abgegangen, der wahren Frömmigkeit viel zugewachsen ist. Stets habe ich Aufruhr gemieden, zur Empörung nicht Ursache geben wollen, und zum Beweise, wie wenig es meine Absicht war, einen Umsturz der öffentlichen Zustände herbeizuführen, habe ich lateinisch geschrieben, gleichsam um sie unter vier Augen zu ermahnen, und nicht gleich den großen Haufen zum Mitwisser zu machen; obwohl ich, dieß zu thun, mehr als genug Ursache gehabt hätte." Selbst jetzt, da sie deutlich zu erkennen geben, wie wenig freundliche Ermahnung bei ihnen ausrichte, wolle er immer noch nichts Gewaltsames gegen sie veranlassen, wolle sie nicht für ihre Uebelthaten bestraft, sondern nur theils sich selbst gegen sie geschützt, theils sie an fernerem Uebelthun verhindert wissen. — Darunter setzte Hutten den Spruch aus dem zweiten Psalm, der von jetzt an bei ihm öfters neben oder statt seines eigentlichen Wahlspruchs wiederkehrt: Lasset uns zerreißen ihre Fesseln und von uns werfen ihr Joch!

Im October 1520 erschien die Sammlung dieser Klagschriften, wurde bald mehrmals wiedergedruckt, und wo die Buchhändler sich fürchteten, durch Hutten's Freunde vertrieben. Es war ein lebhafter Verkehr von der Ebernburg herunter zwischen Hutten und seinen Freunden in Mainz, Speier, Worms und andern Orten; sein Schreiber wanderte hin und her mit Packeten und Aufträgen; Martin Bucer war ein gefälliger Vermittler; auch ein Bruder Ulrich's erscheint als Vertrauensmann, dem Briefe und Sendungen an ihn übergeben werden können. Die Exemplare der Hutten'schen Schriften wurden, so weit er sie nicht verschenkte, entweder gegen andere Bücher, die er haben wollte, Kirchenväter, Classiker, geschichtliche Werke, vertauscht, oder auch verkauft, und von dem Gelde, welches dafür einging, Bücher eingekauft und deren Einband bestritten[1]). An Luther und den Kurfürsten Friedrich schickte Hutten Exemplare seiner Klagschriften durch Crotus, der kürzlich zum Rector der erfurter Hochschule gewählt

1) Hutten an Bucer vom 25. und 28. Nov. 1520, Schriften I, S. 427—429. An Capito, a. a. O. S. 365 f.

worden war; das Sendschreiben an alle Deutschen aber ließ er (vielleicht in Mainz?) öffentlich anschlagen [1]).

Der päpstliche Anschlag auf Hutten's Freiheit und Leben diente nur dazu, ihn um so mehr (neben Luther) zum volksthümlichen Helden zu machen. Es erschienen um jene Zeit unter dem Namen Abydenus Corallus eine Rede an Kaiser Karl und die deutschen Fürsten für Hutten und Luther, die Verfechter des Vaterlandes und der deutschen Freiheit [2]), und zwei Gespräche, das eine der gefangene, das andere der verherrlichte Hutten betitelt [3]). In der Rede wird besonders das Formlose und Rechtswidrige in dem Verfahren gegen Hutten, das Schmähliche des angeblichen Vergiftungsversuchs, hervorgehoben. In dem erstern der Gespräche ruft Papst Leo die Curtisanen gegen Luther, und noch mehr gegen Hutten, dessen Anschläge gefährlicher seien, auf. Von einem Franciscaner geführt, ziehen sie aus, um den Ritter am kaiserlichen Hofe zu greifen; Hutten wehrt sich; Sickingen kommt hinzu, erbietet sich, die Sache dem Kaiser vorzutragen; mittlerweile soll sich Hutten auf Steckelberg in Sicherheit bringen, von wo er alle Deutschen zu seinem Beistand und zum Kampfe gegen die Curtisanen aufzurufen gedenkt. In dem andern Gespräche wird Hutten von der personificirten Wahrheit seiner irdischen Waffen entkleidet, und mit den geistlichen, dem Krebs der Gerechtigkeit, dem Schilde des Glaubens, dem Schwerte des Wortes Gottes (das ganz anders gehandhabt sein wolle als das der Beredtsamkeit) ausgerüstet. In dieser Rüstung eines christlichen Streiters soll er, ohne irdisches Trachten, ohne persönliche Rachsucht, mit guten Büchern, besonders dem Evangelium, versehen, von einem einsamen Thurme aus für die Sache Gottes und des Vaterlandes kämpfen; wobei er selbst Fürsten, wenn sie sich wider

1) Luther an Spalatin, 15. Dec. 1520, in Hutten's Schriften I, S. 437. Hutten's Endtschüldigung, Schriften II, S. 131, §. 5.

2) Oratio ad Carolum max. Augustum et Germanos Principes, pro Ulricho Hutteno eq. G. et Martino Luthero, patriae et Christianae libertatis adsertoribus. Authore S. Abydeno Corallo. S. Hutten's Schriften I, S. 442—445.

3) Huttenus captivus. Huttenus illustris. In Dialogi septem, festive candidi, authore S. Abydeno Corallo Germ. In Hutten's Schriften IV, S. 593—600.

die Wahrheit setzen, schelten darf, und des Siegs, wenn auch nicht des Lebens, sicher sein kann. Alle Kennzeichen deuten auf den jetzt in Erfurt weilenden Crotus als Verfasser dieser Schriften, der wahrscheinlich auch bei der sogenannten Intimatio Erfurdiana, der öffentlichen Erklärung der dortigen Universität für Luther und gegen die wider ihn erlassene päpstliche Bulle, betheiligt war.

Unterdessen war nämlich Johann Eck in Begleitung des päpstlichen Nuntius Aleander mit der Bannbulle gegen Luther nach Deutschland zurückgekommen. In dieser (ausgefertigt in Rom am 15. Juni 1520) waren 41 Sätze aus Luther's Schriften theils als ketzerisch, theils doch als falsch und anstößig bezeichnet, seine Bücher, so weit sie diese Sätze enthielten, zum Feuer verdammt, ihm selbst aber noch 60 Tage nach dem Anschlag der Bulle an den Domkirchen zu Brandenburg, Meißen und Merseburg Zeit zum Widerruf gelassen, nach deren fruchtlosem Verstreichen er als hartnäckiger Ketzer von der Kirchengemeinschaft abgesondert und nach Rom zur Bestrafung ausgeliefert werden sollte. Während Eck im Laufe des Septembers die Bulle in Baiern und Sachsen anschlagen ließ, reiste Aleander den Rhein hinunter, um sie dort zu verbreiten. Schnell hatte er von dem jungen König Karl die Erlaubniß ausgewirkt, in dessen burgundischen Erblanden Luther's Schriften verbrennen zu lassen. Auch in den deutschen Pfaffenstädten Köln und Mainz rauchten bald die unblutigen Scheiterhaufen. Doch war selbst in dem finstern Köln die Stimmung der Bevölkerung sehr getheilt und in dem gebildetern Mainz entschieden gegen die Maßregel. „Luther", schrieb Hutten darüber an Martin Bucer, „hat zu Mainz gebrannt; doch, wie ich glaube, ohne es zu fühlen. Das können jene Mordbrenner, sonst nichts[1])." In Erfurt wurde die Bulle zerrissen, Eck in seiner Wohnung belagert.

Durch diese Vorgänge fand sich Hutten zu unglaublicher Thätigkeit angeregt. Noch während des October und November sehen wir ihn mit vier bis fünf Schriften gegen die Bannbulle, die Schriftenverbrennung und die römische Tyrannei überhaupt,

---

1) Hutten an Bucer, Schriften I, S. 427 f. Vgl. Hutten an Luther, ebendas., S. 436, und die Berichte von Beatus Rhenanus und Hedio, ebendas. S. 429 und 438.

beschäftigt. Da sie zum Theil neben einander ausgearbeitet wurden, so können wir sie hier in der Ordnung vornehmen, die uns ihrem Inhalte zufolge die bequemste ist.

Die Bulle Leo's X. gegen Luther reizte Hutten, sie zu glossiren. Den päpstlichen Sätzen die Gegensätze, den Ansprüchen den Widerspruch, Punkt für Punkt auf demselben Blatte gegenüberzustellen, den salbungsvollen Bombast eines solchen Actenstücks durch nüchterne Anmerkungen oder spitzige Querfragen zu stören, konnte ganz besonders dienlich erscheinen, um auch stumpferen Lesern die Augen zu öffnen. So ließ denn Hutten die Bulle wieder auflegen, mit dem päpstlichen Wappen auf dem Titelblatte, und so, daß der größer gedruckte Text derselben durch seine Glossen in kleinerem Drucke theils unterbrochen, theils am Rande eingefaßt erschien [1]). Voraus geht eine Vorrede, in welcher ausgeführt ist, daß es sich hier keineswegs blos um Luther handle, sondern der Papst beabsichtige, mit Luther die wiederauflebende christliche Wahrheit und deutsche Freiheit zu ersticken. Aber mehr als jemals sei jetzt die Gelegenheit einer rettenden That günstig, zu welcher sich die Deutschen doch wohl endlich mit Hutten entschließen werden.

Die Glossen hierauf sind, wie es die Natur einer solchen Arbeit mit sich bringt, bald ironisch, bald pathetisch, häufig treffend, bisweilen aber doch auch matt. Wenn Leo sich im Eingang hergebrachtermaßen den Knecht der Knechte Gottes nennt, so wirft Hutten dazwischen: Was gebietest du also und spielst mit so großem Hochmuth den Herrn? Wenn die Bulle selbst mit den Worten anfängt: Erhebe dich, o Herr — so bemerkt Hutten: ja, er wird sich erheben, doch zu des Papstes größtem Schaden. Wo, in Anwendung eines bekannten Bibelspruches, die neuen Ketzer Füchse genannt werden, die des Herrn Weinberg verwüsten, erwiedert der Glossator, daß vielmehr der Papst in der Art, wie

1) Bulla Decimi Leonis contra errores Lutheri et sequacium. Auf der Rückseite des Titels: Ulrichus de Hutten eq. Germanis omnibus S. Die glossirte Bulle s. in Hutten's Schriften V, S. 301—333; das Vorwort I, S. 430 f., das Nachwort an den Papst ebendas., S. 431 f. Ein Seitenstück zu dieser Hutten'schen Schrift, die Oratio Constantii Eubuli Moventini de virtute clavium et bulla condemnationis Leonis X. contra Mart. Lutherum etc. (s. Hutten's Schriften V, S. 351 ff.) ist vermuthlich von Crotus.

er den Deutschen ihr Geld theils abzulocken, theils abzutrotzen wisse, sich listiger als ein Fuchs, räuberischer als ein Wolf beweise. Das Aufkommen solcher Ketzereien in Deutschland, fährt das Actenstück fort, bekümmere den Papst um so tiefer, weil er und seine Vorgänger gerade diese Nation jederzeit in den Eingeweiden ihrer Liebe getragen haben: — freilich in den Eingeweiden! ruft hier Hutten, denn ihr hattet sie verschlungen; aber jetzt werdet ihr sie von euch speien müssen, und Gott selbst wird sie aus eurem Bauche ziehen. Sonst, meint die Bulle, seien die Deutschen die eifrigsten Bestreiter der Ketzerei gewesen: — ach, wären sie es doch gewesen! seufzt da Hutten, dann hätten sie vor allem gegen die Päpste sich gewehrt. Von Luther sagt der Papst, wäre derselbe seiner Ladung nach Rom gefolgt, so sei kein Zweifel, er würde in sich gegangen und zur Erkenntniß seiner Irrthümer gekommen sein: — gesprochen wenigstens, meint Hutten, würde er ferner nichts mehr haben, wäre er einmal von dir zu Rom empfangen worden. Wenn die Bulle Luther's Lehren verderblich nennt, so erläutert dieß Hutten dahin, daß allerdings durch dieselbe viele Hochwürdigste mit Hunger, und ihr Herr selbst mit Mangel bedroht werde. Und wie nun der Papst bei der Verbrennung von Luther's Schriften ankommt: — du hast's erreicht! ruft da Hutten, sie brennen, aber in den Herzen aller Guten. Welch ein verderblicher Brand für dich! Nun lösche ihn, wenn du kannst!

Den Beschluß macht ein Epilog an Leo X., worin ihm zu bemerken gegeben wird, er wäre besser mit seiner Bulle daheim geblieben, die ihm nur Schande mache. Längst sage man in Deutschland von den päpstlichen Bullen, es sei mit ihnen wie mit dem Gelde: je neuer, desto schlechter. Er möge seiner Habsucht, seinem Truge Einhalt thun, die Zeugen der Wahrheit nicht ferner reizen, insbesondere aufhören, Luther und die von ihm Angeregten zu verfolgen, denn ihrer seien bereits mehr, als daß irgend ein Bischof so viele Seelen verderben könnte. Er solle sein Hirtenamt recht versehen, seine Heerde fortan mit Erkenntniß und Lehren, nicht mehr mit Bullen weiden, deren man überdrüßig sei, wie man auch vor dem Ablaß nachgerade Ekel empfinde. „Eines Papstes Gaben sind Weisheit, Reinheit, Keuschheit und Verachtung alles Irdischen. Denen trachte nach. Dann wird

Deutschland dich verehren, wenn es sieht, daß du es liebst, nicht dich, wie jetzt, bekämpfen, da es bemerkt, daß du es schrecken willst. Es ziemt dir aber, durch Güte alle zu überwinden, niemanden durch Gewalt zu zwingen. Dieß freimüthig aber wahr, wie die Sache sich verhält und die Zeit es mit sich bringt. Lebe wohl! Aus Deutschland."

Neben den Glossen zu der päpstlichen Bulle arbeitete Hutten um jene Zeit an einem Gedicht über die Verbrennung von Luther's Schriften, und zwar in doppelter Gestalt, lateinisch in Hexametern und deutsch in Reimen, wovon die erstere die frühere ist[1]). Eigentlich sind beide zwei verschiedene Gedichte, die nur in wenigen Punkten zusammentreffen. Das lateinische hat den Vorzug größerer Kürze und edlerer Form; das deutsche macht seine Weitschweifigkeit und seine ungelenken Verse durch volksthümliche Rhetorik gut. Wie? so beginnt das erstere, wenn wir die lateinischen in entsprechende deutsche Verse übertragen —

> Wie? Dem Brande geweiht ist die Frucht so mancher durchwachten
> Nacht? dem Verderben die Schriften des wahrheitredenden Luther?
> Das, ihr Flammen, erfrechet ihr euch? so sündigst du, Feuer?
> Hilf den Frommen, du Flut, vom Himmel ergieße sich Regen,
> Auszulöschen den Gräul! . .

Nachdem sofort auf der einen Seite die römische Mißherrschaft, auf der andern Luther's Verdienst um Wiederherstellung der Wahrheit ins Licht gesetzt ist, wird Gott selber zum Einschreiten aufgerufen:

> Und nun schau (sie enthalten dein Wort) auf die brennenden Bücher,
> Schau, allmächtiger Vater, herab, und räche die Unthat!
> Dir ja gilt die Empörung, die Schmach dir, deinem Gesetze
> Thut man Gewalt. Dagegen wird jeglicher Frevel gebilligt,
> Jedes Verbrechen gelobt. So erwache doch endlich, erwache!
> Wie es ein jeder verdient, so werd' ihm wieder vergolten;
> Wahrheit trage die Palme davon und Tugend die Krone!

---

1) In incendium Lutherianum exclamatio Ulrichi Hutteni eq. anno dom. 1520. Schriften III, S. 451—455.

Eyn Klag über den Luterischen Brandt zu Mentz durch herr Vlrich vonn Hutten. Schriften III, S. 455—59.

Aber es fasse die Glut den jüdischen Schelm Aleander [1]),
Strafe die Stifter der frevelen That; nach dem wüthenden Leo
Sollen die Furien greifen, die er entfesselt; die Flammen,
Die es dem redlichen Luther geschürt, Rom selber verzehren.

Unter die volksrednerischen Züge, welche dem deutschen Gedichte zu Gute kommen, gehört vor allem die für ein gehäuftes Sündenregister so passende dreißigmalige Wiederholung des Hie — geschieht dieß oder das, z. B.:

Hie brennen, Herr, viel guter Wort,
Hie wird dein göttlich Lehr ermordt;
Hie thut man Gwalt der Predigt dein,
Hie gibt man alles Lasters Schein; . .
Hie gibt man Ablaß und Genad,
Doch keinem, der nit Pfennig hat;
Hie wird gelogen, hie gedicht,
Ein Sünd vergeben, eh sie gschicht; . .
Hie wird verkauft der Himmel dein,
Geurtheilt zu der Hölle Pein
Ein jeder der hinwider sagt;
Hie ist, wer Wahrheit pflegt, verjagt;
Hie wird teutsch Nation beraubt,
Ums Geld viel böser Ding erlaubt;
Hie bdenkt man nit der Seelen Heil;
Hie bist du, Herr Gott, selber feil u. s. f.

Am Schlusse des deutschen Gedichts wird Luther angeredet:

Dich aber, liebster Bruder mein,
Durch sollich Macht vergwaltigt sein,
Bin deinethalben ich beschwert;
Doch hoff' ich, es werd widerkehrt,
Und werd gerochen dein Unschuld;
Drum, Diener Gottes, hab Geduld.
Möcht ich dir aber Beistand thun,
Und rathen diesen Sachen nun,
So wöllt' ich, was ich hab an Gut,
Nit sparen, noch mein eigen Blut.

Unter das lateinische Gedicht setzte Hutten seinen Wahlspruch: Jacta est alea, den er in der deutschen Bearbeitung, wie von da an immer, durch: Ich hab's gewagt! wiedergab.

Doch hiemit sind wir in den Bereich von Hutten's deutscher

1) Der päpstliche Nuntius Aleander galt für einen getauften Juden.

Schriftstellerei übergetreten, der wir eine besondere Betrachtung widmen müssen, wenn wir erst noch seinem Verhältniß zu Reuchlin bis zu dem Abschlusse, den es um diese Zeit erreichte, gefolgt sein werden.

Wir sahen oben den ehrwürdigen Veteran des Humanismus durch Sickingen's ritterliche Dazwischenkunft von den „obscuren Kutten" befreit, die ihn Jahre lang bedrängt hatten; sie hatten ihre Bußgelder erlegt, nach Rom selbst um eine für Reuchlin günstige Beilegung der Streitsache geschrieben. Aber als ächte Pfaffen hatten sie das mit dem stillen Vorbehalte gethan, es unmittelbar darauf als erzwungen zu widerrufen. In diesem Sinne schickten sie jenem ersten Schreiben eilig andere nach. In Rom standen die Verhältnisse eben günstig für sie: von Reuchlin's Gönnern am päpstlichen Hofe waren die einen gestorben, andere entfernt; der Lutherische Streit, der sich als ein Schößling des Reuchlinischen darstellen ließ, warf auf diesen ein bedenkliches Licht, und so erfolgte im Sommer 1520 ein päpstliches Breve, das die speiersche Sentenz förmlich cassirte und Reuchlin's Buch verurtheilte. Hochstraten, in seine nur zum Schein verlorenen Stellen alsbald wieder eingesetzt, und seine würdigen Brüder schlugen das Breve in Köln mit Jubel an; Reuchlin suchte dagegen aufzukommen; Sickingen mußte sich noch einmal in den Handel legen; er ließ sich durch Hutten ein Schreiben an den Kaiser aufsetzen, auch die Kurfürsten von Mainz und Sachsen um ihre Verwendung in der Sache bitten; Reuchlin selbst lud er auf die Ebernburg ein[1]); es scheint aber, dieser, der auf den Antrag des Herzogs Wilhelm von Baiern zu Anfang des Jahres 1520 den Lehrstuhl des Griechischen und Hebräischen an der ingolstädter Universität angenommen hatte, erlitt von der Seite keine ernstliche Verfolgung mehr.

Aber schwach war er doch geworden, und zeigte dieß, wie freilich bald einer der Humanisten nach dem andern, gegenüber der beginnenden Reformation. Daß er in Ingolstadt Anfangs im Hause des berufenen Dr. Eck wohnte, war schon kein gutes

1) Hedio an Zwingli, 15 Oct. 1520; Hutten an Bucer, 25. Nov.; an Luther, 9. Dec. 1520; an Spalatin und an Capito, 16. Jan. 1521, in Hutten's Schriften I, S. 421. 427. 437. II, 4 f.

Zeichen; obwohl, als dieser sich anschickte, Luther's Schriften verbrennen zu lassen, er es der Universität widerrieth. Aber seinen Philipp Melanchthon, den er selbst vordem nach Wittenberg empfohlen, hätte er nun gerne aus Luther's Kreise hinweg zu sich nach Ingolstadt gezogen. Daß der Neffe der Aufforderung keine Folge leistete, hat ihn die ihm bereits als Erbschaft zugesagte Bibliothek des Großoheims gekostet. Und nun scheint Reuchlin, durch die Nachricht geängstigt, daß man in Rom seinen Handel mit dem Lutherischen in Verbindung bringe, ein rechtfertigendes Schreiben an die bairischen Herzoge erlassen zu haben. Das Schreiben kam Hutten zu Gesicht, und bei aller Verehrung für den Altmeister, dazu konnte er doch nicht schweigen. „Deinen Brief an die Baiern", schrieb er ihm am 22. Februar 1521 von der Ebernburg, „habe ich gelesen, denen du auf die Anklage Leo's X. antwortest. Unsterbliche Götter, was sehe ich! So tief bist du in Furcht und Schwäche versunken, daß du dich sogar der Schmähungen nicht enthältst gegen diejenigen, die stets deine Rettung gewünscht, zuweilen auch mit großer Gefahr deinen Ruf vertheidigt haben. Franz ist, da ich ihm die Sache vortrug, davon aufs äußerste erregt worden." Warum er sich nicht wie Erasmus mit der Erklärung begnügt habe, daß er mit Luther nie etwas gemein gehabt, wozu die ausdrückliche Mißbilligung seiner Sache und die Versicherung, er habe auch seine Freunde von derselben abzuziehen gesucht? „Durch eine so schimpfliche Schmeichelei", fragt ihn Hutten, „hoffst du jene zu versöhnen, die du, wenn du ein Mann sein wolltest, nicht einmal freundlich grüßen dürftest, so vielfach und unerhört haben sie dich mißhandelt. Doch versöhne sie. Und wenn dir's altershalber möglich ist, thu' auch das noch, was du so sehr zu wünschen versicherst, daß du nach Rom gehst, dem Herrn Leo die Füße zu küssen, und noch obendrein, was du ja nicht verschmähst, daß du gegen uns schreibst. Dennoch soll man sehen, daß wir, auch gegen deinen Willen und deinen mit den gottlosen Curtisanen einstimmigen Widerspruch, das schmähliche Joch abschütteln und aus der schimpflichen Knechtschaft uns befreien ... Ich schäme mich, für dich so vieles geschrieben, vieles gethan zu haben, nachdem du den Handel, für den wir so muthig uns getummelt, mit einem so elenden Ausgang beschließest. Das wollte ich dir nicht verhalten. Du schaue zu,

was dir gezieme, ob es löblicher sei, deinen Wohlthätern dich dankbar zu bezeigen, oder durch schmachvolle Haltung diejenigen zu verpflichten, die stets dein Verderben gewollt haben. Von mir sollst du wissen, nicht blos wenn du je Luther's Sache bekämpfen, sondern auch wenn du dich so dem römischen Bischof unterwerfen willst, daß ich gar nicht mit dir einverstanden bin [1])."

Ob Hutten's Brief Reuchlin noch in Ingolstadt getroffen, wissen wir nicht. War auch die geistliche Verfolgung kaum noch zu fürchten, der Alte sollte doch keine Ruhe mehr finden. Vor zwei Jahren hatten Krieg und Pest ihn aus Würtemberg vertrieben: jetzt brach die Pest in Baiern aus und trieb ihn wieder nach Würtemberg. Im Frühling 1521 suchte er sein altes Hauswesen in Stuttgart wieder auf. Aber die damalige österreichische Regierung in Würtemberg wünschte mit einem solchen Manne ihre Universität zu zieren. So ging er nach Tübingen und las da im Winter 1521 auf 22 über griechische und hebräische Grammatik; womit der vormalige Bundesrichter sich schon in Ingolstadt wie Dionys der Tyrann, der Schulmeister geworden, vorgekommen war. Doch er fühlte seine Gesundheit wanken. Mit der bessern Jahreszeit suchte er Hülfe in dem Schwarzwaldbade Liebenzell. Er fand sie nicht. Krank nach Stuttgart zurückgekehrt, starb er am 30. Juni 1522 an der Gelbsucht, der hochverdiente, vielgeärgerte Mann. Er hatte ein Alter von 67 Jahren und 4 Monaten erreicht.

1) Hutteni Opp. Supplem. II, S. 803 f.

Fünftes Kapitel.

Hutten fängt an deutsch zu schreiben.

1520. 1521.

Noch in dem Sendschreiben an die Deutschen aller Stände, mithin Ende September 1520, hatte sich Hutten als auf einen Beweis, wie wenig es ihm um gewaltsamen Umsturz zu thun gewesen, darauf berufen, daß er bisher lateinisch geschrieben habe, um die zu reformirenden Kirchenhäupter erst gleichsam unter vier Augen zu verwarnen, und nicht gleich das gemeine Volk in die Mitwissenschaft zu ziehen: ob er gleich, hatte er hinzugesetzt, das letztere zu thun, mehr als genug Anlaß gehabt hätte. Noch war das Jahr nicht zu Ende, als er diesem Anlaß Folge gab, und deutsch zu schreiben begann.

Latein ich vor geschrieben hab,

sagt er in einer sogleich näher zu besprechenden Schrift,

Das war eim jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach.

Mit alleiniger Hülfe der Lateinverständigen, das war dem Ritter nunmehr klar geworden, ließ eine kirchlich-politische Reformation, wie er sie bezweckte, sich nicht herbeiführen. Denn die einen von jenen, die Kirchenhäupter, suchten sie zu hindern; die andern, die Humanisten, waren nicht stark, nicht entschlossen genug, sie recht zu fördern. Man brauchte mindestens noch das Schwert des Ritterstandes, das Gewicht der Städte, um auf Er-

folg rechnen zu können: aber zu beiden mußte deutsch gesprochen werden, da unter den Rittern bei weitem die Mehrzahl im Falle Sickingen's war, für den Hutten vor bald zwei Jahren sein Gespräch Febris hatte verdeutschen lassen, und auch in den Städten die Peutinger und Pirckheimer zu den Ausnahmen gehörten. Wie unermeßlich aber, bei der tiefen Erregung jener Zeit, durch deutsche Schriften zu wirken war, sah Hutten an Luther's Beispiel vor Augen, der eben damals durch seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation alle Schichten des deutschen Volkes aufgeregt hatte. Dazu kam für Hutten jetzt noch ein zweiter Grund. Er mußte zu seiner eigenen Rechtfertigung wünschen, daß der ungelehrte Ritter und Bürger seine Schriften nicht blos aus den entstellenden Berichten der Pfaffen kennen lernen möchte. Eines wie das andere war nur zu erreichen, wenn er selbst dem gemeinen Manne theils seine angefochtenen lateinischen Schriften in deutscher Uebersetzung vorlegte, theils, da Uebersetzungen immer nur halb wirken, neue, ursprünglich deutsch gedachte Schriften hinzufügte. Beides that er, und eben in der letztern Art gelang ihm, kaum daß er den Entschluß zur deutschen Schriftstellerei gefaßt hatte, ein Meisterstreich.

Wir meinen seine gereimte Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen[1]), die jedenfalls schon zu Anfang Decembers 1520 gedruckt war, da Hutten sie am 9. an Luther schickte, und bereits über die Aufregung berichtete, die sie unter den Pfaffen hervorgebracht habe. Als den nächsten Anlaß zu ihrer Abfassung und dem heftigen Tone, worin sie geschrieben ist, gibt Hutten das Geschrei der Curtisanen über sein Sendschreiben an die Deutschen aller Stände an, auf dessen Grund sie ihn für einen Feind aller Geistlichkeit, für einen Menschen ausgaben, vor dem man sich in Acht

1) Clag vnd vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapsts zu Rom, vnd der vngeistlichen geistlichen, durch herren Vlrichen von Hutten, Poeten vnd Orator, der gantzen Christenheit vnd zuuoran dem vatterland Teutscher Nation zu nutz vnd gut, von wegen gemeiner beschwernuß, vnd auch seiner eigen notturfft, in Reymens weyß beschriben. Jacta est alea. Ich habs gewagt. — Auf der Rückseite des Titelblatts des Ritters bekränztes Brustbild, darüber: Dirumpamus vincula eorum & proiiciamus a nobis iugum ipsorum. Schriften III, S. 473—526.

nehmen müsse, und den zu erstechen ein Verdienst wäre[1]). Der Reime ungeachtet, ist diese Schrift nicht als Poesie, sondern wie eine von Hutten's Reden zu betrachten, mit denen sie auch die meisten Eigenschaften theilt. Auch hier läßt sich Hutten ganz gehen, kommt von einem auf das andre zu reden, wie es ihm eben einfällt, scheut Wiederholungen keineswegs u. dgl. m. Was ihn aber verhindert, sich an eine feste Disposition zu binden, ist auch hier etwas, wodurch er diesen Mangel reichlich ersetzt: die Wärme, die Herzlichkeit, stellenweise der Ungestüm seiner Empfindung und Rede, welche den Leser desto gewisser fortreißt, je weniger sie ihn logisch zu belehren Miene macht. In dringender, stürmender, mit immer neuen Stößen zusetzender Ermahnung ist Hutten ein unvergleichlicher Meister. Als solchen haben wir ihn schon in seinen lateinischen Reden wie in einzelnen Stellen seiner Dialoge erkannt: hier bringt nun aber die deutsche Sprache auf ihrer damaligen kindlichen Entwicklungsstufe und der schlichte Meistersängersreim noch einen weitern Zug von höchster Wirkung herein: die Treuherzigkeit. Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken. Ihrem Inhalte nach ist die Klag und Vermahnung die Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte; die Beschwerde über die neuestens gegen ihn verhängte Verfolgung geht nebenher; die steigende Einwirkung von Luther's Ideen ist unverkennbar; das Vertrauen auf Kaiser Karl ist noch nicht dahin; auf die Städte, die eine besondre Empfänglichkeit für die Reformation zeigten, fängt, neben dem Ritterstande, die Aufmerksamkeit und Hoffnung sich zu richten an. Randanmerkungen, welche theils den Inhalt im Einzelnen angeben, theils die im Text angezogenen Bibelstellen nachweisen, vollenden ebenso die Volksthümlichkeit des Büchleins, wie sie dessen poetischen Schein vollends zerstören.

Hutten (so leitet das Gedicht sich ein) fühlt sich gedrängt, die Wahrheit zu sagen, Klage zu erheben über Irrthümer und

1) Enndtschüldigung ꝛc. Schriften II, S. 131.

Gebrechen, durch welche die deutsche Nation beschwert und die Sitten verderbt werden. Die verblendete Menschheit (das ist ihm nicht unbekannt) wehrt sich gegen nichts so eifrig, als gegen die Wahrheit und deren Verkündiger: daher ruft er Gott an, er möge die Menschen, insbesondre die Fürsten, durch seinen Geist erleuchten, daß sie Religion von Aberglauben, Christenthum von Pfaffenthum unterscheiden lernen. Er selbst hält sich an den Trost, daß die Verfolgungen, die um seines Wahrheitszeugnisses willen über ihn ergehen, nur den Leib betreffen, die Seele aber nicht tödten können. Von der Unterscheidung des Geistlichen und Weltlichen, der Hinweisung auf das Uebergreifen des Papstes und der Klerisei in das letztere, geht dann die eigentliche Darstellung aus. Herrschaft, Reichthum, Wohlleben, wornach jetzt die Päpste und Kirchenhäupter vor allem trachten, sind ihrem ursprünglichen Berufe fremd. Nacheinander werden dann Schlüsselgewalt und Ablaß, Türkenkrieg und Peterskirche, Pallienhandel und Curtisanenwesen, kurz alle die bekannten Klagepunkte gegen die römische Curie, aufs neue durchgenommen. Vortrefflich verwerthet Hutten, um die päpstliche Wirthschaft recht lebendig zu malen, seine eigenen römischen Anschauungen.

Doch soll man wissen und ist wahr,
Es seint vergangen etlich Jahr,
Da wollt ich Rom erkennen auch,
Und was da wär der Römer Gbrauch.
Wie möcht ich hie von aller Schand
Verzählung thun, die ich da fand?
Man sicht dergleich in keinem Land.
Und nit allein was Ander thun,
(Als dann die Welt sich ärgert nun)
Mit Sünden, die da seind gemein:
Viel Sachen Rom betreibt allein,
Der etlich wider menschlich Art
Und all natürlich Weis gekart.
Sonst hab ich gsehen große Schaar
Die Gassen treten hin und dar,
Viel Esel und viel stolzer Pferd,
Der etlich viel Ducaten werth,
Und sein gezäumet auf mit Gold;
Oft, wenn ich auch spazieren wollt,
So kam ich mitten ins Gepräng,

Von dem die Gassen waren eng
Und dieser Reuter gſticket vol,
Daß ich von Glück mag sagen wol,
Daß mich kein Esel trat zu todt,
Wiewol ich hab gelitten Noth.
Da ritten her die Cardinäl,
Den folgten nach Officiäl,
Aebt, Bischöf und Prälaten viel,
Die ich nit nennen kan noch will,
Viel Dechant, Pröpst und ander Gschmeiß,
Von den ich viel zu sagen weiß,
In Seiden, Purpur all gekleidt,
Mit Schauben, Kutten ausgebreidt.
Dann kam der Bapst zu dieser Schaar,
Auf einer wolgeschmückten Bahr,
Den trugen zwölf Trabanten her,
Als ob er möcht nit gehen mehr;
Da mußt man schreien vive laut,
Hofieren der geflenten (d. h. geputzten) Braut:
Drum gibt er Benediction,
Da wird man reich und selig von.
Sag einer nun, wo Gottheit sei,
Ob Christus auch mög wohnen bei,
Da ist ein so tyrannisch Pracht?

Dann in der Beschreibung des Aufzugs weiter:

Da liefen viel Copisten mit,
Viel tausend Schreiber, auch ein Glied
Der Kirchen, die zu Rom regiert;
In dem jetz mancher Christen irrt,
Dann nicht zu Rom die Kirch allein,
All Christen sein das in gemein . . . .
Noch hab ich gsehen lang Proceß,
Ein Volk, der Frommkeit ungemäß:
Viel schöner Frauen, wohlgekleidt,
Die jedem sein ums Geld bereit;
Mit den der Rüffianer Heer,
Von den kein Gaß in Rom ist leer;
Manch Advocat und Auditor,
Notarien und Procurator,
Die Bullen geben, sprechen Recht,
Der jeder hat sein Gsind und Knecht,
Darunter ist manch wild Gesell,

Den heißt man Cursor, den Pedell,
Die auch ein Glied der Kirchen sein
Zu Rom, und nehmen täglich ein
Von Teutschen unser Schweiß und Blut.
Ist das zu leiden? und ists gut?
Ich rath, man geb ihn'n fürder meh
Kein Pfennig, daß sie Hungersweh
Ersterben und durch Armuths Noth,
Daß nit, zuwider Ehr und Gott
Solch unnütz Volk auf Erden leb.

Ist letzteres ein uns schon bekannter Hutten'scher Vorschlag, so ist der Gedanke, daß die Kirche keineswegs blos in Rom zu suchen, sondern überall zu finden sei, wo eine Versammlung gläubiger Christen sich befinde, durch Luther's Schriften in Hutten zum Bewußtsein gekommen. Was weiterhin ausgeführt wird, daß alle Bischöfe gleichen Ranges seien, und die Gewalt des römischen ebenso mit dem Bezirke von Rom, wie die des mainzischen oder würzburgischen mit den Gränzen dieser Gebiete ein Ende habe, war schon im Vadiscus angedeutet. Die Wahl der Bischöfe will Hutten dem Volke zurückgegeben wissen, das dabei mehr auf geistliche Eigenschaften sehen werde als der Papst, dem,

Wenn man ihm's Geld hinein hat bracht,
So leb ein Bischof wie ein Kuh,
Da geht dem Papst nichts ab noch zu.

Die Bischöfe sind jetzt Jäger, Krieger, tüchtige Schwelger; das Predigen hängen sie an einen armen Knecht. Dagegen werden rechtschaffene Priester, die dem Volke das Wort Gottes auslegen könnten, nicht befördert.

Ganz besonders findet sich Hutten's patriotisches Herz dadurch empört, daß alle diese Mißbräuche vorzüglich auf dem deutschen Volke lasteten. Die Italiener, sagt er, denken nicht daran, für die Peterskirche zu steuern, oder Dispens von den Fastengeboten zu kaufen.

Allein die Teutschen Narren sein.
Das thut mir weh und macht mir Pein.

Die deutschen Fürsten ködere der Papst mit goldenen Rosen, und noch keiner habe sich gefunden, der den Trug gemerkt, und die Rose wider die Wand geworfen hätte. Doch hofft Hutten

Besseres von König Karl. Ihn bittet er, ihm gnädig zuzuhören; alles, sagt er, was ich in diesen Dingen thue,

Soll gschehen als zu Ehren dir.
Dann sonst nit wolt gebühren mir,
Im Reich Aufruhr zu heben an.
All freie Teutschen ich vermahn,
Doch dir zu Unterthänigkeit
Zu sein in diesem Schimpf bereit,
Daß gholfen werd dem ganzen Land,
Und ausgetrieben Schad und Schand.
Des sollt ein Hauptmann du allein,
Anheber, auch Vollender sein.
So will mit allem das ich mag
Zu Dienst dir kommen Nacht und Tag,
Und bgehr von dir des keinen Lohn.
Möcht ich allein erlebet hon,
Daß würd gelegt Beschwernus ab,
Von der ich viel geschrieben hab:
In Armuth wöllt ich sterben gern,
Auch alles eigen Nutz entbehrn.
So soll man auch hierin kein Ehr
Mir schreiben zu, du bist der Herr,
Und was hierin gehandelt wird,
Durch das dein Lob soll werden gziert.
Drum hab ein Herz und schaff ein Muth!
Ich will dir wecken auf zu gut
Und reizen manchen stolzen Hild;
Habs schon ihr vielen eingebildt,
Und fehlt allein an deim Gebot.
Hilf, werther König, es ist Noth!
Laß fliehen aus des Adlers Fahn,
So wollen wir es heben an.

In der frühern dunkeln Zeit wurde jeder, der für die Wahrheit zeugte, unterdrückt: so zuletzt noch Huß und Hieronymus verbrannt.

Seither hat niemand gwöllt hinnach,
Und forchten all des Feuers Pön:
Bis jetzo unser rüffen Zween (Luther u. Hutten).
Wer weiß, was jedem ist bescheert?

Doch hofft er, man werde ihn nicht im Stiche lassen.

Den stolzen Adel ich beruff;
Ihr frommen Städt euch werfet uff:
Wir wöllens halten ingemein,
Laßt doch nit streiten mich allein,
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Teutschen regt die Hand!
Itzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott wills han.
Herzu, wer Mannes Herzen hat,
Gebt vorder nit den Lügen Statt,
Damit sie han verkehrt die Welt.
Vor hat es an Vermahnung gfehlt,
Und einem der euch sägt den Grund,
Kein Lay euch damals weisen kund,
Und waren nur die Pfaffen glehrt.
Jetzt hat uns Gott auch Kunst bescheert,
Daß wir die Bücher auch verstahn!
Wolauf, ist Zeit, wir müssen dran. . .
Wir haben aller Sachen Fug,
Gut Ursach und derselben gnug.
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich Volk mit Lugen bschwert:
Die Lugen wölln wir tilgen ab,
Uff daß ein Licht die Wahrheit hab,
Die war verfinstert und verdämpft.
Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft,
Das, hoff ich, mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Burger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernus hat,
Auf daß ichs nit anheb umsunst.
Wolauf, wir haben Gottes Gunst!
Wer wollt in Solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt! das ist mein Reim.

Hutten selbst sagt von dieser Schrift, er habe sie „in einer Hitze (über die Mißdeutung seines Klagschreibens an alle Deutschen) ausgehen lassen“, und nennt sie einen „zornigen Spruch“: kein Wunder, daß seine geistlichen Gegner der Meinung waren, er habe in derselben alle Grenzen der Ehrbarkeit überschritten, und daß ihnen keine Strafe dafür scharf genug dünkte. Sie ließen

nun jenes Sendschreiben fahren, und warfen sich auf die gereimte Klage, die ihnen weit mehr Stoff bot, um Haß gegen Hutten zu erregen. Wie er sich nach einiger Zeit bemüßigt sah, eine eigene Schutzschrift zur Ablehnung dieser Beschuldigungen zu verfassen, werden wir bald finden.

War in der so eben erörterten Schrift, neben dem Kerne des deutschen Volkes, auch auf den jungen Kaiser Karl gerechnet, so setzte Hutten um dieselbe Zeit gleichsam eine eigene Instruction für ihn über den Punkt, um den es vor allem zu thun war, auf, in der Kurzen Anzeig, wie allwegen sich die Päpst gegen den deutschen Kaisern gehalten haben[1]). Bedenkt man, daß Karl nicht selbst Deutsch lesen konnte, daß auf dem Titel der Schrift steht: K. Majestät fürzubringen, und daß Franz von Sickingen damals häufig am Hofe war, bei Karl viel galt und sich Einfluß auf denselben zutraute[2]), so könnte man sich Sickingen als denjenigen denken, der nach Anleitung des von seinem Freunde aufgesetzten Geschichtsabrisses bei guter Gelegenheit den jungen Herrscher instruiren sollte.

Glücklich ist, sagt die Vorrede, wer durch fremden, nicht unglücklich auch, wer durch eigenen Schaden klug wird; wer aber durch keines von beiden sich witzigen läßt, dem ist nicht zu helfen und geschieht im Grunde auch sein Recht. Was er vom Papste für Liebes und Gutes, für Treu und Glauben zu erwarten habe, davon hat Kaiser Karl theils an sich selbst schon die Erfahrung gemacht, theils wird ihm hier aus den Geschichten seiner Vorgänger in Erinnerung gebracht, wie es denen mit den Päpsten ergangen ist. Als Ergebniß stellt sich heraus, „daß keinem deutschen Kaiser von Päpsten, es wäre denn zu ihrem eigenen Nutzen geschehen, Gleiches (Billiges) je widerfahren ist", sondern sie von denselben immer nur betrogen, verrathen, mit Undank belohnt, oder sonst mißhandelt worden sind.

Der geschichtliche Abriß geht von Otto I. bis auf Maxi-

1) Herr Vlrichs von Hutten anzöig Wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Bäpst gegen den teütschen Kaysßeren gehalten haben, vff dz kürtzst vß Chronicken vnd Historien gezogen, K. maiestät fürzubringen. Ich habs gewagt. Schriften V, S. 363—384.

2) Hutten an Luther, Ebernburg, 9. Dec. Schriften I, S. 436.



milian und Karl herunter. Der Kampf des „werthen Helden Heinrich's IV., deßgleichen in deutschen Landen nie geboren", mit Gregor VII.; „des auserwählten Degens Friderich's I., der nach Heinrich IV. für den allerstreitbarsten deutschen Kaiser, so je gelebt, zu achten", mit Alexander III.; Friderich's II., „der sich sein Leben lang mit den Päpsten hat müssen beißen", mit drei Päpsten nacheinander; Heinrich's VII. räthselhaftes Ende, bilden Hauptpunkte dieses Geschichtsspiegels. Als ein abschreckendes Beispiel erscheint auch hier, wie immer bei Hutten, Karl IV., „der sich ganz weibisch finden lassen", indem er sich vom Papst aus Rom und Italien weisen ließ, auch sonst unehrenhafte Bündnisse mit demselben einging. Friedrich den III., Karl's V. Urgroßvater, muß Hutten schonen: so leitet er seinen Unwillen auf den Papst ab, mit dem jener es zu thun hatte, „den alleruntreuesten unter allen Päpsten, die je gelebt, Pius den Andern". Er habe die Beschwerung der deutschen Nation auf ihre jetzige Höhe getrieben, die Annaten, Preise der Pallien u. dgl. gesteigert, auch die Appellation von dem Papst an ein Concilium verboten. Von Maximilian wird der Ausspruch angeführt, zu dem ihn kurz vor seinem Ableben eine Treulosigkeit Leo's X. veranlaßte: „Nun ist dieser Papst auch zu einem Böswicht an mir worden. Nun mag ich sagen, daß mir kein Papst, so lang ich gelebt, je Treu oder Glauben gehalten hat; hoff, ob Gott will, dieß soll der letzte sein." Des ihn auch Gott gewährt, setzt Hutten hinzu, denn Gott hat bald darnach über ihn geboten.

Daß der gegenwärtige Papst auch auf den gegenwärtigen Kaiser Karl sein Absehen habe, erhelle daraus, daß er einen Legaten über den andern zu ihm schicke, ihn auch mit Bischöfen und Cardinälen, die im päpstlichen Interesse stehen, so ganz behänge, daß er nicht wisse wo aus und ein. Da gelte es, aufzumerken, denn Karl dürfe nicht glauben, daß die Päpste ihm mehr, als anderen Kaisern vor ihm, Glauben halten werden. Bereits habe er, auf die Beschwerden der deutschen Fürsten hin, sich eine Reformation vorgenommen: von solchem guten Vorhaben suchen der Papst und die Seinigen ihn abzubringen; gelänge das, so lachten sie in die Faust. Darum müsse man den Kaiser unterweisen, daß er sich nicht durch des Papstes gute Worte bewegen lasse, die Männer, die zu solchem heilsamen Werke rathen, zu verfolgen. Denn eben

darin bestehe das Glück, das er vor frühern Herrschern voraus habe, daß jetzt Leute vorhanden, die aus Grund der Schrift dieser Sachen berichtet seien und den Kaiser darüber berichten können; der sie daher billig nicht verhindern lassen, sondern fördern und unterstützen sollte.

Wenn Karl damals, wie Hutten an Luther schrieb[1]), Franzen die Zusage gab, er werde Hutten nicht unterdrücken lassen, noch ungehört verdammen, so könnte dieß das Ergebniß ähnlicher Vorstellungen gewesen sein.

Neben den neuen, ursprünglich deutschen Schriften, von denen bisher die Rede gewesen, arbeitete nun aber Hutten zugleich an der Uebersetzung derjenigen von seinen lateinischen, welche in den von ihm begonnenen Kampf gegen Rom einschlugen. Zuerst übersetzte er (vielleicht mit Hülfe Bucer's, der wenigstens später ihm dergleichen Dienste leistete), sein Klagschreiben an die Deutschen aller Stände[2]); wobei er in einer Nachschrift sein Vorhaben ankündigte und dessen Gründe darlegte. Er habe in Erfahrung gebracht, sagt er hier, daß Etliche seine Schriften bei den Unverständigen übel auslegen, und anders als sie an ihnen selbst verstanden werden wollen, verdeutschen. Um sich nun bei jedermann alles Verdachts zu entledigen, und auch dem gemeinen Mann erkennbar zu machen, wie billig oder unbillig er gehandelt, und ob er dem Papst und seinen Romanisten Ursach gegeben habe, ihn zu verfolgen, habe er sich vorgenommen, alle seine in Latein geschriebenen Bücher, in denen, wie er jetzt erst sehe, dem Papste von ihm nicht zu Gefallen gelebt sei, in die deutsche Sprache, so gut er immer könne und es sich schicken wolle, zu übersetzen. Denn er trage ganz keinen Abscheu, begehre vielmehr von Herzen, daß jedermann Wissen habe, welches die Braut sei, darum man ihm zu tanzen zugemuthet. Auch zweifle er nicht, wenn diese

---

1) In dem zuletzt, S. 353 angeführten Brief.

2) Ein Clagschrift des Hochberümten vnd Eernuesten herrn Vlrichs von Hutten gekröneten Poeten vnd Orator an alle stend Deütscher nation, wie vnformlicher weise vnd gantz geschwind, vnersucht oder erfordert einiges rechtens, Er mit eignem tyrannischen gewalt von den Romanisten an leib, eer vnd gut beschwert vnd benötiget werde. Ein grosses ding ist die wahrheit, vnd starck über alle. 3 Esdrä 4. Schriften I, S. 405—419. In Betreff Bucer's vgl. seinen Brief vom April 1521 in Hutteni Opp. Suppl. II, S. 806.

seine Schriften nächstens ins Deutsche kommen, werde man finden, daß er anders nicht denn ehrbarlich, ehrlich und als ein Frommer von Adel, nicht ungebührlich, geschrieben habe. Das habe er, seiner Nothdurft nach, zuvor anzeigen und verkünden wollen.

Wie dieses Unternehmen Hutten's einem Zeitbedürfniß entgegenkam, und welche Sympathien er sich in dem bessern Theile des deutschen Volkes bereits gewonnen hatte, sehen wir daraus, daß ungefähr um dieselbe Zeit ein „unbekannter Liebhaber der göttlichen Wahrheit und des Vaterlandes“ sich daran machte, die sämmtlichen Klagschreiben Hutten's in das Deutsche zu übersetzen und mit einem Vorworte voll warmer Zustimmung zu begleiten. „Wohlauf“, ruft der Unbekannte allen Deutschen zu, „es ist Zeit, daß wir unsre jetzo langher verlorene Freiheit wiederum zu erlangen suchen. Hier (in Hutten) habt ihr den rechten Anreizer, der uns, ob Gott will, die großen Häupter, als Kaiser, Fürsten und den Adel, zu Hülf in dieser Sache erwecken soll. Dazu und zu andrem seinem löblichen Führnehmen geb ihm Glück und Heil der allmächtig Gott, welchem zu Ehren, wie uns allen zu Nutz und Gut, er dieses ohne Zweifel fürgenommen hat. Um gemeinen Nutzens willen, fährt er fort, hab' ich etliche seiner Schriften, wie mir die zu Händen kommen, aus dem Latein in's Deutsche transferirt, so viel als die Zier lateinischer Sprach (die in etlichem nicht zu verdeutschen ist) hat leiden mögen. Gott geb' euch allen viel Heiles und ein beständig fest Gemüth, christliche Wahrheit und Freiheit des Vaterlandes zu verfechten. Hieneben lasset euch den frommen Hutten befohlen sein. Trotz Romanist[1])!“

Hutten seinerseits ließ der Uebersetzung des angezeigten und noch eines andern seiner Klagschreiben[2]) eine Uebertragung jener Gespräche folgen, die er im vergangenen Frühjahr lateinisch herausgegeben hatte. Es sind die beiden Fieber, der Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit und die Anschauenden[3]): die For-

---

1) Hutten's Schriften I, S. 371.

2) Die verteutscht clag Vlrichs von Hutten an Hertzog Fridrichen zu Sachsen, des heil. Ro. Reichs Ertzmarschalck und Churfürsten zc. Schriften I, S. 383—399.

3) Gespräch büchlin herr Vlrichs von Hutten. Feber das Erst. Feber

tung vermissen wir in der Uebersetzung, ohne Zweifel weil ihr Inhalt mehr persönlicher Art, mit Reformatorischem nur beiläufig durchflochten war, während Hutten hier nur das schwere Geschütz gegen Rom noch einmal auffahren wollte. Diese Absicht zeigt schon die merkwürdige Verzierung des Titelblattes. Die Worte des Titels stehen in einem Viereck, das von vier bildlichen Darstellungen umgeben ist. Oben (rechts dem Beschauer) über Wolken der König David mit seiner Harfe, der auf einer Tafel die Worte des 94. Psalms V. 2 (lateinisch): Erhebe dich, der du richtest den Erdkreis, zahle Vergeltung den Stolzen! dem bärtigen Gott Vater (links) vorhält, welcher auch schon zürnend abwärts blickt und den Pfeil erhebt, um ihn auf die Erde hinabzuschleudern. Auf beiden Seiten des Titels sind zwei Standbilder: links Luther in der Mönchskutte, ein Buch in der Hand, mit der Unterschrift aus Proverb. 8, v. 7: Veritatem meditabitur guttur meum; rechts Hutten im Harnisch und mit dem Degen umgürtet, unter ihm sein Wahlspruch: Perrumpendum est tandem, perrumpendum est. (Diese beiden Standbilder stehen noch einmal am Ende des Buchs mit deutschen Reimen als Unterschriften; bei Luther: Wahrheit die red ich, Kauf des Neid an mich. Gott geb mir den Lohn, Hab ichs falsch gethon. Bei Hutten der schöne Vers: Um Wahrheit ich ficht, Niemand mich abricht; Es brech oder gang, Gotts Geist mich bezwang.) Das lustigste Bild aber ist das unter den Titelworten. Da rennt links ein heller Haufe Gewappneter, Reiter und Fußgänger, mit vorgestreckten Spießen auf eine ebenso dichte Schaar von Pfaffen aller Art ein, die sich (rechts), der Papst mit der dreifachen Krone im Vordergrund, hinter ihm ein Cardinal, Bischof, Abt, Kappen und Kutten jeder Form, gar jämmerlich gebärden. Ueber dem Bilde die Worte aus Psalm 26, 5: Odivi ecclesiam malignantium.

Wie schon früher die Uebersetzung des ersten Fiebers, so widmete Hutten jetzt auch die sämmtlicher vier Gespräche „dem edeln, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenvesten Franz von Sickingen, Kaiserlicher Majestät Rath, Diener und Hauptmann,

---

das Ander. Wadiscus oder die Römische dreyfaltigkeit. Die Anschawenden. Schriften IV, S. 101 ff.

seinem besondern vertrauten und tröstlichen guten Freunde". Wir kommen auf diese Zueignung später zurück, von deren Inhalte wir hier nur das ausheben, was die Uebersetzung betrifft, von welcher Hutten sagt, daß er sie „nächst verschiener Tagen (vor Neujahr 1521) in der Gerechtigkeit Herbergen eilends und ohne größern Fleiß" gefertigt habe. Was Hutten von dem ersten, Fieber gesagt hatte, daß es „im Latein viel lieblicher und künstlicher denn im Deutschen laute", trifft freilich auch bei den übrigen Gesprächen zu, und hatte theils in der Sache, theils in der Person des Uebersetzers seinen Grund. Jenes, weil ein Werk, in einer ausgebildeten Sprache verfaßt und in deren Geiste gedacht, durch Uebertragung in eine ungebildete, wie die deutsche Sprache damals noch war, nothwendig verlieren muß; dieses, weil Hutten im Deutschschreiben ein Anfänger war (und seines frühen Todes wegen blieb), dem insbesondere die gewaltige Förderung, welche aus Luther's Schriften, vor allem aus seiner Bibelübersetzung, für die deutsche Sprache in der nächsten Zeit erwachsen sollte damals noch nicht zu Gute kommen konnte. Die Uebersetzung ist sehr getreu, und wenn es an Härten nicht fehlt, doch im Ganzen recht lesbar. Ja, von einem der Gespräche möchten wir sagen, daß es sich im Deutschen besser ausnimmt als im Lateinischen. Das ist der Vadiscus mit seinen Dreiheiten. Dergleichen Verkröpfungen passen trefflich zum damaligen deutschen Styl, während sie den lateinischen entstellen.

Ganz ohne kleine Veränderungen auch des Inhaltes sind die Gespräche gleichwohl nicht geblieben. Die rasch fortschreitende Zeit schien solche zu erheischen. So war im lateinischen Vadiscus unter den Ursachen, welche bisher die Deutschen nicht haben weise werden lassen, literarum imperitia angeführt. Davon ist „Unbekanntniß der Schrift" im verdeutschten Gespräche keineswegs die bloße Uebersetzung; sondern die lutherische Betrachtungsweise tritt hier an die Stelle der humanistischen. Im lateinischen Grundtexte des zweiten Fiebers war tadelnd bemerkt, daß manche Pfaffen ihre Zuhälterinnen heirathen. Gerade dieß hatte nun aber mittlerweile (für den Fall, daß beide einander mit Beständigkeit lieb haben) Luther den Geistlichen gerathen, wie es denn in Kurzem auch Praxis zu werden und dem Lutherthum zum

Vorwurfe zu gereichen anfing: daher ließ Hutten in der Uebersetzung diese Stelle weg[1]).

Ungleich wichtiger jedoch als solche kleine Aenderungen im Texte, sind die Zusätze, welche Hutten in der Gestalt von gereimten Vor- und Nachworten der Uebersetzung seiner Gespräche beigab. Im Lateinischen hatte nur die Trias Romana einen Epilog in Distichen, der den Inhalt des Gesprächs kurz zusammenfaßte. In der Uebersetzung haben alle vier Gespräche jedes sein Vor- und Nachwort, wovon jedoch das Vorwort des ersten wie das Nachwort des letzten vielmehr Vor- und Nachwort zum ganzen Buche sind[2]). Davon gehört gleich das erstere zum Ergreifendsten, was Hutten geschrieben hat.

Die Wahrheit ist von neuem gborn,
Und hat der Btrug sein Schein verlorn.
Des sag Gott jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lugen mehr.
Ja, sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Des soll man billig gnießen lon,
Die dazu haben Arbeit gthon . . .
Ach, fromme Teutschen, halt ein Rath,
Da 's nun so weit gegangen hat,
Daß nit geh wieder hinter sich.
Mit Treuen hab's gefordert ich,
Und bgehr des weiter keinen Gnieß,
Dann, wo mir gschäh deshalb verdrieß,
Daß man mit Hilf mich nit verlaß;
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,

1) Die Stellen s. in Hutten's Schriften IV, S. 220. 127.

2) Schriften I, S. 450—452.

Wills Gott, so mags nit werden gwendt,
Darum will brauchen Füß und Händ.
Ich habs gewagt.

Dann die Beschlußrede:

Ich hab euch's gsagt, ihr habts gehört:
Wir seind gewesen lang bethört,
Bis daß uns doch hat Gott bedacht,
Und wiederum zu Sinnen bracht.

Er, Hutten, wisse selbst nicht, wie er in das Spiel gekommen; Eines nur wolle er, bei der letzten Noth und so wahr ihm Gott helfen möge, betheuern, daß ihn kein Lohn noch Nutz bewege: nur die Schalkheit verdrieße ihn, damit die Welt betrogen und mancher jämmerlich verführt werde. So könnte es ihm ja auch gleich gelten, ob dieser oder jener regiere, und ob der Papst wirklich von Gott zum Herrn der Welt eingesetzt sei, oder nicht.

Allein ich alles hab gethan
Dem Vaterland zu Nutz und Gut;
Die Wahrheit mich bewegen thut,
Da kann ich nimmer lassen von.
Hab ich des nie empfangen Lohn,
Ja mehr zu Schaden kommen bin,
Dann Fahr und Noth ist mein Gewinn.
Das steht nunmehr in Gottes Hand,
Dem alle Herzen seind bekannt.

Diese seine uneigennützige Absicht sei auch von niemanden widersprochen, als von solchen, die sich mit Lügen abgeben, wie ein gewisser frecher Pfaffe und Curtisan, der hinter seinem Rücken viel böser Stücke gegen ihn ausgesagt habe; was er, Hutten, ihm aber noch einmal einzutränken hoffe. Uebrigens sei er bereit, jedem, der ihm ins Gesicht etwas Böses nachsagen zu können glaube, Rede zu stehen, damit die Wahrheit an den Tag komme.

Die Wahrheit muß herfür, zu Gut
Dem Vaterland, das ist mein Muth.
Kein ander Ursach ist noch Grund,
Drum ich hab aufgethan den Mund
Und mich gesetzt in Armuths Noth:
Das weiß von mir der ewig Gott.
Der helf mir bei der Wahrheit Sach.

Laß gehen aus sein göttlich Rach,
Damit der Bös nit triumphir,
Und daß auch werd vergolten mir,
Ob ich vielleicht ohn Fug und Glimpf,
Hätt gfangen an ein solchen Schimpf.
Der niemand größern Schaden bringt,
Dann mir, als noch die Sach gelingt,
Dahin mich Gott und Wahrheit bringt.
Ich habs gewagt.

Wie sich in diesen Schlußreimen Hutten gegen Verläumdungen verwahrt, und sich erbietet, über seine Handlungsweise jedem Rede zu stehen, so that er dasselbe noch ausführlicher in einer eigenen Schrift. Durch seine Klag und Vermahnung an die deutsche Nation besonders hatte er die Klerisei wider sich aufgeregt, die ihn dafür als Feind aller Geistlichkeit, was damals so viel hieß wie aller Religion und Staatsordnung, zu verschreien suchte. Obwohl nun Hutten jenen „zornigen Spruch", richtig verstanden, „so bös nicht" finden, auch nicht glauben konnte, sich damit geirrt zu haben, so hielt er doch für gerathen, sich zu einer „Entschuldigung" herbeizulassen[1]). Daß er nicht aller Geistlichen Feind sei, dafür war es ihm leicht, sich auf verschiedene Stellen jenes Gedichtes selbst zu berufen, wo geklagt wird, daß fromme und gelehrte Geistliche hintangesetzt und mit keinen oder geringen Pfründen bedacht werden. Die ganze Bewegung, an der Hutten mitwirke, sei vielmehr zum Besten der wahrhaft Geistlichen angefangen, die ja in erster Linie von den römischen Höflingen und ihrem Anhange zu leiden haben. Wogegen seine Schrift gerichtet sei, liege am Tage: und es wird bei dieser Gelegenheit gegen Papst und Klerisei alles dasjenige noch einmal gesagt, was, so lange die Uebelstände fortdauerten, nicht oft genug gesagt werden konnte.

Aber, werde man fragen, warum denn gerade er sich dieser Dinge mehr als andere Leute unterwinde? „Wahr ist, sagt er darauf, daß ich hierin nicht mehr denn andere, ja auch weniger denn mancher, zu sorgen hab: allein daß mich Gott mit dem Ge-

1) Enndtschüldigung Vlrichs von Hutten Wyder etlicher vnwarhafftiges außgeben von ym, als solt er wider alle geystlichkeit vnd priesterschafft seyn, mit erklärung etlicher seiner geschrifften. Schriften II, S. 130—149.

müth (ich förcht) beschwert hat, daß mir gemeiner Schmerz weher thut und tiefer denn vielleicht andern zu Herzen geht." Er habe lange Zeit gewartet, ob nicht ein Geschickterer sich der Sache annehmen wolle. Weil er aber gesehen, daß niemand herfür gewollt, dabei der Curtisanen Regiment sich immer mehr erhebe und ausbreite, Wahrheit aber und Freiheit immer mehr unterdrückt werde, wage er es im Namen Gottes, und hoffe, daß fromme Menschen ihm wenigstens Glück und Heil dazu wünschen werden. Zu verlieren habe er in diesem Handel nichts als Leib und Gut, welche beide er, selbst wenn sein Gut mit eines jeden Reichthum zu vergleichen wäre, geringer achte, als daß er um ihretwillen ein solch ehrbars und billigs Fürnehmen unterlassen sollte. Aber die Ehre wolle er, mit Gottes Hülfe, unversehrt mit sich in die Grube bringen; sie solle sich dieser Sache halber, so hoffe er, mehren, nicht mindern. Selbst wenn er in diesem Fürsehen untergehen sollte, getröste er sich doch der christlichen Absicht, die er dabei gehabt, so wie des guten Samens, den er ausgestreut, und den, wie er das Vertrauen habe, keine List noch Beschädigung aller Curtisanen je mehr ganz werde zertreten oder auswurzeln können. Auch hoffe er so gelebt zu haben, daß durch ihn noch keinem Frommen Schaden und Beschwerniß widerfahren sei, sondern er habe sich sein Leben und junge Zeit sauer werden lassen, in Armuth, Noth und Fahr nach Ehren und guten Künsten gestanden, und seinem Leib derhalben wehe gethan. „Wie möchten denn, wo es mir übel ging, sich gute Leute meines Unglücks freuen? Vielmehr will ich mich guten Willens und Erbarmens vermuthen."

Eines Uebergriffs in das geistliche Amt wisse er sich nicht schuldig, da er nicht als Prediger, sondern als Patriot ermahnt habe; wo es von Nöthen gewesen, seinem Schreiben einen Grund zu schöpfen, habe er in die heil. Schrift gegriffen; allein das stehe jedem Christen zu, und er hoffe, es „nicht mit ungewaschenen Händen" gethan zu haben; ob er aber dabei das Rechte getroffen oder nicht, das gebe er den Gelehrten und Unparteiischen zu beurtheilen anheim.

Noch weniger könne er sich eines Vergehens gegen die Obrigkeit, weil er ohne Geheiß derselben gehandelt, schuldig bekennen. Zu dem, was jedem befohlen ist, bedarf es keiner besondern Erlaubniß. „Einen getreuen, wackern Hund heißt sein Herr nimmer

bellen; sobald er aber einen Dieb ersieht, bewegt ihn natürliche Treue und Wohlmeinung gegen seinen Herrn, ihm zur Warnung denselben anzuzeigen." Uebrigens habe er vor allen den Kaiser aufgerufen, sich der Sache anzunehmen. Auch die Fürsten habe er ermahnt, ein Einsehen zu haben, und ihnen vorgestellt, „daß zu fürchten sei, wo die Oberkeiten nicht selbst diesen Dingen rathen, daß etwa ein gemeiner Hauf und das unsinnige Volk, nachdem der Curtisanen und ungeistlichen Geistlichen Ungebühr aufs Höchste gestiegen, sich erhebe, und alsdann mit Unvernunft in Haufen schlage". Wer so vor Aufruhr warne, ob der ein Aufruhrstifter sei? Wenn aber, bei längerm Zögern des Kaisers und der Fürsten, Hutten oder sonst jemand etwas Gewaltsames gegen die Curtisanen und ihren Anhang vornähme, so könnte dieß kein Landfriedensbruch heißen, da es nur Nothwehr gegen unleidliche Gewalt, gegen Leute wäre, die selbst als gemeine Friedbrecher und Feinde des Vaterlandes zu betrachten seien.

Nun heiße es aber, gegen geistliche Leute sei es Unrecht, Waffen und Wehr zu brauchen. Hier werden die ungeistlichen Priester auf einmal geistlich. Sonst gehen sie einher wie Krieger, schämen sich des Chorhemds und der Platten: sobald aber jemand etwas mit ihnen abzumachen hat, so sind sie geistliche Väter, rufen den character indelebilis des Priesterthums an, und nehmen die Schonung in Anspruch, welche man diesem Stande schuldig sei. Das könnte man sich gefallen lassen, wenn sie sich wirklich geistlich hielten; dann wäre die deutsche Nation unbeschwert, und es bedürfte des ganzen Streites nicht. Da sie aber so, wie man sieht, leben, so haben sie durch den Ueberfluß ihrer bösen Werke den geistlichen Charakter längst in sich ausgetilgt, den Anspruch auf Schonung längst verwirkt. Wenn ein Geistlicher vorsätzlich und beharrlich übel thut, darf man ihn wie einen andern strafen, darf Gewalt, Raub und Erpressung mit Gewalt abtreiben. Jedes Volk hat das Recht, für seine Freiheit gegen Tyrannei zu kriegen. Eine ärgere Tyrannei und Dienstbarkeit aber, als die Päpste uns auflegen, ist nie gewesen. Ueberdieß gebrauchen sie ja selbst das Schwert, folglich darf man es auch gegen sie gebrauchen. „Soll man, obschon billige Ursach wär, wider Papst und Bischof nicht kriegen: warum haben denn etlich hundert Jahr her die Päpst große Krieg gegen den römischen Kaisern,

denen sie doch, als Christus angezeigt, Petrus und Paulus geheißen haben, ernstlich unterworfen sein sollen, auch andern Christenfürsten, zum Theil durch Anhetzung andrer, geführt? ... Warum hat vor wenig Jahren der Bluthund Julius nahezu die ganze Christenheit in ein gemein Mörderei und Leutverderben vermischt und gekuppelt? ... Warum hat der allerheiligst Leo, auf daß er seinen Vetter zum Herzog machte, den rechtlich regierenden Fürsten von Urbin mit Gewalt und Schwertschlag vertrieben? .. Und daß ich auch mein selbst nicht vergesse, warum schicket dann derselbig zornig Leo von Rom heraus, und heißt mich ihm, auf daß er sein tyrannisch Schwert mit meinem unschuldigen Blut netzen, oder vielleicht noch ein Böseres beginnen möge, gefangen gen Rom schicken? Ist dieß die Freiheit, bei der wir sie halten und beschirmen sollen? Sind dieß die Gesalbten Gottes, an die niemand Hand anlegen soll?"

Daß er für den äußersten Fall zur Gewalt aufrufe, mißdeuten seine Feinde dahin, daß sie ihm Schuld geben, er bezwecke mit seinem Schreiben nichts, als leichtfertige Leute und ein los Gesind an sich zu hängen, um mittelst desselben nicht durch Vernunft, sondern durch ungestüme Gewalt, seinen Muthwillen auszuführen. Allein in erster Linie habe er sich ja zum Streit auf dem Grunde der heil. Schrift, zum Verhör vor dem Kaiser selbst, erboten. Wenn nun aber seine Widerwärtigen ihn, wie bisher, nicht zum Verhör kommen lassen, sondern tyrannisch unterdrücken wollen, dann gedenke er allerdings mit Gewalt sich zu wehren; das werde aber kein loser Haufe, sondern ehrbare, redliche und tapfere Leute sein.

Außer seinen Schriften schelten die Curtisanen und deren Anhänger auch sein Leben, und gehen dabei bis in seine Kindheit zurück. Hier ist es, wo sich Hutten gegen den Vorwurf, durch seine Flucht aus Fulda ein bereits abgelegtes Klostergelübde gebrochen zu haben, in der nachdrücklichen Weise vertheidigt, deren wir zu Anfang dieser Lebensbeschreibung gedenken mußten. Auch hier, wie in dem Nachwort zu den verdeutschten Gesprächen, wird unter denen, welche Hutten's Ruf angreifen, vor allen „ein großer Romanist" hervorgehoben, der ihn hinter seinem Rücken einen Bösewicht und Verräther genannt habe, welcher nicht werth sei, wozu er sich erbiete, für das deutsche Vaterland in den Tod zu gehen,

vielmehr als ein grindig Schaf von der Gemeinde abgesondert, und von redlichen, frommen Leuten gemieden werden sollte. Da nun Hutten nicht wisse, wer derselbige Biedermann sei, so könne er auf sein Schelten weiter nichts thun, als ihn versichern, daß er ihm vor Gott Unrecht thue, und ihn auffordern, mit seiner Beschuldigung öffentlich hervorzutreten. „Kann ich mich dann nicht verantworten, so weh mir, daß ich je einen Buchstaben schrieb, je ein Buch las, je zur Schulen ging, ja, daß ich je geboren ward: so mich also viel guter Künst nicht haben weisen, so viel heilsamer Geschrift, in denen ich (ohn Ruhm zu reden) mich geübt, nicht lehren, so viel Gelehrte, mit denen ich umgangen, so viel redlicher Leut, bei denen ich gewohnt, mit guten Unterweisungen und Beispielen nicht haben von solchen bösen Sitten abziehen und zur Ehrbarkeit reizen mögen."

Auch in die Form eines sangbaren Volksliedes hat um diese Zeit Hutten die hohe und doch elegische Stimmung, welche das Bewußtsein seines patriotischen Wagnisses ihm gab, gebracht. Im Jahr 1521 erschien „Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten"[1]):

Ich hab's gewagt mit Sinnen,
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu,
Darmit ich mein
Nit eim allein
Wenn man es wollt erkennen:
Dem Land zu gut,
Wiewol man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
Und reden was er will:
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären hulder vil;
Nun hab ichs gsagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen;
Wiewol noch ich
Nit weiter flich,
Vielleicht werd wieder kummen.

1) Ain new lied herr Vlrichs von Hutten. Am Schlusse: Getruckt ym

Er bitte nicht um Gnade, da er ohne Schuld sei; er habe sich zu Recht erboten, aber man habe ihn nicht zu Gehör kommen lassen; er tröste sich mit dem Bewußtsein seiner guten Absicht und unverletzten Ehre; dagegen möge man auf der andern Seite bedenken, daß oft große Flamme von einem kleinen Fünklein gekommen sei, und daß die Umstände ihm vielleicht noch Gelegenheit geben werden, sich zu rächen; er wenigstens setze alles daran, daß es entweder gehen oder brechen möge.

Will nun ihr selbs nit rathen
Dies fromme Nation,
Ihrs Schadens sich ergatten,
Als ich vermahnet hon:
So ist mir leid;
Hiemit ich scheid,
Will mengen baß die Karten;
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt,
Und will des Ends erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Curtisanen List:
Ein Herz läßt sich nit kränken,
Das rechter Meinung ist.
Ich weiß, noch viel
Wölln auch in's Spiel,
Und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth,
Laßt Hutten nit verderben!

Als eine Art von Wiederhall, von Antwort aus dem Chore des Volks auf diese Ansprache des ritterlichen Heldenspielers kann man zwei Lieder betrachten, deren eines nach der Weise eines Reiterliedes auf Franz von Sickingen, das andere nach der eines Marienlieds zu singen war. Sang man von dem Ritter der Ebernburg:

Franz Sickinger das edel Blut
Das hat gar vil der Landsknecht gut u. s. f.,

---

jar XXI. Schriften II, S. 92—94. Die beiden folgenden Lieder (von Conz Leffel) ebendas., S. 94—98.

so hieß es nun von dem Steckelberger, freilich etwas weniger poetisch:

Ulrich von Hutten das edel Blut
Macht so kostliche Bücher gut;

er wird als Beschützer der evangelischen Lehre, als Vorfechter des Wortes Gottes gefeiert, und am Schlusse so angeredet:

Ulrich von Hutten, biß wolgemut,
Ich bitt, daß Gott dich halt in Hut
Jetzt und zu allen Zeiten;
Gott bhüt all christlich Lehrer gut,
Wo sie gehn oder reiten.
Ja reiten.

Das andere Lied redet im Eingang den Ritter an:

Ach edler Hut aus Franken,
Nun sieh dich weislich für,
Gott solt du loben und danken,
Der wird noch helfen dir
Die Grechtigkeit vorfechten:
Du solt beistahn dem Rechten,
Mit andern Rittern und Knechten,
Mit frommen Kriegsleuten gut
Beschirmen das Christen Blut.

Er möge sich nur nicht bethören, nicht von dem Worte Gottes abwendig machen lassen. Doch, beruhigt sich hernach der Dichter selbst,

Huttenus halt sich veste,
Das hab ich guten Bscheid;
Er wolt gern thun das Beste
Der frommen Christenheit,
Thut sein Seel für uns setzen,
Acht nit wer ihn thu letzen . . . .
Gott geb ihm Glück und Sick,
Daß er all Sach wol schick.

Von diesem Wiederklang, den seine Worte und Bestrebungen in der Nähe und Ferne fanden, blieb Hutten nicht ohne Nachricht. Zahlreiche Briefe, die ihn dessen versicherten, aus Deutschland und den Nachbarländern, liefen bei ihm ein. Aus Böhmen

schickten die Hussiten ihm wie Luthern die Schriften ihres Meisters zu. Das alles vermehrte nur die fieberhafte Ungeduld, die ihn während seiner unfreiwilligen Muße auf der Ebernburg verzehrte. Das Schreiben genügte ihm nicht; er hätte gar zu gerne mit dem Schwerte dreingeschlagen. Lebenslänglich standen in Hutten der Schriftsteller und der Ritter im Wettstreite: der erstere mochte thun und leisten was er wollte, so war der letztere unzufrieden, daß ihm die Gelegenheit, auch etwas zu leisten, so ganz entgehen sollte. Es war eine Täuschung; denn was hätte der Ritter Hutten thun können, das demjenigen, was er als Schriftsteller wirkte, zu vergleichen gewesen wäre? Die Täuschung war für Hutten's Leben verhängnißvoll; aber seiner Schriftstellerei kam sie zu Gute: der ganze Ueberschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften, und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlich heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht.

„Mich quälen", schrieb er um jene Zeit an Capito, „diese immer neuen und immer wieder getäuschten Erwartungen von den Freunden. Hätte ich doch gleich von Anfang an gewagt, mir selbst zu rathen und auf eigene Faust zu handeln. Denn diese andern Rathgeber wollen mir je länger je weniger gefallen." An Luther aber schrieb er: „Gewiß, du würdest Mitleid mit mir haben, wenn du sehen solltest, wie ich hier zu kämpfen habe: so wenig kann man sich auf die Menschen verlassen. Während ich neue Bundesgenossen anwerbe, fallen die alten ab. Ein jeder hat eine Menge von Bedenken und Vorwänden. Vor allem ist es der Aberglaube, der die Menschen schreckt, die eingesogene Meinung, dem Papste, und wäre es auch der ungerechteste und schlechteste, zu widerstreben, sei ein unsühnbares Verbrechen. Doch thue ich was ich kann, und weiche nimmer dem Mißgeschick." Nur Franzens Gesinnung fand Hutten probehaltig; doch dieser gerade war es, der ihn abhielt, einen Gewaltstreich zu thun, indem er, wie Hutten an Erasmus schrieb, erst einen Versuch mit dem jungen Kaiser machen wollte, in der Hoffnung, dieser werde entweder die Sache der Reform selbst in die Hand nehmen, oder derselben doch nichts in den Weg legen; eine Hoffnung, welche freilich durch ultramontanen Einfluß schon so gut wie vereitelt war, weßwegen Hutten eine gewaltsame Schilderhebung zuletzt doch für unvermeidlich

ansah[1]). Gar zu gerne hätte schon damals wie noch später Hutten den beiden päpstlichen Nuntien, die sich nach Karl's Krönung in Köln befanden, um den Kaiser und die Fürsten gegen Luther zu stimmen, die Wege verlegt und sie abgefangen: allein wozu sollte ein solches Ritterstückchen helfen? Es konnte einen Poeten wie Eoban, selbst Luther damals noch in manchen Stimmungen, ergetzen[2]): aber Sickingen hatte Recht, es dem Freunde auszureden.

Hutten selbst sah bei kälterm Blute ein, daß, um einen bleibenden Erfolg herbeizuführen, er sich bedeutenderer Kräfte versichern müsse. Daher lag es ihm so sehr an, die Gesinnung des Kurfürsten von Sachsen zu erforschen und ihn wo möglich zu gewinnen. Da ihn Spalatin auf verschiedene Anfragen in dieser Richtung ohne Antwort gelassen hatte, so wendete er sich jetzt an Luther. Es würde keine verlorene Mühe sein, schrieb er ihm am 9. December, wenn er ausführlich auf die Ebernburg berichten möchte, was in seiner Umgebung vorgehe, was von jedem zu hoffen, welches Wagniß jedem zuzutrauen sei. Vor allem wünsche Hutten zu wissen, in wie weit man auf den Kurfürsten rechnen dürfe. Luther möge selbst auch seinen Einfluß aufbieten. Er glaube nicht, wie wichtig es für ihre Sache wäre, wenn der Kurfürst entweder selbst ihnen bewaffneten Beistand leisten oder doch zu einer schönen That durch die Finger sehen möchte: d. h. ihnen gestatten, innerhalb seines Gebiets Aufenthalte zu suchen, wenn es die Umstände erheischen sollten. Sobald er darüber Gewißheit habe, sei sein Entschluß, einmal in Wittenberg einen Besuch zu machen. Denn länger könne er sich nicht mehr halten; er müsse einen Mann, den er seiner Tugend wegen so sehr liebe, einmal sehen. Zugleich schickte Hutten, wie schon oben erwähnt, seine neuesten Schriften an Luther, und zwar in berichtigten Exemplaren, weil er vermuthete, dieser werde sie dort neu auflegen lassen; was auch mit einigen geschah.

---

1) Das Bisherige in den Briefen Hutten's an Capito vom Sommer 1520, an Luther und Erasmus vom 9. Dec. und 13. Nov. desselben Jahrs. Schriften I, S. 365—367. 423 ff. 435 ff.

2) Luther an Spalatin, 13. Nov. 1520. In Hutten's Schriften I, S. 426.

In demselben Briefe beklagt sich Hutten darüber, daß ihm Luther's neuere Sachen noch nicht zugekommen, und wundert sich, daß dieser sie ihm nicht zusende, da doch Leute, die sie an Franz von Sickingen mitnehmen könnten, dort so leicht zu finden sein müßten. Auch am 16. Januar des folgenden Jahres klagt Hutten Spalatin, daß in so bewegter Zeit Luther es nicht der Mühe werth finde, an ihn zu schreiben[1]). Ganz zwar unterblieb dieß nicht; doch geschah es weder so oft, noch so rückhaltlos, als es Hutten wünschen mochte, der seinerseits Luthern mit liebenswürdigster Offenheit und begeisterter Hingebung entgegenkam. Der Grund von Luther's Zurückhaltung offenbart sich, da uns seine Briefe an Hutten verloren sind, in einer Aeußerung desselben gegen Spalatin, dem er eben jenen Hutten'schen Brief vom 9. December mittheilte. „Was Hutten begehrt, siehst du. Ich möchte nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde: in diesem Sinne habe ich an den Mann geschrieben. Durch das Wort ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden: so wird sie auch durch das Wort wiederhergestellt werden; und auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so wird er ohne Gewalt zermalmt werden durch das Wort[2])." Beide Männer waren in den Mitteln zu dem gemeinsamen Zwecke nicht einig: was Luther als etwas betrachtete, das man im äußersten Falle geschehen lassen müsse, wenn es nicht zu vermeiden sei, das brannte Hutten vor Ungeduld jetzt schon selbst herbeizuführen. Wenn es durch die Wuth der Römlinge zum Bruche komme, schrieb Luther bald nachher an Spalatin (und das werde dann ein dem böhmischen ähnlicher Aufruhr mit blutigen Ausbrüchen gegen die Geistlichen werden), so sei er außer Schuld: denn sein Rath sei gewesen, daß der deutsche Adel nicht mit dem Schwerte, sondern durch Beschlüsse und Verordnungen, jenen Menschen Schranken setze. Allein es scheine, diese werden sich durch gelinde Mittel nicht weisen lassen, sondern in hartnäckigem Wüthen das Verderben selbst über sich herbeiführen.

---

1) Schriften II, S. 4.
2) 16. Jan. 1521. In Hutten's Schriften II, S. 5 f.

In seiner Art ließ es übrigens Luther, auch neben seinen Schriften, an der kräftigsten Demonstration nicht fehlen. Am 10. December 1520 warf er vor dem Elsterthore zu Wittenberg die Bannbulle gegen ihn, sammt den päpstlichen Rechtsbüchern, in das Feuer; eine That, die, in ihrer symbolischen Bedeutung von unendlicher Tragweite, für ihn das Verbrennen seiner Schiffe war, wodurch er sich jede Umkehr unmöglich machte.

Sechstes Kapitel.

Franz von Sickingen Hutten's Schüler und der Held seiner neuen Dialoge.

1520—1521.

Je weniger Aussicht auf Unterstützung seiner Plane Hutten, des Kaisers zu geschweigen, selbst von Seiten desjenigen Fürsten hatte, welcher der Sache der Reformation am günstigsten zu sein schien, desto mehr suchte er sich seines Gastfreundes Franz von Sickingen, dessen Macht und Bedeutung um jene Zeit der eines Fürsten kaum nachstand, zu versichern. Es fehlte nicht an solchen, welche diesen, theils aus verwandtschaftlichem, theils aus Parteiinteresse, von Hutten und der Reformation abzuziehen suchten. Sein übrigens trefflicher Schwager, Philipp von Flersheim, damals Domsänger, in der Folge Bischof von Speier, dessen Kronik eine Hauptquelle für Sickingen's Geschichte ist, wie sein Gegenschwäher, der Ritter Dietrich von Handschuchsheim, an dessen Umstimmung er in der Folge ein eigenes Sendschreiben wendete, waren ohne Zweifel auch mit unter den Verwandten und Freunden, von denen Hutten schreibt, daß sie in Franz gedrungen, sich von einer so gefährlichen Sache loszusagen. Man suchte ihm von Luther's Meinungen und Planen eine abschreckende Vorstellung beizubringen, und führte dabei wohl auch Stellen aus dessen Schriften an, die in denselben gar nicht zu finden waren.

Franz hatte bis daher von Luther nur weniges obenhin gelesen: jetzt benutzte Hutten die winterliche Muße auf der Ebernburg, den Freund tiefer in die Schriften des Reformators einzu-

führen. Einige Proben, die er ihm vorlas und mündlich erläuterte, mußten ihn erst begierig machen; bald fing die Sache ihm einzuleuchten an, und bei weiterem Lesen kam es zur Ueberzeugung. Er übersah die Grundlagen, ermaß den Aufbau der Lutherischen Lehre, und Wie? rief er aus, das wagt jemand erschüttern zu wollen, oder wenn er's wagt, hofft er's zu können? In Kurzem ließ er keine Mahlzeit vorübergehen, nach der ihm nicht Hutten etwas von Luther oder auch von sich selbst vorlesen mußte; woran sich Gespräche knüpften, in denen Hutten die Fassungskraft seines Freundes, sein Talent, das Aufgefaßte beredt wiederzugeben und selbstständig weiter auszuführen, bewundern lernte. Jetzt war Sickingen gegen die Versuche, ihn wankend zu machen, gestählt: auf die schon oben erwähnte Warnung seiner Verwandten vor der Betheiligung an einer so zweifelhaften Sache war jetzt seine Antwort, die Sache sei keineswegs zweifelhaft, denn es sei die Sache Christi und der Wahrheit; überdieß fromme es dem deutschen Gemeinwesen, daß Luther's und Hutten's Mahnungen Gehör finden und der Glaube geschirmt werde[1]).

Stehen wir einen Augenblick vor diesem Bilde still: es ist eines der schönsten in der Geschichte unseres Volkes. Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter, in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. Der eine Flüchtling, der andere sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der jüngere, ist der Lehrer, der ältere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet.

Aus dieser Blüthezeit des Verhältnisses beider Männer ist die schöne Zueignung an Sickingen, welche Hutten der deutschen Uebersetzung seiner Gespräche vorangestellt hat[2]), und deren nähere Betrachtung wir ebendeßwegen bis an diese Stelle verschoben haben. Ohne Ursache, sagt Hutten in dieser Widmung, sei das Sprichwort: In Nöthen erkennt man den Freund, nicht aufgekommen. Denn niemand dürfe sagen, daß er mit einem Freunde verwahrt sei, er habe ihn denn in seinen nothdürftigen anlie-

---

1) Alles dieß nach dem oben angeführten Briefe Hutten's an Luther vom 9. Dec. 1520.

2) Schriften I, S. 447—449.

genden Sachen dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig zu achten, dem nie von Nöthen gewesen, einen Freund diesergestalt zu probiren, mögen doch auch die sich der Gnade Gottes berühmen, die in ihren Nöthen beständige und hart haltende Freunde erfunden haben. „Unter welchen", fährt Hutten fort, „ich mich dann nit wenig bei Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn als ich auf das Aeußerste an Leib, Ehre und Gut von meinen Feinden genöthigt war, so ungestüm, daß ich kaum Freunde anzurufen Zeit gehabt, bist du mir, nit (als oft geschieht) mit tröstlichen Worten, sondern hülftragender That, begegnet, ja, mag ich (als das Sprichwort ist) sagen, vom Himmel herab zugefallen." So wenig darum die Freundschaft im Glücke, wenn sie auch mehr eine lustige Gesellschaft, als wahre Freundschaft genannt werden sollte, zu verwerfen sei, so finde doch zwischen beiden der Unterschied statt, wie zwischen Speisen, die nur süß und wohlschmeckend, und solchen, die zugleich gesund und heilsam seien. So habe er, Hutten, in einer Zeit, da er nicht lustigen Geschmacks, sondern heilsamer Arznei, nicht fröhlichen Beiwesens, sondern gewärtiger Hülfe bedurft habe, — da habe ich, fährt er fort „(ich acht, aus göttlichem Zuschicken und Versehung) dich gefunden, der nicht geachtet, was ein jeder von meiner Sache rede, sondern, wie die an ihr selbst gestaltet sei, beherziget. Hast dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt verschlossen gewest, alsbald deine Häuser (die ich aus der und andern Ursachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag) aufgethan, und also die angefochtene und verjagte Wahrheit in den Schoos deiner Hülf empfangen, und in den Armen deiner Beschirmung ganz kecklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich in meinem Fürsatz, den auch du ehrbar und redlich nennest, nicht wenig gestärkt, alle Gelehrten und Kunstliebenden deutscher Nation (denen nicht weniger als mir selbst an dieser Sachen gelegen) sich in Frohlocken erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter von der freudenreichen Sonnen erquicket worden. Dagegen die boshaftigen Curtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemeint, und derhalb beinahe einen

Triumph von mir geführt hatten, da sie gesehen, daß ich mich (wie im Sprichwort ist), an eine feste, unerschütterte Wand gelehnet hab, ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwas niedergelassen, sich fast eingethan und kleinen Lauts worden."

Für solche Wohlthat dem Freunde genugsamen Dank zu sagen, fehle es Hutten nicht an Gemüth und Willen, sondern am Glück und Vermögen. Werde ihm aber je eine bessere Zeit erscheinen, und sich, wie er zu Gott hoffe, Aenderung des Glücks begeben, so wolle er ihm, allem seinem Vermögen nach, dermaßen wieder dienen, daß Franz spüren solle, er habe wenigstens keinen Fleiß gespart, ihm Dankbarkeit zu erzeigen. Bis dahin wolle er mit demjenigen, was ihm kein Frevel noch Gewalt, kein Trotz noch Uebermacht, kein Armuth noch Elend benehmen möge, nämlich mit seinen Sinnen und Verstand, dem Freunde treulich und fleißig zu Diensten sein, ihm auch jetzt schon, wie einst Virgil den zwei wohlverdienten Jünglingen (Nisus und Euryalus, Aen. IX, 446 f.) zugesagt haben:

„Wo etwas mein Geschrifft vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag."

Uebrigens auch ohne das besondre Verdienst, das er sich um ihn erworben, hätte doch Franz durch seine ritterlichen ehrlichen Thaten an sich schon verdient, daß Hutten und alle, deren Vermögen es sei, gegenwärtige oder vergangene Dinge durch Behelf der Schrift zur Erkenntniß zukünftiger Zeit zu bringen, seinen Namen aus dunklem Vergeß in das Licht der ewigen Gedächtniß setzten. „Denn ohne Schmeichelei und Liebkosen zu reden, bist du es, der zu dieser Zeit, da jedermann bedäucht, deutscher Adel habe etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, dich dermaßen erzeugt und bewiesen hast, daß man sehen mag, deutsch Blut sei noch nicht versiegt, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserem Haupt, Kaiser Karlen, deiner tugendhaftigen unerschrockenen Muthsamkeit Erkenntniß eingebe, damit er dich, deiner Geschicklichkeit nach, in hohen trefflichen seinen Händeln, das römisch Reich, oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath wie mit der That brauche; denn alsdann würde die Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr, einen

solchen Muth sollt man nicht ruhen, noch inner Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen."

Doch Hutten's Absicht sei nicht, in dieser Vorrede Franzens Lob zu beschreiben, sondern nur, seinem Herzen einmal Luft zu machen, das gesteckt voller guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit für die unvergeltlichen Wohlthaten sei, die der Freund ihm erwiesen habe und noch täglich je mehr und mehr häufe: daher schenke er ihm zum Neujahr die auf der Ebernburg gefertigten Uebersetzungen seiner Gespräche. Hierauf der herrliche Schluß, der in seiner thatlustigen Mannhaftigkeit aus dem Innersten von Hutten's Wesen kam: „Und wünsch dir damit, nicht als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche, sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu Gut dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest. Dazu wöll dir Gott Glück, Heil und Wohlfahren verleihen."

Doch während Hutten seine ältern Dialoge ins Deutsche übersetzte, arbeitete er zugleich neue lateinische aus[1]). Ist die Zueignung jener Uebersetzung vom 1., so ist die der lateinischen Gespräche vom 13. Januar 1521. Sind die deutschen seinem Beschützer, Schüler und ritterlichen Ideale, Franz von Sickingen, zugeeignet, so tritt dieser in den lateinischen als dramatische Person mitredend und mithandelnd auf. Und zwar immer in der höchsten Stellung, als Vertreter des Rechten und Wahren, der Freiheit wie der Mäßigung. Das Beste, was Hutten weiß, hat er seinem Franz in den Mund gelegt, wie Plato seinem Sokrates. Zugeeignet sind die neuen Dialoge einem fürstlichen Nachbar der Ebernburg, dem Pfalzgrafen Johann von Simmern, dem Vater des nachmaligen Kurfürsten Friedrich III., und Stammvater jener hochstrebenden simmernschen Linie pfälzischer Kurfürsten, welche die Reformation in ihrer vorgeschrittensten Gestalt, als Calvinismus, ergriffen; während der Stammvater Johann, ein tüchtiger, gebildeter und im Reiche geachteter Fürst († 1557), noch bei

1) Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla, vel Bullicida. Monitor primus. Monitor secundus. Praedones. Schriften IV, S. 309—406. In meiner Uebersetzung der Hutten'schen Gespräche S. 221—389. Die Zueignung, Schriften II, S. 4.

dem alten Kirchenwesen verblieb. Freimuth sei es, was er vom Schriftsteller verlange, hatte Pfalzgraf Johann im Gespräche mit Hutten einmal geäußert und zugleich den Wunsch ausgesprochen, wenn dieser wieder etwas Freimüthiges schriebe, es alsbald mitgetheilt zu erhalten. So schickt ihm denn Hutten diese neuen Dialoge als einem solchen zu, der sie sowohl mit Einsicht zu lesen, als auch zu schützen wissen werde. Freimuth werde der Pfalzgraf in denselben nicht vermissen, wenn vielleicht auch Feile und Vollendung. Der Verfasser habe sie auf dieser Warte, die sich längst der Freiheit geöffnet, eilig ausgearbeitet, über das Thema, das ihm in dieser Zeit fast einzig zur Behandlung übrig sei, und mit dem Vorhaben, den Wahnsinn der Feinde jetzt auf jede mögliche Art zu reizen. So weit sei er entfernt, sie zu fürchten, deren Unternehmungen, sie mögen beginnen was sie wollen, unmöglich Dauer haben können. Daher spreche er auch denen Muth ein, welche es erschreckt habe, wie sie kürzlich den Kaiser von so vielen Cardinälen und Protonotarien umgeben nach Deutschland haben kommen sehen. Darin liege kein Grund, für die gute Sache zu fürchten, sondern nur, den jungen Fürsten zu bedauern, der sich in seiner hohen Stellung von jenen Scheusalen mißleiten lasse.

Voran steht unter den vier neuen Dialogen derjenige, von welchem Hutten in dem Decemberbriefe des vorigen Jahres an Luther geschrieben hatte, er arbeite jetzt an einem Gespräch: Die Bulle, zwar eilig, doch solle es nichts Unfeines werden, denke er, und Luther werde es, sobald es erschienen sei, erhalten. Die Bulle, oder der Bullentödter, gehört zu dem dramatisch Lebendigsten, was Hutten geschrieben hat. Die päpstliche Bulle und die deutsche Freiheit schimpfen und balgen sich gleich Anfangs so natürlich herum, daß man (wie oben beim Fieber) statt bloßer Personificationen wirkliche Personen zu sehen glaubt. Von der erstern wiederholt mißhandelt, ruft die andere: „Zu Hülfe, ihr deutschen Mitbürger! Beschützet die unterdrückte Freiheit! Wagt es keiner, mir beizustehen? Ist kein wahrhaft Freier da? Keiner, der nach Tugend strebt, Recht und Billigkeit liebt, den Trug haßt, den Frevel verabscheut? Mit Einem Worte: ist kein ächter Deutscher da?" Das ist das Stichwort für Hutten's Auftreten, der sich schon neben dem Titelbilde des Büchleins als den Ver-

fechter der deutschen Freiheit bezeichnet hatte. „Dieser Ruf“ sagt er (gleichsam noch in der Coulisse), „von wem er immer kommen mag, geht mich an. Ich will schauen, was es draußen gibt. Wahrhaftig, um die Freiheit handelt es sich, so viel ich sehe. Da muß ich eilig hinaus. Was gibt es hier? wer ist da? wer ruft?“ — „Die Freiheit“, antwortet diese, „die Freiheit wird unterdrückt, Hutten. Ich selbst bin es, ich rufe. Diese dort ist es, die mich unterdrückt, des zehnten Leo Bulle.“ Jetzt bekommt es die Bulle mit dem heißblütigen Ritter zu thun. Zu ihrem nicht geringen Schrecken nennt er sich den Bullentödter, der, wenn auch kein Lutheraner, doch gegen die Bullen und gegen Rom überhaupt noch feindseliger als selbst Luther gestimmt sei. Er wirft sich ihrem Vordringen in den Weg, und versieht sich zu seinem löblichen Werke des Beistandes aller guten Deutschen, vor allen Franzens von Sickingen, der längst der Freiheit Tempel und Altar gebaut habe. Die Bulle verhöhnt er als eine leere Blase (bulla), die leicht zu zerstören sei. — Mit nichten sei sie leer, erwiedert jene, vielmehr voll von Frömmigkeit, Gewalt, Herrschaft, Ehre und Göttlichkeit. — Ja, versetzt Hutten, von Aberglauben, Geiz, Hochmuth und eitler Ehre sei sie voll und aufgeblasen, aber leer an wahrer Rechtschaffenheit. — Sie komme aus dem weltherrschenden Rom, rühmt sich die Bulle: — wo, fährt die deutsche Freiheit fort, Maulesel theurer als Pferde, die Männer keine Männer, die Menschen Götter, Götter aber keine vorhanden seien; wo das Böse gut, das Gute böse heiße, wo man durch Schlechtigkeit sich wohl verdient mache, die Menschen dem Gelde dienen, die Treue verbannt, die Frömmigkeit vertilgt, alle Redlichkeit ausgerottet sei. — Und er im Gegentheil, erwiedert Hutten, komme von der Ebernburg, der Herberge der Gerechtigkeit, wo Pferde und Waffen im Werthe, Faulheit und Feigheit in Verachtung stehen, wo die Männer rechte Männer seien, Gut und Bös jedes für das genommen werde, was es sei, Gottesfurcht und Menschenliebe, Rechtschaffenheit und Treue herrschen, während Habsucht, Ehrgeiz und andere Laster verbannt seien.

Der Bulle hat Eck den Weg gewiesen, sich aber jetzt in eigenen Geschäften abseits gethan; ein dummer, ungebildeter Mensch, wie Hutten ihn nennt, doch zu diesem Geschäfte voll=

kommen geeignet, weil er schlecht ist und hitzig, und stets bei der Hand, wenn es etwas Böses zu unternehmen gilt. Was die Bulle gegen Luther sagt, ginge ihr bei Hutten allenfalls noch hin; aber daß sie die deutsche Freiheit als ihre Sklavin zu behandeln Miene macht, trägt ihr Schläge von ihm ein. Nun ruft sie alle frommen Deutschen, die Schaaren der Mönche, die gottesfürchtigen Weiblein, die Curtisanen zum Beistand auf, verheißt demjenigen, der den Hutten erwürgen würde, Pfründen und Ablaß nach Herzenslust: der gräulichste Verbrecher könne hier Vergebung aller vergangenen und künftigen Sünden verdienen; die Sachsen, wenn sie die gute That vollbringen, dürfen künftig an Fasttagen Butter und Eier essen und sich des Tags zweimal in Bier betrinken, die Polen immerfort stehlen u. dgl. m. Wirklich kommen sofort der Bulle die Curtisanen, dem Ritter und der deutschen Freiheit aber Franz von Sickingen mit den Seinigen zu Hülfe, vor denen die erstern die Flucht ergreifen. Auch Kaiser Karl und die Fürsten stellen sich ein, an welche nun Hutten und Sickingen Reden halten, in denen sie dieselben zur Abwerfung des römischen Joches auffordern. Was die Freiheit vorhergesagt hatte, Hutten brauche sich an der Bulle nicht zu vergreifen, sie werde bald von selber platzen, geschieht endlich: sie platzt, und als ihr Inhalt kommen (nebst mephitischem Gestanke, gegen welchen die ärztlichen Freunde, Stromer u. s. w., Verwahrungsmittel an die Hand geben) Ablaß, Aberglaube, Ehrgeiz, Habsucht, Heuchelei, Hinterlist, Meineid, Wollust u. s. f., kurz ein solcher Haufe von Gräueln und Lastern zum Vorschein, daß sie nothwendig davon bersten mußte. Um frei zu werden, räth sofort Hutten den Deutschen, alle Curtisanen, die so eifrig für diese Bulle gestritten haben, von Grund aus zu vertilgen; der geplatzten Bulle aber setzt er die Grabschrift:

Schauet die Bulle liegt hier, die verwegne, des Tuscischen Leo;
Was sie Andern gewollt, gab sie sich selber: den Tod.

Die beiden mittlern Gespräche der neuen Sammlung, der erste und zweite Warner betitelt, haben beide nur zwei Unterredner, indem sich in dem ersten Luther, im zweiten Franz von Sickingen mit einem warnenden Bekannten unterhalten. Beide sind insofern Gegenstücke, als sich der erste Warner von Luther nicht, wohl aber der zweite von Sickingen umstimmen, d. h. für

die Sache der Reformation gewinnen läßt. Beide Gespräche sind minder drastisch, als das vorangehende und das nachfolgende; enthalten vielmehr in ruhiger Rede und Gegenrede eine Auseinandersetzung der Punkte, welche in jenen Tagen die Gemüther immer mehr zu trennen anfingen.

Im ersten von beiden tritt ein Mann, der bisher Luther's Freund und Anhänger gewesen, wie sich im Verlauf ergibt, ein höherer Geistlicher, den Reformator an, um ihm zu erklären, daß und warum er mit manchen andern sich von ihm loszusagen entschlossen sei. Neben der Furcht vor dem päpstlichen Banne nämlich sei es der Ueberdruß an Luther's Lehre, die ihnen anfänglich zugesagt habe, was ihn und andere dazu bewege. Unmöglich könne es ihnen gefallen, was sich mehr und mehr als seine Absicht herausstelle, daß er die Kirche von ihrem gegenwärtigen Glanze zu der Armseligkeit und dem Schmutz ihrer Anfänge zurückführen wolle. — Im Gegentheil, erwiedert Luther, suche er die Kirche von dem Schmutze der Menschensatzungen und der Verweltlichung zu reinigen und ihrem ursprünglichen Glanze zurückzugeben, indem er Christi Gebote, die göttliche Wahrheit, zur alleinigen Richtschnur des Lebens mache. — Aber der Wahrheit, meint der Warner, müsse doch der Papst, als Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi, näher stehen als Luther, der sich ängstlich an das Schriftwort anklammere, während jener mit Christo so Eins sei, daß er festsetzen könne, was er wolle. — Hier greift Luther erst die vorgebliche Uebergabe der Schlüsselgewalt an Petrus, dann die Nachfolge des Papstes in derselben durch die beiden Sätze an, daß, erstlich, Christus die Schlüsselgewalt nicht dem Petrus allein, sondern allen Aposteln, übertragen habe; und zweitens, wenn auch, so beweise dieß nichts für den Papst. Dem Petrus, überhaupt den Aposteln nachfolgen, heiße ihr Leben nachahmen; das sei aber nicht ein Leben in Reichthum und Herrschaft, sondern der Predigt und Dienstleistung gewesen; ihre Nachfolge mithin sei eine Last, eine Arbeit, die einer auf sich nehme, nicht eine Ehre, oder ein Vorrecht, dessen er zu genießen hätte. In jenem einzig wahren Sinne aber sei die Nachfolge Petri und der Apostel nicht an Rom gebunden, sondern allenthalben, wo apostolische Tugend geübt werde, vorhanden; im Gegentheil niemand weiter von derselben entfernt

als ein Bischof, welcher, wie der römische, in Prunk und Purpur herrlich und in Freuden lebe, von Bewaffneten umgeben sei, Kriege führe und Länder sich zu unterwerfen trachte. — Hier macht der Mahner den Unterschied zwischen der anfänglichen unvollkommenen und der jetzigen triumphirenden Kirche geltend, in welcher alles glänzend und herrlich sein müsse. Allein Luther hält ihm entgegen, daß die christliche Kirche ihren wesentlichen Grundzügen nach zu allen Zeiten nur Eine sein könne: wenn Unrechtleiden den Aposteln als Sieg gegolten habe, so sei daraus abzunehmen, was in ihrem Sinne Triumphiren heiße. Die Pflicht eines christlichen Bischofs sei zu allen Zeiten, seine Heerde zu weiden, durch Lehre, Beispiel, Gebet und Vorsorge. Aber Leo X. (von dessen Privatleben er aus Schonung schweigen wolle) predige gar nicht, und statt Seelen zu erretten, habe er deren schon viele, theils durch seine Kriege, theils durch die Täuschungen des Ablaßhandels, verderbt. Eine so schmutzige Krämerei, ein so schändlicher Betrug als dieser sollte dem Warner doch die Augen öffnen; was an den Bullen sei, darüber könnte ihn schon der Name belehren; das ganze päpstliche Recht, als eine Sammlung von herrsch- und habsüchtigen Menschensatzungen, sollte von allen christlichen Fürsten und Völkern verbrannt und abgeschafft werden.

Dergleichen gefährliche Reden will der Warner nicht länger anhören; er bleibt dabei, daß auf Seiten des Papstes und der Mehrheit die größere Sicherheit sei; die äußere Pracht seines Stellvertreters und seiner Diener findet er für Christum ehrenvoll; daß Luther von den Schenkungen an die Kirche abmahne und die Geistlichkeit arm machen wolle, hat seinen Beifall gar nicht. Dabei findet er auf päpstlicher Seite die Forderungen an den Menschen erträglicher und minder abweichend vom gewöhnlichen Leben. Man dürfe es sich wohler sein lassen; schwerere Gebote erleichtere der Oberhirte, oder lasse sie wohl auch ganz nach; gelüste einen, etwas Schlechtes zu thun, so mache der milde Vater, daß es erlaubt sei: was von Luther, setzt der Warner hinzu, niemals zu erhalten sein würde. — Freilich nicht, erwiedert Luther, da er nicht geben könne, was er nicht habe und nicht geben möchte, selbst wenn er es könnte, weil er als rechtschaffener Mann es nicht geben dürfte: nämlich Erlaubniß zu sündigen. Hier stellt sich der Gegensatz beider Standpunkte recht

heraus. Der Warner beruhigt sich bei der päpstlichen Erlaubniß, Böses zu thun: wenn darin eine Schuld sei, so falle sie dem Papste, nicht ihm, zur Last; er verläßt sich darauf, daß beim jüngsten Gerichte der Papst für ihn einstehen, mit einem einzigen Worte alle Sünden der Gläubigen auslöschen werde. Nach Luther dagegen (so wie Hutten seine Lehre noch rationeller, als sie gemeint war, faßte) kann keiner auf fremde Verantwortung leben, darf nicht fremdem Urtheile, sondern nur dem eigenen Gewissen im Handeln folgen, da jeder für sich selbst einzustehen hat.

Innerlich scheint der Warner die Hohlheit seines Standpunktes und das Richtige in Luther's Aufstellungen wohl zu fühlen; aber äußere Rücksichten halten ihn fest. Die Schmälerung der geistlichen Pfründen, wie Luther sie beabsichtigt, würde auch ihn um seine Pferde und Dienerschaft bringen; wogegen er seine Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl bald mit dem Cardinalshute belohnt zu sehen hofft. So scheidet er von Luther mit der Versicherung fortdauernder persönlicher Freundschaft, aber mit Lossagung von seinen Meinungen; während dieser, nachdem er ihn vergebens auf bessere Wege zu bringen versucht hat, ihn aufrichtig bedauert und sich anschickt, statt dieser einen verlorenen Seele alsbald zwei oder drei andere für Christum zu gewinnen.

Das zweite Gespräch gleichen Titels scheint unmittelbar vor der Zueignung des ganzen Büchleins, zu Anfang des Jahres 1521, geschrieben zu sein, da es bereits auf den (wormser) Reichstag Bezug nimmt. Dieser wurde zwar erst am 28. Januar förmlich eröffnet; aber der Kaiser war schon im December in Worms, und nach und nach fanden sich die Fürsten ein. Auf die übeln Nachreden, welche in dieser Fürstenversammlung über ihn ergehen, wird nun Franz von Sickingen durch einen jener besorgten Freunde aufmerksam gemacht, von denen Hutten zu Ende des vorigen Jahres an Luther geschrieben hatte, wie sie alles versuchen, Franz von der Sache der Reformation abwendig zu machen. Es heiße dort, er sei ein Anhänger Luther's und enthalte den Hutten bei sich, einen Menschen, der einst noch Ursache von großem Unheil werden werde; überdieß habe er sich vorgenommen, die Pfaffen und Bischöfe zur Ordnung zu bringen, ohne Scheu vor Leo's Bulle und den Verboten so vieler frühern Päpste. — Das sei wahr,

erwiedert Sickingen, aber kein Grund, übel von ihm zu reden. Der schmutzigen Pfaffenherrschaft Widerstand zu leisten, sei jetzt jedes Biedermannes Pflicht; Luthern günstig zu sein, der das Evangelium predige, kein Verbrechen; Hutten aber sei für seine Schriften, so viel man wisse, bis jetzt weder angeklagt noch verurtheilt. Auf die Bemerkung des Warners, daß Luther und seine Anhänger als Neuerer gelten, entgegnet Franz, daß sie vielmehr das entstellte Alte wiederherzustellen trachten, und darin gewiß im Sinne Christi handeln. So sollen sie es Christo zu bessern überlassen, meint der andere, oder (da ihm Franz alsbald einwirft, daß sich Gott der Menschen als Werkzeuge zu bedienen pflege) doch den Priestern: ihn und Hutten, als Laien, gehen geistliche Sachen nichts an. Allein, gesetzt selbst, entgegnet Franz, zu solcher Theilung des Christenvolks in Priester und Laien wären jene berechtigt gewesen, so sei doch klar, daß die Pfaffen nicht geneigt sein werden, ihre eigenen Fehler, die Luther ihnen gezeigt, zu verbessern; daher berufe Gott Laien zur Abhülfe, und er insbesondere finde sich vom Geiste getrieben, die Beschirmung Luther's und der christlichen Freiheit auf sich zu nehmen. Als der Warner seine Besorgniß vor den Gefahren äußert, denen sich Sickingen durch ein solches Unterfangen aussetze, erwiedert dieser, er habe nur die eine Furcht, Christi Gnade zu verlieren, wenn er nichts thue. Mehr und mehr gehe ihm der traurige Zustand der Kirche zu Herzen und die immer steigenden Uebelthaten der Priesterschaft. Und nun entrollt er in langer Rede das bekannte Gemälde der verschiedenen Mißbräuche, welche vollständig herzuzählen keine Sprache hinreiche, und in Bezug auf welche die Nachwelt den Geschichtschreibern dieser Zeit den Glauben versagen werde. Bereits ist der Warner daran, umgestimmt zu werden: doch hält er Franz noch die gemeine Rede entgegen, daß keiner je ein glückliches Ende genommen habe, der dem Priesterstand entgegen gewesen sei.

Doch, erwiedert Franz — und hier eröffnet sich uns ein merkwürdiger Blick in Hutten's und wohl auch Sickingen's Entwürfe: — der Böhme Ziska. „Hat er nicht den Ruhm hinter sich gelassen, sein Vaterland von der Zwingherrschaft befreit, aus ganz Böhmen die nichtswürdigen Menschen, die faulen Pfaffen und unnützen Mönche, vertrieben, ihre Güter theils den Erben

derer, die sie gestiftet, theils dem allgemeinen Besten zurückgestellt, den römischen Eingriffen und den Räubereien der Päpste das Land verschlossen, den elenden Untergang des heiligen Mannes Huß muthvoll gerächt, und in alle dem keine Beute gesucht, sich selbst nicht bereichert zu haben? Und dennoch hat er, ohne eine Unterbrechung seines Glückslaufes, geliebt und vermißt von seinen Landsleuten, die er noch kurz vor seinem Tode mit heilsamen Ermahnungen versehen, sein Leben beschlossen." Als Verbrechen, meint Sickingen, seien Ziska's Thaten nur von seinen Feinden, oder von solchen verschrien, welche die Geschichte nicht kennen; was er gethan, sei recht und für Böhmen nützlich gewesen. — Du scheinst mir, bemerkt der Warner darauf, nicht übel Lust zu haben, Ziska's That, wenn es anginge, auch hier nachzuahmen? — Er sei nicht ohne Lust dazu, bekennt Franz, vorausgesetzt, daß die Priesterschaft auch ferner auf Ermahnungen nichts geben werde: in diesem Falle müsse man Gewalt gegen sie gebrauchen.

Bereits durch Franz überzeugt, erinnert der Warner ihn nur noch an die entgegengesetzte Gesinnung des Kaisers, welcher die Anhänger Luther's bedroht und versprochen habe, das Ansehen des römischen Stuhls mit Daransetzung seiner ganzen Macht aufrecht erhalten zu wollen; dem Kaiser aber sei er doch Gehorsam schuldig. — Allein diese Rücksicht, entgegnet Franz mit hohem Freimuthe, werde ihn am allerwenigsten von seinem Vorhaben zurückhalten. Als seine Pflicht erkenne er, dem Kaiser zu rathen und für ihn zu thun, nicht, was diesem für den Augenblick gefällig, sondern was ihm für die Dauer nützlich sei. So lange als möglich werde er daher dabei beharren, das nicht zu thun, wozu fremde Einflüsterung den Kaiser jetzt beredet habe, wovon er aber die verderblichsten Folgen sicher voraussehe. Es gebe Fälle, wo Ungehorsam der beste Gehorsam sei. Gesetzt, Karl zürnte ihm deßhalb, so getröste er sich dessen, daß derselbe es ihm später danken werde, wenn einmal die Zeit die Anschläge derer werde ans Licht gebracht haben, durch welche Karl jetzt zu seinem Unheil sich leiten lasse. In diesem Sinne gedenke er, sogar gegen des Kaisers Willen, so lange für dessen Bestes zu sorgen, bis er sich gewaltsam entfernt sehen werde. Sicher würden auch andere demselben in gleichem Sinne rathen, wenn sie nicht durch päpstliches Geld bestochen wären. Karl hätte jetzt so viel Anderes,

Nothwendigeres zu thun, als den Pfaffen ein Ohr zu leihen: z. B. Abstellung des Raubwesens, der kaufmännischen Monopole, Beschränkung der Sachwalter, Verminderung der Zahl der Geistlichen und der Mönche, falls die letzteren nicht besser gar abgeschafft würden, Luxusgesetze, Sperre der Geldausschleppung durch die Fugger und nach Rom. Wäre dieß gethan, dann möchte er sich um jene Dinge, die ihn eigentlich nichts angehen, bekümmern. Und auf des Warners Einwurf, daß es doch wohl nicht ganz unnütz sein dürfte, auf die aus Anlaß der reformatorischen Bewegung entstandenen Unruhen ein Auge zu haben, damit sie nicht gefährlich werden, gibt Franz die treffende Antwort: Es würden gar keine Unruhen entstanden sein, wenn Karl sich nicht in den Handel gemischt hätte. Er hätte der Sache ihren Lauf lassen, und nicht durch sein Dazwischentreten den Parteieifer reizen sollen. Dann würde die durch Luther in Deutschland sich verbreitende Erkenntniß der evangelischen Lehre in Kurzem von selbst das deutsche Kirchenwesen umgestaltet, der Pfaffenherrschaft ein Ende gemacht, und das Ansehen des Kaisers gehoben haben, welcher nun in seltsamer Verblendung gegen sein eigenes Interesse dem des Papstes sich dienstbar mache.

Zunächst hat nun Franz im Sinne, Luther zu schützen. Wenn ihm daher der Kaiser etwas Gewaltsames gegen denselben zumuthen wird, so ist sein Vorsatz, sich erst möglichst zu sträuben, dann im Nothfalle offen den Gehorsam zu verweigern. Nächstens wird er den schlechten Rathgebern des Kaisers die Freundschaft aufsagen, zuvor jedoch diesen selbst ermahnen, sich nicht dem Papste zu unterwerfen. Deutschland braucht jetzt einen scharfen, kriegerischen, nicht einen trägen Pfaffenkaiser. Leo suchte erst Karl's Wahl zu hindern, dann schickte er seine Creaturen hinter ihn, die ihn jetzt ganz beherrschen. Alles hängt nun daran, daß der Kaiser zu besserer Einsicht komme, seine übelgesinnten Rathgeber entferne, die Freundschaft mit den Pfaffen abbreche, statt ihrer die tapfersten und bestgesinnten deutschen Männer an sich ziehe und mit diesen die Verbesserung der kirchlichen Zustände und die Befreiung Deutschlands durchführe. Ob er sich dazu Franzens bediene, oder eines andern, gilt jenem gleich, wenn er nur tüchtige Männer wählt.

Thut Karl dieß nicht, dann hat Franz im Sinne, etwas

auf seine eigene Hand zu wagen, mag es ausschlagen wie es will. Dazu hat er an Hutten einen eifrigen und heftigen Mahner, dessen Geist dem Unternehmen gewachsen, dem jeder Verzug unleidlich ist, und der alles in Bewegung setzt, um den Untergang jener verderblichen Menschen herbeizuführen. Unter Segenswünschen des umgestimmten Warners und dessen Danke für die Belehrung durch Sickingen schließt der Dialog.

Das vierte und letzte Gespräch der neuen Sammlung, die Räuber betitelt, war schon vor Jahresfrist angefangen, und sollte bereits mit den ältern Gesprächen erscheinen[1]). Vollendet kann es gleichwohl erst zu Anfang 1521 sein, da es, wie der zweite Warner, auf den wormser Reichstag Beziehung nimmt. Es bezeichnet einen Wendepunkt in der Entwicklung von Hutten's Ideen und Entwürfen, der sich schon seit einiger Zeit in ihm vorbereitete. Gegen die Städte und die Hauptquelle ihrer Blüthe, den Handel, hatte er, wie wir sattsam gesehen haben, den Widerwillen seines Standes mit der Muttermilch gesogen. Nun sahen sich aber in jener Zeit gleichermaßen Ritter und Städte immer mehr von der sich erhebenden Fürstenmacht bedrängt. Es war folglich Thorheit, wenn sie sich länger gegenseitig befehdeten, statt gegen den gemeinsamen Feind sich zu verbinden. Zugleich zeigte sich, nächst der Ritterschaft, nirgends mehr Empfänglichkeit für die Ideen der Reformation als in den freien Städten. Das erkannte Hutten, und von da an suchte er, mit Beiseitesetzung der persönlichen Abneigung, auf eine Verbindung zwischen Ritterschaft und Städten zur Durchführung einer politischen und religiösen Reform im Reiche hinzuwirken. Dieß ist, wenn auch nicht der ganze Inhalt, doch das Ziel dieses Gesprächs, das mit einer Rauferei zwischen einem Ritter und einem Städter sich eröffnet, und mit der gegenseitigen Handreichung beider zum Bunde zwischen ihren Ständen schließt.

In einem Gespräche über den gegenwärtigen Reichstag (dieß ist die Fabel, welche der Dialog voraussetzt) war von der Aeußerung des Kaisers die Rede gewesen, daß er dem Raubwesen in Deutschland ein Ende machen, den Landfrieden herstellen und mit

---

1) Cochläus an Pirckheimer, 8. Febr. 1520; in Hutten's Schriften I, S. 321.

Einem Schlage alle Freibeuter vernichten wolle. Davon hatte ein Kaufmann, ein Commis der Fugger, sich höchlich erbaut gezeigt, dabei Ausfälle auf die Ritter, als die Räuber Deutschlands, sich erlaubt und geäußert, er hoffe es zu erleben, daß der ganze Ritterstand vertilgt sei. Unglücklicherweise war Ulrich von Hutten zugegen, der bei solchen Reden gegen seinen Stand, noch dazu von einem Kaufmanne geführt, alsbald Feuer fing. Im Wortwechsel mit diesem, und von thätlicher Mißhandlung desselben kaum durch die Würde des Ortes, wo sie sich befinden, zurückgehalten, tritt nun Hutten auf die Scene. Der Kaufmann, auf die Unverletzlichkeit des Ortes und den Schutz der reichsstädtischen Obrigkeit vertrauend, nennt Hutten ein Räuberchen und wiederholt, der Ritterstand sei es, der Deutschland nicht zur Ruhe kommen lasse; ihm, und nur ihm, gehören die Wegelagerer an, welche die Reisenden behelligen; Hutten selbst aber finde er um so weniger Ursache von diesem Urtheil auszunehmen, je mehr sich derselbe von dem Geiste seines Standes beseelt zeige. Hutten, auch noch durch den Spott des Kaufmanns, als wagte er nicht, ihm wirklich etwas zu Leide zu thun, gereizt, ist eben im Begriffe, diese Meinung handgreiflich zu widerlegen; denn, redet er seinen Gegner an, „ich sage dir wahrhaftig, sicher und gewiß, wenn du nicht andere Saiten aufziehst und bescheidener wirst, so werde ich dir erstlich hier deine Backen zerdreschen und das ganze Gesicht; dann dir die Zähne reihenweis einschlagen mit meinen Fäusten; hierauf dir die Wampen walken, daß dir die Rippen krachen; bis du endlich erschöpft, halbtodt hier im Kothe liegen bleibst, und Pfeffer pfundweis und Safran lothweis von hinten fahren lässest“.

Ein glückliches Ungefähr führt jetzt Franz von Sickingen herbei, um den durch Leidenschaft überwältigten Freund von einer unwürdigen Handlung zurückzuhalten. Ihm berichtet Hutten die Veranlassung des Streites, insbesondere, daß der Kaufmann auch Sickingen's Thaten bloße Räubereien genannt habe. Mit großem Sinne über das Persönliche kurz hinweggehend, beruft sich Sickingen, den Begriffen seines Standes gemäß, darauf, daß er, wie Deutschland und die Nachbarländer wissen, wie es auch bereits in die Geschichtsbücher eingetragen sei, niemand beschädigt habe, ohne ihm vorher Fehde angekündigt zu haben. Diese Beschönigung der Räuberei will der Kaufmann nicht gelten lassen, da den

Rittern das Recht nicht zustehe, für sich, ohne Geheiß der Fürsten, Krieg anzukündigen. Aber Sickingen treibt ihn mittelst einer platonisirenden Dialektik, durch Entwicklung der Begriffe von Adel, Tugend, Tapferkeit, zu dem Eingeständniß, daß auch der bloße Ritter die Befugniß und den Beruf habe, das Recht im Nothfalle mit Waffengewalt zu schützen; wobei freilich theils der lose mittelalterliche Staatsverband, der ja eben damals einer geschlossenern Einheit weichen sollte, theils das vorausgesetzt ist, was in den wenigsten Fällen zutraf, daß es bei jenen ritterlichen Schilderhebungen wirklich um Beschützung des Rechtes zu thun sei.

Sofort aber auf das Stichwort des ganzen Streites eingehend, übernimmt es Sickingen, was Hutten gleich Anfangs dem Kaufmann entgegengerufen hatte, gründlich zu zeigen: daß nämlich weder alle Ritter Räuber, noch alle Räuber Ritter seien. Das erstere wird kurz abgemacht, indem theils Hutten von sich betheuert, nie jemanden das Seinige geraubt zu haben, theils Sickingen versichert, daß solche Ritter, die sich wirklich Straßenraub zu Schulden kommen lassen, von den übrigen der Standesehre verlustig geachtet werden. Das andere aber, daß nicht alle Räuber dem Ritterstande angehören, vielmehr in gewissen andern Ständen weit mehrere und verderblichere Räuber sich finden, ist das eigentliche Thema des Gesprächs. Dabei wird, wie wir sehen werden, das Wort Räuber in weiterem Sinne genommen; doch auch von den Räubern im eigentlichen Sinne, in Wald und Feld, gehören, nach Sickingen's Behauptung, die wenigsten dem Ritterstande an. Den Beweis macht er sich ziemlich leicht; er fragt nämlich den Kaufmann, ob er selbst jemals von einem Ritter beraubt worden sei? und dieser muß gestehen, daß dieß nie der Fall gewesen, sondern er sich immer nur davor gefürchtet habe, weil es allgemein heiße, daß die Ritter das zu thun pflegen. So überrumpelt, bittet der verblüffte Kaufmann die Ritter um Verzeihung, und nun gibt Sickingen sich daran, sein Thema auszuführen, indem er vier Arten von Räubern in Deutschland unterscheidet. Hutten (der sich mit seiner Leidenschaftlichkeit in diesem Gespräche ganz besonders trefflich in Scene gesetzt hat) ruft voreilend: Ja, und die erste und verderblichste Art sind die Pfaffen! Aber Sickingen zieht vor, stufenweise von den kleinern und minder

schädlichen Arten zu den schlimmern aufzusteigen und mit der verderblichsten zu schließen.

1. Als die unbedeutendsten und erträglichsten Räuber stellt Franz, zu des Kaufmanns nicht geringem Befremden, die eigentlichen Wegelagerer dar. Es seien arme Teufel, die meistens die Noth treibe, die sich vor Schmach und schwerer Strafe zu fürchten haben, und vor denen man sich leicht hüten könne. Zwar meint der Kaufmann, ja, die Kleinen henke man, aber die Großen und Adelichen lasse man laufen: und Sickingen weiß ihm nur einige Fälle, wo doch auch edel geborene Räuber bestraft worden seien, entgegenzuhalten. Doch das Schlimmere ist, nach Sickingen's Dafürhalten, daß eben nur auf diese geringste und harmlose Art der Räuberei in Deutschland Strafe gesetzt ist, während die drei höhern Classen ganz offen rauben, und dabei unangefochten, ja in Ehren bleiben. Als die erste dieser höhern Räuberclassen, mithin als die zweite von unten hinauf, nennt Franz, zu noch größerer Ueberraschung des guten Commis,

2. Die Kaufleute. Für ganz unnütze, ja schädliche Waaren führen sie jährlich eine Unmasse Geldes aus Deutschland fort. Hier kommt Hutten auf sein altes Steckenpferd zu sitzen, die Polemik gegen Pfeffer, Ingwer, Safran, Seide, gegen Luxus und Verfeinerung überhaupt. Doch nicht alle Kaufleute (fährt Franz fort, denn er ist auch ferner der Redende) wirken so schädlich; am meisten jene reichsten, die, in Handelsgesellschaften vereinigt, Monopole ausüben „worunter", sagt er dem Commis ins Gesicht, „deine Herren, die Fugger, die nichtswürdigsten sind". Wenn hier Hutten seinen Franz sich auf das Urtheil aller rechtschaffenen Männer in Deutschland berufen läßt, ob man nicht die Fugger vor allen aus dem Lande jagen sollte, so ist dieß kaum eine Uebertreibung. Luther spricht von denselben nicht anders als Hutten, und in den Beschwerden auf den Reichstagen jener Jahre kehren die Klagen über ihr Treiben öfters wieder. Hatten die Fugger die Ungunst der Reformfreunde insbesondere auch durch ihre Anschließung an den römischen Hof, bei dessen geistlicher Krämerei sie als Zwischenhändler betheiligt waren, sich zugezogen, so benutzt Hutten diese Gelegenheit zugleich, um auf die Vorfahren Leo's X., als die italienischen Fugger, einen Streich zu führen. Und so sehr Anfangs versichert war, daß nur von einem Theile der Kaufleute

die Rede sein solle, so zeigt sich doch bald, daß das ganze Princip des Handelsstandes — das Trachten nach Geldgewinn als Zweck, Klugheit und List als Mittel, verfeinerter Lebensgenuß als Preis — der ritterlich-antiken Denkart Hutten's als etwas Unedles und Unsittliches erschien. Hier wagt zwar der bedrängte Kaufmann, um sich etwas Luft zu machen, einen Ausfall. Auch die Ritter haben ihre Fehler, bemerkt er, und nicht geringere als die Handelsleute. Gesetzt, diese seien gewinnsüchtig und unredlich, so seien die Standesfehler des Adels Unwissenheit und Hochmuth. Der feinern Schwelgerei der einen stehe das rohe Saufen der andern gegenüber. Da sich jedoch hiedurch die beiden Ritter nicht irre machen lassen, sondern dabei bleiben, daß, principiell betrachtet, ihr Stand, seiner Großmuth, Abhärtung und Einfachheit wegen, den Vorzug verdiene, so ist es nicht zu verwundern, daß der Kaufmann das Gespräch von diesem Punkte vorwärts zu bringen sucht, und so geht denn auf seine Veranlassung Franz zu seiner

3ten Räuberclasse, den Schreibern und Juristen, über. Hutten's Widerwille gegen diese ist uns so wenig als seine Abneigung gegen die Kaufleute neu, und hat zum Theil gleichfalls in Standeseifersucht seinen Grund. Daß die Juristen in Fürstenräthen und an Fürstenhöfen mehr und mehr den Adel zurückdrängten; daß sie manches Gut, das der Ritter als Eigen zu besitzen glaubte, als fürstliches Lehen in Anspruch nahmen; daß Kaiser Maximilian's bestechliche Schreiber reich geworden waren, während es seinen Heeren regelmäßig an Sold gefehlt hatte, wird unverzeihlich gefunden. Die gute Zeit der Großväter wird zurückgewünscht, als man bei uns von diesen Doctorlein noch nichts gewußt habe, und unverhohlen wird ausgesprochen, Deutschland sei besser daran gewesen, wie noch das Recht in den Waffen lag, als jetzt, da man es in den Büchern suche. Aber mit Grund wird auch über die Verdrehungen und Verschleppungen, das Buchstaben- und Formenwesen der Rechtsgelehrten geklagt und dabei abermals das Lob der Niedersachsen gesungen, die sich ohne sie zu helfen wissen. Franz hätte nichts dagegen, wenn an einem Tage alle Rechtsbücher verbrannt würden, und Ulrich möchte deren Ausleger in die platonische Republik oder des Thomas Morus Utopia schicken können. Doch

4. die oberste Classe unter denen, welche Deutschland be-

rauben, nehmen in Sickingen's Eintheilung, wie schon erwähnt, die Geistlichen ein, welche selbst wieder in drei Arten zerfallen: Weltgeistliche, Ordensgeistliche und die Angehörigen des römischen Hofs. Was kein Räuber anzutasten wagt, das rauben die Pfaffen, und was sie ehemals erbettelten, das nehmen sie jetzt mit Gewalt. Die besten Gegenden Deutschlands haben sie an sich gerissen; den Rhein nannte Kaiser Friedrich III. die Pfaffengasse; auch die Franken (o der Schande!) stehen ganz unter geistlichem Regiment. Die Pfaffen sind in ihrer Mehrzahl noch nichtswürdiger als die Kaufleute, weil sie Reichthum und Wohlleben, wornach sie doch einzig trachten, eigentlich verachten sollten. Sie leben ganz gegen die ursprüngliche Bestimmung ihres Standes. Von den höhern Geistlichen, die ihre Stellen in der Regel durch Geld erlangt haben, sind die meisten ungelehrt und ungeistlich, und denken nicht daran, ihre Heerden zu weiden. Thut einmal einer ihrer Untergebenen etwas für die Erbauung der Gemeinde, wie jetzt Luther und einzelne seiner Anhänger, so werden sie von jenen als Neuerer verfolgt. Kein deutscher Bischof ist jetzt ein Prediger; dagegen gibt es viele treffliche Jäger und Krieger, vor denen niemands Erbgüter sicher sind, auch ausgelernte Wollüstlinge unter ihnen. Hier wirft der Kaufmann ein, die Deutschen, insbesondere die Städte, wollten gern die Pfaffen mustern und zum Theil austreiben, aber der Adel widersetze sich, weil er Verwandte darunter habe. Das läßt jedoch Franz nicht gelten. Die Adelichen, die in den Klerus eintreten, werden dem Adelstande in der Regel untreu, und fallen niemanden beschwerlicher als ihren Anverwandten. Viel koste es diese schon, bis sie einen der Ihrigen in eine höhere geistliche Stelle bringen, und dann wolle ein solcher erst noch mit seinen Geschwistern erben. Auch habe der Adel von jeher mehr als andere Stände an die Kirche verschwendet und thue es noch, zum größten Schaden seiner Kinder. Die Fürsten seien es vielmehr, welche die Pfaffen schützen, weil sie für ihre nachgebornen Söhne oder Brüder auf Bischofsstühle Jagd machen, von welchen sie den niedern Adel nächstens ganz verdrängt haben werden. Sie seien es, die lieber ihre Eigenmacht vergrößert, als dem Allgemeinen geholfen wissen wollen.

Auf die zweite Unterart dieser obersten Räuberclasse, die Mönche, vornehmlich die Bettelmönche, den besondern Gegenstand von

Hutten's Haß, wie Franz bemerkt, kommt dieser aus Gelegenheit der Ohrenbeichte zu sprechen, welche, wie nicht minder die Predigt, sie meisterlich als Geldquelle auszubeuten verstehen. Und doch, fällt Hutten spottend ein, wolltest du den holzfüßigen Franziskanern ein neues Nest bauen, wenn ich es dir nicht ausgeredet hätte. Den Kaiser, meint Hutten, sollte Franz über den Ursprung der Bettelorden aufklären: daß sie nämlich zu keinem andern Zwecke gestiftet seien, als um den Päpsten gegen die Kaiser als Miliz zu dienen. Nachdem noch von ihrem Hasse gegen die Wissenschaft, die ihnen aber auch den Untergang bringen werde, die Rede gewesen, faßt Franz das Ergebniß in den Satz zusammen, Deutschland sei nicht zu helfen, wenn nicht die Geistlichen auf eine sehr geringe Zahl zurückgeführt, ihr Einkommen geschmälert, die Mönche aber ganz abgeschafft werden. Die Pracht an Gold und Silber sollte man aus den Kirchen entfernen, im Kriegsfall einschmelzen und Heere davon unterhalten.

Wie endlich die Rede auf den römischen Hof kommt, fordert Franz von Hutten, nun solle er seine römischen Erfahrungen zum Besten geben. Dieser spricht also zuerst von dem Papste selbst, seiner angemaßten Macht und ungeistlichem Leben; dann von seinen Dienern, den Curtisanen, deren er sich besonders zur Ausbeutung Deutschlands bediene, und die daher Hutten noch mehr haßt als selbst den Papst; von den Legaten, welche die thörichten Fürsten als Spione auf unsern Reichstagen dulden, gegen welche nun aber Hutten etwas auszuführen hofft, wenn Franz ihn nicht im Stiche läßt. Dieser sagt ihm seinen Beistand zu; aber hier zeigt sich denn auch, worin beide Männer noch nicht einig waren. Hutten wollte keine Zeit verlieren; Sickingen eine günstige Gelegenheit abwarten. Brächen sie zur Unzeit los, meint er, so könnten sie gerade den Feinden Deutschlands gewonnen Spiel machen. Das will auch Hutten nicht und bequemt sich daher zum Warten, wenn es nur nicht gar zu lange dauern soll. Das fürchtet Franz nicht, denn Deutschland sei durch Hutten und Luther aus dem Schlafe geweckt, fange an, den Trug zu merken, und werde das schändliche Leben jener unnützen Menschen nicht länger ertragen wollen.

„Wenn aber diese Zeit kommen wird", beschließt Hutten, „dann, glaube ich, müssen wir uns bemühen, die besten Städte

Deutschlands, mit Beiseitesetzung früherer Zerwürfnisse und Feindseligkeiten, in unsern Bund aufzunehmen. Denn gewaltig sehe ich sie zur Freiheit sich aufrichten und der schmählichen Knechtschaft sich schämen wie kein anderer Stand. Sie haben aber Kräfte und Geld im Ueberfluß, so daß, wenn es zum Kriege kommt, wozu es meines Erachtens kommen muß, sie den Nerv dazu liefern können." Damit erklärt sich Franz einverstanden und versichert, er habe sich längst vorgenommen, mit den Städten (gegen die er nicht wenig auf dem Gewissen hatte) sich auszusöhnen; der Kaufmann aber glaubt zu wissen, daß die Städte nichts eifriger wünschen als eine solche Vereinigung. Gegen einen Pfaffenkrieg, auf den die Sache hinauslaufen werde, hat er nichts einzuwenden; vielmehr bittet er Hutten, im Mahnen nicht müde zu werden, und sich nicht, wie einige den Verdacht geäußert, durch Bestechung abwendig machen zu lassen. Mit diesem Verdachte thue man ihm Unrecht, erklärt Hutten, und Sickingen sagt gut für ihn, denn er kenne den ganzen Menschen und wisse, in welche Gefahren er sich gestürzt habe, um den Feinden Luther's und der guten Sache Verderben zu bereiten. Zum Schlusse reicht Hutten sowohl als Sickingen dem Kaufmann die Hand mit dem Wunsche, das dieses Beispiel unter beiden Ständen in den weitesten Kreisen Nachahmung finden möge.

In gleichem Sinne schrieb Hutten einige Monate später an Pirckheimer[1]), und so lange noch in dieser Richtung zu wirken war, d. h. bis zu Sickingen's Fall, hörte er nicht auf, mit Wort und Schrift für eine Verbrüderung zwischen Ritterschaft und Städten thätig zu sein.

Während dieses Winters auf der Ebernburg unterließ Hutten nicht, die Bibliothek seines „tröstlichen guten Freundes und Enthalters", wie unbedeutend sie sein mochte, zu durchmustern, und auch hier machte er einen Fund, welcher ihm der Herausgabe werth zu sein schien. Unter andern alten Büchern nämlich, Franzen „vielleicht von seinem Vater seligen verlassen", fand er eine Schrift aus den letzten Zeiten des basler Concils, von einem Anhänger Felix V. geschrieben, den jenes Concil statt des von ihm abgesetzten Eugen IV. im J. 1439 zum Papste gewählt hatte.

1) Am 1. Mai 1521. Schriften II, S. 61.

Sie verficht die Nothwendigkeit der Kirchenversammlungen, ihre Stellung über dem Papste, ihre Befugniß, sich in Orte zu verlegen, die der päpstlichen Obmacht nicht unterworfen seien, und bekämpft die römischen Mißbräuche in Besetzung und Belastung der Kirchenstellen, welchen das basler Concil hatte ein Ende machen wollen. Bald nach diesem Funde erhielt Hutten von dem bambergischen Vicar Konrad Zärtlin eine von ihm verfaßte und dem Ritter Hans Schott gewidmete kleine Schrift, worin die wittenbergische Lehre (Zärtlin hielt sich eben selbst in Wittenberg auf) als die alte urchristliche, die der römischen Kirche als ein Gewebe menschlicher Neuerungen, von Mönchen und Universitäten erfunden, dargestellt war. Beide Schriften ließ nun Hutten mit einem kurzen Vorwort an „alle der christlichen Freiheit Liebhaber" und etlichen Reimen auf dem Titelblatte zusammendrucken[1]): es sollte nichts umkommen, was im Kampfe gegen Rom irgendwie als Waffe zu gebrauchen war.

1) Concilia wie man die halten sol. Vnd von verleyhung geistlicher lehenpfrunden . . . Ermanung das ein yeder bey dem rechten alten christl. glauben bleiben . . soll, durch herr Cunrat Zärtlin in 76 artickel veruasszt. Auf der Rückseite des Titels das Vorwort Hutten's vom Tag Valerii 1521. Schriften II, S. 78 f.

Siebentes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms. Hutten's Drohungen.

1521.

Unterdessen war am 28. Januar 1521 der Reichstag zu Worms wirklich eröffnet worden. Die Angelegenheit der kirchlichen Reform war eine der ersten, welche auf demselben zur Verhandlung kommen mußten. Aber die Erwartungen, die man von dem neuen Kaiser in dieser Sache hegen konnte, waren bereits sehr gesunken. Schon im November des vorigen Jahres hatte Luther an Spalatin, der mit Kurfürst Friedrich bei der Krönung in Aachen und nachher in Köln sich befand, geschrieben, er erwarte ihn bald zurück, mit vielem Neuen und etwas Altem, daß nämlich von Karl's Hofe nichts zu hoffen sei. Ebenso urtheilte Erasmus, der sich gleichfalls eine Zeit lang in Karl's Nähe befand und ihn von Papisten und Anhängern des Alten umlagert sah. Aus demselben Grunde hatte auch Hutten wenig Hoffnung mehr: nur Franz von Sickingen gab sich noch der Erwartung hin, gerade auf dem Reichstage werden dem Kaiser über die verderblichen Rathschläge seiner Umgebung die Augen aufgehen, und er, Sickingen, dann Gelegenheit finden, seinen Einfluß bei demselben geltend zu machen[1]).

Von allen Seiten nahm man wohl den jungen Herrscher für schwächer als er war. Daß er die Sache, um die es sich handelte, in ihrer geistigen Bedeutung nicht verstand, ist richtig.

---

1) Luther an Spalatin, 15. Nov. 1520; Hutten an Luther, 9. Dec. 1520. Schriften I, S. 426. 436.

Auch daß er sie nicht vom deutschen Gesichtspunkte aus auffaßte: sofern er eben nicht blos deutscher Kaiser, sondern zugleich Herr der Niederlande, Spaniens und Neapels war, und Ansprüche auf Mailand, gegen Frankreich, geltend zu machen hatte. In diesen auswärtigen Beziehungen lagen aber Gründe für Karl, sich dem Papste gefällig zu zeigen: ohne sie hätte Aleander noch länger als drei Stunden vor der Reichsversammlung gegen Luther reden, und noch mehr Geld zur Bestechung der Umgebungen des Kaisers verwenden mögen, er würde schwerlich zum Ziele gelangt sein. Dafür nun aber, daß der Papst es aufgab, wie er angefangen hatte, die spanische Inquisition, als die Stütze der Königsmacht in jenem Lande, zu erschüttern, daß er hoffen ließ, Karl's Anschlägen auf Mailand nicht entgegen zu sein, verzichtete Karl darauf, wozu ihm Anfangs sein Gesandter in Rom gerathen hatte, durch eine, wenn auch nur augenblickliche Begünstigung des sächsischen Mönchs den Papst zu schrecken, und bot ihm die Hand zu Luther's Unterdrückung.

Karl's Meinung war zunächst gewesen, der Kurfürst von Sachsen möge Luther auf den Reichstag mitbringen, wo er durch gelehrte Leute verhört werden solle. Luther war bereit; der Kurfürst nicht ohne Besorgnisse: die päpstlich Gesinnten aber wehrten sich dagegen aus allen Kräften. Insbesondere sprach sich auch der päpstliche Nuntius in seiner Rede gegen Luther's Berufung aus. Habe dieser doch selbst erklärt, nicht einmal durch einen Engel vom Himmel sich belehren lassen zu wollen; auf die päpstliche Vorladung sei er nicht erschienen; den Kaiser und den Reichstag aber gehe die Sache nichts an. Er sollte ungehört zum Schweigen gebracht werden, und bereits war der Kaiser dafür gewonnen: er legte den Ständen den Entwurf eines Edictes vor, durch welches Luther ohne Weiteres als offenbarer Ketzer verurtheilt werden, die päpstliche Bulle gegen ihn für ganz Deutschland Gesetzeskraft erlangen sollte.

Auf der nur sechs Meilen entfernten Ebernburg war man in Betreff der Vorgänge zu Worms gut und schnell unterrichtet. In dieser Stadt befand sich in der Begleitung des Kurfürsten von Sachsen dessen Hofprediger und Geheimschreiber Spalatin, der längst in brieflichem Verkehre mit Hutten stand; befand sich im Hause des Arztes Theobald Fettich, den wir aus den Briefen

der Dunkelmänner als einen Genossen des humanistischen Kreises kennen, der feurige Hermann von dem Busche, der, wie Hutten, den Fortschritt von der Sache des Humanismus zu der der Reformation in sich durchmachte. Auf der Ebernburg aber hatte außer Hutten noch der ausgetretene Dominicaner Martin Bucer sich eingefunden: für Briefe und Nachrichten nach und von Worms ein geeigneter Vermittler. Von Aleander's langer Rede hatte man auf der Ebernburg schon des andern Morgens um 9 Uhr genaue Nachricht. Diese Rede, überhaupt der Eifer der Romanisten, die Reichsversammlung zur Verdammung Luther's ohne Verhör zu bewegen, war es, wodurch sich Hutten zur Abfassung der Invectiven veranlaßt fand, die er nun gegen die beiden päpstlichen Nuntien und die zu Worms versammelten Geistlichen erließ [1]).

Den dreistündigen Redner gegen Luther, Hieronymus Aleander, traf die erste Ladung seines Zorns. Daß er und seine Genossen, ohne alle Rücksicht auf die veränderten Zeiten, auf den großen Umschwung in der öffentlichen Meinung, ihr Geschäft so frech und gewaltsam treiben, daß sie meinen, durch den Befehl zur Verbrennung von Luther's Schriften in den Niederlanden, den sie dem kaiserlichen Jüngling abgelistet, ganz Deutschland eingeschüchtert zu haben, sei zwar von ihrer Seite sehr thöricht, offenbar aber eine göttliche Schickung, um sie durch ihre eigene Sicherheit zu verderben. Aleander solle nur so fortmachen, seiner Wuth die Zügel schießen lassen: die Zeit werde kommen, es zu rächen. Die Deutschen seien mit nichten so sorglos, so gleichgültig, als sie scheinen. Kein Auge verwenden sie von dem Treiben der Römlinge. Von der Ebernburg besonders, wie von einer Warte herunter, beobachte man jeden ihrer Schritte. Es sei ein Zeichen, wie wenig sie sich in der christlichen Wahrheit gegründet wissen, daß sie Erlasse der weltlichen Macht für sich in Anspruch nehmen. Und sie mögen nur nicht zu viel auf die Gunst des Kaisers bauen, dessen Jugend sie mißbrauchen und verführen, der aber bei reiferen Jahren zu besserer Einsicht kommen werde.

1) Ulrichi ab Hutten eq. Germ. in Hieron. Aleandrum et Marinum Caracciolum Oratores Leonis X. apud Vormaciam Invectivae singulae. In Cardinales Episcopos et sacerdotes, Lutherum Vormaciae oppugnanteis Invectiva. Ad Carolum Imp. pro Luthero exhortatoria. Schriften II, S. 12—34. 38—46.

Insbesondere wird Aleandern eine Aeußerung vorgerückt, die ihm kürzlich gegen einen rechtschaffenen Mann entfallen sei, dem er zwar nicht eben vertraut, den er aber, wie alle Deutschen, für zu dumm gehalten habe, um sich ihm gegenüber in Acht nehmen zu müssen; eine Aeußerung, deren auch Luther, als durch Spalatin nach Wittenberg berichtet, mit Entrüstung gedenkt. Gesetzt auch, hatte er sich verlauten lassen, den Deutschen gelänge es, das päpstliche Joch abzuschütteln, so würde man von Rom aus so viel Uneinigkeit unter ihnen zu säen wissen, daß sie sich selbst unter einander aufreiben und einem viel schwereren Joche, als das abgeworfene, verfallen müßten. Daß er so schamlos mit der Sprache herausgehe, beweise abermals seine blinde Zuversicht. Aber sie werde ihn täuschen. Es werde dahin kommen, daß die Bischofsmützen und Cardinalshüte, auf deren Hülfe er jetzt baue, selbst hülflos sein werden. Die schlimmen Dienste, die er dem deutschen Reiche erwiesen, werden ihren Rächer finden; Hutten seinerseits, das wolle er ihm hiemit angesagt haben, werde thun, was in seinen Kräften stehe, daß er, Aleander, nicht lebendig aus Deutschland komme.

Den andern päpstlichen Nuntius in Worms, Marino Caraccioli, dem Hutten's zweite Invective gewidmet ist, hat dieser zwar nie für rechtschaffener, wohl aber für klüger als seinen Collegen, und als sein jetziges Benehmen zu erkennen gibt, gehalten. Die Mißbräuche, über welche die Deutschen eben jetzt so empört seien, den Handel mit Indulgenzen und Dispensationen, treibe er im Angesichte des Reichstags so schamlos fort, wie wenn er in der finstersten Zeit des Mittelalters lebte. Er solle nicht allzusehr auf die Geduld der Deutschen, auf die Gunst des Kaisers rechnen. Deutschland, allzulange des Sinnes beraubt, fange an, klug zu werden. Was aber den Kaiser betreffe, so besitzen für den Augenblick allerdings die Römlinge sein Ohr. Doch nicht für immer. „Einst werde ich", ruft Hutten, „zu Karl's mir jetzt verschlossenen Ohren durchdringen. Hören wird er einmal, hören auf den, der ihm zum Besten räth, und dir (dem Nuntius) zum Trotz dem Rücksicht schenken, der ihn zum Nothwendigen ermahnt. Dann werde ich ihm deine trefflichen Thaten anzeigen, ihm auseinandersetzen, welch ein frommer Legat du gewesen. Ich werde ihm darlegen, was du hier gesucht, was du

gefunden hast. Ich werde ihm sagen, daß ihr Legaten alle, so viel eurer seit etlichen Jahrhunderten von den römischen Bischöfen hieher geschickt worden, Verräther Deutschlands, Räuber an unserem Volke, Zerstörer alles Rechts und aller Billigkeit gewesen seid. Das werde ich ihm sagen, und wenn ich ihm das sage, wirst du nicht im Stande sein, das Gegentheil darzuthun. Darum mache dich fort von hier, mache dich fort. Denn was zögerst du noch, Bösewicht? was suchst du Aufschub, du größter von allen Dieben, die jemals hier gestohlen haben? du gewaltthätigster aller Räuber, aller Betrüger verschlagenster, listigster, unverschämtester, ruchlosester! Das, wisse, ist die letzte Ermahnung zu deinem Heil. Bequeme dich, der Feder zu gehorchen, damit du dich nicht genöthigt sehest, dem Schwerte zu weichen."

Nächst den beiden päpstlichen Nuntien wandte sich nun aber Hutten auch gegen die auf dem Reichstage anwesenden Kirchenfürsten und höhern Geistlichen, welche ihrer Mehrheit nach das Ansinnen der ersteren gegen Luther unterstützten. Was er, wenn ihre Nachstellungen ihm ein öffentliches Auftreten erlaubten, ihnen am Reichstage selbst in die Ohren geschrien haben würde, das wolle er ihnen schriftlich sagen, und zwar ehe sie mit ihrem Angriff an ihn kommen, während es sich noch um Luther handle. Dabei komme ihm nichts besser zu Statten, als ihre ungeistliche Kampfweise, statt durch Ueberzeugung durch Gewalt, statt durch das Wort Christi durch Gebote der weltlichen Macht wirken zu wollen. Freilich, sie haben sich längst über Christus erhoben, und sprechen nicht mehr vermöge des Zeugnisses der Schrift, sondern kraft ihrer eigenen Majestät, Gehorsam an. Aber eben darum sage man ihnen jetzt den Gehorsam auf. Ja, wenn sie Geistliche, Bischöfe im Sinne Christi und Pauli wären! (dessen Anforderungen an solche aus seinen Episteln beigebracht werden.) Und selbst dann könnten sie nur priesterliche Ehren, nicht die von weltlichen Herrschern, in Anspruch nehmen. Aber sie seien keine wahren Priester. Schon deßwegen nicht, weil die Bischöfe unter ihnen sammt und sonders ihre Stellen gekauft haben. Doch auch abgesehen davon, ihres Lebenswandels wegen nicht. Weit entfernt von priesterlicher Vollkommenheit, treten sie sogar die Gebote der gemeinen Moral mit Füßen. Sie leben so, daß ein ehrbarer Mann Bedenken trage, sein Weib in ihre Häuser zu

führen. In Geldsachen traue ihnen kein Mensch, da sie unter dem Vorwande des Vortheils der Kirche sich jede Uebervortheilung erlauben, von Vertrag und Eid sich leicht durch den Papst entbinden lassen können. Ihr ganzes Trachten sei fleischlich und weltlich, da doch schon der Name Kleriker andeute, daß nur der Herr ihr Theil sein sollte. Doch gesetzt, sie lebten zwar so ungeistlich, predigten aber dabei das Evangelium, so könnte man wohl über den Widerspruch zwischen ihrer Predigt und ihrem Wandel murren, doch immer noch Geduld mit ihnen haben. Statt dessen aber verstehen die wenigsten zu predigen, und die es verstünden, schämen sich dessen. Ja, wenn einmal ein Prediger aufstehe, wie Luther, so suchen sie ihn zu unterdrücken. Kein Wunder: weil das reine Leben, das er verlange, auf ihre Unsittlichkeit, die evangelische Wahrheit, die er verkündige, auf die Menschensatzungen, die sie aufgebracht haben, ein grelles Licht werfe.

Doch das Maß ist voll. „Hebet euch weg", ruft Hutten, „von den reinen Quellen, ihr unsaubern Schweine! Hinaus mit euch aus dem Heiligthum, ihr verruchten Krämer! Berühret nicht länger mit den oft entweihten Händen die Altäre. Was habt ihr mit dem Almosen unserer Väter zu schaffen, das diese für Armen- und Kirchenzwecke gestiftet, und darum uns, ihren Kindern, entzogen haben? Wie kommt ihr dazu, das zu frommen Zwecken Gespendete zu Völlerei, Unzucht, Pracht und Prunk zu mißbrauchen, während viele rechtschaffene und fromme Menschen Hunger leiden?" Das Maß ist voll. „Sehet ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht, daß die Menschen, des Gegenwärtigen überdrüßig, einen neuen Zustand herbeizuführen suchen?" wozu Hutten redlich zu helfen verspricht. „Ich werde", sagt er, „stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch nothwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf Beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Und das ist keine tolle Verwegenheit, wie ihr es dafür haltet, sondern männlicher und edler Freisinn ist's. Darum, damit ihr sehet, mit welcher Zuversicht ich eure Drohungen verachte, erkläre

ich, so lange ihr Luther oder jemand seinesgleichen verfolgen werdet, mich als euren abgesagten Feind. Und diesen Willen wird mir keine Gewalt von eurer Seite, kein Schlag des Schicksals nehmen oder auch nur ändern. Das Leben könnet ihr mir rauben: aber daß mein Verdienst um das Vaterland nicht daure, diese gute That sterbe, werdet ihr nicht bewirken. Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern: was aber gethan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen; denn unmöglich ist', mit dem Leben zugleich auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Nein! so ungewiß ich darüber bin, was dieß alles für einen Ausgang haben werde, so sicher bin ich, daß die Anerkennung meines redlichen Willens auf die Nachwelt kommen wird. Das soll der beste Ertrag meines Lebens sein." Was aber die Sache betreffe, so werden die Feinde durch seine und Luther's Unterdrückung nicht einmal etwas gewinnen; vielmehr werde aus der Erstickung dieser Bewegung eine neue und viel gewaltsamere hervorgehen. „Denn an zwei Menschen liegt so viel nicht: wisset, daß es noch viele Luther, viele Hutten gibt. Und wenn uns etwas widerfahren sollte, so droht euch um so größere Gefahr von andern, weil sich dann mit den Verfechtern der Freiheit die Rächer der Unschuld verbinden werden."

Unter den Kirchenfürsten auf dem Reichstage, an welche dieses vorwurfsvolle Sendschreiben gerichtet war, nahm Hutten's ehemaliger Patron, der Kurfürst Albrecht von Mainz, die erste Stelle ein. Für diesen sprach immer noch etwas in Hutten's Herzen: er fügte daher der zweiten Ausgabe seiner Invectiven einen besondern Brief an ihn bei[1]), in welchem er ihn persönlich seiner fortdauernden Liebe und Verehrung versichert und bedauert, wenn derselbe sich durch das, was Hutten gegen den Reichstag geschrieben, beleidigt fühle; aber die Behauptung der Wahrheit und Freiheit gehe allen persönlichen Rücksichten vor. Es sei das Unglück Deutschlands und der Anschlag des Teufels, daß Albrecht von der Sache der Studien und der Freiheit losgerissen worden sei. Möge Christus geben, daß er in sich gehe und jene After-

1) Vom 25. Merz. Schriften II, S. 37 f.

kirche verlasse: das wollte Hutten, wenn es möglich wäre, mit seinem Blute erkaufen.

In dem Sendschreiben an Kaiser Karl, das Hutten seinen Invectiven schon in der ersten Ausgabe beifügte, suchte er jenen, wie früher in Bezug auf sich selbst, so jetzt zu Gunsten Luther's, zu überzeugen, daß er mit diesem die deutsche Freiheit unterdrücken und seine eigene Würde beschädigen würde. Zwischen den eigenen guten Sinn und schlimme Rathgeber in die Mitte gestellt, wisse der junge Herrscher nicht, wohin sich wenden; daher sei es Pflicht, ihm mit gutem Rath und heilsamer Mahnung an die Hand zu gehen. Vor allem möge er, wenigstens auf einige Zeit, jene Pfaffen von sich treiben, die gerade bei dem jetzigen Stande der Dinge die unpassendsten Räthe für ihn seien, wie sie von jeher den Kaisern Verderben gebracht haben. Was ihn der Privathaß der Bischöfe angehe? ob er auf diesem Reichstage nichts Nothwendigeres zu thun habe, als sich mit kirchlichen Streitigkeiten zu befassen? Doch auch an sich sei ihr Verlangen ein ungerechtes, unerhörtes, und verrathe wenig Vertrauen auf die Güte ihrer Sache. Sie liegen dem Kaiser an, Luther ungehört zu verdammen. Wäre dieser auch nicht ein um die Religion und um den Kaiser selbst hochverdienter Mann, wäre er sogar Verbrecher, so müßte man doch seine Verantwortung hören. Man müßte ihn dazu vorladen, selbst wenn er zu erscheinen sich fürchtete: um so mehr, da er sich dazu erbiete. Alle rechtschaffenen und tapferen Männer in Deutschland seien über jenes Ansinnen entrüstet, und in höherem Grade, als sie, mehr an das Handeln als an das Reden gewöhnt, laut werden lassen; nur die Pfaffen wollen Luther auf dem kürzesten Wege verderbt wissen, weil er gegen ihre unmäßige Gewalt, ihre Erpressungen, ihr schändliches Leben gesprochen und geschrieben habe. Den erstern, jenen Männern, die ihm in Krieg und Frieden von Nutzen sein können, solle der Kaiser zu Gefallen handeln, nicht diesen unnützen, weder im Felde noch im Rathe zu brauchenden Menschen. Sie hängen ihm jetzt, im Glücke, an: im Unglücke würden sie ihn verrätherisch im Stiche lassen. Sie halten es nur so lange mit dem Kaiser, als der Papst es genehmige, und rathen jenem zum Vortheil von diesem. Indem er den Kaiser zur Entfernung seiner geistlichen Rathgeber auffordere, trete er, fährt Hutten

fort, den rechtschaffenen Priestern nicht zu nahe. Denn diese werden sich von selbst nicht in weltliche Dinge mischen wollen, und der Kaiser thue Unrecht, sie ihrem geistlichen Berufe zu entziehen. Auch könne er ihnen immerhin Ehrfurcht bezeigen, ohne sie über sich herrschen zu lassen. Nie könne er Deutschlands Gunst gewinnen, wenn er nicht jene Menschen von sich thue. Er habe den übeln Eindruck bemerken können, den es bei seiner Fahrt den Rhein herauf gemacht habe, als man ihn, statt mit Kriegern, mit Pfaffen rings umgeben gesehen. Und wie hernach Aleander seine Forderungen vorgebracht, haben manche Lust gehabt, etwas zu unternehmen, hätten sie nicht gedacht, Karl werde selbst über die Unverschämtheit sich entrüstet zeigen. Als angehender Regent müsse dieser seine Schritte doppelt überlegen; müsse gleich von vorne herein das Recht Deutschlands gegen die römischen Uebergriffe vertreten. In dieser Hinsicht sei es von größter Wichtigkeit, wie Luther von ihm behandelt werde, dessen Angelegenheit daher jetzt für Hutten wichtiger als seine eigene ist. Ob Karl Deutschland und sich selbst dem Papst in die Hände liefern wolle, der so eben alles daran gesetzt habe, ihn von der deutschen Kaiserkrone entfernt zu halten?

Er möge seine Würde bewahren, oder wenn er das nicht wolle, wenigstens Deutschland nicht mit sich ins Verderben ziehen. „Denn was", fragt Hutten, „hat Deutschland so Uebles verdient, daß es mit dir, nicht für dich, zu Grunde gehen soll? Führe uns lieber in augenscheinliche Gefahr, führe uns in die Schwerter, in die Flammen. Mögen alle Nationen sich gegen uns schaaren, alle Völker sich auf uns stürzen, aller Waffen nach uns zielen: wenn wir nur in der Gefahr unsern Muth erproben dürfen, und nicht so niedrig, so unmännlich, ohne Waffen und Schlacht, nach Weiberart unterliegen und dienstbar werden sollen. Unsere Hoffnung war, du werdest das römische Joch von uns nehmen, die päpstliche Zwingherrschaft zerstören. Geben die Götter, daß diesem Anfang Besseres nachfolgen möge; denn bis jetzt, wenn auch noch nicht das Aeußerste zu fürchten ist, wie könnte man bei solcher Erniedrigung Vertrauen fassen? Ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!" An seinem Großvater Maximilian habe man es mißbilligt, daß er seinen Schrei-

bern zu viel eingeräumt, und doch habe er immer noch seine Würde gegen sie zu behaupten gewußt: wie die Menschen von Karl reden werden, der so viele Herren habe, als Cardinalshüte und Bischofsmützen sich um ihn drängen? Vortheil könne dieser Bund mit dem Papste unmöglich bringen, da kein Papst, am wenigsten ein Florentiner, jemals Wort halte: ob Karl seines Großvaters Erfahrungen vergessen habe? Doch selbst, wenn der Papst denselben halten wollte, wäre es ein schmählicher Bund, da er dem Kaiser Italien und Rom nehme und dem Papste die Ausbeutung Deutschlands gestatte.

Ob Hutten nach Veröffentlichung dieses Sendschreibens, vielleicht durch Sickingen, Nachricht erhielt, daß der Kaiser es ungnädig aufgenommen, oder ob er selbst fühlte, daß er zu weit gegangen: genug, er fand sich bald bewogen, demselben ein zweites nachzuschicken [1]), in welchem er wegen des ersten sich gewissermaßen entschuldigt. Er gesteht, dasselbe habe zu hart gelautet, doch sei es aus der reinsten Gesinnung und Absicht geflossen. Er habe geglaubt, seiner Entrüstung um so mehr freien Lauf lassen zu dürfen, als er damit nur des Kaisers Bestes bezweckt habe. Die unbilligen Zumuthungen, die er an diesen habe stellen sehen; die Gewißheit von dem Abbruch, den die Gewährung derselben dem kaiserlichen Ansehen und dem Wohle der deutschen Nation thun würde; die Furcht, Karl möchte bei seiner Jugend noch nicht die Standhaftigkeit besitzen, welche dazu gehöre, um schlimmen Rathschlägen zu widerstehen: das alles habe ihn vielleicht zu ängstlich, zu eifrig gemacht, und wenn er darüber die schuldige Rücksicht auf des Kaisers Majestät aus dem Auge gelassen haben sollte, so möge es dieser der redlichen Meinung zu Gute halten. Was die päpstlichen Nuntien betreffe, so hätte er wünschen mögen, daß dieselben sich unverweislich gehalten hätten, dann wäre keine Ursache für ihn zum Unwillen, für alle zur Furcht, vorhanden gewesen. Abgesandte hingegen, die nicht allein Unbilliges fordern, sondern während dessen auch verderbliche Umtriebe machen, haben ihr Privilegium verwirkt. Zu Friedrich's I. Zeiten sei einer dem Legaten, welcher behauptete, der Kaiser stehe unter dem Papste, vor den Augen des Kaisers mit dem Schwerte

1) Vom 8. April. Schriften II, S. 47—50.

zu Leibe gegangen: worin Hutten sich verfehlt habe, sei im Zorne über noch schmählichere Reden geschehen, und wenn Karl ihm dieß nicht verzeihe, so möchte er künftig lieber taub sein, um dergleichen nicht mehr anhören zu müssen. Nochmals bittet Hutten um Verzeihung, um ein Zeichen der wiedererlangten kaiserlichen Gnade, und verspricht, wenn der Kaiser es befehle, in Zukunft nichts dergleichen mehr zu schreiben; denn nicht blos in seinen Handlungen, sondern auch in seinen Schriften wolle er gerne dem Kaiser zu Willen sein, für den er, weit entfernt, mit Absicht etwas zu seiner Verkleinerung zu thun, vielmehr sein Blut zu vergießen bereit sei.

Was Hutten in seinem ersten Sendschreiben an den Kaiser verlangt hatte, Gehör für Luther, das mußte Karl dem Andrängen der Stände des Reichs gewähren. Er berief ihn unter Zusicherung freien Geleites nach Worms, um über seine Lehre und Bücher Auskunft zu geben, und sandte einen Herold nach Wittenberg, um ihn abzuholen. Was Luthern auf dieser Reise, im April 1521, was ihm auf dem Reichstage selbst begegnete, dürfen wir als bekannt voraussetzen, und erwähnen nur, was mit Hutten's Geschichte in näherem Bezuge steht. Ein solcher Punkt ist gleich der Empfang Luther's in Erfurt, bei welchem Hutten's älteste Freunde, Crotus und Rubianus und Eoban Hesse, ganz besonders thätig waren. Die Universität zog ihm feierlich entgegen, vierzig Mann zu Pferde und eine große Anzahl zu Fuß, an der Spitze Crotus als zeitiger Rector, der den Reformator, als er auf seinem Rollwagen daherkam, mit einer Anrede begrüßte. Auch Eoban war unter den Reitern, und hat nachher Luther's Einzug, Predigt in Erfurt und Abzug gen Worms in einer Reihe von Elegien verherrlicht. Und gar nicht undenkbar wäre es, daß Crotus in jenen Tagen die (namenlos erschienene) Parodie der Litanei verfaßt hätte, in welcher für Luther, der nächstens nach Worms kommen werde, um Behütung vor italienischem Gifte; für Hutten, Luther's Pylades, um Bestärkung in seinem guten Vorhaben; für den jungen Kaiser um Befreiung von verderblichen Rathgebern; für Deutschland um Erlösung vom päpstlichen Joche u. dgl. m. gebeten wird [1]).

1) ΛΙΤΑΝΕΙΑ Germanorum etc. In Hutten's Schriften II. S. 52—54.

Auf der Ebernburg war mittlerweile ein seltsamer Gast eingetroffen. Es war ein Franciscaner, des Kaisers Beichtiger, der Sickingen anlag, er möge Luther veranlassen, unterwegs bei ihm einzukehren, indem Glapion, so hieß der Mann, ihn vor seiner Ankunft in Worms noch sprechen möchte. Der Mönch hatte sich erst an den sächsischen Kanzler Brück gemacht, um durch ihn bei dem Kurfürsten Friedrich zu Gehör zu kommen, der sich aber mit ihm nicht einlassen wollte. Jetzt wünschte er Luther selbst zu bearbeiten. Er meinte, wenn dieser nur seine letzte, anstößigste Schrift über die babylonische Gefangenschaft der Kirche, als im Zorn über die päpstliche Bannbulle geschrieben, zurücknehmen wollte, so ließen sich wohl noch Mittel und Wege zu gütlicher Beilegung seines Handels finden. So sprach er denn auch auf der Ebernburg zu dem Burgherrn und dessen ritterlichem Gaste, der eben unbaß war, ganz günstig über Luther. Selbst dessen Feinde müßten gestehen, meinte er, daß durch ihn zuerst der Christenheit die Thür zu tieferem Schriftverständniß geöffnet worden sei. Und auf Hutten's Frage, was denn also Luther so Großes verbrochen habe, das durch dieses Verdienst nicht gut gemacht würde? war (so berichtet wenigstens Hutten) seine Antwort, er sehe nichts[1]). Was dabei auch die eigentliche Absicht des Mannes sein mochte, den Erasmus und Hutten, hierin einstimmig, als einen der abgefeimtesten Pfaffen schildern: ob, Luthern zu einem falschen Schritte zu verleiten, oder ihn als ein Werkzeug, dessen der Kaiser vielleicht noch einmal gegen Rom bedürfen könnte, zu sparen: gewiß sah damals Sickingen noch nicht, wie später Hutten, in ihm Luther's schlimmsten Feind, sonst würde er nicht, wie er that, in sein Ansinnen gewilligt haben. Er sandte nämlich seinen Gast Martin Bucer mit etlichen Reitern nach Oppenheim, um dem durchreisenden Luther die Einladung auszurichten. Aber dieser, wie er sich durch gleichzeitig einlaufende Warnungen nicht von dem Orte seiner Bestimmung abschrecken ließ, so ließ er sich auch durch keine Einladung seitab locken: wenn der kaiserliche Beichtiger etwas mit ihm zu reden habe, war seine Antwort, so könne das in Worms geschehen, dahin sei er berufen.

---

1) Hutteni Expostulatio cum Erasmo, Schriften II, S. 210 f. Vgl. den Brief Bucer's, Hutteni Opp. Suppl. II, S. 806.

Am 16. April kam Luther zu Worms an, und schon am folgenden Tage begrüßte Hutten ihn und seinen Begleiter Justus Jonas in zwei Schreiben, welche Bucer von der Ebernburg nach Worms überbrachte. Als unüberwindlichen Prediger des Evangeliums, als seinen heiligen Freund, redet er ihn an. Und in seine theologische Manier eingehend, tritt er ihm mit einem dicken Rauchwerke biblischer, insbesondere alttestamentlicher Sprüche entgegen. So weit man durchsehen kann, wünscht er ihm Standhaftigkeit, da auf ihn jetzt so viel ankomme, und versichert ihn seiner Anhänglichkeit bis zum letzten Hauche. Ihrer beider Anschläge unterscheiden sich darin, daß die seinigen menschlich seien, während Luther, schon vollkommener, alles Gott anheimgestellt habe. Sehen möchte Hutten jetzt die wüthenden Blicke, die gerunzelten Stirnen und Brauen von Luther's Feinden. Für die Sache hat er die besten Hoffnungen, aber für Luther's Person steht er in schweren Sorgen[1]).

An Justus Jonas schrieb Hutten voll Freude und Lob, daß jener sich mit Luther in Gefahr begeben. Habe er ihn schon vorher geliebt, so liebe er ihn um deßwillen hundertmal mehr. Er bedauert, daß sein Crotus durch das leidige Rectorat von der Theilnahme an dieser Gefahr abgehalten sei. Er wünscht, er könnte selbst in Worms sein und einen Sturm erregen. Doch sei es besser, ruhig zu bleiben, und Luther lebend zu beschützen, als seinen Tod zu rächen. Jonas möge ihm von den Vorgängen dort, von seinen Hoffnungen und Befürchtungen, Nachricht geben[2]).

Am 17. April bestand Luther sein erstes Verhör, in welchem er auf die Frage, ob er seine sämmtlichen Bücher, so wie sie seien, behaupten, oder das Anstößige darin widerrufen wolle, sich Bedenkzeit erbat; am 18. das zweite, wo er, mit Abweisung der Auctorität von Papst und Concilien, wenn er nicht aus der heil. Schrift widerlegt würde, den Widerruf ablehnte. Er that dieß, nachdem ihm bereits durch den trierschen Official angekündigt war, weise er jeden Widerruf ab, so werde das Reich schon wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe. Er war also zwar vorgeladen und befragt, aber nicht eigentlich gehört worden: man

1) Hutten an Luther, Schriften II, S. 55 f.

2) An Jonas, a. a. O. S. 56.

hatte sich über die streitigen Punkte nicht mit ihm eingelassen, ihm nicht bewiesen, daß er Ketzerisches gelehrt habe, sondern dieß schon vorausgesetzt, darauf hin den Widerruf von ihm verlangt, und als er diesen ablehnte, ihn als Ketzer fallen gelassen.

Als Hutten von diesem Gange der Sache durch Luther selbst Nachricht erhielt, kannte seine Entrüstung keine Grenzen. Bogen und Pfeile, Schwerter und Büchsen hielt er für nöthig, um der Wuth dieser Teufel Einhalt zu thun. Aber auch seine Anerkennung, seine Bewunderung Luther's war unbedingt. Manche seien zu ihm gekommen in jenen Tagen, schrieb er ihm, mit der ängstlichen Aeußerung: Wenn er nur nicht abfällt! wenn er nur standhaft antwortet! sich nicht einschüchtern läßt! Seine Erwiederung sei jedesmal gewesen, Luther werde Luther sein. Diese Zuversicht habe ihn nicht getäuscht: Luther's Antwort lasse nichts zu wünschen übrig. Auch in den geheimen Verhandlungen, von denen er schreibe (von Seiten etlicher Stände suchte man Luther zu bewegen, daß er in einzelnen Punkten nachgeben, Kaiser und Stände als Richter über seine Lehre anerkennen sollte), werde er sich so zu halten wissen, wie es am besten sei. Er möge jetzt nur bis ans Ende beharren, die Feinde schreien und toben lassen und ihrer spotten. Denn mehr und mehr zeige sich, daß alle besten Männer ihm gewogen seien: es werde ihm nicht an Vertheidigern, nicht an Rächern fehlen. Ihn selbst, Hutten, zwinge die Vorsicht seiner Freunde, ihre Furcht, er möchte zu viel wagen, immer noch zur Ruhe: sonst würde er unter den Mauern von Worms jenen Mützen ein Spiel angerichtet haben. Doch in Kurzem werde er hervorbrechen; dann solle Luther sehen, daß auch er den Geist nicht verläugnen werde, den Gott in ihm erweckt habe. Er brenne vor Verlangen, Luther zu sehen, den er so sehr liebe, und der ihm über alles, was ihm begegne, Nachricht zukommen lassen möge[1]).

Noch einmal vor seiner Abreise aus Worms (die am 26. April erfolgte) schrieb Luther an Hutten und gab ihm von des Kaisers ungnädigem Abschied und dem Verbote Kunde, unterwegs zu predigen. Hutten vermochte dieses Brieschen nicht ohne Thränen zu lesen, und sein Unwille über das gegen Luther eingehaltene Verfahren erneuerte sich. Das Vorgeben, als sei dieser berufen

1) An Luther, 20. April. A. a. O. S. 58, und Supplem. II, S. 806 f.

worden, um sich zu verantworten, schrieb er am 1. Mai an Wilibald Pirckheimer[1]), sei eine Lüge gewesen. Man habe ihm ja keine Verantwortung gestattet. Und nun behaupten einige Juristen, der Kaiser sei nicht verpflichtet, ihm das freie Geleit zu halten, ja, er sei verpflichtet, es nicht zu halten. Die gottlosen Bischöfe möchten das Beispiel ihrer Vorgänger auf dem constanzer Concil nachahmen. Der Kaiser solle den Vorsatz ausgesprochen haben, den Papst und die römische Kirche auf's äußerste zu vertheidigen. Darüber jubeln die Pfaffen und meinen, das Stück sei zu Ende; doch bis dahin sei es noch weit, es fehle noch der letzte Act. Von der andern Seite sei zu Worms ein Zettel angeschlagen worden, daß 400 vom Adel sich für Luther verschworen haben, mit dem Zusatz: Bundschuh, Bundschuh! (der auf eine Verbindung mit der Bauerschaft hindeutete) ein Schritt, so gefährlich für Luther, daß man vermuthen könnte, er sei von seinen Feinden ausgegangen. Es heiße nun, es solle ihm ein sehr scharfes Edict nachgeschickt werden (die Achtserklärung erfolgte am 26. Mai), das aber wohl in einem großen Theile des Reichs auf Widerspruch stoßen dürfte. Denn jetzt müsse sich zeigen, ob Deutschland Fürsten habe, oder ob es von geputzten Statuen regiert sei. Franz von Sickingen sei fest und eifrig auf Luther's Seite; er habe geschworen, allen Gefahren zum Trotze die Sache der Wahrheit nicht verlassen zu wollen, und dieses Wort sei einem Orakel gleichzuachten.

Aber losschlagen wollte Franz immer nicht, so manchesmal auch besonders den geistlichen Herren auf dem Reichstage vor seiner drohenden Nähe bange wurde. Die Hoffnung auf Sold und Kriegsbeute, aber auch auf steigende Geltung im Dienste des Kaisers, dem ein Krieg mit Frankreich nicht mehr lange ausbleiben konnte, war nicht die letzte der Ursachen, welche Sickingen und seine Anhänger unter der Ritterschaft von Gewaltsamkeiten vorerst noch zurückhielten. So blieben Hutten's Drohungen von der Ebernburg herunter Worte, und er stand von zwei Seiten her dem Tadel bloß: entweder, daß er gedroht hatte, was er nicht ausführen konnte, oder daß er nicht auch ausführte, was er gedroht hatte. Wenn Erasmus gegen Ende jenes Jahres in einem Brief an Pirckheimer sich über Luther's und seiner Anhänger

1) A. a. O. S. 59—62.

steigende Heftigkeit mit der Aeußerung beklagte, wer so drohe, müßte ein schlagfertiges Heer hinter sich haben, so zielte er damit sicher auch auf Hutten. Das war Erasmus, der mit seinem Tadel auf diese Seite trat: Hutten's jüngere oder heißblütigere Freunde hatten sich seiner Drohungen gefreut, ja wohl selbst auf seine Rechnung mitgedroht, und machten ihm nun Vorwürfe, daß er über das Drohen nicht hinauskam.

Hermann von dem Busche war, mit seinen zwanzig Jahren mehr, doch fast noch brausender, noch leidenschaftlicher als Hutten. Er befand sich, wie schon erwähnt, während des Reichstags in Worms, und führte, wie Cochläus bezeugt, mündlich nicht minder wilde Reden gegen Luther's Widersacher, als Hutten schriftlich von der Ebernburg heruntersandte. Insofern hatte er diesem nichts vorzuwerfen: ohne Zweifel aber hatte er sich dabei auf Hutten's Versprechen, nächstens mit Franzens Hülfe losbrechen zu wollen, verlassen, und war nun doppelt unwillig, daß dieß nicht geschah. Unter dem 5. Mai, als das Geschäft gegen Luther (er war schon seit acht Tagen abgereist) ohne alle Störung nahezu vollendet war, erließ Hermann Busch von Worms aus ein Sendschreiben an Hutten [1]), in welchem er ihm seine Mißstimmung nicht verhehlt, und durch die bittersten Dinge, die er dem Freunde sagt, ihn zur That zu stacheln sucht. Er meldet ihm, wie die Römlinge auf dem Reichstage, die sich erst vor ihm gefürchtet, jetzt über ihn lachen und Witze machen. Er belle nur, und beiße nicht, sagen sie. Die päpstlichen Nuntien führt er redend ein: Wenn ihnen keine schlimmere Gefahr drohe als von Hutten, so seien sie geborgen. Darum haben sie auch, ohne sich an seine eiteln Drohungen zu kehren, ihr Geschäft nur um so eifriger betrieben und hoffen es nächstens vollendet ihrem Herrn, dem Papste, zu Füßen zu legen. Aleander's inniges Verhältniß zum Kaiser, die Hintansetzung der deutschen Fürsten, der Uebermuth der Spanier, welche auf Maulthieren stolzierend den Deutschen den Markt sperren, Hutten's glossirte Bulle, Luther's babylonische Gefangenschaft den Buchführern wegnehmen, zerreißen und in den Koth treten: das alles wird zum Vorwurfe gegen

1) S. das Schreiben in Hutten's Schriften II, S. 62—64. Die Stelle aus Cochläus' Histor. de actis et scriptis Lutheri ebendaselbst, S. 64 f.

Hutten, der, wenn er glaube helfen zu können, längst hätte dazu thun sollen. Auf Karl's Abreise zu warten, wäre sehr unpassend, da mit ihm die schlimmsten Feinde Luther's, Hutten's und der deutschen Freiheit, die päpstlichen Nuntien, abziehen werden. Wenn Hutten diese mit heiler Haut aus Deutschland kommen lasse, wenn er hierin die erregte Erwartung täusche, sei es eine Schlappe für seinen Ruf. Statt der Plackereien gegen diejenigen, welche von hier aus nach Rom reisen, sollte er vielmehr jene römischen Sendlinge, als die eigentlichen Schuldigen, bestrafen. Wenigstens möge er nicht alle ungekränkt davon kommen lassen, damit seine Drohungen nicht ganz leer erfunden werden; denn so viel könne Busch ihm sagen, sein bisheriges Zögern thue selbst seinen besten Freunden leid.

Ungefähr um dieselbe Zeit erließ auch der alte erfurtische Freund Eoban Hesse eine poetische Mahnung ähnlichen Inhalts, nur in seiner Art freundlicher und gemüthlicher, an Hutten[1]). Der deutsche Ritter möge jetzt Luther und die deutsche Freiheit mit dem Schwerte beschützen, da es mit Schriften und Versen nicht mehr gethan sei. Dazu dürfe er sich aus allen Gauen Deutschlands Beistand versprechen, besonders von Franz von Sickingen. Sie beide, so ahnet dem Dichter, werden dem römischen Unwesen ein Ende machen; besonders aber setzt er seine Hoffnung auf Hutten, den er von Jugend auf beobachtet hat, dessen hohen Geist, gefaßten Muth und tapfere Hand er genau kennt. In diesen Eigenschaften möge er sich nun auch der Nation zeigen; Deutschlands Freiheit und Ruhm wiederherzustellen, dazu rufe ihn das Schicksal. Dadurch werde er den schon jetzt glänzenden Namen der Hutten noch mehr verherrlichen, wie ihm hinwiederum der Glanz dieses Namens im Kampfe Vorschub leisten werde. Der Dichter erinnert den ritterlichen Freund an den Beifall, den sein gewaffnetes Bild finde, an den Vorgang seines Kampfes für den ermordeten Vetter. So möge er endlich die Hoffnungen, die er erregt, erfüllen, und des Freundes Aufruf

---

1) Helii Eobani Hessi ad Hulderichum Huttenum, ut Christianae veritatis caussam et Lutheri iniuriam armis contra Romanistas prosequatur, Exhortatorium. In Hutten's Schriften II, S. 68—71.

gleichsam als Signal zum Kampfe (an dem dieser gerne selbst Theil nehmen möchte) freundlich aufnehmen.

Wie einst Eoban die Hutten'sche Epistel Italia's an Maximilian durch Angabe der Ursachen beantwortet hatte, welche den Kaiser bis jetzt noch verhindern, ihrer Aufforderung zu folgen: so fand sich nun umgekehrt Hutten in dem Falle, Eoban's poetische Aufmahnung in derselben entschuldigenden und beschwichtigenden Weise zu beantworten [1]). Seine Ermahnung hätte der Freund zwar, wenn er Hutten recht gekannt, sparen können, doch sei sie diesem willkommen, als ein Zeichen, daß es noch freie Männer in Deutschland gebe. Möchten alle so denken! Aber statt dessen zagen und zaudern die Bundesgenossen. Er jedoch werde alles versuchen, und obwohl von vielen im Stiche gelassen, in seinem Vorhaben bis in den Tod beharren. Bisher habe er durch Schriften zu wirken gesucht; jetzt sei die Zeit der Waffen gekommen: er ergreife sie. Das Gerücht, er habe sein Unternehmen aufgegeben, sei falsch, vom Neide ausgesprengt. Des Papstes und seiner Anhänger Drohungen verachte er. Von Luther's Blute solle in seiner Gegenwart nicht ein Tropfen vergossen werden, der sich nicht mit dem seinigen mische. Er werde diesen seinen Mitarbeiter, wie früher mit dem Geiste, so jetzt mit der Faust unterstützen. Ob er es durchsetzen werde, wisse er nicht; aber wagen werde er es darum doch. Verbannung und Tod schrecken ihn nicht: in einem geknechteten Vaterlande leben, habe keinen Werth, und der Tod werde ihn ja in Freiheit setzen. Doch hoffe er das Beste. Vielleicht werde Franz die Waffen ergreifen, der ganze Adelstand sich in die Sache legen, die ihn im Stiche gelassen, zurückkehren: jedenfalls sehe er im Geiste den Fall des Papstthums, den Sieg des Evangeliums voraus. Daß die beiden Nuntien unversehrt entkommen, sei nicht seine Schuld. Er habe nichts versäumt: die Straßen besetzt, Hinterhalte gelegt: aber des Kaisers Heer habe sie geschützt [2]). Vielleicht laufen sie ein andermal ins Garn; auf jeden Fall müsse man annehmen, es sei so Gottes

---

1) Hulderichi Hutteni ad Hel. Eobanum Hessum pro eadem re Responsorium. Ebendas. S. 71—75.

2) Eine Spur, daß er einen ihrer Begleiter erstochen, weist Böcking nach; Schriften II, S. 89 f.

Wille gewesen. In Christi Willen ergibt sich Hutten ganz: wolle der, daß Leo ihn feßle, so suche er vergebens zu entrinnen; so wie umgekehrt seine römischen Gegner, wenn Christus sie in seine Hände geben wolle. Aber Christus möge ihm beistehen, da ihn zu diesem Kampfe nichts als die Unterdrückung des Christenglaubens bewege. Streiter seien genug bereit: Christus möge nur das Signal geben, den Krieg anbefehlen. Sonst blase auch Eoban umsonst. Indessen sei es gut; er möge nur fortfahren, die Leute aufzumahnen: viele haben dieß nöthig, während Hutten von selbst bereit sei. Auch seien die Wirkungen seiner Thätigkeit nicht ganz zu verkennen: Rom schicke seit einiger Zeit keine Bullen, keine Legaten, keine Ablaßkrämer mehr, und die Curtisanen thun sich ein. Genug sei das freilich noch nicht: die böse Brut müsse mit der Wurzel ausgerottet werden. Dazu werde Hutten thun, was in seinen Kräften stehe; sei ihm das Unterfangen zu schwer, so müsse das Vaterland seinen Willen für die That nehmen.

Und so brech' ich hindurch! durch brech' ich, oder ich falle
Kämpfend, nachdem ich einmal also geworfen das Loos.

Achtes Kapitel.

Hutten tummelt sich in kleineren Fehden und bemüht sich um eine Verbindung zwischen der Ritterschaft und den Städten.

1521. 1522.

Die Tage des Reichstags zu Worms bilden einen Wendepunkt in Hutten's Leben. Und keinen glücklichen. Sein Anlauf brach sich, er mußte wahrnehmen, daß er zu weit vorgerannt war, mußte nach der einen Seite hin dieß, nach der andern das Zurückbleiben der That hinter dem Wort entschuldigen. Seine Schriften hatten je länger je bestimmter über sich hinaus auf Thaten gewiesen: da er diese nicht einsetzen konnte, so mußte von selbst auch in seiner Schriftstellerei eine Pause der Verlegenheit eintreten.

Auch die fruchtbare Zeit des ruhigen Zusammenlebens mit Franz von Sickingen auf der Ebernburg ging ihrem Ende zu. Franz saß im Sommer 1521 im Wildbade, das er als Appertinenzstück von Stadt und Amt Neuenbürg, dem ihm zugeschiedenen Antheil an der würtembergischen Beute, in Anspruch nahm, als ihn, worauf er längst gewartet hatte, eine kaiserliche Botschaft zu den Waffen rief. Gegen den Herzog von Bouillon, Robert von der Mark, und Frankreich, das ihn unterstützte, sollte Franz 2000 Reiter und 15,000 Mann zu Fuß werben und mit denselben auf St. Jakobstag oder spätestens den 1. August in Diedenhofen eintreffen. Er brachte seine Werbung zu Stande und rückte, den Grafen Heinrich von Nassau als zweiten Oberbefehlshaber zur Seite, in Bouillon und weiter in Frankreich ein. Aber

dieser Feldzug, der Franzens Stellung bei dem Kaiser befestigen sollte, brachte vielmehr gegenseitiges Mißvergnügen. Den beiden Feldherren fehlte es an Einigkeit, und darum an Erfolg; der Kaiser aber ließ es an Gelde fehlen. Sickingen, der seine 20,000 Goldgulden von Karl noch nicht zurückerhalten hatte, mußte sich jetzt auch für einen Theil des rückständigen Soldes bei den Truppen verbürgen. So war er mit dem Kaiser unzufrieden, und dieser mit ihm.

Hutten finden wir gegen Ende Mai noch auf der Ebernburg; doch da er von einem Ritte nach Pforzheim schreibt, den er vor Kurzem gemacht, so scheint es, er hatte Franz im Wildbade besucht, oder sich auch selbst eine Zeit lang dort aufgehalten. Aber er zweifelte, ob er noch lange bei Franz werde bleiben können, so wünschenswerth es ihm auch erschien, daß diesem ein Mann zur Seite bliebe, der den unablässigen Bemühungen der andern Partei, ihn von der Sache der Reformation abwendig zu machen, das Gegengewicht hielte. Darum war Hutten über Bucer so ärgerlich, daß er, der Aussicht auf eine Versorgung bei Franz von Sickingen ungeachtet, sich hatte verführen lassen, als Kaplan in die Dienste des kaiserlichen Statthalters, Pfalzgrafen Friedrich zu treten, von dessen höfisch flauer Gesinnung für die Sache des Evangeliums nichts zu erwarten stand [1]). Gerne wäre er mit Sickingen zu Felde gezogen; aber seine Gesundheit war aufs Neue wankend geworden, und er sah sich genöthigt, zu ihrer Pflege vorerst einen ruhigen Aufenthalt zu wählen. Anfangs September finden wir ihn in diesem Verstecke, wie er ihn nennt, den Namen jedoch, aus Furcht vor Nachstellungen, dem Papier nicht anvertraut: wenige Vertraute wußten den Ort, der ohne Zweifel in der Nähe von Worms oder Landstuhl zu suchen ist. Noch 20 Tage gedachte er da zu bleiben, und dann, wenn es mit seiner Gesundheit sich gebessert hätte, zu Franz ins Lager sich zu begeben. Dahin hätte er gerne auch Bucer mitgenommen, dem sein Hofdienst bereits zu mißfallen begann; während der großmüthige Sickingen ihn zur Rückkehr in seine Umgebung mit der Aussicht auf die nächste ledig werdende Pfarrstelle einladen, ja ihm, wenn er zuvor noch einen Cursus in Wittenberg durch-

1) Hutten an Bucer, 27. Mai 1521. A. a. O. S. 75 f.

machen wolle, Studienkosten auf ein Jahr anbieten ließ. Noch viel ungehaltener aber, als auf Bucer, war Hutten damals auf Capito, über den er in seiner Verstimmung dem Gerüchte Glauben schenkte, derselbe sei vom Evangelium abgefallen und habe unter angenommenem Namen gegen die Lutheraner geschrieben[1]; ein Gerücht, von dessen Grundlosigkeit er sich bald hernach überzeugte, und wieder in die alte freundschaftliche Verbindung mit Capito trat.

Ob Hutten sein Vorhaben, Franz ins Feld zu folgen, später wirklich noch in Ausführung gebracht habe, ist zweifelhaft. Otto Brunfels berichtet zwar, der Kaiser habe ihm jährlich 200 Gulden bezahlt; als er unter Sickingen's Hauptmannschaft gestanden, habe er, wie andere ausgezeichnete Männer, den doppelten Sold erhalten; auf dieses Gehalt jedoch, um des Kaisers unevangelischer Gesinnung willen, von freien Stücken verzichtet[2]. Allein fast möchte man glauben, Brunfels spreche von dem würtembergischen Feldzug und betrachte Hutten's Dienstverhältniß als ein seitdem fortdauerndes. Daß er dem Kaiser den Dienst gekündigt, war im Mai, wo Bucer es vernommen hatte[3]), jedenfalls verfrüht; es könnte aber doch geschehen sein, ehe er wirklich ins Feld gerückt war.

Dagegen sehen wir ihn von jetzt an in einer Reihe kleinerer mehr persönlicher Fehden dem Unmuth über die Vereitelung seiner großen Plane in einer Weise Luft machen, die wir ihm höchstens verzeihen können. In seinem vorhin erwähnten Verstecke gab er dem Otto Brunfels Aufenthalt, der aus dem Karthäuserkloster bei Mainz entsprungen und ohne andere Zuflucht war. Mochte dieß die mainzer Karthäuser verdrießen, so beschuldigten ihn die bei Straßburg geradezu, mit Hülfe des dortigen Buchdruckers Hans Schott zwei ihrer Ordensbrüder dem Kloster entführt zu haben. Als Ketzer galt ihnen der Verfechter Luther's ohnehin, und da sie ihm selbst nichts anthun konnten, so nahm der Prior an seinem Bilde eine Genugthuung, noch schlimmer als diejenige,

---

1) Hutten an Bucer, 4. Sept. 1521. Schriften II, S. 81 f.

2) Otto Brunfels, Resp. ad Spong. Erasmi, ebendas. S. 340.

3) Bucer an Beatus Rhenanus, 22. Mai 1521, Hutteni Opp. Supplem. II, S. 807.

welche jener constanzer Pfaffe an dem des Erasmus nahm, das er, so oft er im Zimmer auf und ab ging, anspuckte. Unser Ritter ließ eine Schmach nicht einmal auf seinem Bilde sitzen. Und er müßte nicht ein Ritter im Geiste seiner Zeit, und zwar ein armer Ritter, gewesen sein, wenn ihm nicht zugleich die Gelegenheit erwünscht gewesen wäre, von den Mönchen ein Sühnegeld herauszuschlagen, das seine Kasse wieder auf eine Zeit lang in bessern Stand setzte. Gegen Ende des October wurde Sickingen mit seinem Heere auf dem Rückzuge aus Frankreich am Oberrhein erwartet. Ihm voran, wie es scheint, kam Hutten nach Dürmstein unfern Worms (wenn dieß nicht gar der Versteck war, in welchem er sich seit dem Ende des Sommers aufgehalten hatte), und erließ am Donnerstag nach dem Tage der 11000 Jungfrauen (21. October) an den Prior und Convent gedachter Karthause einen Fehdebrief. Es habe ihn vor langer Weile durch glaubhafte hoch und nieders Stands Personen angelangt, welchermaßen sie ihn nicht allein für einen Ketzer ausgeschrien, sondern es habe auch der Prior, zur Anzeigung seines unchristlichen unmenschlichen Neid und Hasses, sich öffentlich berühmt, etliche von Hutten's auf Papier gedruckten Bildnissen, ihm zur Schmach und Hohn, „zur Säuberung unreiniger seines Leibs Orten" gebraucht zu haben. Das habe er bisher mit Verachtung übersehen; nun sie ihn aber außerdem jener Mönchsentführung zeihen und den unschuldigen Buchdrucker darum bedrängen, erfordere seine Ehre, daß er sie Lügen strafe. Und dieweil er viel lieber von seinen Gütern und Nahrung 10,000 Fl., wenn er so viel hätte, verlieren wollte, als solche Unbill weiter zu dulden, so sei an sie sein ernstlich Begehr und Gesinnen, sie mögen „zu Abtrag und kleiner Erstattung angeregter Schmähe und Injurien ihm in Monatsfrist nach dato dieß Briefs dieselben 10,000 Fl. an Orte, die er ihnen anzeigen werde, in gutem rheinischen Golde liefern", sich ähnlicher Schmähungen ferner enthalten, ihm auch durch seinen geschwornen Boten ihre Bereitwilligkeit schriftlich zusichern: wo nicht, so werde er, sammt andern seinen Herren, Freunden, Gönnern und guten Gesellen, die an der Karthäuser Fürnehmen gleichfalls höchlich Mißfallens tragen, wider sie nach allem seinem Vermögen trachten und handeln; darnach sollen sie sich richten.

Stättmeister und Rath von Straßburg, bei denen Hutten

sein Vornehmen entschuldigte, übernahmen die Vermittlung, und ihren Abgesandten versprach er (am Donnerstag nach Elisabeth, 19. November) auf der Sickingischen Burg Wartenberg sich noch acht Tage lang finden lassen zu wollen. Der Entwurf einer Uebereinkunft liegt vor, welcher eine Ehrenerklärung und Abbitte für Hutten, aber nichts von einer Geldentschädigung enthält. Gleichwohl mußten sich die Karthäuser, da Franz von Sickingen sein Schwert in die Wagschaale geworfen zu haben scheint, auch zu einer solchen verstehen, welche, wenn sie schon nur $\frac{1}{5}$ der von Hutten anfänglich geforderten Summe betrug, doch immer noch ein ansehnlicher Preis für den Spaß war, den sich der ehrwürdige Prior erlaubt hatte[1]).

Das beginnende Jahr 1522 brachte allerlei mit sich, was Hutten's Bestrebungen und Hoffnungen aufs Neue belebte. Durch den Tod seines Vaters eröffnete sich ihm die Aussicht, in Gemeinschaft mit seinen jüngern Brüdern dessen Besitzungen, insbesondre die Burg Steckelberg, zu erhalten, welche, vermöge ihrer unzugänglichen Lage in Wald und Bergen, ihm für den Kriegsfall ein haltbarer Punkt zu sein schien[2]). Zwar hatte der wirkliche Antritt dieses Besitzes, bei Hutten's revolutionärer Stellung zu den öffentlichen Gewalten, vorerst Schwierigkeiten, die während der nur noch kurzen Zeit seines Lebens nicht mehr beseitigt wurden: doch hob die Aussicht auf Selbstständigkeit seinen Muth, den auch die Stellung, welche Sickingen mehr und mehr einnahm, stärken half.

Für die Sache der Reformation konnte dieser jetzt entschieden gewonnen heißen. Luther eignete ihm, zum Danke für das wiederholte Anerbieten seines Schutzes, seine Schrift über die Beichte zu, und Sickingen selbst trat, mitten unter seinen kriegerischen Unternehmungen, als Schriftsteller für die Grundsätze des Reformators auf. Sein Gegenschwäher, Ritter Dietrich von Handschuchsheim, hatte sich gegen Luther's Lehre einnehmen lassen und wollte als „Vester" beim Alten bleiben. Nun belehrte ihn

---

1) Die Actenstücke s. in Hutten's Schriften II, S. 83—89. Vgl. den Brief von Gerbel, ebendas. S. 91, und von Erasmus, S. 409.

2) Hutten an Fürstenberg, Wartenberg, 31. Merz 1522. Schriften II, S. 114 f.

Franz in einem ausführlichen Sendschreiben erst im Allgemeinen, daß die Reformation keine Neuerung, vielmehr Wiederherstellung des Ursprünglichen sei: dann im Einzelnen über das Abendmahl, welches unter beiderlei Gestalt auszutheilen; Messe, welche deutsch zu lesen; Cölibat und Mönchsstand, die nicht von Gott eingesetzt seien, wohl aber die Ehe; Heilige, welche zu ehren, doch die Anbetung Gott allein vorzubehalten sei; Bilder, die leicht vom Wege der Andacht abführen, „darum sie schier", meint Franz, „in schönen Gemachen zur Zierde mehr nutz dann in den Kirchen wären". Diejenigen aber, gibt er schließlich dem Schwager zu bedenken, welche sich nicht entscheiden, sondern zusehen wollen, wer Recht behalte, die werden das wohl eher nicht erfahren, als

„Bis sie kommen in Klepperlins Haus,
Da schlägt das höllisch Feuer zum Fenster hinaus."

Von Sickingen's Standesgenossen hatte sich besonders Hartmuth von Cronberg an ihn angeschlossen, der durch Luther's Sendschreiben an den deutschen Adel erweckt worden war und bald auch ein eigenes Missive von dem Reformator erhielt: ein biederer, von Herzen frommer, aber etwas beschränkter Mann, und darum desto leichter zu unbedingter Begeisterung fortzureißen. Er wurde mit Einem Male ein fruchtbarer theologischer Schriftsteller, erließ Sendbriefe nicht allein an Sickingen, sondern auch an Luther, an die Bettelorden und die Eidgenossen, an Papst und Kaiser, — welchem letztern er die nicht leichte Aufgabe stellte, den erstern „mit höchster Gütigkeit" zu überzeugen, daß er der Statthalter des Teufels, ja der Antichrist selber sei. In Uebereinstimmung mit ihm ließ nun Sickingen durch Oekolampadius, der vom April bis November 1522 auf der Ebernburg lebte, seinen Burggottesdienst im Sinne seines Sendschreibens reformiren [1]): Evangelium oder Epistel in der Messe wurden deutsch verlesen, und seine Pfarrer verheiratheten sich.

Hartmuth von Cronberg war der nächste Nachbar der Stadt Frankfurt, und so verband sich jetzt Hutten mit ihm zur Fehde gegen einen alten Feind aus dem Reuchlinischen Streite her, der ihn so eben aufs Neue gereizt hatte, den frankfurter Pfarrer zu

1) Oekolampadius an Hedio, Ebernburg, Juni 1522; in Hutten's Schriften II, S. 122 f.

St. Bartholomäi, Peter Meyer. Neben Schmähung der Lutherischen Lehre auf der Kanzel, hatte dieser nicht allein ihren ersten Prediger in Frankfurt, Hartmann Ibach, sondern auch, wie wenigstens Hutten glaubte, seinen Schützling Otto Brunfels, der unterdessen Pfarrer in Steinheim geworden war, bei dem mainzer Domdechanten als Lutheraner angegeben und ihm dadurch eine Verfolgung zugezogen, welcher Brunfels nur durch schleunige Flucht entkommen war. Daher warfen sich nun in der Fasten 1522 beide Ritter auf den Pfarrer und trieben ihn bis Trinitatis, theils mit Drohbriefen an ihn selbst, theils mit Klagschreiben an seine Obrigkeit, um. Nachdem schon am Sonntag Reminiscere Hartmuth eine Warnungsschrift vor den falschen Propheten und Wölfen, mit deutlicher Hinweisung auf Meyer, am Mainthore der Stadt hatte anschlagen lassen, schickte am Dienstag nach Lätare Hutten von der Sickingischen Veste Wartenberg aus einen Fehdebrief an ihn. „Dr. Peter wiß, daß, nachdem kein Aufhörens an dir ist, mir und meinen guten Freunden und Gönnern Widerwärtigkeit zu erzeigen, sondern du deines unchristlichen Hasses und des teuflischen Giftes, so du wider uns in deinem Gemüth empfangen, täglich je mehr und mehr schaffest, und anders nit, denn wie ein leidiger Scorpion stets und ohne Unterlaß zum Stich bereit bist; als du dann jetzo an dem frommen, christlichen und wohlgelahrten Herrn Otten Brunfels und Herrn Hartmann Ibach, zweien evangelischen Predigern, indem du sie verrätherisch in Fahr und Noth bracht, scheinbarlich zu erkennen hast geben: so sollt du wissen, daß ich hinfür, mit allem meinem Vermögen, durch mich selbst und alle, die ich zu meiner Hülf bringen mag, in alle Weg und Gestalt mir möglich sein wird, nach deinem Leib und Gut trachten will; und soll dieß mein endlich Verwahrung gegen dir sein, da hast du dich nach zu richten.“

Am gleichen Tage erließ Hutten ein Schreiben an Bürgermeister und Rath zu Frankfurt in der Sache, in dessen Eingang er, um sich Gunst zu erwerben, sich darauf beruft, wie er „von seinen kindlichen Tagen auf, und besonders seit er durch Uebung Glücks und Unglücks etlichermaßen zu Erfahrniß weltlicher Sachen kommen, allwegen der Meinung gewesen, und so viel ihm möglich angehalten habe, daß Irrung, so etwa viel Jahr her zwischen etlichen des heil. Reichs Städten und etlichen vom gemeinen Adel

geübt worden" (Freund Sickingen hatte auch mit Frankfurt einen bösen Span gehabt), „aufgehaben würde, und die zween Stände, an denen die mehrer Macht deutscher Nation gelegen, untereinander zur Vereinigung und Freundschaft kämen." Hierauf klagt er den Herren, wie ihr Pfarrer, Dr. P. Meyer, wohl schon zehn Jahre her sowohl gegen Gönner und Freunde Hutten's, wie Dr. Reuchlin, als gegen ihn selbst, ohne alle Ursach ein giftig, natterisch und überaus grimmig Gemüth und Meinung getragen und in Red und Handlungen bewiesen habe. Ob ihm nun gleich das wehe gethan und er sich auch hätte rächen können, so habe er es bisher doch bei sich verdruckt, und würde dieß wohl auch ferner gethan haben, wo nicht Meyer vor wenig Tagen die Wunden, so sich in seinem Herzen zur Heilung gestellt und schon mit einem Rumpf überzogen gewesen, wieder aufgerissen und erneuert hätte durch die Handlung gegen Otto Brunfels, den Hutten, um dessen Sache zu der seinigen machen zu können, als seinen Diener in Anspruch nimmt. Dadurch sieht er sich zu ernstlicher Gegenwehr genothdrängt und stellt nun an den frankfurter Rath, dem er auch die gefährlichen Unruhen zu bedenken gibt, welche die giftigen, unchristlichen Predigten ihres Pfarrers leicht stiften könnten, das Ansinnen, sie mögen sich „genannten Dr. Peter's gänzlich entschlagen, ihn als einen unter die Schafe eingerissenen Wolf, als einheimisch Gift und verletzliche Pestilenz, aus ihrer Stadt thun und absondern"; denn, wer fürderhin mehr mit diesem Teufelsapostel Gemeinschaft hätte, durch den würde ihm, Hutten, Leid geschehen, und ob auch er ruhig stehen wollte, sei zu bedenken, daß vielleicht jemand anders (ihr Nachbar von Cronberg) um Hutten's willen dem Doctor, wenn sie diesen bei sich behielten, zu ihrem Schaden zusetzen möchte.

Dieses Schreiben an den Rath unterstützte Hutten durch einen Privatbrief an seinen Freund, den einflußreichen Rathsherrn Philipp von Fürstenberg. Er solle seine Collegen einzeln zu Gunsten des Hutten'schen Gesuchs bearbeiten und nichts unterlassen, was zur Vertreibung Meyer's dienen könne. Gegen den Erzbischof und das Domkapitel in Mainz, an welche Hutten gleichfalls einen vorwurfsvollen und doch freundlichen Brief, wie er sagt, geschrieben hatte, und ebenso gegen den Kaiser, mögen sie sich mit der Gefahr entschuldigen, welche ihnen von etlichen be-

nachbarten Adelichen drohe, die ihnen Fehde angesagt haben, falls sie den unruhigen Pfaffen noch länger bei sich dulden würden. Ueberhaupt sei ihnen jetzt ein großes Fenster zur Freiheit aufgethan: sie sollen nur Muth fassen und sich nicht durch ein oder das andere Edict gleich einschüchtern lassen. Die früher so mächtig gewesen, werden jetzt ohne Macht sein, da der Adel sich nach und nach von denselben trenne. Auch er selbst, Hutten, könne ihnen in der Sache Vorschub thun, besonders dadurch, daß er ihnen unter dem Adel Freunde verschaffe, und wenn er, wie zu hoffen, nächstens in den Besitz von Steckelberg trete, wollen sie gute Nachbarschaft zusammen halten. Vierzehn Tage später, am 11. April, ließ Hutten an das Thor der Liebfrauenkirche in Frankfurt zwei Absagebriefe anschlagen, deren einer gegen die Predigermönche, der andere gegen die Curtisanen gerichtet, und worin, für den Fall, daß sie sich nicht mit ihm verglichen, alle Kriegsleute aufgefordert waren, ihm beizuspringen und jene sammt ihren Verwandten in Deutsch- und Welschland an Leib und Gut anzugreifen.

Der Schriftenwechsel in dem Handel mit Meyer ging noch länger fort: der Pfarrer läugnete, was ihm Schuld gegeben war; Bürgermeister und Rath von Frankfurt verwiesen den Ritter an die geistliche Obrigkeit, da sie den Pfarrer nicht zu setzen oder zu entsetzen haben; Hutten meinte, aber auch Schutz sollten sie ihm keinen gewähren, sondern ihn sein Abenteuer gegen Hutten und die Seinigen bestehen lassen; worauf Bürgermeister und Rath erwiederten, Gewalt gegen jemand in ihrer Stadt oder Gebiet zu gestatten, wolle ihnen, wie der Ritter selbst ermessen werde, nicht gebühren. Dieses Abfertigungsschreiben an Hutten ist vom Donnerstag nach Cantate[1]): nun band aber am Pfingstmontag Hartmuth von Cronberg mit Meyer an und fuhr mit Bekehrungsversuchen und Drohungen so zudringlich fort, daß der belästigte Pfarrer am Donnerstag nach Trinitatis den Schutz des Rathes in Anspruch nahm. Wenige Jahre später indeß, 1525, jagten die Frankfurter selbst den händelsüchtigen Pfaffen aus der Stadt.

Wenn es uns befremden muß, die beabsichtigte Verbrüde-

1) Die Actenstücke s. in Hutten's Schriften II, S. 116—122. Der Brief an Fürstenberg ebendas. S. 114 f.

rung zwischen Adel und Städten von Hutten durch einen Zank dieser Art eingeleitet zu sehen, so finden wir uns durch die Beziehung, in die er sich wenige Monate später mit der Stadt Worms setzte, aus einem andern Grunde überrascht. Von Sickingen's Veste Landstuhl aus erließ er am Sonntag nach Jakobi ein Sendschreiben an dieselbe Stadt Worms [1]), welche wie keine andere eine Reihe von Jahren hindurch von Sickingen aufs Unverantwortlichste beschädigt und mit diesem noch so wenig gründlich vertragen war, daß er während des letzten Reichstags sich nicht getraut hatte, sie zu betreten. Dieses Handels gedenkt Hutten in seinem Schreiben gar nicht, und wirklich war er auch von der Art, daß er nicht entschuldigt, sondern nur etwa durch ein höheres, der Stadt und dem Ritter gemeinsames Interesse, wenn ein solches sich fand, in Vergessenheit gestellt werden konnte. Das glaubte nun Hutten in der Reformation gegeben, und indem er die Theilnahme der Wormser an dieser belebte, mochte er hoffen, nebenbei auch zur Ausgleichung ihres Zerwürfnisses mit Sickingen das Beste gethan zu haben.

Die Wormser hatten einen Prediger Namens Ulrich, der ihnen die evangelische Lehre vortrug, und neben vielem Anklang unter der Bürgerschaft, von Seiten der römisch gesinnten Geistlichkeit, besonders eines Pfarrers Daniel, viel Anfeindung fand. Der Stadt wegen dieses in ihr aufgegangenen Lichtes Glück zu wünschen, sie zum Beharren bei der Wahrheit, zum Muthe für den Fall der Anfechtung zu ermahnen, ist die Aufgabe, die sich Hutten in seinem Schreiben setzt. Den weltlichen Herren sei man nur in weltlichen Dingen Gehorsam schuldig; verlangen sie mehr, so sei Widerstand nicht nur erlaubt, sondern Pflicht. Auf die geistlichen Herren aber, die Bischöfe, gebühre den Gemeinden das Aufsichtsrecht, und besser wäre, wenn sie auch das Wahlrecht hätten und dieses nicht den trunkenen Domherren überließen: so würden wir nicht, statt frommer und gelehrter Leute, so viel reisiger Bischöfe in deutschen Landen finden. Vor dem Bischof von Worms, Reinhard von Rieppur, hatte schon vor anderthalb Jahren Hutten seinen Freund Bucer als vor einem Manne ge-

1) Ein demütige ermanung an ein gemeyne statt Wormbß, Schriften II, S. 124—130.

warnt, der um seines Hasses gegen die Reformation willen bereits auch der humanistischen Richtung feind geworden sei. Jetzt sagt er den Wormsern verständlich genug, wo sie einen Bischof oder Probst bei sich hätten, der seine weltliche Gewalt dem Evangelium zuwider brauchte, und auf vorangegangene gütliche Ermahnung und Bedrohung von seinem Fürnehmen nicht abstehen wollte, dem mögen sie aus gutem Gewissen mit dem Schwert begegnen und ihn mit Gewalt von sich treiben. Dabei sei ihnen Gottes Schutz gewiß, unter dem sie sich vor Fürsten nicht zu fürchten brauchen; und selbst menschlicher Beistand werde ihnen nicht fehlen, indem ihre Beharrlichkeit in der guten Sache ihnen viele Freunde, selbst unter denen, die ihnen bisher feind gewesen (Sickingen), erwerben werde: sie sehen ja, wie jetzt fast alle Städte, der mehrere Theil vom Adel und das gemeine Volk dem Evangelium anhangen. Sie mögen an ihm und andern ein Beispiel nehmen, die auch um Bekenntniß der Wahrheit willen eine Zeit lang unaussprechlich große Verfolgung erlitten haben und noch leiden, aber doch beständig bleiben. Für sich verspricht Hutten, mit Gottes Hülfe, Beharrlichkeit bis ans Ende. „Solch Fürnehmen“, sagt er, „soll mir kein Bitt abschmeicheln, kein Drau abschrecken, kein Geld abkaufen; denn ich weiß, an wen ich glaub, und daß mich Gott nicht verlassen wird.“ Dessen mögen auch sie mit ihm sich trösten, und ihn, der ihnen zu allem Guten in Christo geneigt sei, in ihre Brüderschaft befohlen haben.

Zum Schlagen kam es bei all diesen Anlässen nicht; doch scheint es für Hutten ein Bedürfniß gewesen zu sein, so leidend er auch schon war, sich für die Unmöglichkeit, im Großen zu wirken, durch Ritterstreiche im Kleinen schadlos zu halten. Um diese Zeit war es ohne Zweifel, daß er, wie Erasmus ihm wiederholt als etwas allgemein Bekanntes vorwirft, im pfälzischen Gebiete drei Aebte auf offener Straße räuberisch überfiel, wofür der Kurfürst von der Pfalz einem seiner Diener den Kopf abschlagen ließ und ihn selbst mit seiner Rache bedrohte. Ob an der weitern Erasmischen Nachrede etwas ist, daß Hutten auch zwei Predigermönchen die Ohren abgeschnitten, oder habe abschneiden lassen [1]), wollen wir nicht entscheiden; sie erinnert an

1) Erasmus an Hutten, 25. Merz 1523; an Luther, 8. Mai 1524, in Hutten's Schriften II, S. 178 f. 409 f.

eine Stelle in den Dunkelmännerbriefen, wo es heißt, Hutten habe einmal gesagt, wenn ihm die Predigermönche thäten, was sie Reuchlin gethan, wollte er ihr Feind werden, und wo er einen fände, ihm Nase und Ohren abschneiden[1]).

Im Mai 1522 war der Kaiser, durch Unruhen in Spanien abgerufen, aus den Niederlanden dahin abgesegelt, mit Zurücklassung eines Reichsregiments, das er ungern genug, seiner Wahlcapitulation gemäß, auf dem Reichstage zu Worms dem Andringen der Kurfürsten bewilligt hatte. In diesem waren die Kurfürsten jeder durch einen Abgeordneten, dann geistliche und weltliche Fürsten, Prälaten und Grafen nach 6 Kreisen, endlich die sämmtlichen Reichsstädte durch zwei Abgeordnete, die Ritterschaft aber gar nicht vertreten. Kein Wunder, daß sie unzufrieden war und in ihre Unzufriedenheit die Städte hineinzuziehen suchte, die im Verhältniß zu ihrer Bedeutung und ihren Leistungen gleichfalls zu schwach vertreten, und damals überdieß durch den Plan des Reichsregiments, das gesammte deutsche Reich mit einer Zolllinie zu umziehen, beunruhigt waren. Den Evangelisch-Gesinnten im Reiche hatte zudem das Regiment gleich nach seiner Einsetzung Anlaß zum Mißvergnügen gegeben. Während Luther's Abwesenheit auf der Wartburg waren zu Wittenberg unter Karlstadt's Anführung jene gewaltsamen kirchlichen Neuerungen vorgenommen worden, welche im Merz den Reformator zur eigenmächtigen Rückkehr veranlaßten. Aber schon im Januar hatte der altgläubige Herzog Georg von Sachsen, der eben, dem eingeführten Turnus gemäß, zu Nürnberg anwesend war, dem Regiment ein Edict abzugewinnen gewußt, welches die Bischöfe von Naumburg, Meißen und Merseburg anwies, sich den Neuerungen in Wittenberg zu widersetzen und die alten kirchlichen Bräuche aufrecht zu erhalten.

Diese Verhältnisse schienen der Idee, welcher Hutten in seiner letzten Zeit vorzugsweise nachging, der Idee einer Vereinigung zwischen Ritterschaft und Städten zum Behufe einer kirchlich-politischen Reichsreform, sich von selbst darzubieten, und er sprach sie daher von Neuem in der andringlichen Form eines

---

1) Epist. obsc. virorum II, 55.

deutschen Gedichtes aus, welches er Beklagung der Freistädte deutscher Nation benannte[1]). Ihr frommen Städte, beginnt er,

Ihr frommen Städt, nun habt in Acht
Des gmeinen deutschen Adels Macht,
Zieht den zu euch, vertraut ihm wohl:
Ich sterb, wo's euch gereuen soll.
Ihr seht, daß ihr mit ihm zugleich
Bschwert werdt durch der Tirannen Reich,
Die jetzt all ander Stänb verdruckt,
Allein sich hand herfürgeruckt —

nämlich die Fürsten; von denen jedoch nur die schlimmen, nicht die guten, gemeint sein sollen.

Den armen Adel fressen sie,
Und suchen täglich Weg und Rath,
Daß je bei Freiheit bleib kein Stadt;
Ein Theil sie hand gezwungen schon,
Die andern itzt sie fechten an . . .
Und ist allein ihr Muth und Sinn,
Zu nehmen deutsche Freiheit hin . . .
Nun ist drin, meim Bedunken nach,
Zu finden Rath ein leichte Sach,
Dann es wird stahn darauf allein,
Daß wir uns rotten in gemein,
Und setzen Städt dem Adel zu,
Der Adel solchs auch wieder thu;
Dann durch ein solch Vereinung mag
Uns werden gholfen, wie ich sag,
Und ist kein ander Arzenei,
Die uns mach unsrer Krankheit frei.

Einst sei die Kaisermacht in Deutschland der Hort der Schwachen gegen Gewalt gewesen:

Da mocht ein armer Rittermann
Ein Fürsten, der ihm Leids gethan,
Zu Antwort bringen und zu Recht,
Und ward ein jede Stadt verfecht.
Wem soll man aber klagen itzt?

Die Kaisermacht ist durch den schnöden Handel, welchen die Fürsten bei der letzten Wahl mit derselben getrieben, durch die Verspre-

---

1) Beklagunge der Freistette teutscher nation. Schriften III, S. 527—537.

chungen, welche Karl den einzelnen für ihre Stimmen machen mußte, tief heruntergebracht. Nun können die Fürsten sich alles erlauben.

Drum richten's neu Beschwerung an,
Der will ein Zoll, der andres han,
Das muß ihm werden confirmirt,
Hinwieder niemand appellirt:
Am Kürtag ward's ihm zugesagt.

Ich weiß, fährt Hutten hier fort (eine Ahnung, welche wir ihn auch in dem Erwiederungsgedicht an Eoban aussprechen hörten),

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich Solchs nicht schweigen kann,
Und nimm des Dings allein mich an;
Doch ist es wahr, und ist nit recht,
Man woll denn machen krumm zu schlecht
Und wandeln schwarz in weiß Gestalt:
Allein die Fürsten han den Gwalt,
Den brauchens ihrem Glüsten nach,
Thun's Unrecht schon, so ist kein Rach;
Nimmt schon ein Fürst mir wider Recht,
Wem soll ichs klagen? Bin sein Knecht,
Ich wollts dann klagen dem ders nimmt,

d. h. den im Reichsregiment überwiegend vertretenen Fürsten; die übrigens der Sachen sich nicht einmal persönlich annehmen, sondern aus Arbeitsscheu alles ihren bestechlichen Schreibern überlassen, durch welche die Regierung kostspielig und die Bedrückung des Volks immer härter wird. Dahin wirkt aber auch die unbegrenzte Habsucht der Fürsten selbst.

Ist auch ein Fürst, der hab zu viel?
Ich frag: ist einer, der hab gnug,
Und nit auf weiter Nutzung lug?
Möcht ich (sie sprechen) finden Rath,
Daß mir würd dienstbar diese Stadt!
Hat etwas dann ein Edelmann,
Das stößt ein Fürstenherrschaft an
Und ist gelegen seinem Land:
Bald wird ihm Fordrung zugesandt;
Auch halten's Brief und Siegel keim . . .

Das Umgreifen der Fürstenmacht wird einem unersättlichen Rachen verglichen:

Den Adel hat er gfressen schon:
Jetzt will er zu den Städten gon,
Den setzt er auf ein neuen Zoll.
Sag an, du Wolf, wann bist du voll?
Denkst nit, daß etwan käm ein Tag,
Der dir bisher verborgen lag,
Daß du mußt speien aus den Fraß?

Nun gebe vollends die Entfernung des Kaisers das Reich der eigensüchtigen Fürstenmacht preis:

Die henken ihre Köpf zugleich
In einen Rath, daß ihnn das Reich
Nach Willen ganz bleib unterthan:
Den Kaiser abgefertigt han,
Der zeucht nun von uns über Meer,
Sie wolln nit, daß er wiederkehr;
Denn allen Gwalt des Kaisers, hie
Von ihm gegeben, bhalten sie.

Um aber jede Klage über ihre Gewaltthätigkeit zu ersticken,

Drum haben's noch eins gfangen an,
Verbieten Doctor Luther's Lehr,
Als ob sie irgends sträflich wär;
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt . . .
Drum, fromme Städt, euch macht bereit,
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstahn,
Und helfen deutscher Nation
Vermeiden Schaden, Spott und Hohn . . .

wozu der Herr Christus um seinen Beistand gebeten wird.

Sehen wir in der zuletzt betrachteten Reihe Hutten'scher Schriften durch den Drang der Verhältnisse den Stolz des Ritters so weit herabgestimmt, daß er den Städten, den von ihm sonst so verachteten Krämern, die Hand zum Bunde reicht: so liegt, besonders wenn man in der Geschichte um etliche Jahre vorausblickt, die Frage nahe, ob er, um seinen Planen den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, nicht noch einen Schritt weiter gegangen sei und darauf gedacht habe, auch die Bauerschaft zur Verbesserung der öffentlichen Zustände aufzubieten. Daß ihm der Gedanke nicht fremd war, ein länger fortgesetzter Widerstand der Machthaber gegen die Reform dürfte am Ende einen Auf=

ruhr des gemeinen Volks herbeiführen, haben wir bereits gefunden, und sind namentlich in seiner früher erörterten Entschuldigungsschrift auf eine Stelle gestoßen, die eine Weissagung des Bauernkriegs heißen konnte[1]). Ob er nun aber ein solches Ereigniß nur befürchtet und sein mögliches Eintreten den Herrschern als Warnung vorgehalten, oder ob er gemeint gewesen, im vorkommenden Falle sich desselben zu seinen Zwecken zu bedienen und jetzt schon eine Verbrüderung nicht blos zwischen Adel und Städten, sondern auch zwischen beiden und der Bauerschaft anzubahnen, ist eine andere Frage. Noch in der gedachten Entschuldigungsschrift versichert Hutten, für den Fall, daß er wider Recht mit tyrannischer Gewalt überfallen würde, solle man sehen, daß er nicht, wie man ihm Schuld gebe, einen losen, leichtfertigen Haufen, sondern ehrbare, redliche und tapfere Leute an sich gehängt habe[2]). Ob er unter dem losen, leichtfertigen Haufen, mit dem er nichts zu thun haben will, die Bauerschaft verstanden oder nicht; ob er, wenn er ihre Bundesgenossenschaft damals noch verschmähte, in Folge der Ergebnisse des wormser Reichstags sich dazu bequemt habe, auch sie in Anspruch zu nehmen: diese Fragen hängen mit der über seine Beziehung zu dem deutschen Gespräche: Neu Karsthans, zusammen, das, ohne Hutten's Namen zu tragen, ihm doch von jeher von manchen zugeschrieben worden ist.

In seinem Titel weist dieses Gespräch auf ein früher unter dem Namen Karsthans, gleichfalls ohne Angabe des Verfassers, erschienenes zurück, welches eine zu Gunsten Luther's geschriebene Satire auf Thomas Murner's Vertheidigung des Papstthums war und vielen Anklang gefunden hatte. In demselben unterreden sich Mercur, ein Student, Luther und Karsthans, dieser in der Literatur jener Jahre eine typische Figur, die reformlustige, bibel- aber auch handfeste und im Nothfalle zum Dreinschlagen aufgelegte Bauerschaft vorstellend, mit Murner, der auf dem Titelblatte neben seinen Mitunterrednern mit einem Katerkopfe abgebildet ist. Während man bei diesem frühern Gespräche durch nichts an Hutten erinnert wird, hat dagegen der neue Karsthans[3])

1) S. oben, S. 361 f.
2) Schriften II, S. 144 f.
3) Gesprech biechlin neüw Karsthans. Hutten's Schriften IV, S. 649—681.

mit des Ritters Art in Gedanken und Vortrag eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit.

Wie in den meisten der neueren Gespräche Hutten's ist Franz von Sickingen einer der Unterredenden, deren, wie im zweiten Warner, außer ihm nur noch einer, nämlich Karsthans, der Bauer, ist, welchem gegenüber die Hauptrolle, die der belehrenden Auctorität, dem Ritter zufällt. Hutten tritt in diesem Gespräche nicht, wie in der Bulle und den Räubern, mitredend und handelnd auf; dafür weist aber Sickingen für die eigentlich gelehrten unter den Belehrungen, die er dem Bauersmann ertheilt, jedesmal auf Hutten, als auf die Quelle derselben hin. Die Zeit, in welcher das Gespräch gehalten sein will, ist der Sommer 1521; denn diesen Winter, sagt darin Sickingen, habe er mit Hutten auf der Ebernburg Luther's Schriften gelesen, und der Bauersmann wünscht ihm Glück zu dem Befehl und Kriegszeug, wozu ihn der Kaiser verordnet habe: zu dem Zuge gegen den Herzog von Bouillon und gegen Frankreich aber, der hier allein gemeint sein kann, wurde Franz, wie wir gesehen haben, im Juli 1521 bestellt.

Die Situation ist die, daß der Bauer, indem er dem Ritter gedachtermaßen Glück wünscht, von diesem wegen seines „ernstischen" Aussehens berufen wird; wovon er die Plackereien von Seiten der Pfaffen als die Ursache angibt. Es ist zunächst die alte Klage über die sogenannten Sendgerichte, die aus einem Organ der Kirchenzucht längst zu einer Geldquelle für die Geistlichen geworden waren, welche diese durch aufgestellte Angeber möglichst ergiebig zu machen suchten. So war Karsthans wegen einer Lapperei erst im Send angegeben, dann von dem Official in Geldstrafe genommen und endlich, weil er auch den ermäßigten Betrag, auf welchen jener mit sich hatte handeln lassen, nicht sogleich ganz erlegen konnte, in den Bann gethan worden. Franz verspricht ihm sein Fürwort beim Bischof, aber der Bauer meint, wenn es einmal, wie er hoffe, zur Abrechnung mit den Pfaffen komme, werde er dieß und anderes nicht vergessen. „Fürwahr fehlet es allein daran", setzt er hinzu, „daß wir der Sachen einen Hauptmann hätten, so würd' es gehen." Wie also in den Räubern der Ritter dem Städter die Hand zum Bunde gegen die Bedrückungen, hauptsächlich der Geistlichkeit, bietet, so wird hier von Seiten der Bauerschaft ein ritterlicher Anführer zum Kampfe

gegen die Pfaffen gefordert, und zwar ist es, wie sich bald ergibt, auf Sickingen selbst abgesehen, von welchem, sagt Karsthans, sein und seinesgleichen feste Zuversicht sei, er werde noch einmal „als ein Hauptmann ihre (der Pfaffen) böse Stuck helfen strafen“. Ganz wie es vier Jahre später wirklich kam: wo, nachdem Sickingen dahin war, die empörten Bauern sein Nachbild im Kleinen und Groben, Götz von Berlichingen, zur Hauptmannschaft preßten.

Zu diesem Ansinnen verhält sich der Sickingen des Gesprächs zunächst ausweichend. Zwar, daß es am Ende noch zu einem Aufruhr des gemeinen Volks kommen werde, ist auch seine Ueberzeugung; aber, wie Hutten in seiner Entschuldigung, fürchtet er diesen Erfolg und sucht ihn abzuwenden, weil der große Haufe mit Unvernunft drein zu schlagen und gegen den Unschuldigen wie gegen den Schuldigen zu wüthen pflege. So oft daher der Bauer nach Karst und Pflegel ruft, um damit zuzuschlagen, wird er von Sickingen erst zum geduldigen Abwarten verwiesen, dann, für den Fall, daß es doch zum Dreinschlagen kommen sollte, ermahnt, nicht aus Eigennutz, Neid oder Rachbegier, sondern in christlicher Meinung, um Gottes und der Gerechtigkeit willen zu handeln, da nur dann das Vorgehen ihm wohl erschießen werde. Was aber die Hoffnung der Bauerschaft betrifft, daß Sickingen selbst an ihre Spitze sich stellen werde, darauf antwortet er vorerst, das wisse er noch nicht, und habe es bis daher unserm Herrn Gott befohlen, wiewohl er viel Uebels durch die Geistlichen geübt werden sehe. Weiter aber auf die Einwendung des Bauers, daß er sich ja anheischig gemacht habe, Luther zu schirmen, wie er Hutten schon jetzt in seinen Schutz genommen habe, bekennt Sickingen, daß er Luther, dessen Schriften, so weit er sie gelesen, er anders nicht denn christlich und wohl geschrieben erkenne, falls ihm Gewalt und Unrecht widerführe, mit Hülf und Rath nicht verlassen würde. Hutten halte er bei sich als seinen guten Freund, und der in seinen Nöthen Zuflucht bei ihm gesucht habe; auch von ihm wisse er nicht anders, als daß er bisher die lautere Wahrheit, aus ehrlichen Ursachen und zu seinem großen persönlichen Schaden, geschrieben habe; daher werde er auch ihn, so lange er bei ihm sei, nicht vergewaltigen lassen. Doch auch über diese Defensive hinaus erklärt der Sickingen des Gesprächs, da

er die Zeit der Strafe für die Uebelthäter gekommen glaubt, sich bereit, falls Gott auch ihn zu solchem Geschäfte brauchen wolle, sein Gebot zu erfüllen. Daß er, nach den Erfahrungen des wormser Reichstags, noch immer die Hoffnung äußert, Kaiser Karl werde nicht länger päpstisch sein und dann selbst die Reform in die Hand nehmen, ist freilich auffallend und vom Verfasser auch wohl schwerlich ernst gemeint. Unerachtet also eine ausdrückliche Zusage des Ritters an den Bauersmann in Betreff der Hauptmannschaft sich im Gespräche nicht findet, sagt doch Karsthans (um von den angehängten Artikeln noch abzusehen) in den Reimen auf dem Titelblatt, er sei „mit Edeln Eins geworden", und werde seinerseits „mit Händen zugreifen; ein andrer möge auch sein Bestes thun".

Alle übrigen Ideen des Gesprächs sind so ganz Huttenisch, daß sich dem Sinne nach zu allen, zu manchen auch den Worten nach, Parallelen in den unzweifelhaften Schriften Hutten's finden. Und Letzteres ist gerade bei solchen Ideen der Fall, die weniger allgemeine Zeitanschauungen als persönliche Lieblingsgedanken unsres Ritters bilden, oder diesem doch besonders nahe lagen. Dahin gehört der Widerspruch gegen die verbreitete Meinung, als wären die Domstifter Anstalten, deren Erhaltung im Interesse des Adels liege. Hier ist, was im neuen Karsthans gesagt wird, fast Uebersetzung einer Stelle in den Räubern. Die Erschöpfung des mainzer Erzstifts durch den häufigen Pallienkauf binnen Menschengedenken, die Pfaffenherrschaft im Frankenlande, werden hier ebenso wie im Vadiscus und in den Räubern gerügt, und dabei des Erzbischofs Albrecht mit derselben schonenden Rücksicht gedacht, wie wir sie sonst von Seiten Hutten's gegen ihn beobachtet finden. Die Bewunderung für Ziska und seine scharfen Maßregeln, um Böhmen von den faulen Mönchen zu säubern und von der römischen Knechtschaft zu befreien, spricht sich hier ebenso wie im zweiten Warner aus[1]). Aber es konnte auch ein anderer, besonders wenn es einer aus dem dama-

1) Vgl. Neu Karsthans §. 95 mit Praedones §. 109. 110. 114; Neu Karsthans §. 96 mit Vadiscus §. 92 und Praed. §. 178. 179; Neu Karsthans §. 92 mit Monitor II, §. 24—27.

ligen ebernburger Kreise war, diese Gedanken Hutten's sich angeeignet haben.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Sickingen des Gesprächs wiederholt auf Hutten, als seine gelehrte Auctorität, sich beruft. Die Art, wie dieß geschieht, ist, künstlerisch betrachtet, allerliebst. Nachdem der Ritter den wahren Beruf der Geistlichkeit, im Gegensatze gegen ihre damalige Verweltlichung, mit großer Bibelfestigkeit aus den Paulinischen Briefen dargelegt hat, fällt Karsthans ein: „Junker, mich wundert, wo ihr solch Ding gelernt habt; ich bin an euch nit gewohnt, daß ihr also gründlich pfleget aus der heil. Geschrifft zu reden." Worauf ihm Franz erzählt, wie er vergangenen Winter mit Hutten in der Regel nach Tische Luther's Bücher gelesen und über das Evangelium und die apostolischen Schriften sich unterhalten habe. Ein andermal hatte der Ritter von Ceremonien gesprochen. „Junker", fragt ihn Karsthans darauf, „was seind Cormonius?" Worauf Sickingen antwortet: „Hans, Ceremonie, als mich Hutten bericht, heißen äußerliche Gebärden" u. s. w. Aber auch die Bulle In coena Domini hat Hutten seinem Gastfreunde verdeutscht, und was der Poet Plautus zu den geizigen Frauen spricht, hat letzterer von ersterem gehört. Indessen auch dieses Verhältniß war damals, selbst über den ebernburger Kreis hinaus, durch gedruckte Schriften Hutten's bekannt, und man könnte sogar finden, daß es Hutten selbst weniger als einem Dritten anstand, seine gelehrte Auctorität über den Gastfreund in solcher Weise hervorzuheben. Auch die Beweisführung aus Bibelstellen, die, obwohl hierin Hutten in der letzten Zeit Erkleckliches leistete, doch in diesem Gespräche noch um ein Gutes breiter gerathen ist, mehr noch die patristische Gelehrsamkeit, die es entwickelt, scheinen auf einen der theologischen Gäste hinzuweisen, deren damals Aquila, Bucer, Oekolampadius und Schwebel auf der Ebernburg im vertrauten Umgange mit dem Burgherrn und seinem ritterlichen Gaste sich befanden. Böcking's Vermuthung auf den feingebildeten Oekolampadius als Verfasser hat viel für sich.

Von Neuem bietet sich uns hier eine Wahrnehmung dar, auf die wir im Verlaufe unserer Darstellung schon öfter gestoßen sind. In Zeiten, wo große geistige Strömungen alle Glieder und Schichten eines Volkes bewegen, wird auch die schrift-

stellerische Production verhältnißmäßig gegen sonst eine gemeinsame Gabe, und es gibt keinen Homer, dem nicht Homeriden zur Seite träten, deren Erzeugnisse den seinigen zum Verwechseln ähnlich sehen.

Absichtlich haben wir bisher den Anhang unseres Gesprächs, die dreißig Artikel nämlich, „so Junker Helferich, Reiter Heinz und Karsthans mit sammt ihrem Anhang hart und fest zu halten geschworen haben", von dem Kreis unsrer Betrachtung ausgeschlossen. Zwar sind sie in der einzigen alten Ausgabe, die wir von dem neuen Karsthans besitzen, demselben angehängt; doch schwerlich in unmittelbarem Zusammenhang mit demselben entstanden. Denn nur der Karsthans der Artikel findet sich auch im vorangegangenen Gespräche; von dem Junker Helferich aber und dem Reiter Heinz weiß man nicht, wo sie herkommen, nachdem bei dem Gespräche der Junker Franz, ein Reiter aber gar nicht, betheiligt gewesen war. Auch der Ton der Artikel ist heftiger, wilder als der im Gespräch. Dem Inhalte nach aber gemahnen sie uns bereits wie Vorläufer der bekannten zwölf Artikel der Bauerschaft vom Jahre 1525, nur daß sie sich noch auf das geistliche Gebiet beschränken. Die Pfaffen, wie sie jetzund leben, sollen nicht mehr geistliche Väter, sondern fleischliche Brüder heißen, ihr Bann wie das Anblasen einer Gans geachtet, der Papst für den Antichrist, seine Cardinäle u. s. f. für des Teufels Apostel gehalten, der Hof zu Rom die Vorhölle genannt werden. Die Verbündeten wollen keinen Ordensbruder mehr ins Haus lassen; jedem Bettelmönch, der ihnen Käs abfordert, einen vierpfündigen Stein nachwerfen; die Officiäl oder Sendpfaffen mit Hunden aushetzen und mit Koth bewerfen lassen; alle Curtisanen wie tolle Hunde achten, die man schlagen, fangen, würgen und tödten darf. Insbesondre soll Hutten gegen sie geschützt, auch Luther wider seine Feinde vertheidigt werden. Dem geistlichen Recht und den päpstlichen Bullen wird ewige Feindschaft geschworen; den Pedellen, die solche überbringen, sollen die Ohren abgeschnitten, und wenn sie wiederkommen, die Augen ausgestochen werden. Die Feiertage außer dem Sonntag sollen abgeschafft, kein Bild mehr angebetet, die Beichte nach Luther's Anweisung eingerichtet, kein Pfarrer mehr geduldet werden, der nicht zur Predigt des Evangeliums befähigt und ehrbaren Lebens ist, auch

keinem mehr als Eine Pfarre, die er selbst versehe, gestattet werden. Zuletzt schwören die Verbündeten, in allen vorhergemeldeten Artikeln Leib und Gut zusammensetzen zu wollen, und rufen Gott zum Zeugen, daß sie darin nicht ihre eigene Sache, sondern die göttliche Wahrheit und des Vaterlandes Wohlfahrt bezwecken, und daß alles, was sie thun, in einer christlichen, ehrbaren, guten Meinung geschehe.

Doch wer es auch immer gewesen sei, der auf diese Weise die Verbrüderung zwischen dem Adel und der Bauerschaft zur Durchführung der Kirchenverbesserung in letzte Aussicht nahm und durch die Herausgabe der so eben betrachteten beiden Schriftstücke anzubahnen suchte: der nächste Versuch, den Sickingen machte, galt weder rein kirchlichen Zwecken, noch war dabei auf andre als diejenigen Streitkräfte gerechnet, welche der Ritter von jeher bei seinen Fehden aufzubieten gewohnt gewesen war.

Neuntes Kapitel.

Sickingen's Feldzug gegen Trier. Hutten's Entfernung aus Deutschland.

1522.

Nachdem sich in Folge des übeln Ausgangs, den der Zug gegen Frankreich genommen, Franzens Verhältniß zum Kaiser getrübt hatte, war er, weit entfernt, seine hochfliegenden Plane aufzugeben, vielmehr bemüht, den Stützpunkt, den er für dieselben schon vorher innerhalb seines eigenen Standes gefunden hatte, möglichst zu verstärken. Dazu gab ihm der Abgang des Kaisers nach Spanien im Mai und die Schwäche des von demselben zurückgelassenen Reichsregiments erwünschten Spielraum. Im August veranstaltete er eine Zusammenkunft der freien rheinischen Ritterschaft zu Landau, bei welcher sich die Edeln aus dem Kraichgau und dem Westrich, vom Hundsrück und der Nahe, aus dem Rheingau, Wasgau und der Ortenau zahlreich einfanden. Die Gemüther waren vorbereitet, da keiner war, der nicht Ursache zu haben gemeint hätte, über Parteilichkeit oder Saumseligkeit des Reichsregiments und Kammergerichts, über Beeinträchtigung durch benachbarte Fürsten oder Bischöfe sich zu beschweren; da manche auch der kirchlichen Neuerung günstig und mit der Stellung unzufrieden waren, welche der letzte Reichstag zu derselben eingenommen hatte. So wurde am Mittwoch nach St. Laurenzen Tag, den 13. August 1522, die Urkunde eines „brüderlichen Verständnisses" von den Anwesenden unterzeichnet, und den Abwesenden der Beitritt mittelst einzusendender Reverse offen gehalten, dessen Zweck zunächst dahin ging, die Ritterschaft durch möglichste

Ablehnung fremder Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Nicht allein die Streitigkeiten zwischen den Bundesverwandten nämlich sollten durch ritterliche Schiedsgerichte, ohne weitere Appellation, erledigt werden, sondern auch von Angehörigen anderer Stände sollten die verbundenen Ritter nur vor Ihresgleichen belangt werden können. Wer über das Erbieten zu solchem Austrage von seinem Gegner, welches Standes dieser sei, mit Gewalt bedrängt würde, dem sollte jeder Genosse der Verbrüderung hülflich zu sein gute Macht haben; dagegen dem, der den Austrag abgeschlagen, keiner helfen dürfen. Daß in Fehden zwischen Fürsten, Grafen und Städten Angehörige der Einung auf entgegengesetzten Seiten dienen, wußte man nicht zu hindern; doch sollten sie einander möglichst schonen, und sobald die Fehde beendigt, einander wieder laut des Verständnisses wie zuvor verpflichtet sein. Die Verbindung wurde auf sechs Jahre geschlossen, Franz von Sickingen zum Hauptmann gewählt, und ihm nach den verschiedenen Bezirken, in welchen die Verbündeten saßen, zwölf Vertrauensmänner zugeordnet [1]).

Schon den Tag vorher, ehe die Urkunde der landauer Einung ausgefertigt wurde, hatte Sickingen mit Franz von Sombrief einen Vertrag geschlossen, ihm etlich Reisige zu werben und zu führen; seine Schlösser, besonders Ebernburg und Landstuhl, hatte er neu befestigt und mit Vorräthen versehen; die Stellung als kaiserlicher Feldhauptmann und Rath, die er noch immer einnahm, und die Meinung, die er, wo nicht veranlaßte, doch gerne bestehen ließ, daß er in kaiserlichem Auftrage wider Frankreich werbe, führten, neben seiner persönlichen Geltung als Kriegsführer, bald ein zahlreiches Heer zu Pferd und zu Fuß unter seine Fahnen.

Franzens Zweck bei diesen Rüstungen war freilich nicht blos, wie der gute Hartmuth von Cronberg meinte, „dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen"; sondern in dem weniger schwärmerischen Sickingen wirkten persönlicher Ehrgeiz, ritterlicher Standesgeist und frommer Eifer für die Reformation, deren Ideen er

1) Diese und andre Urkunden, worauf die Erzählung des gegenwärtigen Kapitels beruht, findet man, obwohl wenig correct, abgedruckt in E. Münch's Franz von Sickingen, Band II und III.

eingesogen hatte, recht menschlich durcheinander. Seine schwankende Stellung zwischen ritterlichem Besitz und beinahe fürstlicher Macht wollte er fester begründen; zu diesem Ende mit Hülfe seiner Standesgenossen in die sich immer fester schließende Kette deutscher Fürstenthümer eine Lücke brechen; und dazu sollte ihm die religiöse Neuerung ebenso als Hebel dienen, wie sie ihm andrerseits als begeisternder Zweck, als die Krone der neu zu begründenden Ordnung vorschwebte.

Hienach wählte er sich auch den Feind, den sein erster Angriff treffen sollte, mit gutem Bedachte aus. Wäre er persönlicher Erbitterung nachgegangen, so möchte er sich wohl vor allen auf Hessen geworfen haben, dessen Adel unter dem Schutze des Landgrafen den Verpflichtungen nachzukommen sich weigerte, die er bei Sickingen's Ueberfall vor vier Jahren gegen diesen übernommen hatte. Aber Philipp von Hessen war ihm theils durch sich selbst, theils durch seine Verbindungen zu stark, und war, wenn auch damals noch nicht für die Reformation entschieden, doch kein geistlicher Fürst, in welchem Fürsten- und Pfaffenmacht mit Einem Schlage getroffen werden konnten. Alle Gründe hingegen, persönliche wie sächliche, schienen auf den Erzbischof und Kurfürsten von Trier zuzutreffen. Richard von Greiffenclau-Volraths war zwar mit Sickingen durch dessen verstorbene Hausfrau verschwägert; doch hatte sich auf dem augsburger Reichstage des Jahres 1518 über den gleichzeitigen Feldzug Sickingen's gegen Hessen keiner der Fürsten so scharf wie er ausgesprochen. Es sei zu viel, was Franz sich unterstehe: erst die Städte, dann die Fürsten einen nach dem andern vorzunehmen; die Kur- und Fürsten mögen bedenken, was zuletzt daraus werden solle; wäre man ihm gefolgt, so hätte man längst ernstlich gegen Franz gehandelt; er, Richard, sei der erste und wohl auch der letzte Kurfürst in seinem Geschlecht, die gebornen Kurfürsten gehe die Sache noch näher an. Eben als geistlicher Kurfürst aber war Richard eines der Häupter des deutschen Kirchenfürstenthums, und was sein Verhältniß zur Reformation betrifft, so war von ihm, nach Hartmuth's Ausdruck, „dem Worte Gottes die Thüre nach menschlichem Vermögen auf das Festeste beschlossen". Seine harte, übrigens staatsmännisch wie kriegerisch tüchtige Natur war für die reformatorischen Ideen ohne Empfänglichkeit. Wenn sein

Nachbar in Mainz ein Leo X. im Kleinen war, so sollte man sich durch Richard von Trier bald an den Kriegsfürsten Julius II. erinnert finden. Diese Eigenschaft des erwählten Feindes hatte Franz doch nicht gehörig in Rechnung genommen; oder glaubte er, sie werde zum Schutze desselben nicht hinreichen, entwurzelt und vereinzelt, wie er ihn zu finden hoffte. Wie gewöhnlich in bischöflichen Städten, war auch in Trier ein Theil der Bürgerschaft gegen das geistliche Regiment; eine Stimmung und Partei, die jetzt, in Folge des Eindringens der Lutherischen Lehren, noch verstärkt sein mußte. Von außen aber hatte Sickingen von dem zweideutigen Albrecht von Mainz keine Verhinderung zu befürchten; sein Gegner von dem friedfertigen Collegen zu Köln, Hermann von Wied, schwerlich kriegerische Hülfe zu erwarten. Bei Pfalz hoffte Franz durch frühere Verdienste noch etwas zu gelten, und bis Philipp von Hessen heranrückte, mit Trier schon fertig zu sein. Den Kaiser aber, außer seiner augenblicklichen Landesabwesenheit, glaubte er am wenigsten geneigt, sich des Fürsten, welcher der wohlbezahlte Agent und hartnäckigste Anhänger seines Nebenbuhlers um die deutsche Krone gewesen war, werkthätig anzunehmen. War doch im Reiche die Meinung verbreitet, daß Sickingen im geheimen Auftrage des Kaisers wider Trier ziehe.

Auf der andern Seite stand aber doch auch manches, was Sickingen warnen konnte. Daß er von Wittenberg aus keinerlei Vorschub, sondern nur Ablehnung zu erwarten habe, konnte er wissen, da man dort schon damals grundsätzlich gegen den Krieg als Mittel zur Durchführung der Reformation war. Luther und Melanchthon beklagten hernach Sickingen's Treiben als ein solches, das der guten Sache nur Haß zuwege bringen könne. Selbst in seiner nächsten Umgebung fehlten ihm warnende Stimmen nicht. Martin Bucer, der seit dem Mai jenes Jahres, der pfalzgräflichen Dienste überdrüßig, zu Franz zurückgekehrt war, urtheilte wenigstens später, derselbe habe diesen Krieg zwar in bester Absicht, doch ohne rechten Beruf unternommen. Und derselbe Mann, dessen Ansprüche an den Rath zu Worms dem Ritter einst zum Vorwande der mehrjährigen Fehde gegen diese Stadt gedient hatten, und der ihm jetzt mit der Feder Dienste leistete, Balthasar Schlör, warnte ihn in einer eigenen Denkschrift vor dem Zuge gegen Trier. Selbst wenn er es eroberte, meinte Schlör, würde

er es doch nicht behalten, sondern das Reich über ihn kommen, wie über Albrecht von Baiern wegen Regensburg, über Ulrich von Würtemberg wegen Reutlingen. Auch sein Guthaben beim Kaiser (das jetzt mit den Soldrückständen, für welche Sickingen eingetreten war, 60,000 Fl. betrug) setze er aufs Spiel. Er solle einen andern gegen Trier hetzen; jedenfalls noch zuwarten, wie sich die großen politischen Verhältnisse zwischen dem Kaiser, dem König von Frankreich u. s. w. gestalten. Auch seine Kränklichkeit (der 41jährige Sickingen war schwer vom Podagra geplagt) und des Astrologen Johann Haßfurt warnendes Prognostikon für die Jahre 1522 und 1523 möge er bedenken.

Allein bei Sickingen war die Unternehmung gegen Trier beschlossene Sache, auch der Vorwand zur Kriegserklärung war bereits gefunden. Er war ganz im Geschmacke des damaligen Fehdewesens: vom Zaune gebrochen, um Händel anfangen zu können. Ein unruhiger Mensch, dem Sickingen Aufenthalt gab, Gerhard Börner, hatte zwei Schultheißen aus dem trierschen Gebiete gefangen und weggeschleppt; auf ihr Bitten, wozu sie jedoch nachher behaupteten gezwungen worden zu sein, schlug sich Franz ins Mittel, erlegte dem Börner für dieselben an Schatzung 5000 und für Atzung 150 rheinischer Gulden, worauf er sie in Freiheit setzte gegen das übliche Gelöbniß, ihm entweder auf eine bestimmte Zeit die für sie ausgelegte Summe zu bezahlen, oder sich wieder in seine Hand zu stellen. Heimgekehrt jedoch wendeten sich die Schultheißen, ohne sich an das erzwungene Versprechen gebunden zu achten, an das Reichsregiment zu Nürnberg, und auf Sickingen's Beschwerde erklärte der Kurfürst von Trier, dem Spruche des Regiments nicht vorgreifen zu wollen. Das hatte Sickingen nicht blos voraussehen können, sondern wahrscheinlich gewünscht, um einen Vorwand zur Fehde zu haben, welche er, sobald er sich hinlänglich gerüstet glaubte, am Mittwoch nach Bartholomäi dem Kurfürsten ankündigte.

Der Erste, an den der bedrohte Kirchenfürst sich um Beistand wandte, war sein Nachbar und College von Mainz, den er, der zwischen ihnen bestehenden Einung gemäß, um 100 wohlgerüsteter Pferde bat, um solchem muthwilligen Fürnehmen Widerstand thun zu können. Allein Kurfürst Albrecht bedauerte zwar, daß seiner Lieb etwas Beschwerliches zustehen sollte: aber seine

Reisigen brauchte er, wie er schrieb, theils für den schwäbischen Bund, theils zum frankfurter Herbstmeßgeleite; von seinen Lehnsleuten, die er sofort aufbot, erschienen statt 200 nur 20, und diese weigerten sich, so berichtete er, jemand Anderem als ihm zu dienen; zuletzt wollte er Söldner werben, die waren aber, schrieb er, „in Wahrheit der Zeit nicht zu bekommen". Endlich, auch vom Reichsregiment an seine Pflicht gemahnt, erbot sich Albrecht, 200 Mann zu Fuß, und dann auch die dem schwäbischen Bunde zur Verfügung gestellten Reiter dem Nachbar zuziehen zu lassen: das war aber so spät, daß ihm Kurfürst Richard zurückschrieb, er habe sich mittlerweile des Feindes selbst erwehrt, und Albrecht möge mit seiner Hülfe zu Hause bleiben. Doch nicht blos keines Beistandes hatte sich ersterer von dem letztern zu getrösten, sondern die Fähren des Rheingaus führten Mann und Roß über, welche Sickingen's Fahnen zuzogen; Unterthanen und Lehnsträger von Mainz dienten dem Ritter gegen Trier; ja von Albrecht's vornehmsten Beamten thaten der Hofmeister Frowin von Hutten und der Marschalk Kaspar Lerch, wie auch einzelne Domherren, dem Unternehmen Sickingen's allen Vorschub.

Zwar erließ nun auf Richard's Anrufen das Reichsregiment zu Nürnberg unter dem 1. September ein Mandat an Sickingen, in welchem dieser unter Androhung der Acht, und überdieß einer Pön von 2000 Mark löthigs Goldes, aufgefordert wurde, sein Gewerb gegen Trier, als der goldenen Bulle und dem Landfrieden zuwider, von Stund an abzustellen: allein als dieses Mandat einlief, war Sickingen bereits in das kurfürstliche Gebiet eingefallen, hatte Bliescastel genommen und lagerte vor St. Wendel. Er hatte eine Ansprache an seine Truppen und Verbündeten ausgehen lassen, in welcher er erklärte, wie dieser sein Zug nicht seine Bereicherung an Gut oder Macht, deren er für einen Edeln vorhin genug besitze, sondern Gottes Ehre zum Zweck habe, sofern es wider die Feinde des Evangeliums, die Bischöfe und Pfaffen, gehe. Dazu, hätte er gemeint, sollten christliche Fürsten ihm helfen; statt dessen aber ziehen sie sich ab. Doch Gott werde sein und der Seinigen Helfer sein und ihnen entweder seligen Tod für sein Evangelium oder herrlichen Sieg verleihen. Um sich jedoch dessen würdig zu machen, müssen sie etlich Pünktlein merken, die er melden wolle; sie seien aus der Geschrift gezogen.

Und nun wird zu menschlicher Kriegführung, zur Schonung der Unschuldigen in eroberten Städten und auf dem platten Lande ermahnt, vor unnützem Sengen und Brennen, Verheeren der Felder, Abhauen der Bäume und Reben gewarnt, dessen sich Franz bei frühern Zügen nicht immer enthalten hatte, und alle diese Ermahnungen mit Beispielen belegt, welche, im ächten Renaissancestil, bunt durcheinander aus der biblischen und der römischen Geschichte genommen sind, so daß, ähnlich wie am Ottheinrichsbau auf dem heidelberger Schlosse, Josua neben Horatius Cocles und David neben Titus zu stehen kommt.

Etwas weniger zahm und gottselig als in diesem Manifest, in welchem der ehemalige Franciscaner Heinrich von Kettenbach, jetzt ein begeisterter Herold der Reformation, die Feder für ihn geführt hatte, sprach sich Franz mündlich gegen die Sendboten des Reichsregiments aus. „Sag dem Statthalter", sprach er zu dem Ueberbringer des Schreibens, „daß er gemach thue; es gehört mehr denn Brief dazu." Uebrigens sei er des Kaisers Diener so gut wie die Herren im Regiment; nicht gegen diesen wolle er handeln, sondern nur gegen den Erzbischof von Trier, und da wisse er fürwahr, sein Herr der Kaiser werde nicht zürnen, ob er den Pfaffen ein wenig strafet und ihm die Kronen eintränket, die er (vom König von Frankreich vor der Kaiserwahl) genommen. Sein weiteres Absehen gehe darauf, ein besseres Recht in Deutschland zu machen, als das Regiment bisher gethan; gelinge ihm sein Vorhaben, so werde der Kaiser bei seiner Zurückkunft mehr Land und Geld (durch Einziehung der geistlichen Güter vermuthlich) im Reiche finden, als er jetzt auswärts zu gewinnen suche. Was aber die Aufforderung betreffe, seinen Handel dem Kammergericht zu überlassen, so habe er ein Gericht um sich, das mit Reisigen besetzt sei und mit Büchsen und Karthaunen distinguire.

Auch auf Franzens Schaaren, an welche ähnliche Abmahnungen von Seiten des Regiments ergingen, machten diese wenig Eindruck, und so fiel, nach wiederholter Bestürmung, auch St. Wendel durch Uebergabe in die Hände des Siegers. Das Glück löste diesem die Zunge über seine Absichten: „Ihr seid gefangen", soll er zu den Edelleuten, die St. Wendel vertheidigt hatten, gesprochen haben, „eure Pferd und Harnisch verloren. Ihr habt aber einen Kurfürsten, der kann und mag euch, wo er anders bleibt, wohl

bezahlen; wo aber Franz ein Kurfürst zu Trier wird — als er wohl thun könnte, auch thun will, und nicht allein dieß, als das Geringst, sondern ein Mehreres — so wird euch der auch wohl ergetzen."

Da Sickingen, ohne sich vor Saarbrück, das er zu nachdrücklicher Vertheidigung gefaßt sah, weiter aufzuhalten, geraden Wegs gegen Trier zog, so warf sich der Kurfürst, der bis dahin von Pfalzel und Ehrenbreitstein aus Hülfsgesuche nach allen Seiten gerichtet und bereits auch von Hessen und Pfalz tröstliche Zusicherungen erhalten hatte, in seine Hauptstadt, um diese in Vertheidigungsstand zu setzen und gegen den anstürmenden Feind so lange zu halten, bis von Seiten der verbündeten Fürsten Entsatz herankäme. Und hiebei entwickelte Richard von Greiffenclau eine kriegerische Tüchtigkeit, die nur eben für einen Bischof nicht recht paßte. Auf dem Markte hielt er Musterung über seine Kriegsmacht, die er, sammt der Bürgerschaft, durch eine Anrede befeuerte; er selbst ging auf Mauern und Thürmen umher, um Schadhaftes ausbessern, Hinderliches wegräumen zu lassen; in seinem Wamms von Elenshaut, unter seinen Rittern und Söldnern, fand er sich ganz in seinem Elemente, und als er beim Anrücken des Feindes eine gefüllte Klosterscheune vor der Stadt eigenhändig in Brand stecken wollte, mußte ein Soldat, indem er ihm die Fackel aus der Hand nahm, ihn aufmerksam machen, daß solches Werk ihm besser als dem Erzbischof gezieme.

Es war am Mittag des Festes von Mariä Geburt (8. September), als Sickingen mit seinen Schaaren unter Trommel- und Trompetenschall den Marsberg herunterzog und sich im Thale vor der Stadt lagerte. Die erschreckte Bürgerschaft glaubte schon alles verloren. Aber der Erzbischof gab den zwei Reitern, durch welche ihn Sickingen zur Uebergabe auffordern ließ, die entschlossene Antwort, wenn Franz etwas von ihm wolle, so werde er ihn hier, in der Stadt, finden. Jetzt ließ Sickingen die Stadt beschießen: die Belagerten fielen aus und vernagelten ihm etliche Geschütze; er schoß glühende Kugeln und außerdem Briefe in die Stadt, um Uneinigkeit in derselben zu stiften: aber die Klugheit und Festigkeit des Erzbischofs wußte alles niederzuhalten. Abgesandte des Kurfürsten von Köln suchten vergebens zu vermitteln; die 200,000 Goldgulden, die Franz als Preis des Abzugs for-

derte, meinte Richard, wolle vielmehr er sich von Franz als Entschädigung holen. Auf der andern Seite schwärmten die Sickingischen für ihren Führer. Bei jenem Ausfall hatten die von Trier einen seiner Soldaten weggefangen und schleppten ihn in die Stadt. Da rief er aus, er wolle lieber sterben mit Franzens, seines Herrn, Gnad und Gunst, als am Leben bleiben, um dem Joche der Trierer sich zu fügen; worauf der Umstehenden einer flugs das Schwert zog und ihm den Kopf abhieb. So fehlte es im Sickingischen Lager an Begeisterung nicht, aber nach fünf Stürmen, einer immer mörderischer als der andere, an Pulver. Auch blieb der Zuzug, den Franz erwartet hatte, aus, während für Richard der Entsatz herannahte. 1500 Mann, die Nikolaus von Minckwitz Franz aus dem Braunschweigischen zuführen sollte, waren durch Philipp von Hessen abgeschnitten worden, und dieß hatte auch andere, die zu ihm stoßen wollten, abgeschreckt. So hob er an Kreuzerhöhung (14. Sept.) die Belagerung auf und trat in guter Ordnung den Rückzug an; wobei grundsätzlich, in Nachahmung Ziska's, Klöster und Kirchen, aber auch, wie wenigstens die beschädigten Fürsten behaupteten, im Widerspruch mit seinem letzten Manifest, Dörfer und Hütten niedergebrannt wurden.

Wenn wir die ganze Geschichte von Sickingen's vergeblichem Zuge gegen Trier erzählt und dabei Hutten's mit keinem Worte gedacht haben, so ist dieß genau so viel, als wir aus dieser Zeit von unserm Helden wissen. Es fehlt uns jede Nachricht, ob er den Freund ins Feld begleitet, ob er mit Hartmuth von Cronberg zum Schutze der Ebernburg zurückgeblieben, oder sonst in einem von Franzens Häusern, vielleicht auch durch Krankheit behindert, sich aufgehalten habe. Dessenungeachtet war ein Bericht über den trierer Zug hier erforderlich, weil, wie der Plan desselben ohne Zweifel zwischen beiden Rittern gemeinschaftlich war, so sein Ausgang über Hutten's Entwürfe und Schicksale nicht minder als über die seines Beschützers entschieden hat. Schon jetzt wurde Hutten mancher Orten todt gesagt: vermuthlich weil er so ganz vom Schauplatze verschwunden war. Der ehrliche Veit Werler zu Wiesensteig hatte davon in seiner Gegend so oft und bestimmt reden hören, daß er es beinahe glauben mußte und dem wahrhaft edeln Jünglinge, dem großen Talente, einen

schönen Nachruf widmete [1]). Es war noch um drei Vierteljahre zu frühe.

Aber aus dem Vaterlande zu weichen, fand sich Hutten jetzt bewogen. Die Verbannung, die er längst für sich vorausgesehen, trat er nun wirklich an. Es ist eine Entstellung, die der erste Blick auf die Verhältnisse widerlegt, wenn Erasmus behauptet, Sickingen habe seinen bisherigen Schützling weggeschickt, um sich nicht seinetwegen dem Hasse auszusetzen. Nach dem trierer Zuge war Hutten's Beherbergung das Geringste, was Franz zur Last fiel, und er wußte sehr gut, daß durch Entlassung desselben nicht mehr zu helfen war. Ein Vertrauter von Hutten's letzten Jahren, Otto Brunfels, beruft sich auf das Zeugniß der überlebenden Söhne Sickingen's, daß ihr Vater seine Gesinnung gegen Hutten niemals geändert habe, und Heinrich Schwebel, der Sohn eines der Prediger, die auf Franzens Burgen Zuflucht gefunden, erzählt als die verbündeten Fürsten sich gegen ihn in Bewegung gesetzt, und es sich zur Belagerung Landstuhls angelassen, habe der Ritter diejenigen, die ihm theuer waren, nicht mit in die Gefahr hineinziehen wollen, sondern die zum Waffendienste minder Tauglichen (unter welche, seiner von Neuem ausgebrochenen Krankheit wegen, damals auch Hutten gehörte) freundlich entlassen [2]). Damit stimmt es, daß auch Martin Bucer im November jenes Jahres, um den kriegerischen Störungen zu entgehen, Sickingen's Burgen verließ und ein Predigtamt in Weißenburg annahm.

Für den Augenblick zwar, nach Franzens Rückzug aus dem Trierschen, fanden die verbündeten Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen noch nicht für gut, ihn selbst anzugreifen; sondern während des Herbstes und Winters nahmen sie an seinen Helfern und Verwandten Rache: eroberten Cronberg, trieben Frowin von Hutten von seinen Gütern, büßten den Kurfürsten von Mainz um 25,000, Franzens Schwager, Friedrich von Flersheim, um 1000 Gulden u. s. f. Daß aber ein Hauptangriff auf Sickingen bevorstand, war vorauszusehen, und dieser suchte sich für den-

1) Wiesensteig, 8. Oct. 1522. Hutten's Schriften II, S. 149 f.

2) Erasmus, Spongia etc. in Hutten's Schriften II, S. 270, §. 36. Brunfels Resp. ad Spong. ebendas. S. 328 f. Heinr. Schwebel an Reinhard von Sickingen, ebendas. S. 472 f.

selben durch Botschaften und Briefe, die er an Ritter und Städte, bis nach Böhmen hinein auf der einen, und bis in die Schweiz auf der andern Seite schickte, zu verstärken.

Um diese Zeit mag es gewesen sein, daß Hutten, wie Otto Brunfels berichtet, von dem Könige Franz von Frankreich die Einladung erhielt, mit einem Jahrgehalte von 400 Kronen und freier Wahl des Aufenthaltsortes, als Rath in seine Dienste zu treten. Die Verfolgung, der Hutten in Deutschland ausgesetzt war, würde einen solchen Schritt entschuldigt haben: aber er wollte keine undeutschen Dienste nehmen und schlug das Anerbieten aus[1]).

Wann Hutten sich von den Burgen seines Beschützers und aus Deutschland überhaupt entfernt, welchen Weg er genommen habe, wer etwa seine Begleiter gewesen, darüber fehlen uns ausdrückliche Nachrichten. Wir wissen nur, aus dem Datum seiner Ermahnung an Worms (27. Juli), daß er gegen Ende Juli noch auf Landstuhl war; wissen ferner, daß im November Bucer und Oekolampadius die Burgen Sickingen's verließen und sich, der eine nach Weißenburg, der andere nach Basel, begaben; wissen außerdem, daß Hutten, ehe er nach Basel kam, sich einige Zeit in Schlettstadt aufhielt, wo ihm Bekannte Geld vorstreckten; wissen endlich, daß gegen Ende November Hutten und Oekolampadius, wie auch der vertriebene Hartmuth von Cronberg, in Basel waren[2]), die also möglicherweise die Reise, wenigstens zum Theil, miteinander gemacht haben könnten. Hutten suchte in Basel, wo er in der Herberge zur Blume wohnte und bis zum Frühling zu bleiben gedachte, Sicherheit und Ruhe: Sicherheit, die er in Deutschland nicht mehr fand, seit die feste Wand, an die er sich gelehnt hatte, Franz von Sickingen, wankte; Ruhe, deren er zur Pflege seiner Gesundheit dringend bedurfte. Denn seine Krankheit war von Neuem ausgebrochen, und der geschwächte Körper hatte nicht mehr viel Mittel übrig, ihr Widerstand zu leisten. Seine Sicherheit aber war jetzt nicht mehr blos durch die Römlinge, sondern ebenso durch die Fürsten bedroht, die in ihm eines

1) Resp. ad Spong., a. a. O. S. 340.

2) Erasmus an Melanchthon, 6. Sept. 1524; Hutten's Schriften II, S. 414. Glarean an Zwingli, 28. Nov. 1522, ebendas. S. 153.

der thätigsten Mitglieder der ritterlichen Schilderhebung gegen ihre Uebermacht verfolgten. Daher bat er (zum Ueberfluß, wie es manchen schien) den Rath von Basel um seinen Schutz, der ihm auch zugesagt wurde. Man bot ihm ein Gastgeschenk von Seiten der Stadt; die Magistratspersonen machten ihm Besuche; Leute aller Stände kamen, ihn zu sehen; an Einladungen und Mahlzeiten fehlte es nicht. Doch gerade dem Manne war Hutten's Aufenthalt in Basel unerwünscht, der für ihn der wichtigste am Orte war: dem Erasmus [1]).

---

1) Basil. Amerbach an Bonifaz A., 6. Jan. 1523, Hutten's Schriften II, S. 156. Glarean an Zwingli, a. a. O. Derselbe an Vadian, 18. Jan. 1523, Hutteni Opp. Supplem. II, S. 813. Vgl. Hutten's Expostulatio cum Erasmo, Schriften II, S. 184 f.

Zehntes Kapitel.

Hutten's Streit mit Erasmus.

1522. 1523.

Des Erasmus und des Verhältnisses, in welchem Hutten zu ihm stand, haben wir im ersten Theile unserer Erzählung wiederholt gedenken müssen. Es war damals von Seiten Hutten's das der reinen Verehrung und Bewunderung des älteren Meisters und Vorbildes; von Seiten des Erasmus das des Wohlgefallens an einem begabten Jünger, gegen dessen Huldigungen der Meister nicht unempfindlich ist, dessen Brausen und Ueberschäumen er mit seiner Jugend, in Erwartung künftiger Läuterung, entschuldigt. Der Gegensatz der Naturen war durch die Gemeinsamkeit des humanistischen Standpunktes scheinbar ausgeglichen: sobald der eine von beiden diesen verließ, während der andere auf demselben verharrte, so mußte auch der Widerstreit der Naturen zum Vorschein kommen. Nun war aber Hutten während der letzten Jahre aus dem Humanisten immer mehr zum Reformer geworden, während Erasmus Humanist blieb: unmöglich konnte ihm dieser fortan in demselben Lichte wie früher erscheinen; an dem strahlenden Vorbilde seiner Jugend mußten ihm jetzt mancherlei Flecken bemerklich werden.

Vor allem haben wir uns hier, wo der denkwürdige Streit zwischen beiden Männern zu entwickeln ist, mit der ganzen Größe und geschichtlichen Bedeutung des Erasmus zu durchdringen. Es ist leicht gesagt, ihn in Vergleichung mit Luther seicht und schwach, im Verhältniß zu Hutten sogar feig und zweideutig zu finden. Das waren die beiden Träger der geschichtlichen Macht, die ihn ab-

löste: in Vergleichung mit dieser aber, so lang eine Geschichtsperiode im Aufsteigen begriffen ist, erscheint der Vorgänger regelmäßig im Nachtheile. Ihm gerecht zu werden, müssen wir rückwärts blicken, ihn mit demjenigen vergleichen, worauf er fußte, was er weiterbildete, in sich zusammenfaßte. Da sehen wir denn in Erasmus den lebendigen Inbegriff fast alles dessen, was, in Folge der Wiedererweckung des Studiums der Alten, die Geister der abendländischen Nationen seit mehr als hundert Jahren errungen hatten. Es waren dieß nicht blos Sprachkenntnisse, nicht blos Bildung des Stils, des Geschmacks: sondern damit hatte die ganze Geistesform einen freieren Wurf, einen feineren Strich bekommen. In diesem umfassenden Sinne kann man sagen, daß Erasmus der gebildetste Mann seiner Zeit war.

Zugleich verstand er seine Zeit, kannte ihre Bedürfnisse, und kam denselben durch seine Schriften nach den verschiedensten Seiten hin entgegen. Seine kritischen Ausgaben von Classikern und Kirchenvätern, seine Blumenlesen von Sprüchwörtern, Gleichnissen und Sentenzen, seine Uebersetzungen aus dem Griechischen, seine Anweisungen zum Studium überhaupt, zur wahren Theologie, zum richtigen und eleganten Sprechen und Schreiben des Lateinischen, worin seine zahlreichen Briefe praktische Muster waren, kamen zur rechten Zeit und wirkten in den weitesten Kreisen. Seine griechisch-lateinische Ausgabe des Neuen Testaments, die erste gedruckte des griechischen Grundtextes, erschien, dem Papste Leo X. zugeeignet, ein Jahr vor dem Anfangsjahre der Reformation. Seine Paraphrasen zu den neutestamentlichen Schriften folgten; wobei es ihn bezeichnet, daß er die zur Apokalypse schuldig blieb. So wenig er aber, wie schon früher bemerkt, Mystisches in seiner Natur hatte, so fehlte ihm darum der Sinn für praktische Religion, selbst für sittliche Ascese keineswegs: wie seine Unterweisung eines christlichen Streiters, seine Schriften über das Gebet, den christlichen Ehestand u. dgl. zeigen. Ueberall dringt er in der Religion auf das Innere, die Gesinnung und Bedeutung, ohne welche ihm das Aeußere, die kirchliche Ceremonie, keinen Werth hat. Er verspottet den Aberglauben des Volkes, die Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, insbesondere der Mönche, den Aberwitz der Scholastik, klagt über die Plackereien

der Fastengebote und wagt selbst gegen die Herrsch- und Habsucht des römischen Hofes manch freies Wort.

Alle Welt, die ganze menschliche Gesellschaft, unterwirft er in seinem Lob der Narrheit einer ironischen Musterung. Hier tritt im Geschmacke jener Zeit, der freilich nicht mehr der unsrige ist, die personificirte Thorheit redend auf, rühmt ihre Verdienste um die Menschheit und lobt, indem sie die verschiedenen Stände nach der Reihe durchgeht, an den einzelnen gerade das, was an denselben als Verkehrtheit zu rügen ist; wobei sie freilich oft genug aus der Rolle und aus dem verstellten Lob in directen Tadel fällt. Die Schrift ist bei Lebzeiten ihres Verfassers mindestens 27mal aufgelegt worden.

Kaum mindern Beifall erhielten seine Vertrauten Gespräche, die, aus einer Anleitung zur lateinischen Conversation, in den spätern Ausgaben zu einer Sammlung von Unterhaltungen wurden, in denen Erasmus bald Sitten oder Unsitten seiner Zeit schilderte, bald seine Ansichten über wichtige Fragen der Lebensweisheit oder der Religion niederlegte. Die Angabe des Inhalts von einigen dieser Gespräche wird die Denkart und Stellung des Erasmus am besten deutlich machen. In dem Gespräch: Die Leiche, werden zwei Sterbende geschildert. Der eine, ein gewesener Kriegsmann, der viel ungerecht erworbenes Gut besitzt, läßt sämmtliche Bettelorden holen, stirbt in der Franciscanerkutte und läßt sich in der Kirche begraben, vermacht sein ganzes Vermögen den Orden und zwingt Weib und Kinder, geistlich zu werden. Der andere, ein rechtschaffener und verständiger Mann, stirbt ohne allen Prunk, im Vertrauen auf das Verdienst Christi allein, vermacht den Klöstern und den Armen, da er den letzteren im Leben nach Kräften Gutes gethan, keinen Pfennig, nimmt zwar noch die letzte Oelung und das Abendmahl, doch ohne Beichte, da ihm, wie er sagt, kein Scrupel mehr in der Seele haftet. Dabei wird zugleich die Erbschleicherei der Mönche, die Eifersucht zwischen ihnen und den Pfarrern, wie der verschiedenen Orden unter einander, und deren rohe Sitten, anschaulich gemacht. In dem Gespräche vom Fischessen wird unter anderem eine Geschichte erzählt, wie einer in tödtlicher Krankheit sich weigerte, nach dem Rath seiner Aerzte (wider sein Gelübde) Eier- und Milchspeisen zu essen, aber keinen Anstand nahm, eine Schuld durch einen Mein-

eid abzuschwören. Im Schiffbruch, während die Uebrigen der eine diesen, der andere jenen Heiligen anrufen, wendet sich der verständige Sprecher geradezu an Gott selbst, in der Ueberzeugung, daß kein anderer die Bitten der Menschen schneller höre und lieber gewähre. In der Unterhaltung über das Wallfahrten antwortet Menedemus dem Ogygius auf die Frage, ob er nicht auch die Pilgerfahrten, die ihm dieser zuvor gerühmt, machen wolle? er mache seine Wallfahrten zu Hause ab. Nämlich so: er gehe in das Zimmer, um über die Sittsamkeit seiner Töchter zu wachen; von da in die Werkstatt, um den Fleiß der Knechte und Mägde zu beaufsichtigen, und so da und dorthin, um das ganze Haus in Ordnung zu halten. Aber das würde, wendet der andere ein, wenn du zu ihm pilgern gingest, der heil. Jakobus für dich besorgen. Die heil. Schrift, entgegnet Menedemus, heißt es mich selbst besorgen; daß ich es den Heiligen überlassen soll, finde ich nirgends vorgeschrieben.

In dem Jahrzehnt, welches dem Auftreten Luther's voranging, stand der Ruhm des Erasmus auf seiner Höhe. Er galt für die erste literarische Größe des Abendlandes, und war es auch. Von fernher reisten aufstrebende junge Männer wie ältere Gelehrte an seinen Wohnort nnd schätzten sich glücklich, sein Angesicht gesehen zu haben. Weltliche und Kirchenfürsten bewarben sich um seine Briefe und lohnten seine Zueignungen durch Geschenke. Auf seinen Reisen wurde er in den gebildeteren Städten wie ein Potentat empfangen: Deputationen erschienen, hielten Anreden und überreichten Gedichte, die Obrigkeiten warteten auf und schickten Verehrungen. In bequemer Muße, ohne Amt, dem er immer auswich, seit 1516 mit dem Titel eines Raths König Karl's von Spanien und einem Gehalte von 400 Fl., wozu noch etliche kleinere Pensionen hochgestellter Gönner kamen (die freilich in der Weise jener geldarmen Zeit nicht selten stockten), lebte Erasmus, von seinen Reisen nach Frankreich, Italien, England zurückgekehrt, erst zu Löwen, dann zu Basel, wo es ihm am wohlsten wurde, bis die Unruhen in Folge der Reformation ihm den Aufenthalt verleideten und ihn zur Uebersiedelung nach Freiburg bewogen.

Wie zu Luther's Auftreten der Handel Reuchlin's gewissermaßen ein Vorspiel war, so ließ sich aus des Erasmus Verhalten

bei dem letztern schon ungefähr abnehmen, wie er sich zur Reformation stellen würde. Da der Streit sich über den Thalmud und andere Judenbücher entspann, die dem Erasmus fremd, wo nicht widerwärtig waren, so konnte er in gewissem Sinne mit Wahrheit sagen, daß ihn derselbe nichts angehe. Dann war aber auch die Heftigkeit, mit welcher der Kampf von beiden Seiten geführt wurde, seiner Denkart und Natur zuwider. Er meinte, die Freunde der bessern Studien sollten mehr aufbauend als polemisch zu Werke gehen, sich lieber als Gäste allmälig einschmeicheln, als gewaltsam wie Feinde einbrechen. Bei dem kriegerischen Verhalten, das Reuchlin's Anhänger angenommen hatten, war es ihm unangenehm, daß Pirckheimer in seiner Schutzschrift für denselben auch ihn dem Verzeichniß der Reuchlinisten einverleibt hatte. Denn welcher gelehrte und rechtschaffene Mann sei ihm nicht hold? sagte er; was er aber meinte, war, daß der Freund ihn auf keine Weise in einen Parteienstreit hätte verflechten sollen, da er auch hier, wie später bei der Lutherischen Tragödie, wie er es nannte, nur Zuschauer, nicht Mitspieler sein wollte. In der Stille übrigens sprach er dem Angefochtenen freundlich zu, in diplomatischer Form verwendete er sich für ihn bei Papst und Cardinälen, und als am 30. Juni 1522 Reuchlin durch den Tod dem Streit entrückt war, feierte er ihn in einer Apotheose, die er seinen Dialogen einverleibte. Ein von Tübingen kommender Schüler Reuchlin's erzählt von dem Morgentraume, oder vielmehr der Vision, die ein frommer Franciscaner daselbst in Reuchlin's Todesstunde gehabt habe. Jenseits einer Brücke, die über einen Bach führte, erblickte er eine herrliche Wiese: auf die Brücke schritt Reuchlin zu in weißem, lichtem Gewande, hinter ihm ein schöner Flügelknabe, sein guter Genius. Etliche schwarze Vögel, in der Größe von Geiern, verfolgten ihn mit Geschrei; er aber wandte sich um, schlug das Kreuz gegen sie und hieß sie weichen; was sie thaten, mit Hinterlassung unbeschreiblichen Gestankes. An der Brücke empfing ihn der sprachgelehrte heil. Hieronymus, begrüßte ihn als Collegen und brachte ihm ein Kleid, wie er selbst eines anhatte, ganz mit Zungen in dreierlei Farben besetzt, zur Andeutung der drei Sprachen, welche beide verstanden. Die Wiese und die Luft war mit Engeln angefüllt; auf einen Hügel, der sich aus der Wiese erhob, senkte sich vom offenen

Himmel eine Feuersäule nieder, in dieser stiegen die beiden Seligen, sich umarmend, unter dem Gesang der Engelchöre empor. Der Erzähler und sein Mitunterredner wollen nun den Entschlafenen in das Verzeichniß der Heiligen, dem heil. Hieronymus zur Seite, setzen, sein Bild in ihren Bibliotheken aufstellen und ihn fortan als Schutzheiligen der Sprachgelehrsamkeit anrufen.

Als nun Luther auftrat, fehlte auch ihm von Anfang weder die Theilnahme des Erasmus, noch sein diplomatisch empfehlendes Wort. Die vertrauliche Aeußerung auf Friedrich's des Weisen Frage zu Köln, unmittelbar vor dem wormser Reichstage, Luther habe in zwei Stücken gefehlt, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen, wirkte tief auf des Kurfürsten Gemüth und fiel ihm noch kurz vor seinem Tode wieder ein. An den Cardinal Albrecht von Mainz hatte Erasmus schon vorher über Luther einen sehr günstigen Bericht erstattet, war aber auch äußerst ungehalten gewesen, als Hutten sich beigehen ließ, den Brief ohne sein Vorwissen drucken zu lassen; wie er die zu Köln in gleichem Sinne geschriebenen Axiomata dem Spalatin bald wieder abforderte, ohne doch damit ihren Druck verhindern zu können. Vor allem begriff Erasmus sehr wohl, daß Luther nicht ohne die dringendste Veranlassung aufgetreten sei. Es waren ja dieselben Uebelstände, über welche auch er selbst bisher schon seine Klagen nicht zurückgehalten hatte. Die Beschwerung des christlichen Volks durch Menschensatzungen; die Verdunkelung der Theologie durch scholastische Dogmen; die lästige Uebermacht der Bettelmönche; das Unwesen, das sie mit der Beichte und dem Ablaß trieben; die Entartung der Predigt, in welcher, statt von Christus und christlichem Leben, fast nur noch von dem Papst und seiner Machtvollkommenheit oder von kindischen erlogenen Mirakeln die Rede war; der mehr als jüdische Ceremoniendienst, unter dessen Drucke der lebendigen Frömmigkeit die Erstickung drohte. Die schamlose Uebertreibung auf dieser Seite veranlaßte Luther zum Widerspruch, und diente nach des Erasmus Urtheil auch manchem Uebermaß auf seiner Seite zur Entschuldigung. Auf eine ehrliche Absicht bei Luther schloß er schon daraus, daß es demselben weder um Geld noch um Ehren zu thun war. Auch fand er, daß gerade die besten Menschen an Luther's Schriften am wenigsten Anstoß nahmen. Luther

schien ihm (und das schrieb er an den Papst selbst) eine schöne Gabe zur ascetischen, praktischen Schriftauslegung zu haben, welche in der damaligen Zeit über spitzfindigen scholastischen Fragen mehr als billig vernachlässigt war. Er sah in Luther ein tüchtiges Rüstzeug zur Auffindung der Wahrheit, zur Wiederherstellung evangelischer Freiheit, das nicht zerbrochen werden dürfe.

Gleich von Anfang jedoch hatte Erasmus in Luther's Schriften (von Person kannte er ihn nicht) etwas bemerkt, das seinem Wesen fremd, ja zuwider war. Es war das Scharfe und Herbe, die Heftigkeit und Leidenschaft in denselben, was ihn erst bedenklich machte, dann immer mehr abstieß. Er sah Aufruhr und Zwiespalt als Folge eines so stürmischen Auftretens voraus. Als daher Luther an ihn geschrieben hatte, ermahnte er denselben in seiner Antwort zur Mäßigkeit und Bescheidenheit. Wie statt dessen Luther im Verlaufe seines Streites immer heftiger und schonungsloser wurde, trat Erasmus immer mehr von ihm zurück. Er wurde zweifelhaft, welch ein Geist den Mann treibe. Noch abgesehen von dem Inhalte seiner Lehre, wie er sich mehr und mehr entwickelte, fand Erasmus jedenfalls die Art, wie Luther zu Werke ging, zweckwidrig. Je mißliebiger an sich schon das Geschäft sei, eingewurzelte Mißbräuche zu bekämpfen, meinte er, in desto milderer Form hätte es geschehen müssen. Wozu Schmähungen gegen diejenigen, welche es zu heilen galt? wozu Uebertreibungen, die Anstoß erregen mußten? Durchaus glaubte er die weise Oekonomie, die Urbanität der Predigt zu vermissen, wie wir sie in den Vorträgen Christi und Pauli finden. Zuweilen begriff er Luther als einen Arzt, den die tiefen Schäden der Zeit zu grausamen Mitteln, zum Schneiden und Brennen, nöthigten; aber er fand die Mittel zum Theil schlimmer als die Krankheit. Für Erasmus war Streit und Krieg der Uebel größtes: er wollte im Collisionsfalle lieber einen Theil der Wahrheit dahinten lassen, als durch Behauptung der ganzen den Frieden stören.

Von seinem Standpunkte aus schildert Erasmus Luther's Naturell und Art ganz treffend. Er fand in ihm des Peliden Zorn, der von Nachgeben nichts weiß. Habe er etwas zu behaupten unternommen, so werde er gleich hitzig und lasse nicht ab, bis er die Sache auf die Spitze gestellt habe. Erinnere man ihn, so sei er so weit entfernt, die Uebertreibung zu mildern, daß er

sie im Gegentheil noch weiter steigere. Daher die Paradoxen in seiner Lehre, von denen Erasmus urtheilte, daß sie nur dazu dienen können, schädliche Mißverständnisse zu veranlassen. Zu diesen Paradoxen rechnete er gleich den Lutherischen Hauptsatz, daß der Mensch einzig durch den Glauben gerecht werde, seine Ansichten von dem freien Willen, den guten Werken u. dgl. m.

Nichts konnte mehr gegen den Sinn des Erasmus sein, als daß Luther, wie es ihm schien, durch die Härte und Rücksichtslosigkeit seines Verfahrens die Machthaber von sich zurückstieß. Des Erasmus Idee war, im Einverständniß mit Papst, Bischöfen und Fürsten die Kirche zu reformiren, ihnen daher die bittere Pille so süß wie möglich einzuwickeln, und lieber von der Strenge der Forderung etwas Namhaftes nachzulassen, als sie zu Gegnern der Reform zu machen. So wünschenswerth es war, daß die Sache diesen Gang nehmen möchte, so widersprach es doch so sehr aller bisherigen Erfahrung, daß nur die unüberwindliche Scheu vor jeder Gewaltsamkeit dem Erasmus, sogar noch unter Clemens VII., die Möglichkeit des Gelingens vorspiegeln konnte.

Was ihn aber gegen Luther's und seiner Anhänger Beginnen noch tiefer verstimmte, war der Umstand, daß er gar bald diejenige Angelegenheit, die ihm vor allem am Herzen lag, die humanistische Bildung, darunter leiden sah. Und zwar in doppelter Art: indem theils manche frühere Gönner der letzteren, um der reformatorischen Bewegung willen, die sie aus derselben hervorgegangen glaubten, ihr feind wurden; theils der reformatorische Eifer die humanistischen Bestrebungen aus dem Mittelpunkte des Zeitinteresses verdrängte. Des Erasmus Klagen über den Haß, welchen Luther und dessen Anhänger den besseren Studien zugezogen, nehmen kein Ende. Dagegen bemüht er sich, zu zeigen, daß beiderlei Bestrebungen einander gar nichts angehen; versichert, daß ihm Luther persönlich fremd sei, und viel zu wenig classische Studien habe, um zu den Humanisten gerechnet werden zu können. Nichts desto weniger machten ihn seine Gegner für die ganze Reformationsbewegung verantwortlich. Die Bettelmönche predigten, Erasmus habe die Eier gelegt, Luther sie ausgebrütet. Ja, erwiederte Erasmus, er habe ein Hühnerei gelegt, Luther aber einen ganz andern Vogel herausgebracht. Wer bis an das Ufer vorwärts gegangen sei, der könne doch nicht als

Vorgänger desjenigen angesehen werden, der sich nun mitten in die Fluthen stürze. Dem widerspricht es nur scheinbar, wenn Erasmus ein andermal, der Geringschätzung gegenüber, mit welcher Luther und dessen eifernde Anhänger ihn bei Seite schoben, die Ueberzeugung ausspricht, fast alles, was Luther lehre, auch schon gelehrt zu haben, nur in milderer Form, ohne Schmähungen und Paradoxen. Darum sträubte er sich auch lange, gegen Luther aufzutreten: unter verschiedenen Gründen doch auch deßwegen, weil er fürchtete, mit Luther's Werke zugleich seine eigenen Saaten zu beschädigen.

Immer störender griff mittlerweile mit jedem ihrer Fortschritte die Reformation in das Leben des Erasmus ein. Nicht allein daß er sich mit einem male von der ersten Stelle verdrängt, ja aus der ersten Reihe in die zweite zurückgeschoben sehen mußte. Sondern, indem die Anhänger der Reformation ihm zumutheten, mit ihnen Partei zu machen, die Gegner, sich gegen dieselbe zu erklären, und er keine von beiden Forderungen erfüllen mochte, fand er sich zwischen zwei Feuern. Die einen schmähten ihn als feig, die andern hielten ihn für falsch und warfen ihm vor, daß er mit Luther unter einer Decke stecke. Er sah alte Freundschaften zertrennt, alles mit Streit und Zank, die bald in wilde Kämpfe ausbrachen, erfüllt; er betrachtete die Reformation als das Unglück seines Lebens und glaubte eine allgemeine Verwilderung im Anzug.

Letzteres auch insofern, als, neben der Anfeindung von außen, der humanistische Bildungstrieb zugleich innerlich abzusterben drohte. Der philologische Eifer erkaltete, wie der religiöse zunahm. Die grammatischen und rhetorischen Studien schienen ihre Bestimmung erfüllt zu haben, nachdem sie die Umgestaltung der Theologie ermöglicht hatten. Einer um den andern ging aus dem humanistischen Lager in das reformatorische über, und darunter gerade solche, auf welche Erasmus als die Seinigen am meisten gerechnet hatte. So Hermann Busch, Justus Jonas, Hutten, Melanchthon, den er so wenig wie einst Reuchlin gern in Wittenberg sah. Bald glaubte er zu bemerken, daß, wo das Lutherthum herrsche, die humanistischen Studien zu Grunde gehen.

Beklagte demnach Erasmus in Hutten vor allen einen solchen, der für die Sache, für welche sie früher beide in Gemeinschaft

thätig gewesen, verloren gegangen sei: so erschien dem letztern von seinem Standpunkte aus Erasmus als ein Mann, der die Grundsätze seines frühern Lebens und Wirkens jetzt verläugne. In dieser Richtung hatte er demselben schon von Steckelberg und der Ebernburg aus zwei Briefe geschrieben, von denen der eine bereits als ein Vorläufer der umfassenden Streitschrift erscheint, mit welcher Hutten seine schriftstellerische Laufbahn vor der Zeit beschließen sollte. Es ist dieß der Brief vom 15. August 1520, dessen wir, soweit er die päpstliche Fahndung auf Hutten und seine Rettung betraf, schon früher gedacht, was aber sein Verhältniß zu Erasmus anging, absichtlich bis hieher verspart haben. Hutten eröffnet dem Erasmus, was er, bei diesem Stande seiner Angelegenheiten, von demselben verlange, und verhehlt zugleich nicht, was ihm in dessen bisherigem Verhalten mißfallen habe. In Reuchlin's Handel habe er sich allzuschwach und ängstlich gezeigt. Die Briefe der Dunkelmänner, die er erst hochgepriesen, habe er hernach verdammt. In Bezug auf Luther sodann habe er dessen Widersacher zu überreden gesucht, als wäre die Kirchenreform eine ihm fremde Angelegenheit. Das habe ihm doch übel angestanden und sei überdieß zwecklos gewesen, da seine wahre Gesinnung aus seinen Schriften wohl bekannt sei, und daher niemand seinem Vorgeben Glauben geschenkt habe. So habe er der Reformpartei geschadet, ohne sich zu nützen. Schon bisher habe Hutten der Leute Reden über Erasmus ungern gehört, doch den Freund, obwohl er selbst nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen, entschuldigt. Jetzt, da die Sache ihn persönlich betreffe, wolle er sich offen gegen Erasmus erklären. Er möge demjenigen, der ihn stets hochgeschätzt habe und auch jetzt noch zu den besten Diensten für ihn bereit sei, so viel zu Liebe thun, daß er sich nicht auch über ihn so wie über Reuchlin und Luther äußere. Billigung seiner Sache, obwohl ihm nichts Ehrenvolleres zu Theil werden könnte, wolle er nicht von ihm verlangen; nur möge er auch nicht aus Menschenfurcht schlecht von derselben sprechen, sondern sie lieber völlig mit Stillschweigen übergehen, in Erwägung, wie nachtheilig ein einziges ungünstiges Wort von ihm für Hutten sein müßte. Das habe er ihm, als einem Freunde, freimüthig geschrieben [1]).

1) An Erasmus, 15. August 1520. S. oben S. 318.

Noch gab Hutten den Erasmus für die Sache der Reform nicht verloren. Von seiner innern Zustimmung glaubte er überzeugt sein zu dürfen, und den Muth zum äußern Bekenntniß konnten ihm vielleicht bald die Verhältnisse geben, wenn er sich nur mittlerweile nicht allzutief mit den Feinden des Fortschritts einließ und mit dessen Förderern überwarf. Oder wie? wenn man den ängstlichen Mann eben bei seiner Aengstlichkeit ergriff? Wenn man ihn überredete, er sei unter den Romanisten seines Lebens nicht sicher? Seinen Wohnsitz hatte er noch immer in Löwen; die Anwesenheit des Kaisers und mehrerer Fürsten führte ihn um Wintersanfang 1520 auch nach Köln. Das waren aber die Hauptsitze der Finsterlinge: an beiden Orten wurden eben um jene Zeit die Schriften Luther's verbrannt. Diesen Umstand versuchte Hutten zu benutzen, um dem Erasmus bange zu machen. Was er denke, schrieb er ihm gerade ein Vierteljahr nach dem so eben erörterten Briefe wieder viel freundlicher, an Orten sich aufzuhalten, wo der größte Haß gegen ihre Partei (zu welcher Hutten den Erasmus jetzt ohne Weiteres rechnet) herrsche, und die päpstlichen Mandate ohne Schonung vollzogen werden? Ob er glaube, da noch sicher zu sein, wo man Luther's Bücher verbrannt habe? er, über den die Feinde längst schreien, er sei der Urheber und erste Anstifter aller dieser dem Papste so verdrießlichen Bewegungen. Dieß verhalte sich zwar nicht so (gibt hier Hutten dem Erasmus zu, der jenen Vorwurf nicht gerne hörte); doch wisse er ja, mit welcherlei Leuten sie es zu thun haben, und könne sich denken, daß ihr Haß gegen die Wissenschaften weit mehr noch den treffen werde, der sie eingeführt, der Deutschland mit Gelehrsamkeit erfüllt habe. Daß der Versuch, den Erasmus seit Jahren angestellt, den Papst und seine Anhänger durch Lob und Schmeichelei für die gute Sache zu gewinnen, nicht zum Ziele geführt habe, sehe er nun wohl selbst ein. Darum möge er fliehen, ehe es zu spät sei. Der gewaltsame Losbruch, den Hutten und Franz im Sinne haben, werde die Stellung des Erasmus noch bedenklicher machen, und nicht offenen Angriff allein, auch Gift und Dolch habe er zu fürchten. Daher sei Hutten's Rath, er solle Löwen mit Basel vertauschen, wo er längst beliebt und verehrt sei, wo die Geister von Natur schon freier und nun überdieß durch Luther's Schriften und ein deutsches

Gedicht Hutten's (die Klag und Vermahnung) erregt seien. Darum bitten ihn durch Hutten gemeinschaftliche Freunde, deren Verlangen er nachgeben und sich dem gemeinen Besten erhalten möge [1]).

Wenn Erasmus noch in demselben Winter sich wirklich nach Basel begab, um nicht wieder nach Löwen zurückzukehren, so lag dabei zwar, neben der Absicht, den Druck seiner Schriften in der Froben'schen Officin selbst leiten zu können, noch die andere zum Grunde, den fortwährenden Angriffen der Finsterlinge jener Stadt und Universität, auf Kanzeln, Kathedern und sonst, sich zu entziehen. Aber keineswegs, um nun in das Lager der Reformation überzugehen: vielmehr betrachtete er Basel als neutralen Boden, den er, als derselbe acht Jahre später von der Reformation entschieden erobert war, mit einer altgläubig gebliebenen Stadt vertauschte.

Zwei Jahre waren seit der Abfassung jenes Briefs verflossen, seit dritthalb Jahren hatten sich beide Männer nicht gesehen, als gegen das Ende des Jahres 1522 Hutten, wie schon erwähnt, als Flüchtling aus Deutschland, in Basel erschien [2]). Schon unterwegs, in Schlettstadt, hatte er gegen Beatus Rhenanus und andere geäußert, wenn er nach Basel komme, wolle er dem Erasmus Muth machen, denn Furchtsamkeit sei es doch, daß dieser sich nicht günstiger für Luther zeige. Die erste Nachricht von Hutten's Ankunft in Basel erhielt Erasmus hierauf durch Heinrich von Eppendorf, einen jungen Mann, der auf Kosten des Herzogs Georg von Sachsen damals seine Studien in Basel machte und mit Hutten schon vorher bekannt war. An der Freude, welche Erasmus über diese Nachricht empfunden haben will, dürfen wir dem weitern Erfolge nach billig zweifeln; denn nach den ersten Erkundigungen über Hutten's Befinden und Umstände gab er dem Eppendorf den Auftrag, dem Ritter freundlich beizubringen, derselbe möge während seines Aufenthalts ihn nicht

---

1) An Erasmus, 13. Nov. 1520; Schriften I, S. 423—426.

2) Für das Folgende sind die Berichte Hutten's in seiner Expostulatio auf der einen Seite und des Erasmus in seiner Spongia auf der andern, in Hutten's Schriften II, S. 180 ff. 265 ff., zu vergleichen. Ebendaselbst sind auch verschiedene auf die Sache bezügliche Briefe abgedruckt.

durch seinen Besuch compromittiren. Dieß war jedenfalls der deutliche Sinn der Aeußerung des Erasmus, auch wenn er, seiner Versicherung zufolge, noch die Einschränkung hinzufügte, falls Hutten nichts Besonderes mit ihm zu reden hätte, und das Anerbieten, wenn er ihm sonst in etwas dienen könne, sei er dazu gern bereit. Welchen Eindruck diese Botschaft von Erasmus, als sie ihm noch desselben Tags durch Eppendorf hinterbracht wurde, auf Hutten machen mußte, ließ sich denken, und dachte auch Erasmus selbst; wenngleich, wie er erzählt, der Mittelsmann ihn versicherte, jener habe die Sache im besten Sinne aufgenommen. Andere Mitglieder des Erasmischen Kreises, wie Basilius Amerbach, denen gegenüber Hutten seiner Entrüstung freien Lauf ließ, hatten ihm sicher Winke gegeben. Daher die wiederholten Fragen nach Hutten's Stimmung gegen ihn, die Erasmus an Eppendorf richtete. So gedrängt, habe Eppendorf endlich geäußert, vielleicht wünsche Hutten doch mit Erasmus zu reden: und darauf will dieser sich erboten haben, wenn es etwas Wichtiges betreffe, oder jenem so viel daran liege, so komme es ihm auch nicht darauf an, und möge Hutten immerhin zu ihm kommen; es frage sich nur, ob derselbe bei seiner Krankheit des Erasmus kalte Zimmer (wo jedoch ein Kaminfeuer nicht fehlen solle) ertragen könne; könnte er selbst die Ofenwärme leiden, so würde er dem Ritter den Besuch machen.

Daß der letztere diese nachträgliche, halb widerwillige Einladung mit Stolz zurückgewiesen hätte, müßten wir natürlich finden: nach seiner Versicherung aber ist sie ihm niemals zugekommen; ob sie nun, wie Erasmus später andeutete, von dem Zwischenträger unterschlagen, oder von jenem niemals ausgegangen ist. Was die geheizten Stuben betrifft, so hätte, nach Hutten's Versicherung, Eppendorf den Erasmus belehren können, daß jener oft zwei bis drei Stunden lang mit seinen Freunden auf dem Markte auf- und abgehe, auch an des Erasmus Hause will er absichtlich mehrmals vorübergegangen sein, um sich diesem bemerklich zu machen. Aber Erasmus schrieb noch am Weihnachtsfeste an seinen Freund, den Domherrn Johann von Botzheim nach Konstanz, Hutten habe er nicht gesehen, und wünsche es jetzt auch nicht. Er meine es gut mit ihm, sofern Hutten es mit sich selber gut meine; aber er habe anderes zu thun.

Der vornehmste Beweggrund zu dieser Handlungsweise war, wie Erasmus selbst gestand, die Besorgniß, durch den Verkehr mit Hutten sich seinen hohen Gönnern gegenüber bloßzustellen. Die Nachricht von diesem Besuche, sagt er, würde nach Rom gelangt sein an den Papst; nach Spanien an den Kaiser; nach Brabant, wo ich eifrige Ankläger habe; nach England, wo es nicht an Leuten fehlt, die mich, ich mag wollen oder nicht, zum Lutheraner machen. Auch hätte es sich, meinte Erasmus, nicht blos um eine Unterredung gehandelt: einmal in Berührung mit ihm getreten, hätte er den heruntergekommenen kranken Ritter in sein Haus aufnehmen müssen; wobei ihm gleich sehr vor der Ansteckung, die er durch bloßen Hauch möglich glaubte, vor einem Darlehn, das ihm angesonnen werden könnte, vor dem angeblich evangelischen Anhang Hutten's, von dem er überlaufen zu werden fürchtete, wie vor dessen eigener Verbitterung und Ruhmredigkeit graute, von denen er voraussetzte, daß sie mit seinem Unglück sich noch gesteigert haben müßten.

Von Hutten's Beschäftigungen während seines Aufenthalts in Basel erfahren wir durch Erasmus, daß er eine heftige Schrift gegen den Kurfürsten von der Pfalz verfaßte, weil dieser, wie oben erwähnt, seinen Diener, wegen eines Raubanfalls auf drei Aebte, hatte hinrichten lassen. Er suchte aber vergeblich einen Buchdrucker, der es gewagt hätte, sie zu drucken. Dagegen ließ er eine Satire auf einen basler Arzt erscheinen, der sich vermuthlich in der Behandlung von Hutten's Krankheit Blößen gegeben hatte. Erasmus sprach gegen Eppendorf seine Verwunderung aus, wo Hutten in seinem Siechthum und Elend Muße und Stimmung zu solchen Späßen hernehme? aber Eppendorf meinte, dergleichen mache er eben, um sich zu zerstreuen.

Daß er indeß auch ernstere Umtriebe im Sinne eines Umsturzes der bestehenden Kirchenzustände machte, erhellt daraus, daß sofort auf das Andringen der Geistlichkeit der Magistrat von Basel ihm den zugesagten Schirm aufkündigte. So sah Hutten, nach einem Aufenthalte von nicht ganz zwei Monaten, früher als es in seiner Absicht gelegen war, sich genöthigt, Basel zu verlassen. Dieß that er am 19. Januar, ohne daß selbst seine besten Freunde wußten, wohin er seinen Weg genommen. Er hatte aber seine Blicke auf das benachbarte Mülhausen gerichtet, das,

dazumal der Eidgenossenschaft zugewandt, ihn wie Basel Schutz gegen die deutschen Fürsten hoffen ließ; während die reformfreundliche Denkart des Raths, insbesondere des einflußreichen Stadtschreibers Oswald Gamsharst, mit welchem Hutten von früher her bekannt gewesen zu sein scheint, ihn gegen den Einfluß der Geistlichkeit zu decken versprach. Auf Nebenwegen, weil er die Nachstellungen seiner Feinde zu fürchten hatte, erreichte er in Eppendorf's Begleitung wohlbehalten seinen neuen Zufluchtsort, wo ihm Gamsharst's Fürsprache im Augustinerkloster um so leichter eine Herberge ausmittelte, je günstiger dessen Bewohner für das Werk ihres sächsischen Ordensbruders gestimmt waren. Hutten gedachte hier den Rest des Winters zuzubringen; zu welcher Arbeit aber er seine Muße im Augustinerkloster benutzte, werden wir in Kurzem finden.

Schon während seines Aufenthaltes in Basel war dem Ritter, von der ihm persönlich widerfahrenden Kränkung abgesehen, und außer dem, was er aus des Erasmus neueren Schriften wußte, über dessen Verhalten zu der Reformation und deren Anhängern so manches Nähere zu Ohren gekommen, was nicht geeignet war, seine Stimmung gegen denselben zu verbessern. Jetzt, in Mülhausen, erfuhr er von besuchenden Freunden aus Basel, wovon er schon früher hatte munkeln hören, Erasmus gehe mit einem schriftlichen Angriff auf die Lutheraner um. Er ließ ihn durch Eppendorf warnen: wenn er Luther angriffe, könnten sie nicht mehr gute Freunde sein. Endlich, etwa im März, kam ihm des Erasmus Brief an Laurinus, Decan des Collegs von St. Donatian in Brügge, gedruckt vor Augen, der das Ungewitter, das von Hutten's Seite schon längst dem Erasmus gedroht hatte, zum Ausbruche brachte[1]).

Das ausführliche Schreiben an den niederländischen Gastfreund vom 1. Februar 1523 ist, bei aller scheinbar abschweifenden Geschwätzigkeit in Reise- und Ortsbeschreibungen, doch durchaus auf den Zweck berechnet, die ungünstigen Gerüchte zu zerstreuen, welche über des Erasmus Stellung zu Luther und seinem Unternehmen im Umlaufe waren. Diese Gerüchte gingen zwar, je nach der Parteistellung der Urtheilenden, nach zwei ent-

1) Abgedruckt in Hutten's Schriften II, S. 158—177.

gegengesetzten Seiten hin, und Erasmus widerspricht ihnen auch in beiden Richtungen; doch so, daß er nicht verhehlt, es liege ihm weit mehr daran, sich von dem Verdachte zu reinigen, als hielte er es mit Luther, als ihn der Vorwurf bekümmerte, er sei ungerecht gegen ihn. Den ersteren Verdacht gegen Erasmus hatte seine Abreise aus Löwen und sein langes Verweilen in Basel verstärkt. Dagegen führt er nun die literarischen Veranlassungen seiner Reise nach Basel auf und stellt sich, als ob er keineswegs daselbst zu bleiben gedächte. Bei dem Kaiser wie bei dem neuen Papst Adrian VI. sei er mit nichten in Ungnade; an der Sage, daß Hochstraten seine Bücher verbrannt habe, sei kein wahres Wort. Er möchte fast glauben, dergleichen Gerüchte werden von gewissen Anhängern Luther's ausgesprengt, um ihn mit der Gegenpartei zu überwerfen. Es heiße jetzt, viele Lutheraner strömen in Basel zusammen, um sich bei Erasmus Raths zu erholen. Wollte Gott, es kämen alle Lutheraner und Antilutheraner zu ihm und folgten seinem Rathe, so würde es besser in der Welt stehen. Unter den vielen Fremden, die ihn besuchen, möge sich wohl mancher Anhänger Luther's befinden, darnach frage er nicht; auch von seinen ältern Freunden habe er keinem um deßwillen, weil er später allzueifriger Lutheraner geworden, so wenig als denjenigen, die ihm in der Anfeindung Luther's zu weit zu gehen geschienen, die Freundschaft aufgekündigt: sofern nur beiderseits noch die gute Absicht zu erkennen sei. So sei Hutten wenige Tage als Gast in Basel gewesen, ohne daß einer den andern besucht habe: und doch würde er, wenn Hutten zu ihm gekommen wäre, dem alten Freunde, dessen schönes Talent er noch jetzt lieben müsse, eine Unterredung nicht versagt haben. Denn was dieser sonst noch betreibe, gehe ihn nichts an. Weil aber Hutten seiner Krankheit wegen die Ofenwärme nicht habe missen können, die Erasmus nicht ertragen könne, so sei es gekommen, daß sie einander nicht gesehen haben.

Ueber Luther's Lehre habe er sich bisher aus mancherlei Gründen kein Urtheil erlaubt, vor allem, weil das eine Sache sei, die vor einen höhern (kirchlichen) Richterstuhl gehöre; auch habe er Luther's Schriften bei weitem nicht alle gelesen, und die in sächsischer Sprache geschriebenen (d. h. die deutschen) könne er nicht einmal lesen. Nur so viel habe er hin und wieder in ge-

druckten Briefen bezeugt, daß er der Verbindung der Lutheraner fremd sei und in Luther's Büchern zu wenig christliche Bescheidenheit und zu viel Bitterkeit finde. Dabei läugne er nicht, daß Luther auf manches aufmerksam gemacht habe, das nicht länger zu ertragen gewesen sei und um des Wohls der Christenheit willen gebessert werden sollte. Da übrigens Luther kein Bedenken trage, nicht allein Kirchenlehrern, sondern selbst Kirchenversammlungen zu widersprechen, so könne er nichts dagegen haben, wenn man auch ihm widerspreche; und da jetzt alle Welt gegen ihn schreibe, wäre es auch dem Erasmus nicht zu verübeln, wenn er, dem Befehle solcher sich fügend, denen zu widerstreben gefährlich sei, bei gelegener Zeit seine Stimme über Luther abgeben würde. Sich persönlich von dessen Handel loszusagen, fährt er mit ächt Erasmischer Ironie fort, sei für ihn einfach eine Sache der Bescheidenheit gewesen. Da er bei vielen hohen Häuptern als der eigentliche Urheber von Luther's Lehre, ja als der Verfasser mehrerer von seinen Schriften gegolten, so habe er eine so hohe Ehre unmöglich annehmen können, sondern wie Johannes der Täufer rufen müssen: Ich bin es nicht. Luther und seine Anhänger nennen ihn so oft einen schwachen Christen, der von geistlichen Dingen nichts verstehe: so mögen sie es ihm zu Gute halten, wenn er sich an das Urtheil bewährter Väter halte, und Luther's Neuerungen mitzumachen sich nicht getraue. Wem der Herr größere Geistesgaben verliehen, der möge sie zu dessen Ehre gebrauchen: er wolle nicht so hoch fliegen, aber desto sicherer gehen. Sein Wunsch sei auf evangelische Eintracht, auf friedliche Heilung der Schäden der Kirche, mit gleichmäßiger Rücksicht auf die Würde des Priesterstandes, wie auf die Freiheit des christlichen Volkes, gerichtet. Wer dieses Weges gehe, dem werde des Erasmus Handreichung nicht fehlen. Ziehe aber einer vor, lieber alles durcheinander zu werfen, der werde gewiß ihn weder zum Führer, noch zum Begleiter haben. „Sie wenden (schließt er) den Antrieb des heil. Geistes vor. So mögen sie denn mit gutem Glück unter den Propheten tanzen, wenn der Geist des Herrn sie angeweht hat. Mich hat dieser Geist noch nicht ergriffen: wird es einmal geschehen, so werde ich vielleicht auch Saul unter den Propheten heißen."

An diesem Erasmischen Sendschreiben mußte unserem Ritter

alles zuwider sein: die ironische Kaltsinnigkeit gegen eine Sache, die ihn in Flammen setzte; die vorgewendete Unparteilichkeit, welche die Parteinahme nur schlecht verdeckte; die Vorsicht und Friedensliebe endlich, die aber mit des Briefstellers Verzagtheit und Schwachheit für die Großen unverkennbar zusammenhing Dazu kam nun, daß die Stelle, in welcher Hutten's gedacht war, verschiedene handgreifliche Unwahrheiten enthielt, durch welche Erasmus seine Handlungsweise, bei der er offenbar kein gutes Gewissen hatte, zu beschönigen suchte. Es war nicht wahr, daß Hutten nur wenige Tage in Basel gewesen; nicht wahr, daß nur der Ofenpunkt beide Männer auseinandergehalten; nicht wahr, daß es nur bei Hutten gestanden hatte (sofern man hierunter versteht, was er mit Ehren hätte thun können) zu Erasmus zu kommen. Glaubte dieser vielleicht gar, Hutten werde es als eine Schonung erkennen, wenn er nicht öffentlich erzählte, wie er sich dessen Besuch verbeten, so verrechnete er sich sehr. Am dritten Tage schon, nachdem ihm das Sendschreiben zu Gesicht gekommen, machte sich Hutten daran, in einer ausführlichen Streitschrift mit Erasmus wegen alles dessen, was er sowohl persönlich, wie als Anhänger der Reformpartei längst gegen ihn auf dem Herzen hatte, endlich Abrechnung zu halten. Zwar verzog sich deren Vollendung bis in den andern Monat: doch erhielt Erasmus zeitig genug Nachricht, indem namentlich Eppendorf, der zwischen Basel und Mülhausen hin- und herreiste, seine Gründe hatte, ihn von Hutten's übler Stimmung gegen ihn und von dem drohenden Angriff in Kenntniß zu setzen.

Dieser Heinrich von Eppendorf, dessen vorgebliche Ritterschaft jedoch Männer, die der Verhältnisse kundig sein konnten, in Abrede stellten, ein fahrender, verschuldeter Literat, der, erst zuthulicher Hausfreund des Erasmus, sich dann an Hutten gehängt hatte, spielt in diesem ganzen Handel eine mindestens zweideutige Rolle. Daß er, wie ihm Erasmus Schuld gab, den Streit absichtlich herbeizuführen gesucht und zu diesem Zwecke sich Zweizüngigkeiten erlaubt, dem Erasmus die Erbitterung Hutten's, diesem die nachträglichen Erbietungen des Erasmus verschwiegen habe, möchten wir dem letztern nicht ohne weiteres nachsprechen. Daß er aber später, als Hutten wirklich sich daran gemacht hatte, gegen Erasmus zu schreiben, dieß als Mittel zu benutzen suchte,

um dem Erasmus oder seinen Freunden Geld abzupressen, wird sowohl aus seinem Benehmen bei dieser Gelegenheit, als aus einem spätern Falle wahrscheinlich, wo er den alten Mann, der ihm bei Herzog Georg ein schlechtes Zeugniß gegeben hatte, recht wie ein Heckenreiter überfiel. Erasmus geht nur darin zu weit, daß er diese Absicht der Gelderpressung ebenso auch Hutten unterlegt. Die Unfläterei eines Karthäuserpriors mochte diesem eine willkommene Gelegenheit gewesen sein, seinen Finanzen aufzuhelfen: in dem Streite mit Erasmus war es ihm ein heiliger Ernst um die Sache, und diesen Ernst athmet seine Schrift durchaus; wenn er auch, als diese fertig war, es geschehen ließ, daß der geschäftige Anhänger sie zu einer Geldspeculation zu benutzen suchte.

Auf die Nachricht, die Eppendorf bei seiner zweiten Wiederkehr von Mülhausen mitbrachte, daß Hutten, über die erfahrene Zurückweisung erbittert, an einer Schrift gegen Erasmus arbeite, entspann sich zunächst ein Briefwechsel zwischen beiden. Nach des Erasmus Darstellung wären es seine Freunde, insbesondere Beatus Rhenanus, gewesen, die ihn gegen seine eigene Ansicht zu dem Schritte beredeten, einen schriftlichen Sühneversuch bei Hutten zu machen: so allerdings, wie er denselben machte, konnte er wissen, daß der Versuch nicht zum Ziele führen würde. Durch Heinrich Eppendorf, schrieb er ihm am Charfreitag, habe er von Hutten's Unwillen und der Streitschrift gegen ihn, mit welcher der Ritter umgehen solle, gehört. Darüber müsse er sich wundern, da seine Freundschaft für Hutten unverändert geblieben sei, wenn auch für den Augenblick die Umstände ihnen den frühern vertrauten Umgang unmöglich machen. Was neulich, während Hutten's Anwesenheit in Basel, zwischen ihnen vorgefallen, sei keine Zurückweisung gewesen. Vielmehr habe er von Hutten nur dasjenige sich freundlich ausgebeten, was er an dessen Stelle von selbst gethan haben würde: dem Freunde nicht, ohne Nutzen für sich selbst, durch einen Besuch Verdruß zuzuziehen. Und doch habe er ihm nachher durch Eppendorf sagen lassen, wenn Hutten die Ofenwärme missen könne, die ihm unerträglich sei, so solle sein Besuch ihm nicht unlieb sein. Beleidigt also habe er Hutten nicht, weder jetzt noch sonst, vielmehr, um von Wohlthaten nicht zu reden, ihm bis auf diesen Tag von Herzen wohlgewollt. Er

möchte ihm wünschen, daß er keinen schlimmern Feind hätte als den Erasmus, oder daß er besäße, was dieser Feind ihm wünsche. Vielleicht werde er gegen ihn aufgehetzt von Leuten, die Hutten's Feder zur Sättigung ihres Hasses gegen Erasmus mißbrauchen möchten. Wolle Hutten diesen willfahren, so möge er fürs erste bedenken, daß er es gegen einen thue, der es nicht um ihn verdient habe; dann, daß er seinen eigenen ärgsten Feinden, dem Hochstraten u. A., keinen größern Gefallen thun könne, als gegen Erasmus zu schreiben. Schon insofern dürfte es der Klugheit gemäß sein, wenn Hutten, ehe es zum wirklichen Kriege komme, vorher in einem Privatschreiben ihm mit freundschaftlicher Offenheit mittheilte, was er gegen ihn habe; Hutten müßte ganz ein anderer geworden sein, als er ehedem gewesen, wenn es dem Erasmus nicht gelingen sollte, ihm durchaus genugzuthun.

So weit war das Schreiben des Erasmus für seinen Zweck ganz wohl berechnet, den es zwar schwerlich erreicht haben würde, da zwischen beiden Männern sich allzuviel Stoff zum Streite angesammelt hatte: nun aber nahm es eine Wendung, welche dem reizbaren Hutten die Feder gegen Erasmus, wenn er sie noch nicht ergriffen gehabt hätte, in die Hand drücken mußte. Außer der Rücksicht auf die alte Freundschaft und auf den Jubel der Feinde, fährt nämlich Erasmus fort, müsse auch die Rücksicht auf seinen eigenen Ruf den Ritter von seinem Vorhaben zurückhalten. Nicht allein daß man einen Angriff auf den schuldlosen Freund inhuman finden würde: „auch an solchen“, schreibt er, „würde es vielleicht nicht fehlen, die, in Erwägung, wie deine Sachen jetzt stehen, argwöhnen möchten, es sei bei dem ganzen Beginnen nur auf Beute abgesehen; und es wäre kein Wunder, wenn dieser Verdacht bei vielen Platz griffe, als gegen einen Landflüchtigen, Verschuldeten und zum äußersten Mangel an allem Nothwendigen Heruntergekommenen. Dir ist nicht unbewußt, welche Sagen über dich umgehen; auch weißt du wohl, warum der Pfalzgraf dir zürnt und was er dir droht, der ja an deinem Diener bereits die Todesstrafe vollzogen hat. Deßwegen möchte ich nicht, daß du meine Erinnerung der Furcht oder dem bösen Gewissen zuschriebest: da sie vielmehr von Liebe zu dir ausgeht, und ich damit mehr für dich als für mich sorge. Du magst so gehässig schreiben als du willst, so wirst du fürs erste

es weder mit einem solchen zu thun haben, dem dergleichen Anfechtungen ungewohnt sind, noch mit einem Stummen. Dann aber, gesetzt auch, ich schwiege, wirst du doch deinem Rufe übler thun als dem meinigen. Darum sieh wohl zu, mein Hutten, daß du hier mehr deine Klugheit zu Rathe ziehest, als der Leidenschaft leichtgesinnter Menschen folgest. Lebe wohl. Ich erwarte deine Ausforderung" [1]).

Darunter verstand Erasmus die vorläufige Darlegung von Hutten's Beschwerden über ihn in einem Privatbriefe, die dann auch, wie er erzählt, in einem sehr trotzigen Schreiben erfolgte, dem aber nach Hutten's Ankündigung binnen drei Tagen schon die Streitschrift selbst (vorerst zwar noch ungedruckt) nachkommen sollte, von der es ein kurzer Inbegriff war. Einstweilen beantwortete Erasmus das vorläufige Schreiben, indem er sich Punkt für Punkt auf Hutten's Vorwürfe einließ und ihm nochmals bemerklich zu machen suchte, wie es nicht minder in des Ritters als in seinem Interesse liege, ihren Streit in der Stille abzumachen. Das Schlimme war aber, daß die Hutten'sche Streitschrift handschriftlich bereits durch viele Hände in Basel gegangen, jetzt auch nach Zürich versendet war, so daß Erasmus von dritten Personen vernahm, was Hutten gegen ihn vorgebracht habe. So erklärte auch dieser selbst in der Antwort auf des Erasmus zweites Schreiben (in deren milderem Tone dieser eine Wirkung von dem mittlerweile erfolgten Falle Sickingen's zu erkennen meinte), das Manuscript sei bereits an den Buchdrucker abgegangen; doch wenn Erasmus dazu schweigen wolle, so solle zwischen ihnen Fried und Freundschaft bestehen wie zuvor. Jetzt endlich kam eine Abschrift auch dem Erasmus zu, aber unverschlossen und unversiegelt; und nun legte Eppendorf vergeblich ihm und seinen Freunden nahe, den Angriff durch eine Geldsumme abzukaufen. Der Verleger der Erasmischen Werke, Johann Froben, zwar bot 50 Fl., der Domherr Johann Botzheim, im Schrecken um den Freund von Konstanz herübergeeilt, sprach von 70 Fl., um die es sich handle: aber Erasmus wollte nicht der Geprellte sein, wenn die in Abschriften schon verbreitete Schrift, wie vorauszusehen war, nachher doch erschiene; er gab nichts,

---

1) Erasmus an Hutten, 25. Merz 1523. Hutten's Schriften II, S. 178 f.

und hielt auch seine Freunde ab, sich auf den Handel einzulassen. Mittlerweile hatte sich Hutten von Mülhausen nach Zürich begeben, von wo er nochmals an Erasmus schrieb, das Geschehene wollen sie auf die homerische Ate (den Dämon unbedacht unheilvoller Thaten) schieben; inskünftige (so läßt Erasmus ihn sich ausdrücken) wolle er sich vorsichtiger halten. Auch bezeugte er dem Eppendorf, dieser habe die Verbreitung der Schrift widerrathen, d. h. wohl eben, ihm zugeredet sie sich abkaufen zu lassen. Da dieß mißlungen war, so reiste nun Eppendorf, so berichtet Erasmus, nach Straßburg und beredete den Buchdrucker Johann Schott, der schon von früher her mit Hutten in Verbindung stand, den Druck der Beschwerdeschrift zu übernehmen, den er noch vor der Mitte des Juli vollendete[1]).

So wenig dem Erasmus, und zwar nicht erst seit Hutten's Aufenthalt in Basel, sondern schon seit dessen Briefen von Steckelberg und Ebernburg aus, ein Angriff von seiner Seite unerwartet sein konnte: so fand er sich doch durch die Art, wie derselbe ausgeführt war, betroffen. In ganz Deutschland, schrieb er an Pirckheimer, hätte er so viel Inhumanität, Unverschämtheit, Eitelkeit und Gehässigkeit nicht vermuthet, als die Eine Schrift von Hutten enthalte. Er sah in diesem einen Undankbaren, der ihm die wiederholten Empfehlungen an den Cardinal von Mainz und andre Fürsten, die ehrenvollen Erwähnungen in Briefen und Schriften, die wohlwollendste Gesinnung, nun so vergelte. Er schwankte, oder that doch als schwankte er einen Augenblick, ob er antworten solle: wie er denn auch seine basler Freunde mit der, seiner Versicherung nach in sechs Tagen vollendeten Gegenschrift überraschte, die er einen Schwamm, zur Abwischung von Hutten's Anspritzungen, betitelte[2]).

Hutten's Expostulatio ist eine, im Verhältniß zu der Mehrzahl seiner übrigen Schriften ziemlich umfangreiche Arbeit, und Erasmus wollte seiner asiatischen Redefülle mit lakonischer Kürze antworten: dabei wurde aber seine Spongia beinahe noch einmal

1) Ulrichi ab Hutten cum Erasmo Roterodamo presbytero theologo Expostulatio. Mit der deutschen Uebersetzung Schriften II, S. 180—248.

2) Spongia Erasmi adversus aspergines Hutteni. Ebendaselbst S. 265—324.

so stark. So wollte er auch, Hutten's Leidenschaft gegenüber, sich mäßigen, sich, wie schon der Titel seiner Schrift anzeigt, mehr nur abwehrend verhalten: aber die Abwehr führte ihn zu Ausfällen, die um so kränkender waren, je mehr sie sich gegen den Charakter und Wandel des Gegners richteten; um so grausamer, da sie sich des Spottes über sein Unglück nicht enthielten, und dadurch nicht schonender wurden, daß sie sich meistens in bloße Anspielungen versteckten. Wir suchen von beiden Schriften nach- und zum Theil nebeneinander eine Vorstellung zu geben.

Beide beginnen mit einer Auseinandersetzung der Veranlassung des Streites, indem Hutten, der Erasmischen Entstellung in dem Brief an Laurinus gegenüber, zu erhärten sucht, daß des Erasmus Benehmen bei seinem Aufenthalt in Basel wirkliche Beleidigung eines treuen Freundes und Verehrers gewesen sei; wogegen Erasmus erweisen zu können glaubt, bei jener Gelegenheit die Pflichten der Freundschaft und Humanität in keiner Weise verletzt zu haben. Dieser Beweis gelingt ihm nicht; denn, wenn man auch sehr wohl einsieht, daß ihm in seiner Stellung, bei seiner Denk- und Gemüthsart, eine Berührung mit Hutten in jenem Zeitpunkte nicht erwünscht sein, vielleicht selbst nachtheilig werden konnte, so war ja eben hier ein Fall, wo eine höhere Pflicht die Abneigung zu überwinden und die Klugheitsrücksichten bei Seite zu setzen gebot. Wenn Hutten dem Erasmus zuruft, nicht anders als wie ein höheres Wesen habe er ihn stets verehrt, gegen jeden seiner Feinde sei er immer sogleich zu Felde gezogen, und jener halte ihn jetzt nicht einmal einer Unterredung werth, verschließe ihm aus Furcht vor den elendesten Menschen die Thür: so hatte Erasmus nichts vorzubringen, was der Wirkung solcher Vorwürfe begegnen konnte.

Als eine Art von Seitenstück, als eine von Hutten erlittene Kränkung, über die er auch viel Aufhebens hätte machen können, sucht Erasmus eine Indiscretion geltend zu machen, die sich Hutten vor Jahren gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Im Jahr 1519 hatte Erasmus den oben erwähnten Brief an den Erzbischof Albrecht von Mainz geschrieben, in welchem er Luther, ohne dessen Sache vertreten zu wollen, gegen die Verketzerung von Seiten der löwener Theologen in Schutz nahm. Diesen Brief hatte er in Umschlag an Hutten geschickt, mit dem

Auftrage, denselben, je nachdem er es passend finde, zu übergeben oder zu vernichten. Statt dessen ließ Hutten den Brief eilends drucken. Natürlich machte er ein Aufsehen, das weder dem Erzbischof noch dem Erasmus lieb sein konnte. Ersterer, dem erst ein Vierteljahr später auf seine Nachfrage der handschriftliche Brief, zerrissen und von der Druckerei beschmutzt, zu Handen kam, beschwerte sich; Erasmus berichtete ihm zu seiner Entschuldigung, wie es zugegangen, und stellte, als er Hutten wiedersah, diesen zur Rede, der nun mit beschämtem Lächeln (erzählt Erasmus) die Thatsache zugestand, aber auf die Nachlässigkeit der Schreiber schob. Eine ächt Hutten'sche Indiscretion, wie gesagt, zu dem Zwecke, der Sache Luther's Vorschub zu thun, und wohl auch den Erasmus vorwärts zu schieben; diesem begreiflicherweise höchst unangenehm: aber mit der Kränkung, um deren willen jetzt Hutten mit ihm rechtete, nicht zu vergleichen.

Doch die persönliche Beleidigung, fährt Hutten fort, möchte er wohl mit Stillschweigen übergangen haben, wenn nicht immer mehr auch des Erasmus Abfall von der Sache des Evangeliums sich herausgestellt hätte, am deutlichsten in dem Brief an Laurinus. In diesem liege nun unläugbar vor, daß er entweder seinen Sinn schmählich geändert habe, oder daß er jetzt aus Menschenfurcht schmählich heuchle. Was mag die Triebfeder solchen Abfalls sein? fragt sich Hutten. Neid auf Luther's Ruhm? kleinmüthige Furcht vor der Gegenpartei? Bestechung? Oder hätte sich Erasmus wirklich eines andern überzeugt? — Für die tiefste Quelle des Uebels sieht Hutten jedenfalls den Kleinmuth an, der ihm von jeher an Erasmus mißfallen hat. Die Verschwörung so vieler Fürsten gegen die Sache des Evangeliums, meint Hutten, läßt ihn am Erfolge verzweifeln, und so findet er räthlich, sich von derselben loszusagen, und sich um die Gunst jener Fürsten auf jede Weise zu bewerben. Freundlich von ihnen aufgenommen und belobt, will er sie doch der Sicherheit wegen erst durch einen Dienst sich verpflichten; wozu ihm am passendsten scheint, was jene längst von ihm verlangten, gegen die Lutheraner zu schreiben. Daß er damit gleich von Anfang so hart auftritt (in dem Brief an Laurin) ist darauf berechnet, diese zu schrecken, damit sie sich um so eher ergeben sollen; denn gelänge es, sie hiezu zu bringen, so wäre ihm viel Ruhm und Gunst gewiß. Aber

seine Rechnung, meint Hutten, könnte ihn täuschen. Daß die Mächtigen so eifrig um seinen Beistand werben, beweist, daß doch noch Gefahr bei der Sache ist: für Erasmus Gefahr nicht für sein Leben, doch für seinen Ruhm. Längst hat seine Wandelbarkeit Mißfallen erregt; doch, so lange sie sich auf Nebensachen bezog, hat man sie seinen übrigen Vorzügen zu Gute gehalten. Wenn man aber nun sehen wird, in welcher bedeutenden Angelegenheit er seinen Schwachheiten und Neigungen nachgibt, wie groß wird die Entrüstung sein!

Sofort geht Hutten auf die einzelnen Punkte ein, über welche er den Erasmus, wenn er ihn in Basel zu sprechen bekommen hätte, gerne mündlich zur Rede gestellt haben würde, nun schriftlich und öffentlich zur Rede stellt. Zum Theil sind sie mehr persönlicher Art: daß Erasmus in einigen seiner neuern Schriften Hutten's mißliebige Erwähnung gethan, dessen Freunde geschmäht, dessen Feinde gelobt habe. So in einem Schreiben an den Ketzermeister Hochstraten, in welchem Erasmus der bittern Briefe von Reuchlin, Nuenar, Busch und Hutten gegen denselben mit der diplomatischen Wendung gedacht hatte, er habe sehr bedauert, daß Hochstraten durch vorausgegangene gleichfalls höchst bittere Schriften jene zu solchem Unmaß gereizt und dadurch ehrenwerthen Männern Anlaß gegeben habe, zu denken, jene bittern Dinge seien ihm nicht unverdient gesagt worden. Hier ist nun Hutten außer sich, gleicherweise darüber, daß sein Zorn gegen Hochstraten, den Erasmus einst gebilligt, diesem jetzt zu viel ist, wie über die glimpfliche, beinahe schmeichelhafte Art, in der Erasmus mit einem Scheusal wie Hochstraten, das er selbst früher für ein solches erklärt hat, zu Werke geht. Sieht man den angeschuldigten Brief selbst an[1]), so findet man, daß Erasmus dem Hochstraten in der feinsten Art, und zum Theil mit süßen Worten, doch höchst bittere Wahrheiten sagt; ob er etwa, fragt er jetzt den Ritter, auf gut Huttenisch so an jenen hätte schreiben sollen: Unflätige Cloake, du erfrechst dich, große Männer mit deinen Sch . . . büchern zu beschmitzen? In vielen Fällen freilich weiß Erasmus seine nach allen Seiten hin verschwendeten Schmeicheleien nur durch Spitzfindigkeiten zu rechtfertigen,

1) Abgedruckt in Hutten's Schriften I, S. 303—305.

und auch wir können uns eines widrigen Eindrucks von denselben um so weniger erwehren, als wir meistens aus sonstigen Aeußerungen des Erasmus wissen, daß er über die so geschmeichelten Persönlichkeiten für sich ganz anders dachte. Er hatte den Grundsatz, daß man keineswegs gehalten sei, überall und immer die Wahrheit zu sagen, ja in manchen Fällen sei es Pflicht, sie zu verschweigen; Hutten weiß seinen Abscheu vor einem solchen Grundsatze (dem er als Humanist selbst bisweilen gehuldigt hatte) nicht stark genug auszudrücken: durch diese Starrheit aber hatte er sich aus allen Verhältnissen der Wirklichkeit herausgesetzt; während Erasmus, um gegen diese in seinem Wirken auf keiner Seite zu verstoßen, nicht selten Wahrheit und Würde aus den Augen verlor. So stehen sich in diesem Streite immer zwei ganze Menschen, zwei geschlossene Standpunkte entgegen, deren jeder seine einseitige Berechtigung hat, aber eben durch diese Einseitigkeit der Schuld und dem Schicksale verfällt.

Doch nicht nur Feinde Hutten's und der schönen Wissenschaften sollte Erasmus gelobt, auch Freunde desselben angeschwärzt haben, vor allem den damals kürzlich verstorbenen Reuchlin. Hier macht nun wirklich Hutten aus einer Fliege einen Elephanten. Daß Erasmus im Hebräischen Capito über den alten Meister gestellt, wird aus seinem Neid und Aerger darüber, daß man Reuchlin und ihn als die beiden Augen Deutschlands zusammenzustellen pflegte, hergeleitet; über die ohne Zweifel ganz wahrheitsgemäße Notiz aber, die Erasmus dem Erzbischof von Rochester in einem Briefe gab, daß Reuchlin bei der vorübergehenden Wiederkunft des vertriebenen Herzogs Ulrich im Sommer 1519 einigen stuttgarter Bürgern, denen er erst versprochen gehabt, mit ihnen nach Eßlingen auszuwandern, nachher nicht Wort gehalten habe, wird er wie über die schwärzeste Verläumdung weitläufig und drohend zur Rede gestellt.

Den Kern der Hutten'schen Anklage gegen Erasmus jedoch bildet die Stellung, welche dieser zu Luther und dessen Sache genommen hatte. O des unwürdigen Schauspiels! ruft hier Hutten aus. Erasmus hat sich dem Papst ergeben. Von ihm hat er den Auftrag, dem Ansehen des apostolischen Stuhles nichts geschehen zu lassen. Das ist wie Hercules im Dienste der Omphale. Welchen verworfenen, verächtlichen Menschen hat er sich damit

in Dienst gegeben! Und er hat schon den Krieg eröffnet, schon eine Wunde versetzt. Welche Umwandlung! „Du", redet ihn Hutten an, „der noch jüngst die begrabene Frömmigkeit wieder ausgrub, das Evangelium aus dem Winkel an das Licht zurückführte und die Religion wiederherstellte, du leihst jetzt zu deren Zerstörung, Vertreibung, Niederwerfung, Vernichtung deine Hand." Ob er noch bei Sinnen sei? Um die Gründe solcher Handlungsweise befragt, gebe Erasmus selbst nicht Mißfallen an der Sache, sondern das Andringen eines Aleander und Glapion, eines Wilhelm von Montjoie und Herzogs Georg von Sachsen an; selbst der Kaiser, bringe er vor, habe ihn zur Widerlegung Luther's für den Geeignetsten gehalten. „Da sieht man", ruft Hutten ihm zu (und diese Worte trafen eine der verderblichsten Schwächen des Erasmus), „da sieht man, wie es dir wohlthut, dich kitzelt, wenn große Herren dich grüßen, dich vertraulich anreden, dir ihren großartigen Dunst, ihre fürstlichen Possen vormachen, in ihrem Hofprunke mit freiwilligen Gnaden dir entgegenkommen. Wärest du nicht lüstern noch solchem Zeuge, so hätten dir jene vergeblich Fallen gestellt, und nie hätte man dich von uns abwendig gemacht, wenn du nicht eine große Ehre für dich darin fändest, daß die verlassene römische Curie auf die Nachricht von deinem Uebertritte wie von schwerem Drucke wieder aufathmet."

Doch für seine Treue gegen den römischen Stuhl gebe Erasmus den Grund an, daß die römische Kirche die katholische Kirche sei. „Ich will auf der Stelle verloren sein an Leib und Seele", ruft hier Hutten aus, „wenn du nicht sehr gut weißt, welch großer Unterschied zwischen der katholisch apostolischen und dieser römischen Kirche ist." Wo wäre die göttliche apostolische Schrift, in welcher stünde, daß zu Rom eine Kirche sei, die der übrigen Haupt sein und einen Bischof haben solle, der die andern tyrannisiren, das Evangelium abändern dürfe; der bei aller Schlechtigkeit heilig genannt werden müsse; dem es zustehe, über die Reiche der Welt zu verfügen und den Himmel zu verkaufen? Erasmus sage, jeder Fromme sei dem Papste hold. Im Gegentheil, meint Hutten, kein Frommer könne demjenigen hold sein, dessen ganzes Wesen Gleisnerei ist, mit der keine wahre Frömmigkeit bestehen kann.

An Luther setze Erasmus sein hochfahrendes Wesen und

seine maßlose Schmähsucht aus. Allein selbst wenn ihm diese persönlich zur Last fiele, entgegnet Hutten, so ginge das die Sache des Evangeliums nichts an. Auch an einzelnen Lehren desselben möge Erasmus immer mäkeln. Frage man ihn jedoch aufs Gewissen, was es doch sei, das den Papst an Luther so sehr verdrieße, daß er ihn durchaus todt haben wolle? so werde Erasmus selbst antworten müssen: das, daß er, nicht zuerst, doch am gewaltigsten der päpstlichen Tyrannei sich widersetzt habe; daß er den Menschensatzungen ihr Ansehen entzogen, den päpstlichen Trug der Welt offenbar gemacht, die Macht der Bullen vernichtet, dem Ablaß und ähnlichen Spiegelfechtereien Deutschland verschlossen habe. Diese Dinge habe er, Hutten, schon vor Luther bekämpft; Luther sei weder sein Lehrer gewesen, noch handeln sie jetzt im Einverständniß, sondern jeder treibe sein Geschäft für sich: aber weil es einmal Sitte geworden, daß jeder Feind der päpstlichen Zwingherrschaft und Freund des Evangeliums Lutheraner heiße, so lasse er sich lieber durch diese Benennung Unrecht thun, um nicht durch Ablehnung derselben den Schein zu erregen, als wollte er das Bekenntniß der Sache verläugnen. In diesem Sinne aber sei auch Erasmus ein Lutheraner, und um so mehr, da er beredter als irgend einer, ehe noch die Welt von Hutten oder Luther etwas gewußt, ganz auf dasselbe hingearbeitet habe. Davon wolle er zwar nichts mehr wissen; aber, wenn nicht der größere Theil seiner Schriften vernichtet werde, müsse jeder, der auf die Sache selbst, und nicht auf Worte achte, ihn zu dieser Partei rechnen, die er jetzt bekämpfe, die aber Hutten, auch gegen ihn, vertheidigen werde. Letzteres thue er ungern: „doch“, erklärt er, „weil du lieber bei jenen schmarotzen, als mit mir der Pflicht getreu bleiben willst, so muß ich's leiden, daß wir uns trennen. Magst du dort ein behagliches Leben führen, wo große Herren sind, die dir Geschenke machen, und wenn du gegen Luther schreiben willst, Bisthümer für dich in Bereitschaft halten und fette Pfründen dir abtreten: ich will hier in Gefahr stehen, wo ernste, rechtschaffene, wahre, lautere, beständige und freie Männer sind, die sich durch keine Geschenke bewegen, durch keine Ehren umstimmen, durch keine Gefahren schrecken lassen; denen Gerechtigkeit heilig, Treue unverletzlich, die Religion Herzens-, die Wahrheit Gewissenssache ist. Was gehen mich die vielen Rücksichten an, durch welche du

dich der römischen Curie verbunden bekennst? Ich werde ebenso standhaft um des gemeinen Nutzens willen jene Zwingherrschaft bekämpfen, als du um eignen Vortheils willen sie beharrlich zu vertheidigen gedenkst. Und dabei werde ich leichtere Arbeit und ein freieres Gewissen haben, da ich offen und einfach die Wahrheit sagen darf: während du in der übeln Stellung bist, erdichten, erfinden, ersinnen, lügen und täuschen zu müssen."

Noch einmal wird dem Erasmus am Schlusse zu Gemüthe geführt, wie sehr er sich in seiner Rechnung auf den Erfolg seines Kampfes gegen Luther, und auf die Dankbarkeit der Partei, in deren Dienst er getreten, täuschen dürfte. Diese Leute werden ihn mehr wie einen, der sich ergeben habe, wie einen Gefangenen, als wie einen Bundesgenossen aufnehmen. Sie meinen, mit Erasmus der Sache des Evangeliums ihre mächtigste Stütze zu entziehen. Aber sie werden finden, daß die Wahrheit solcher Stützen nicht bedürfe. Ja, sie werden finden, daß auch nach seinem Uebertritt Erasmus fort und fort durch seine frühern Schriften für die Sache des Evangeliums und gegen die römische Tyrannei kämpfen werde. Das werden ihm die Romanisten nie verzeihen. Stets werden sie ihn als denjenigen hassen, der ihnen die erste Wunde geschlagen habe. So verliere er auf der einen Seite mehr Dank, als er auf der andern gewinne. Er bringe sich um seinen frühern wahren Ruhm, ohne neuen zu erwerben. Selbst wenn er mit seinen neuen Bundesgenossen siegen sollte, würde es ein trauriger Sieg für ihn sein. Er weiß es wohl, und sagt es auch selbst, daß mit der Unterdrückung der Lutherischen Partei auch vieles von demjenigen, wofür er gewirkt und gestrebt, unterdrückt werden würde. Und dennoch kämpft er gegen sie! Für Hutten ist er ein Gegenstand des Mitleidens. Auch die übrigen Lutheraner beklagen seinen Uebertritt mehr um seiner als um ihretwillen, denen er nichts schaden kann. Sie sehen dem Kampfe mit ihm getrost entgegen, um so mehr, da der frühere Erasmus selbst in ihren Reihen gegen den jetzigen streiten wird.

Wir haben Hutten als den Kläger ausreden lassen, um nun auch die Vertheidigung und Wiederklage des Erasmus im Zusammenhange zu vernehmen. Hutten beschuldige ihn, sagt er, früher sei er der Lutherischen Partei zugethan gewesen, jetzt bekämpfe er die Sache des Evangeliums. Eines sei so falsch wie

das andere. Im Gegentheil: von jeher sei er jener Partei abgeneigt gewesen, und nie habe er aufgehört, ein redlicher Förderer der Sache des Evangeliums zu sein. Parteimann sei er überhaupt nicht; dazu sei ihm seine Unabhängigkeit zu lieb. Daß er von der Lutherischen Partei nichts wissen wolle, habe er dem Ritter vor drei Jahren bei ihrer Unterredung in Löwen selbst gesagt. Der ganze Handel sei wider seinen Rath angefangen worden. Gleich Anfangs habe er erklärt, er vermisse an Luther evangelische Bescheidenheit und Milde, habe seine Hartnäckigkeit im Behaupten getadelt, an dem Geiste, der ihn treibe, Zweifel geäußert. Diese Ausstellungen seien durch die Schriften, die Luther seitdem ausgehen lassen, immer mehr bestätigt worden. Da er sich in diesem Sinne von vorne herein über Luther ausgesprochen, so wisse er sich hierin keiner Wandelbarkeit schuldig.

Ebensowenig in seinen Aeußerungen über den römischen Stuhl. Päpstliche Tyrannei und Raubsucht, worüber die Klagen schon so alt, habe er nie in Schutz genommen. Den Ablaß so wenig in Bausch und Bogen verworfen, als den schmählichen Handel damit gutgeheißen. Die Erklärungen seiner Ergebenheit gegen Rom, aus denen ihm Hutten ein Verbrechen mache, seien, in seinem Sinne verstanden, durchaus unverfänglich. Ja, er habe gesagt, er werde von dem römischen Stuhle niemals weichen. Aber nur so lange dieser nicht von Christo weichen werde. Er habe gesagt, jeder Fromme sei dem Papste hold. Allein dem Papste hold sei, wer ihn gerne mit apostolischen Tugenden geziert sehe; man könne den Leo (der war todt) hassen, und doch den Papst lieben; wer es mit den Unthaten der Päpste halte, der meine es nicht gut mit dem Papste selbst. Das sind nun freilich bloße Worte. Denn eben die Erfahrung war damals reif geworden, daß das Verkehrte und Verderbliche im Wesen des Papstthums selber liege; daß also auch ein zufällig besseres Individuum, das in die Stellung eines Papstes komme (wie etwa der damalige Papst Adrian VI., auf den sich Erasmus auch berief), entweder durch dieselbe verderbt, oder doch so gebunden werde, daß seine persönlichen Vorzüge dem Institute selbst und der Welt nicht zu Gute kommen.

Unter den Dingen, welche dem Erasmus an der Reformation

mißfielen, standen natürlich die Streitigkeiten und Unruhen, die sie mit sich führte, oben an. Hutten wies dagegen auf das Wort Christi hin, daß er nicht den Frieden, sondern das Schwert und Entzweiung bringe; erinnerte, daß die Schuld dieser Unruhen auf diejenigen falle, welche das Evangelium nicht leiden wollen; und meinte, auf die Frage, was besser sei, die Unruhen in den Kauf zu nehmen, oder, um sie zu vermeiden, die Unterdrückung des Evangeliums sich gefallen zu lassen, könne die Antwort nicht zweifelhaft sein. Aber Erasmus glaubte Mittel und Wege zu wissen, wie die Sache des Evangeliums ohne Tumult durchgeführt werden könne; er wartete nur, bis ihn Fürsten und Gelehrte um sein Gutachten angehen würden. Doch ganz hielt er mit seinen Rathschlägen auch jetzt schon nicht zurück. Auf beiden Seiten sah er Uebertreibung. Wozu es führen solle, wenn der eine Theil nur noch von Unruhen, Zank und Schmähungen, der andre nur von Bannbullen und Scheiterhaufen wissen wolle? Beide Theile sollen sich in einander schicken. In allen alten und Hauptartikeln des christlichen Glaubens und Lebens sei man ja einig. Der Streit betreffe größtentheils nur gewisse Paradoxen, die theils unverständlich, theils unwesentlich seien. Darum sollten die geistlichen und weltlichen Machthaber ihre Leidenschaften und ihren Privatvortheil dem Gemeinwohl und der Ehre Christi nachsetzen und auch aus geringem Munde Belehrung annehmen. Die Gelehrten aber sollten, ohne Zank und Schmähungen, über die Beilegung des Zwiespaltes und das Beste der Christenheit verhandeln und die Ergebnisse dieser Verhandlungen in geheimen Briefen dem Papst und dem Kaiser zur Kenntniß bringen! — Also das war das Erasmische Arcanum: erst die ganz begründete, nur leider in allen Zeiten der Bewegung vollkommen wirkungslose Predigt der Mäßigung nach beiden Seiten; dann ein Vorschlag, der so kindisch ist, daß man glauben müßte, Erasmus habe selbst im Stillen über denselben gelächelt, wüßte man nicht, wie die Furcht vor Revolutionen die klügsten Männer seiner Art über das Unzureichende der Mittel, die sie dagegen in Vorschlag bringen, zu verblenden pflegt.

Als seinen Lebensberuf erkennt Erasmus die Beförderung der bessern Wissenschaften, die Erneuerung einer einfachen, reineren Theologie: und dafür werde er zeitlebens wirken, ob es Luthern

lieb oder leid sei, den er für einen Menschen halte, der irren und andre irreführen könne. Auch Hutten gebe ja nur ungern zu, daß man ihn Lutheraner nenne, und insofern mit Recht, als Luther selbst ihn nicht anerkenne. Ja, er müßte sich sehr täuschen, wenn diesem nicht ein Gegner wie Erasmus lieber wäre, als ein Anhänger wie Hutten. Damit ist wohl noch mehr gemeint, als was Erasmus an einer andern Stelle sagt, seine Zurückhaltung schade der Sache Luther's weniger als Hutten's unüberlegte Hitze. Wen doch dieser unter den Wir und Uns verstehe, von denen er so oft rede? Ob alle ohne Unterschied, die irgendwie Luthern anhängen und dem Papste übel wollen? Nach des Erasmus Urtheile sind hier verschiedene Klassen wohl zu unterscheiden. Erstlich gelehrte und wohlgesinnte Leute (er gehöre nicht zu ihnen, sagt Erasmus, aber erkenne sie als ehrenwerthe Leute an, unter denen er gute Freunde zähle), welche die meisten von Luther's Lehren billigen und der Macht der Römlinge Schranken gesetzt wünschen. Sie wollen, daß Papst und Bischöfe statt weltlicher Fürsten evangelische Lehrer, statt Tyrannen Väter seien; daß der Ablaß- und Bullenhandel beschränkt, die Menge der Ceremonien und Festtage gemindert, wahre Frömmigkeit dagegen belebt werde; daß die scholastischen Lehren der heil. Schrift weichen; allerhand Lasten, wie Speiseverbote, Ehehindernisse, erleichtert, die jetzt so verweltlichten Mönche zu wahrhaft geistlichem Leben zurückgeführt werden u. dgl. m. Von allen diesen billige aber kein einziger Hutten's Unternehmungen, so wenig als Luther selbst. Eine andere Klasse von Lutheranern bestehe aus Menschen ohne Bildung und Urtheil, von unreinem Wandel und unruhigem Sinne, die Luthern anhängen, ohne seine Lehren zu befolgen, ja nur recht zu kennen. Sie halten sich vorzugsweise an das Negative darin, gehen nicht in die Kirche, verletzen die Speiseverbote, schimpfen auf den Papst und schließen ihre evangelischen Bündnisse am liebsten beim Becher. Deren aufrührerischem Gebahren werden die Fürsten mit Gewalt entgegentreten müssen. Ihre Schuld werde es dann sein, daß auch den gerechten Beschwerden nicht abgeholfen werde. Mit dieser Art von Menschen wünsche er keine Gemeinschaft, und auch Hutten scheine nichts von ihnen wissen zu wollen. Nun gebe es aber noch eine dritte Klasse, denen es gar nicht um das Evangelium, sondern unter dessen

Vorwande lediglich um Beute und Plünderung zu thun sei. Diese erkenne Luther nicht an, wie denn auch ihre Lehrsätze von den seinigen sehr verschieden seien, nämlich diese: wer einigen Adel vorwenden könne, der habe das Recht, einen Wanderer auf offener Straße anzufallen und entweder zu berauben, oder gefangen wegzuführen; das Recht, wenn er sein Geld bei Wein, Dirnen und Spiel durchgebracht, jedem Fehde anzukündigen, von dem er etwas gewinnen zu können glaube. Vielleicht gebe es einige, die, nachdem sie alles das Ihrige verschwendet haben, sich nun als Lutheraner stellen, um unter diesem Titel sich Gönner zu erwerben. Daß damit auf Hutten und Eppendorf gezielt und, außer frühern angeblichen Thaten des ersteren, der Angriff beider auf Erasmus gemeint ist, wäre klar, wenn auch nicht an einer andern Stelle Erasmus geradezu sagte, die Benennung eines Lutheraners möge für Hutten jetzt von Nutzen sein, da sie allein ihm Schutz und Nahrung verschaffe.

Auch folgende Stelle ist voll verborgener Spitzen gegen Hutten. Er sehe, sagt Erasmus, zwar viele Lutheraner, aber wenig Evangelische. Wenn Hutten Leute kenne, die, statt mit Wein, Dirnen und Würfelspiel, sich durch Lesen der heil. Schrift und fromme Gespräche ergetzen; welche niemand um das Geld, das sie ihm schuldig, betrügen, sondern freiwillig, was sie nicht schuldig, den Dürftigen spenden; welche, statt solche, die ihnen nichts zu Leide gethan, zu schmähen, vielmehr auf das Scheltwort selbst eine versöhnliche Antwort geben; welche niemanden Gewalt anthun oder androhen, sondern sogar erlittenes Unrecht mit Wohlthaten vergelten; welche so wenig Unruhen erregen, daß sie im Gegentheil, wo sie können, Eintracht und Frieden stiften; welche sich nicht selbst rühmen, nicht mit Verbrechen oder mit Thaten, die sie gar nicht gethan haben, prahlen, sondern das Lob auch ihrer guten Werke auf Christum übertragen: wenn Hutten dem Erasmus solche Evangelische zeige, so werde er sich ihnen mit Freuden anschließen. Aber sie seien, wenn es überhaupt dergleichen gebe, wenigstens äußerst rar.

Gegen das Ende seiner Beschwerdeschrift hatte sich Hutten der Wendung bedient, Erasmus gebe durch seine Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit der deutschen Jugend ein übles Beispiel, und Hutten werde daher alle ermahnen, des Erasmus Sitten zu

fliehen, wie er immer gemahnt habe, seinen Studien nachzueifern. Gut, entgegnet dieser, so möge denn die deutsche Jugend sich Hutten's Sitten zum Muster nehmen. Wie er an einer andern Stelle der Zumuthung Hutten's an ihn, zu schreien und die Laster der Päpste dem Volke zu verkündigen, mit der Bemerkung begegnet war, er sei sich zu tief seiner eigenen Fehler bewußt, um den Richter über fremde zu machen; aber Hutten möge schreien, der Reine, dem keine Beschuldigung zurückgegeben werden könne. Hiegegen kann es fast noch harmlos erscheinen, wenn Erasmus einmal sagt, während seines Aufenthaltes in Brabant habe er von seiner Armuth in Einem Jahre mehr an Studirende gespendet, als gewisse Leute von ihren väterlichen Gütern beziehen; oder wenn er dem Hutten'schen Vorwurfe gegenüber, daß er sich durch Schmeichelei gegen Päpste und Fürsten zu schützen suche, bemerkt: Hutten freilich habe Burgen und Wälle, Truppen und Büchsen, Rauch, Feuer und Schwerter, Fehdebriefe und Kriege zu seinem Schutze; das alles gehe dem Erasmus ab. Zudem besitze Hutten jetzt nichts mehr, wofür er zu fürchten brauchte; vielleicht sei er darum so tapfer. Er, Erasmus, das gestehe er, fürchte für seine Werke, von denen auch Hutten bezeuge, daß sie in weiten Kreisen nicht wenig Nutzen stiften. Er spare sich auf, um ferner nützen zu können.

In Betreff der Zueignungen seiner Bücher, die ihm von Hutten als Geldjägerei vorgeworfen waren, erwiedert Erasmus, von Privaten habe er nicht einmal eine Danksagung dafür angenommen, und von den Fürsten haben ihm die wenigsten etwas dafür gegeben; gebettelt habe er bei keinem. Und doch wäre es, in Betracht der Bedürftigkeit des menschlichen Lebens, verzeihlicher, durch ehrlichen Fleiß auf die Freigebigkeit der Fürsten Jagd zu machen, als von den Freunden zu entlehnen, was man ihnen nicht wiederzugeben, zu kaufen, was man nicht zu bezahlen gedenke, oder durch Drohungen Geld von solchen zu erpressen, die nichts verschuldet haben. Er wisse nicht, sagt Erasmus an einer andern Stelle, ob der Verdacht derjenigen ganz grundlos sei, welche behaupten, Hutten sei vom Ritter zum sitzenden Arbeiter geworden und verfertige dergleichen Schriften, wie die gegen ihn, auf den Erwerb, und zwar einen doppelten, indem er sich erst von den Bestellern für die Schrift, dann von denen, gegen die

sie gerichtet, dafür bezahlen lasse, daß sie nicht gedruckt werde. Bereits habe ihm auch, wie verlaute, (für seine Expostulatio) der Buchdrucker etwas bezahlt. Es ist merkwürdig, mit welchem Eifer Hutten's Vertheidiger gegen die Erasmische Spongia, Otto Brunfels, den letztern Punkt zu widerlegen sucht. Hutten habe den Drucker seiner Streitschrift gar nicht gekannt, und dieser könne beschwören, ihm nichts für dieselbe geschenkt zu haben. Doch, meint er, wenn dieß auch der Fall gewesen, so wäre daran immer nichts Unrechtes. Ob man sich denn für seine Arbeit nicht belohnen lassen dürfe? und ob nicht Erasmus selbst zumeist von solchem Erwerbe lebe? Bekannt sei doch, daß sein Verleger Froben ihn für mehr als 200 Fl. jährlich zu Basel unterhalte. Ebenso eifrig widersprach nun aber sofort Erasmus dieser Angabe, durch welche er seiner Ehre zu nahe gethan glaubte. Daß ein Schriftsteller von Geschenken und Pensionen der Großen lebe, die er sich durch Dedicationen erschmeichelt, fand man damals in der Ordnung: dagegen, vom Verleger sich bezahlen zu lassen, galt für nicht ganz ehrenhaft. Es ist eine Besserung der Verhältnisse, wie eine Berichtigung der Begriffe, daß sich dieses Urtheil seither umgekehrt hat.

Seine Spongia eignete Erasmus in einem vorangeschickten Schreiben dem Zwingli zu, mit welchem er, obwohl mit seinem reformatorischen Auftreten vielfach unzufrieden, doch immer noch in freundlichem Verkehre stand, und zu dem sich unterdessen Hutten von Mülhausen aus (wovon sogleich mehr) begeben hatte. Weil nach Zürich zuerst von Basel aus das Gift (das Hutten'sche Libell) gebracht worden, so habe es ihm passend geschienen, auch das Gegengift zuerst dorthin zu schicken. Dabei ließ er in einem Privatbriefe an Zwingli diesen seine Unzufriedenheit über die zwischen ihm und Hutten bestehende Verbindung merken und machte ihn nicht undeutlich für das Erscheinen der Hutten'schen Streitschrift verantwortlich.

Obwohl wir auf den Zeitpunkt, in welchem die Erasmische Gegenschrift erschien, erst weiter unten zu sprechen kommen, so sei doch hier ein Wort über den Eindruck gesagt, welchen die beiden Schriften auf die Zeitgenossen hervorbrachten. Es war im Ganzen ein peinlicher. Den Feinden der wiederauflebenden Wissenschaften, den Dunkelmännern, meinte Erasmus nicht mit

Unrecht, werde Hutten's Angriff auf ihn die größte Freude machen. Im Lager der Humanisten wurde derselbe ziemlich allgemein mißbilligt. Sogar Hutten's alter Bundesbruder Eoban Hesse wollte ihm denselben nicht verzeihen. So tiefgewurzelt war noch immer das Ansehen des Erasmus. Unter den Evangelischen waren zwar manche, denen es Freude machte, dessen Zweideutigkeit endlich entlarvt zu sehen, denen Hutten's schroffer Freimuth besser als seines Gegners vermittelnde Diplomatie zusagte. Aber gerade in Luther's Umgebung mißbilligte man Hutten's Schrift. Nach allen Seiten hin schrieb Melanchthon, man möge doch nicht glauben, daß er oder Luther an derselben Gefallen fänden. Den Verleger Schott stellte er in einem überaus scharfen Schreiben wegen des Drucks zur Rede. Wenn auch das Benehmen des Erasmus der Reformation gegenüber manchem Tadel unterliege meint Melanchthon, so hätte man doch, in Betracht seiner Verdienste und seines Alters, ein Auge zudrücken sollen. Auch aus Klugheitsrücksichten hätte man dieß thun sollen, da eine solche Herausforderung nur dazu dienen könne, theils den Erasmus noch mehr gegen die Evangelischen zu erbittern, theils diesen in weiten Kreisen Haß zuwege zu bringen.

Doch beinahe scheint es, daß auch solche, die mit der Hutten'schen Schrift Anfangs sehr unzufrieden gewesen waren, nach dem Erscheinen der Erasmischen Gegenschrift milder über jene zu denken anfingen. Die Heftigkeit des Angriffs erschien harmlos, wenn man sie mit den Tücken der Abwehr verglich. „Ich wollte", schrieb Luther über beide Bücher, „daß Hutten keine Beschwerde geführt, noch viel weniger aber, daß Erasmus sie abgewischt hätte, Wenn das mit dem Schwamm abwischen heißt, was ist dann Schmähen und Lästern?" [1]) Sicher hatte damit Luther den Besten der Zeitgenossen aus der Seele gesprochen.

Bald rührten sich — da Hutten inzwischen vom Schauplatze abgetreten war — auch Federn zu seiner Vertheidigung. Der feurige Hermann von dem Busche ging mit einer Schrift gegen den Schwamm des Erasmus um, die aber, wie dieser meinte auf Melanchthon's Abmahnung hin, nicht zur Ausführung kam. Ohne Zweifel wäre sie besser gerathen als die des Otto Brun-

1) Der Brief vom 1. Oct. 1523 in Hutten's Schriften II, S. 379.

fels, den zur Vertheidigung seines Beschützers Dankbarkeit und evangelischer Eifer trieb, auch persönliche Bekanntschaft befähigte, während er an Geist beiden Männern, in deren Streit er sich mischte, allzu unebenbürtig war. Seine Schrift[1]) ist in einer Art von Gesprächsform abgefaßt, indem jedesmal erst eine herausgerissene Stelle aus der Spongia unter dem Namen des Erasmus angeführt, dann unter dem Namen Otto beantwortet wird. Es ist eine wohlgemeinte, gewissenhafte Arbeit, der wir insbesondere auch manche schätzbare biographische Notiz über Hutten verdanken; die aber zwischen den zwei Schriften, auf die sie Bezug nimmt, nicht blos durch ihr schlechtes Latein eine klägliche Figur macht. Sondern, während Hutten und Erasmus auf dem freien Felde des Humanismus kämpfen, in dem weiten Gesichtskreise des Vernünftigen, Rechten und Schicklichen sich orientiren, zeigt sich Brunfels bereits in den Horizont einer blos religiösen, ja confessionellen Denkart gebannt. Es fehlte nur noch, daß, wie sofort von Erasmus Alber geschah, die Erasmische Streitschrift ausdrücklich nach ihrem Verhältniß zu der Lehre Luther's geprüft, mithin an einem Maßstabe gemessen wurde, welcher der denkbar unpassendste zu ihrer Beurtheilung war[2]).

So verengte sich der Geist der Zeit: aber dieses sich Verengen war zugleich ein sich Zusammennehmen, und zusammennehmen mußte er sich, um seine Aufgabe zu lösen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem andern deutlicher sehen als an Erasmus: er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirg die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte.

---

1) Othonis Brunfelsii pro Ulricho Hutteno defuncto ad Erasmi Roter. Spongiam Responsio. In Hutten's Schriften II, S. 325—351.

2) Judicium Erasmi Alberi de Spongia Erasmi Rot. adeoque quatenus illi conveniat cum M. Lutheri doctrina. Ebendaselbst S. 373—378.

Eilftes Kapitel.

Sickingen's und Hutten's Ende.

1523.

Daß Hutten von seiner eidgenössischen Freistatt aus mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Entwicklung von Sickingen's Schicksal beobachtete, an dem seine letzte Hoffnung hing, läßt sich denken. Aber die Nachrichten, die aus Deutschland einliefen, lauteten nicht tröstlich. „Von Neuigkeiten", schrieb am 13. Februar Otto Brunfels, der damals zu Neuenburg am Rhein, zwischen Basel und Breisach, sich aufhielt, an Zwingli, „von Neuigkeiten habe ich im Augenblicke nichts, als daß (ein übles Vorzeichen!) Sickingen's älterer Sohn von dem pfälzischen Tyrannen gefangen worden ist, und mit ihm einige andere Männer ersten Ranges, auf welche Franz all seine Hoffnung gesetzt hatte. Wir versprachen uns viel von diesem Manne; aber alle seine Sachen wanken und fallen dahin, und nicht die seinigen allein, sondern aller Anhänger des Evangeliums. Unser Hutten befindet sich übel, und wir Uebrigen werden allenthalben zu Boden geschlagen. Wir werden verspottet durch alle Lande, und ich weiß nicht, was für ein Unglück mir ahnet"[1]).

In der That war dieser Unfall seines Sohnes, aber nicht des ältesten, Schweickard, sondern des mittlern, Hans von Sickingen, der bei einem Ritte von Steinkallenfels im Wasgau nach Landstuhl mit Hilchen von Lorch und Augustin von Braunsberg durch den pfälzischen Vogt und nachmaligen Marschalk Wilhelm

1) In Hutten's Schriften II, S. 177.

von Habern gefangen genommen wurde — dieser Unfall, so heldenmüthig auch der Vater die Nachricht aufnahm, war doch der Anfang des Endes der Sickingischen Tragödie [1]). Wartenberg, wo noch im vorigen Jahre Hutten sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, fiel den Fürstlichen in die Hände, und Sickingen, um die Verstärkungen abzuwarten, auf die ihm von verschiedenen Seiten her Hoffnung gemacht war, suchte um einen Waffenstillstand nach. Allein die drei wider ihn verbundenen Fürsten, wie sie erst die Vermittlungsvorschläge des Reichsregiments zurückgewiesen, so ließen sie sich auch durch Franzens Gesuch, dessen eigentliche Absicht sie wohl durchschauten, nicht irre machen. Gleich nach Ostern erhoben sie sich mit starker Macht zu Roß und Fuß und tüchtigem Belagerungsgeschütz, vereinigten sich bei Kreuznach, unweit der Ebernburg, zogen aber, als sie vernahmen, daß Franz von Sickingen in Landstuhl sei, vor diese Veste, um sie zu belagern. Vergebens riethen Franz seine Freunde, sich noch bei Zeiten aus dem Schloß zu thun: was seine Diener von ihm halten würden, gab er zur Antwort, wenn er von ihnen fliehen und sie allein in der Noth wollte stecken lassen? Doch seinen jüngsten Sohn Franz Konrad mit den wichtigsten Papieren schickte er, in Begleitung seines treuen Balthasar Schlör und eines Theils seiner Reiter weg, welche, obwohl von den Feinden angerannt, glücklich davonkamen.

Dem Boten, der ihm die Kriegserklärung der Fürsten brachte, gab Sickingen scherzend die Antwort zurück, er höre, sein Herr habe neu Geschütz, so habe er neue Mauern, die mögen sich jetzt an einander versuchen. Aber es zeigte sich bald, daß dabei die letztern im Nachtheil waren. Mittwoch den 29. April begann das Schießen und wurde die folgenden Tage aus Hauptstücken, Scharfmetzen, Carthaunen und Nothschlangen so mörderisch fortgesetzt, daß bald der stärkste Thurm des Schlosses in Trümmern lag und die Mauer eine Bresche von 24 Fuß zeigte. Sickingen,

1) Der folgende Bericht über Sickingen's Ausgang ist geschöpft aus der Flersheimer Chronik, bei Münch, Franz von Sickingen III, 219—223; der Erzählung des Ehrnholds Caspar Sturm, ebendas. S. 60 ff.; aus Huberti Thomae Leodii Historiola etc., ebendas. S. 288 ff., und den Actenstücken ebendas. S. 42 ff.

vom Podagra geplagt, ließ sich, um nach dem Gange der Belagerung auszuschauen, zu einem Schießloche führen, hinter welchem ein Geschütz aufgestellt war: in demselben Augenblick fiel ein Schuß in das Schießloch, der das Geschütz Franz auf die Füße, ihn selbst aber rückwärts auf spitze Hölzer warf, die zum Verterrassen dalagen und ihm in die linke Seite eine entsetzliche Wunde rissen. Mit der Heldenfassung, die ihn nie verließ, befahl er seinen Dienern, kein Geschrei zu machen und ihn auf einer Tragbahre wegzubringen; aber er fühlte wohl, daß es mit ihm zu Ende ging. Daher ließ er in einem Brief, den er noch eigenhändig unterschrieb, die Fürsten um eine Besprechung ersuchen. Diese stellten sofort ihr Schießen ein, und Abgeordnete von beiden Seiten traten vor der Burg zusammen. Die Belagerer verlangten Ergebung Sickingen's und der übrigen Edeln und Reisigen im Schloß in ritterliches Gefängniß, Abzug des übrigen Kriegsvolks ohne Wehr und Uebergabe von Landstuhl mit allem, was darin befindlich. Franz bewilligte die Artikel, indem er sagte: Ich will ihr Gefangener nicht lang sein.

Am 7. Mai zog erst das gemeine Kriegsvolk aus der Burg, dann hielten die Fürsten ihren Einzug und ließen sich alsbald, den Ehrenhold voran, zu Sickingen führen, den sie in einem dunkeln Gewölbe, wo allein er noch vor ihrem Schießen sicher gewesen war, liegend fanden. Vor dem Pfalzgrafen, seinem alten Lehnsherrn, zog Franz, als jener zu ihm trat, sein rothes Barett ab und reichte ihm die Hand; des Trierers Vorhalt, was er sich geziehen, daß er ihn und sein Stift so schwer beschädigt habe? wies er mit einem männlichen: Nichts ohne Ursach, und er habe jetzt mit einem größern Herrn zu reden, zurück; den Hessen aber, der gleichfalls mit Vorwürfen kommen wollte, machte Pfalzgraf Ludwig aufmerksam, daß mit einem Sterbenden nicht zu rechten sei. Der pfälzische Hofmeister, Ludwig von Fleckenstein, trat auch an Franzens Lager und sprach ihm mit tröstlichen Worten zu; ihm antwortete Franz: Lieber Hofmeister, um mich ist es ein Geringes, ich bin nicht der Hahn, darum man tanzt; um die Unterdrückung des ganzen Ritterstandes, wollte er wohl sagen, handle es sich in diesem Kriege. Indeß waren die Fürsten abgetreten, und auf des Pfalzgrafen Erinnerung machte Herr Niklaus, Franzens Caplan, Anstalt zur Beichte und Communion; aber

dieser sagte, er habe Gott in seinem Herzen gebeichtet, der Caplan möge ihm nur Absolution sprechen und das Sacrament zeigen; das that der Caplan, und indem verschied Franz: es war die Mittagsstunde des 7. Mai 1523. „Und wie er in Zeit seines Lebens (sind die Worte seines biedern Schwagers, des Verfassers der Flersheimer Kronik) sein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stund seines Todes behalten."

Binnen Monatsfrist waren nun sämmtliche Sickingischen Schlösser von den verbündeten Fürsten erobert und größtentheils ausgebrannt; von seinen Söhnen der eine gefangen, die beiden andern flüchtig; das ganze Gebäude von Franzens Macht, von ihm während eines thatenreichen Lebens zu fürstenmäßiger Höhe aufgeführt, lag am Boden. Sein Fall gab der päpstlichen Partei in Deutschland neuen Muth; der Afterkaiser ist todt, hieß es, als um jene Zeit Luther erkrankte: bald wird es auch mit dem Afterpapst ein Ende nehmen. Auf Luther machte das Schicksal des Ritters, der ihm einst großmüthig seinen Schutz angeboten hatte, und dessen Absichten er, obwohl mit seinen Mitteln nicht einverstanden, nicht mißkannte, einen tiefen Eindruck. Als ihm zuerst das Gerücht von Sickingen's Tode zu Ohren kam, schrieb er an Spalatin, er wünsche, daß es falsch sein möge. Und etwas später: „Gestern hörte und las ich Franzens von Sickingen wahre und klägliche Geschichte. Gott ist ein gerechter aber wunderbarer Richter"[1]). Sickingen's Ausgang war ihm ein Gottesurtheil, das ihn in der Ueberzeugung bestärkte, daß Waffengewalt von der Sache des Evangeliums ferne zu halten sei. Lateinische Dichter und deutsche Volksschriftsteller beschäftigte Franzens Ende und seine Thaten. Von ersteren hatte einer, als Hutten's und Sickingen's Unternehmungen noch in hoffnungsreicher Blüthe standen, ihr Verdienst durch einen Wechselgesang zwischen Klio und Kalliope gepriesen; jetzt nach der Katastrophe stellte ein anderer Sickingen's Unterfangen und Ausgang zu Ehren des trierer Erzbischofs als furchtbar warnendes Beispiel dar[2]). In einem volks-

1) Beide Briefstellen in Hutten's Schriften II, S. 248 f.

2) Jenes Asclepius Barbatus in einem Panegyricus, abgedruckt in Hutten's Schriften III, S. 550—560: dieses Barth. Latomus in einem epischen Gedicht, bei Münch, Franz von Sickingen II, S. 295—318.

thümlichen deutschen Gespräch dagegen erschien der Ritter von der Ebernburg vor der Himmelspforte als Vollzieher der Gerechtigkeit, der, um den Unterdrückten zu helfen und dem Evangelium freie Bahn zu machen, Fürsten und Herren bekriegt, den armen Mann nur ungern und nothgedrungen geschädigt, in diesem Thun Leib und Gut daran gesetzt, vor seinem Abscheiden sich seine Sünden leid sein lassen und all sein Vertrauen auf Gott gestellt habe: in Anbetracht dieses guten Endes schloß ihm St. Peter die Himmelspforte auf[1]).

Als die Kunde von Sickingen's Fall in die Lande erscholl, hielt sich Hutten noch in Mülhausen auf. In dem mildern Ton eines Briefs, den er um jene Zeit an Erasmus schrieb, glaubte dieser die niederschlagende Wirkung jenes Todesfalls auf sein Gemüth zu erkennen. Wäre seine Schrift In tyrannos, d. h. ohne Zweifel gegen die verbündeten Fürsten, die seinen Freund Sickingen vernichtet und dessen Besitzungen an sich gerissen hatten, noch vorhanden, die Hutten kurz hernach verfaßte, so würden wir uns ohne Zweifel überzeugen, daß sein trotziger Muth noch immer ungebeugt war. Bald jedoch fand er sich auch in Mülhausen nicht mehr sicher. Sein rastloser Eifer für die Ausbreitung der Reformation war den Anhängern des alten Kirchenwesens kein Geheimniß. So machte ein unruhiger Kopf den Anschlag, mit einem Haufen Gesindel das Augustinerkloster, in welchem Hutten eine Zuflucht gefunden hatte, zu stürmen. Der Rath traf Vorkehrung, bedeutete jedoch den Bedrohten, sich lieber aus der Stadt zu entfernen. Mitten in der Nacht, wenn wir dem Erasmus glauben dürfen, entfloh Hutten nach Zürich[2]). Es war im Mai oder Juni 1523.

In Zürich stand damals Zwingli im frischen Beginne seiner reformatorischen Thätigkeit; ein Mann, der, unter einem freien, wehrhaften Volke aufgewachsen, dem waffenlustigen Ritter näher

---

1) Dyalogus oder rede vnd gesprech, so Franciscus von Sickingen vor deß hymmelß pfortten mit sant Peter vnd dem ritter sant Jörgen gehalten, zuuor vnd eedann er eingelassen ist worden. Abgedruckt bei Münch, Franz von Sickingen II, 321—330. Auch bei Oskar Schade, Satiren und Pasquille aus der Ref.-Zeit II, 45—59.

2) Erasmus an Goclenius, in Hutten's Schriften II, S. 405.

stand als der thüringische Reformator. Bei ihm suchte und fand Hutten Schutz, Hülfe und Trost. Seine Umstände waren nach allen Seiten hin beklagenswerth. Die Behörden trugen Bedenken, dem nicht blos von den kirchlichen, sondern auch von den politischen Machthabern verfolgten, zuletzt selbst wirklicher Gewaltthaten beschuldigten Manne offenen Schutz angedeihen zu lassen [1]). Von Mitteln war er gänzlich entblößt. Von seinen Gütern kam ihm nichts zu: sei es, daß seine Brüder (die Mutter war mittlerweile dem Vater im Tode nachgefolgt) die Verantwortlichkeit scheuten, wenn sie den thatsächlich Geächteten unterstützten; oder daß er, wie Otto Brunfels versichert, freiwillig darauf verzichtet hatte [2]); oder endlich, daß sein Antheil an den spärlichen Naturaleinkünften des väterlichen Gutes, bis derselbe, um ihm zugeschickt zu werden, zu Gelde gemacht war, beinahe auf Nichts zusammenschwand. So mußte er Freunde und Bekannte um Darlehen in Anspruch nehmen, und wie es scheint, selbst zu Erpressungen, die seine Eppendorfs sich erlaubten, die Hand bieten, oder doch ein Auge zudrücken. Ein solcher Anschlag wäre ihm, nach des Erasmus Versicherung, noch in der letzten Zeit gelungen, und hätte dem Eppendorf 30, Hutten selbst aber 200 Fl. eingebracht. Auch das Spiel sollte helfen [3]).

Nicht minder traurig stand es um Hutten's leibliches Befinden. Schon nach Basel war er krank gekommen, und in Mülhausen, in Zürich, wurde es nicht besser mit ihm. Mit innigem Bedauern vernahmen im Juli die Freunde der guten Sache in Konstanz, wie hinfällig der Mann sei, der durchaus einer eisernen Gesundheit genießen müßte [4]). Der Abt zu Pfäfers, wo die heißen Quellen sprudeln, war ein Freund Zwingli's und der Reformation. Mit Empfehlungen an ihn schickte dieser den Kranken dahin, die Wirkung der Wasser zu versuchen. Der Versuch mißlang: Mühe und Gefahr, schreibt Hutten (in die schauerliche Felsenkluft, wo die Quelle entspringt, mußten damals die Kranken

---

1) Erasmus an Pirckheimer, 19. Juli 1523. Hutten's Schriften II, S. 252.

2) Resp. ad Spong. in Hutten's Schriften II, S. 329.

3) Erasmus an Goclenius, a. a. O.; an Melanchthon, ebendas. S. 414; an Pirckheimer, ebendas. S. 260.

4) A. Blaurer an Zwingli, ebendas. S. 254.

an hängenden Leitern hinabklettern, oder an Stricken hinabgelassen werden), waren vergeblich bestanden. Das Uebel war schon zu tief eingewurzelt, überhaupt durch Bäder allein nicht zu heilen; auch war jener Sommer besonders ungünstig für die Cur. Unaufhörlicher Regen fiel, und wilde Bäche ergossen sich von den Felsen. Oft meinte man, sie werden das kleine, an den Fels geklebte Badhaus wegschwemmen, und, was schlimmer war, ihr Zufluß erkältete die Quellen. Alle Freundlichkeit jedoch erwies dem kranken Ritter der Abt, Johann Jakob Russinger mit Namen. Er wollte ihn durchaus nicht fortlassen, lud ihn erst ein, noch etliche Wochen als sein Gast zu bleiben, und rieth ihm dann, wenigstens später wiederzukommen, um seine Cur von Neuem aufzunehmen, die jetzt nur durch den Zufluß der wilden Wasser vereitelt worden sei. Auf den Weg gab er ihm Pferde und alle Reisebedürfnisse reichlich mit. So kehrte Hutten nach Zürich zurück, wohin er indeß einen Brief an Zwingli mit der Anfrage vorausschickte, wo sie ihm nun ein Unterkommen bereitet haben [1])?

Von Zürich aus erließ Hutten am 21. Juli noch ein Schreiben an den alten Herzensfreund Eoban nach Erfurt, das (mit einem acht Tage später geschriebenen kürzern Briefchen) gewissermaßen den Schwanengesang des hinsterbenden Helden ausmacht, von dem wir uns daher kein Wort entgehen lassen wollen. „Wird es denn einmal Maß und Ziel finden, o Eoban, das widrige Geschick, das so bitter uns verfolgt? Von ihm zwar glaube ich das nicht; aber wir, denke ich, haben Muth genug, um seinen Anläufen Stand zu halten. Diesen einzigen Trost, diesen Hort, hat uns derjenige gelassen, der das Uebrige jener feindseligen Macht überlassen hat. Mich hat die Flucht zu den Schweizern geführt, und ich sehe einer noch weitern Verbannung entgegen. Denn Deutschland kann mich nicht dulden in seinem gegenwärtigen Zustande; den ich jedoch in Kurzem erfreulich geändert zu sehen hoffe durch Vertreibung der Tyrannen. Ich habe mich aus dem Kriegsgetümmel zu wissenschaftlicher Muße zurückgezogen und ganz an das Schreiben begeben. In diesem einen Stücke, kann ich sagen, hat es das Schicksal gut mit mir gemeint, indem

1) S. den Brief in Hutten's Schriften II, S. 255.

es mich aus großen und widrigen Stürmen zur stillen Ruhe der Studien zurückführt. Der dieses bringt, hat von mir eine Schrift gegen die Tyrannen, die er zum Drucke besorgen soll. Hierin, bitte ich dich, widme mir und ihm deine Dienste. Die Sache kann in der Stille und heimlich abgemacht werden, und das nirgends besser als in eurer Stadt, wo niemand so etwas vermuthen wird, besonders da ich so weit entfernt bin. Aber- und abermals bitte ich dich, versäume nichts in einer Sache, die höchst nothwendig für uns ist. Vorhanden und am Tage sei der Einspruch gegen eine neue und unerhörte Unthat. Sehen und erkennen sollen künftige Jahrhunderte, was für Menschen diejenigen gewesen sind, welche wider Ehrbarkeit, Gesetz und Recht, Treue und Frömmigkeit, mit Frevel und Verwegenheit sich gesetzt haben. Doch weitern Zuredens bedarf es wohl nicht, um dich zur Gefälligkeit gegen einen Freund zu bewegen. Gar sehr verlangt mich zu wissen, wo Crotus ist, und wie es ihm geht? Denn ich habe lange nicht mehr in die Heimath schreiben können, da die Tyrannen alles besetzt halten, und neulich zu meinem großen Schaden Briefe aufgefangen worden sind. Gehe es ihm gut, wo er immer sei! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, es werde eine Zeit kommen, wo Gott die braven Männer aus dieser Zerstreuung wieder sammeln wird: gebet auch ihr sie nicht auf, denn Er hat Rächeraugen, denen nichts entgeht. Erasmus ist schmählich abgefallen von der Sache des Evangeliums: doch reut ihn jetzt der schlechte Tausch, den er getroffen. Ich habe ihn zur Rechenschaft gezogen (ich konnte nicht anders, da es eine öffentliche Angelegenheit betraf) in einer gedruckten Schrift, welche du hier siehst. Thut auch ihr dort was an euch ist, damit es nicht scheine, ihr habet euch der gemeinen Sache entzogen. Grüße Eberbach von mir und alle die Unsrigen, und sprich mich, sobald es angeht, brieflich an. Wenn du schreibst, so schicke es an Zwingli, oder nach Basel an Oekolampad, und lebe wohl[1])."

Als Hutten dem Freunde den Auftrag gab, seine Schrift gegen die Tyrannen, d. h. gegen die Fürsten, welche Sickingen's Macht vernichtet hatten (eine erweiternde Umarbeitung, wie es

1) Hutten an Eoban, Schriften II, S. 252 f.

scheint, der in Basel verfaßten Schrift wider den Pfalzgrafen)[1], zum Drucke zu befördern, wußte er freilich nicht, daß Eoban über die Bestrafung der Räuber (latrunculi) durch den Landgrafen von Hessen dem Kanzler des letztern seine Freude bezeigt hatte; wie er auch später noch die Besiegung Sickingen's als eine der Großthaten Philipp's besungen hat. Der gute Eoban meinte es nicht böse; die Sache ließ sich von zwei Seiten betrachten, und er wünschte damals eine Anstellung in Marburg, da ihm in Erfurt der bittere Hunger drohte: aber wir begreifen hieraus, warum er sich wohl gehütet haben wird, die Hutten'sche Schrift gegen die Tyrannen, wenn sie anders in seine Hände gelangt ist, zum Drucke zu befördern. Auch andere mochten bei dem Aufschwunge, den mit Sickingen's Falle die Fürstenmacht genommen, dasselbe Bedenken tragen: und so erklärt es sich, daß die Schrift verloren ging.

Acht Tage nach diesem Brief an Eoban schrieb Hutten, wahrscheinlich noch von Zürich aus, an Nikolaus Prugner, der, früher Augustiner in Mülhausen, dann von der Reformation angezogen, sich damals in Basel aufhielt und hier oder in Mülhausen sich mit Hutten befreundet hatte. Letzterem war in Pfäfers gesagt worden, Prugner sei in Zürich angekommen, wo er ihn dann aber nicht gefunden hatte. Prugner war nämlich von der reformatorischen Partei in Mülhausen als Prediger dahin berufen worden, wo er in den nächsten Jahren unter mancherlei Schwierigkeiten in verdienstlicher Wirksamkeit stand. Hutten schreibt ihm nun, wie er ihn vergebens erwartet, wie er jetzt von seiner Anstellung gehört und nun seine Bücher, mit deren Verkauf er beauftragt gewesen zu sein scheint, zu diesem Zwecke einem andern übergeben habe. „Denn ich", fährt er fort, „habe beschlossen, drei Meilen von hier bei einem Arzte einige Tage mich verborgen zu halten. Wie immer das Glück es fügen mag, so werde ich deiner Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft eingedenk sein, so lange „der Geist mir die Glieder belebet[2])": wird es mir Gunst beweisen, so sollst du dein volles Theil daran haben; wo nicht, so büßest du das gemeinsame Geschick. Deinem Rathe, vor allem

1) S. oben S. 461.
2) Virgil Aen. IV. v. 336.

aber dem Schreiber und Hagenbach, laß nicht ab mich zu empfehlen. Uebrigens schreibe, und was es sein mag, schicke an Zwingli. Wenn ich wieder gesund werde, so werden wir keine Ursache haben, das Schicksal anzuklagen. Und einmal, hoffe ich, „macht ein Gott auch diesem ein Ende[1])". Lebe wohl." Während in den Schriftzügen dieses Briefs, dessen Original einst die straßburger Stadtbibliothek bewahrte, in Vergleichung mit andern Denkmalen der kraft- und lebensvollen Hand des Ritters, seine tödtliche Schwachheit sich verrieth, war doch Lebensmuth und Lebenslust in ihm noch so wenig erloschen, daß er in einer deutschen Nachschrift Prugner bittet, so bald wie möglich ein gewisses „Büchlin, von dem Feuerwerk zu machen", für ihn abschreiben zu lassen und ihm zuzusenden[2]).

Der gelehrte Geistliche, dem wir die erste Mittheilung dieses und mehrerer anderer werthvollen Hutten'schen Briefe verdanken, bemerkt über denselben, es erfülle uns mit Wehmuth, wenn wir sehen, wie Hutten sterbend nur auf die Fortuna gehofft habe. Wir werden darin, wie in den Anspielungen auf classische Dichterstellen statt der Bibelsprüche, nur die Rückkehr Hutten's zu seiner ursprünglichen Natur und humanistischen Bildung erkennen. Im Verkehre mit Luther und dessen Publicum war ihm die christlich theologische Farbe angeflogen: sie verlor sich, als er im Unglück es nur noch mit sich selbst zu thun hatte.

Der Arzt, zu welchem Hutten sich zu begeben gedachte, war der heilkundige Pfarrer Hans Schnegg, und der Ort, wo er sich, noch immer vor Verfolgung nicht sicher, verborgen halten wollte, die Insel Ufnau im Zürichersee. Das freundliche Fleckchen Weideland mit seiner alten Kirche und Kapelle, ½ Stunde von Rapperswyl, im oberen, breitesten Becken des Sees gelegen, gehörte dem schwyzerischen Kloster Einsiedeln zu, wo Zwingli einst, von dem wohlgesinnten Pfleger des Klosters, Theobald von Geroldseck, berufen, zwei Jahre lang Prediger gewesen war und sich während dieser Zeit ohne Zweifel auch mit Schnegg, der Conventual des Klosters war, befreundet hatte. Ueberall erscheint so, in Hutten's

1) Virgil Aen. I, v. 199.

2) Den zuerst von Röhrich mitgetheilten Brief s. in Hutten's Schriften II, S. 255 f.

letzter Noth, über ihm Zwingli's milde und feste Hand, während Oekolampad's freundliches Auge aus der Nähe herüberblickt. Die deutsche Reformation hatte den Ritter abgelehnt: die schweizerische nahm ihn auf. Ob er bei längerem Leben nicht auch von ihr sich enttäuscht gefunden hätte, ist freilich eine andere Frage.

Schmerzlich wurde Hutten in seiner Einsamkeit und Schwachheit zu Ufnau noch einmal durch Erasmus gestört. Aus Basel kam ihm von Freundeshand die Warnung zu, jener habe ein Schreiben an den züricher Rath gerichtet, worin er Hutten unfreundlich antaste und des Raths Ungunst und Widerwillen gegen ihn zu erwecken sich unterstehe. Auch in der Zuschrift an Zwingli, die er seiner Spongia vorsetzte, versicherte Erasmus zwar, er wolle den Ritter keineswegs um die Freistätte bringen, welche der Edelmuth der Schweizer ihm gegen seine Verfolger gewähre; doch machte er geflissentlich darauf aufmerksam, wie Hutten in seinen Libellen nicht nur wohlverdiente Gelehrte, wie ihn, darunter wackere Schweizer, angreife, sondern auch Papst, Kaiser und Fürsten nicht verschone; woraus leicht der Schweiz, der Erasmus alles Gute wünsche, Haß und Ungelegenheit erwachsen könnte. Fast gleichlautend schrieb er nun an Bürgermeister und Rath von Zürich: er habe nichts dagegen, daß ihre Gütigkeit den Hutten also bei sich wohnen lasse, sondern nur, daß dieser, der jetzt nichts mehr zu verlieren habe, solche Gütigkeit nicht zu einem geilen muthwilligen Schreiben mißbrauchen möge. Wenn sie diesen seinen Muthwillen ein wenig zähmen, werden sie nicht sowohl ihm, dem Erasmus, als den Wissenschaften und ihrer Landschaft einen nützlichen Dienst erweisen [1]).

Auf die Nachricht, daß ein Schreiben solchen Inhalts von Erasmus erlassen worden, bat Hutten den züricher Bürgermeister und Rath, als seine lieben Herren und Freunde, an deren Zuneigung zu aller Redlichkeit, und insonders zu christlicher Wahrheit und evangelischer Lehre, er nicht zweifle, um die Gunst, falls dergleichen Schriften ihnen schon zugekommen wären, oder noch zukommen möchten, ihm deren Sinn und Inhalt nicht vorzuenthalten, sondern zum Behufe seiner Verantwortung ihm Copien angedeihen zu lassen. Denn er wolle je dafür gehalten

1) Basel, 10. August. Hutten's Schriften II, S. 256 f.

sein, daß er alle Zeit her, seit er aus seinen kindlichen Jahren erwachsen, anders nicht, denn einem tugendlichen und frommen Rittermäßigen von Adel wohl ziemlich, gehandelt und gewandelt habe. Wolle jemand, als er nicht hoffe, ihn des Gegentheils beschuldigen, so werde er seine Ehr und Glimpf mit Grund der Wahrheit genugsamlich zu vertreten und zu entschuldigen wissen: und so bitte er nun auch sie, ein Vertrauen zu ihm zu haben, und sich überdieß festiglich zu ihm zu versehen, daß er zu ihnen und gemeiner Eidgenossenschaft, jetzt wie immer, einen freundlichen guten Willen trage, ihnen Lieb und Dienst zu erzeigen von Herzen gesinnt sei [1]).

Doch Hutten bedurfte bald keines menschlichen Schutzes mehr. Ein heftiger Krankheitsanfall warf ihn auf das Lager. Aerzte wurden gerufen, aber ihre wie des guten Pfarrers Heilkunst mühte sich vergebens [2]). An einem der letzten Tage des August, oder am ersten September (denn die Berichte stimmen nicht überein) [3]) war Hutten aller Noth, die ihn drückte und noch bedrohte, durch einen schnellen Tod entrückt. Er war 35 Jahre und 4 Monate alt geworden. Nur um Weniges über ein Vierteljahr hatte er seinen Franz von Sickingen überlebt. Die Aussicht, Deutschland mittelst der Reformationsidee politisch wie kirchlich neu aufgebaut zu sehen, ging mit beiden zu Grabe. Was den Rittern mißlungen war, versuchten zwei Jahre später die Bauern mit noch üblerem Erfolge. Nachdem das Kaiserthum sich der Reformation versagt hatte, war diese jetzt nur noch mittelst des Landesfürstenthums, also auf Kosten der politischen Einheit und Macht des deutschen Volkes, durchzusetzen. Aber besser auch so als gar nicht; besser, daß Deutschland doch theilweise deutsch wurde, als daß es ganz romanisch blieb; und den politischen Schaden sind wir ja eben im besten Zuge gut zu machen.

Daß Hutten an der Krankheit gestorben ist, an der er seit so vielen Jahren gelitten hatte, und die, nach einer scheinbaren Heilung, bald von neuem ausgebrochen war, leidet keinen Zweifel.

---

1) Ufnau, 15. August. Ebendas. S. 257 f.

2) Basilius Amerbach, Basel, 22. Oct. Ebendas. S. 383.

3) Vgl. den so eben angeführten Brief mit den Angaben von Erasmus und andern, in Hutten's Schriften II, S. 263 f. 352 f.

In Deutschland sprach man mancher Orten von Vergiftung. Leider jedoch brauchte es, um Hutten zu tödten, keines weitern Giftes, als das er schon lange in seinem Körper trug. Glarean schrieb, wie Hutten nach Basel gekommen war, von „seiner Krankheit“ sei er noch nicht genesen; Basilius Amerbach berichtete, die Ueberbleibsel der französischen Krankheit haben ihn auf das Lager geworfen, das sein Todtenbette wurde, und auch der züricher Mediciner Konrad Gesner nennt in seiner um's Jahr 1545 herausgegebenen Bibliothek dieselbe Krankheit als diejenige, von welcher Hutten aufgerieben worden sei. Daß dagegen Joachim Camerarius nur unbestimmt von Krankheiten spricht, ist in der schonungsvollen, vertuschenden Art, die wir an ihm kennen. Man hörte wohl auch sagen, weniger die Krankheit selbst, als die mörderische Guaiak-Cur, die er durchgemacht, sei die Ursache von Hutten's frühem Tode gewesen[1]).

Hutten starb, wie sich denken läßt, in der äußersten Dürftigkeit. Zwingli gibt uns sein Inventar. „Er hinterließ“, schreibt er, „lediglich nichts von Werth. Bücher hatte er keine, Hausrath auch nicht, außer einer Feder“[2]). Zwingli und andere Freunde liehen ihm Bücher, die sie nach seinem Tode zurückerhielten[3]). In Deutschland war Hutten im Besitz einer hübschen Sammlung von Handschriften und gedruckten Büchern gewesen, die er durch Tausch und Kauf zu vermehren suchte. Aber sie stand jetzt nicht zu seiner Verfügung, wenn sie nicht bereits für ihn verloren war. Joachim Camerarius erwähnt später, daß ein Arzt, Namens Locher, Hutten's Bibliothek „aus der Beute“ erkauft habe[4]). Ist hier Kriegsbeute gemeint, so scheint also Hutten's zurückgelassene Büchersammlung, vielleicht mit der Ebernburg, in die Hände der Fürsten gefallen und mit den Beutestücken versteigert worden zu sein. Damit stimmt, was Otto Brunfels von einer Sammlung Hussischer Schriften sagt, die ihm von den weggenommenen Büchern Hutten's, der sie aus Böhmen zugeschickt be-

1) S. die Stellen in Hutten's Schriften II, S. 153. 352. 354. 362.

2) Zwingli an Bonifaz Wolfhart, 11. Oct. 1523. Hutten's Schriften II, S. 382 f.

3) Ders. an Oekolampad, ebendas. S. 382.

4) In Hutten's Schriften II, S. 446.

kommen, zurückgegeben worden; eine Sache, setzt er hinzu, von der übrigens weiter zu reden (denn es ließe sich eine lange Geschichte davon erzählen) weder ersprießlich noch rathsam sei; ein andermal betrachtet er es als ein Wunder der göttlichen Vorsehung, daß diese Stücke aus dem Hutten'schen Bücherschatz erhalten worden [1]).

Von schriftlichen Sachen sah Zwingli aus Hutten's Verlassenschaft noch ein Bündel Briefe von Freunden und an solche; wie Otto Brunfels in Deutschland eine Sammlung von 2000 Stück dergleichen, von Fürsten und Herren, Geistlichen und Gelehrten aller Nationen an Hutten, zum Theil Zustimmungserklärungen zu seinem Unternehmen gegen Rom, bei ihm gesehen hatte, die er in Mußestunden ordnete und unter dem Titel: Vertraute Briefe, herauszugeben gedachte [2]). Daß diese Sammlung abhanden gekommen, ist ein großer Verlust für die Zeitgeschichte. Außerdem sollen sich noch mehrere der eigenen Druckschriften Hutten's bei ihm vorgefunden haben, die er zum Behuf einer neuen Ausgabe durchgesehen und vielfach verbessert hatte. Die so durchcorrigirten Exemplare befinden sich auf der Wasserkirchenbibliothek in Zürich, und begreifen die Steckelberger Sammlung der Schriften gegen Herzog Ulrich, die Aula, den großen Brief an Pirckheimer, die Türkenrede und die auf den wormser Reichstag sich beziehenden Invectiven und Sendschreiben. Die Veränderungen (wie sie Böcking unter dem Texte, zuzüglich einer nachträglichen Berichtigung [3]), gibt) bestehen, außer der Ausmerzung von Druckfehlern und leichten sprachlichen Verstößen, hauptsächlich in kleinen Nachhülfen, welche den Sinn deutlicher, oder den Stil anmuthiger machen sollen. Zu diesem letztern Zwecke sind insbesondere viele größere Sätze dadurch in kleinere zerlegt, daß deren Glieder, früher durch Kolon unterschieden, nun durch Punkte getrennt wurden. Erkennen wir hierin die Sorgfalt, welche Hutten der Form seiner Schriften zuzuwenden pflegte, so ist eine fernere Aenderung, die er in jenem Exemplare durchführte, als ein Zeichen merkwürdig, wie in den wenigen Jahren seit Luther's

1) Ebendas. S. 425 f.

2) Resp. ad Spong. In Hutten's Schriften II, S. 340 f.

3) Vor dem III. Bande der Schriften S. XIX—XXX.

Auftreten der ganze Zeitgeschmack eine Umwandlung erfahren hatte. Das stilistische Heidenthum des Humanismus war anstößig geworden: so christianisirte jetzt auch Hutten seinen Stil. Die Götter und der Hercules seiner frühern Schriften mußten dem Einen Gott und dem Herrn Christus weichen.

Zu Hutten's Nachlaß gehörten aber auch Schulden. Der Pfarrer Bonifaz Wolfhart zu St. Martin in Basel hatte noch eine Forderung an ihn; der Commendator Cunhard Schmid zu Küßnacht, der ihn auch dem Abte von Pfäfers empfehlen helfen, hatte ihm, vielleicht eben zu dieser Badereise, 20 Fl. vorgestreckt; Zwingli selbst 3 Fl. Zur Befriedigung dieser und anderer Gläubiger (die Schulden sollen sich im Ganzen auf 150 Fl. oder etwas mehr belaufen haben) war, bei dem Stande der Verlassenschaft, keine Aussicht. Einmal hieß es zwar, es seien aus dem Hutten'schen Vermögenszerfalle (vielleicht von seinem väterlichen Erbtheil in Deutschland?) noch 200 Fl übrig, die dem Heinrich Eppendorf zugestellt werden würden. Wirklich rühmte sich dieser in der Folge, für Hutten nach dessen Tode Schulden bezahlt zu haben. Von jenen 200 Fl. aber, und daß Eppendorf sie erhalten hätte, verlautet weiter nichts, und da er selbst tief in Schulden steckte, so hat wohl Erasmus sein Vorgeben nicht mit Unrecht bezweifelt. Daher faßte sich Zwingli, der auch nichts zu verschenken hatte, nicht blos am großmüthigsten, sondern auch am klügsten, wenn er schrieb: „Nach meinem Guthaben frage ich weiter nicht; wird etwas bezahlt, so nehm' ich's, wo nicht, so schenk' ich's" [1]).

Für ein Denkmal auf Hutten's Grab hatten unter diesen Umständen seine nächstwohnenden Freunde nichts übrig. Ein fränkischer Ritter ließ in den folgenden Jahren einen Stein mit einer lateinischen Inschrift auf demselben errichten [2]), der jedoch frühzeitig, sammt der Kunde des Platzes, wo Hutten begraben, verschwunden ist. Die einsiedelschen Pfaffen konnten ein ketzerisches Heiligthum der Art auf ihrer Insel nicht brauchen.

Daß ein Theil von Hutten's Bibliothek durch Kauf in den Besitz des Arztes Locher übergegangen sei, kam bald einem jün-

---

1) Zwingli an Wolfhart, a. a. O. Vgl. Erasmus an Botzheim, Hutten's Schriften II, S. 433. H. Eppendorf gegen Erasmus, ebendas. S 451.

2) S. Hutten's Schriften II, S. 353.

gern Vetter des Verstorbenen, Moriz von Hutten, zu Ohren. Dieser, dem birkenfelder Zweige der stolzenbergischen Linie entsprossen, war in die geistliche Laufbahn getreten, in welcher er um das Jahr 1536 zum Propst in Würzburg, etwa drei Jahre später zum Bischof von Eichstädt aufstieg, wo er um 1552 starb. Schon frühe interessirte er sich für den Ruhm und die Verlassenschaft seines Vetters, der seinen Großoheim Ludwig und dessen ermordeten Sohn durch seine Todtenopfer unsterblich gemacht hatte, und trug sich mit der Absicht, dessen Bibliothek von dem fremden Besitzer zurückzukaufen. Aber auch die Buchdrucker hatten von dem Schatze, namentlich an Handschriften, Wind bekommen, und bereits unterhandelte Froben in Basel mit Locher um die Schriften von Quintilian, Plinius und Marcellus med., die Hutten einst in der fuldischen Bibliothek gefunden hatte. Der Buchdrucker Setzer zu Hagenau glaubte mit dem Marcellus allein 30 Goldgulden verdienen zu können. Auf Setzer's Anmahnung, der durch Camerarius den Verlag zu bekommen hoffte, gab nun dieser im Frühjahr 1529 dem Moriz Hutten von dem Stande der Sache Nachricht und forderte ihn auf, den Plan des Ankaufs der Hutten'schen Bibliothek, ehe diese zerstreut werde, auszuführen [1]).

Ein Stück derselben war vielleicht schon im Jahr zuvor veräußert: die Blumenlese aus Sallust und Curtius, die Johann Herwag im J. 1528 zu Straßburg herausgab [2]). Es ist dies eine Phraseologie, dergleichen sich die Humanisten aus den Classikern, die sie lasen, zur Bereicherung ihres lateinischen Sprachschatzes anzulegen pflegten: von Hutten auf keinen Fall zum Drucke bestimmt.

Noch stärker findet man sich versucht, die Herkunft aus der Locher'schen Sammlung von dem Dialog Arminius zu vermuthen, der im Jahr 1529 als ein nachgelassenes Werk von Hutten erschien [3]). Denn wenn in dem vorangeschickten Gedichte Eoban

---

1) S. Hutten's Schriften II, S. 446.

2) C. Sallustii et Q. Curtii Flores selecti per Hulderichum Huttenum eq. ejusdemque scholiis non indoctis illustrati. Schriften V, S. 499—503.

3) Arminius Dialogus Huttenicus. Schriften IV, S. 407—418. In

Hesse sagt, des Lesers erster Dank gebühre dem Ulrich, der zweite dem Moriz Hutten, der dritte dem Joachim (Camerarius), und da überdieß die Schrift bei Setzer in Hagenau gedruckt ist, so scheint hier die erste Frucht des unter Camerarius' Vermittlung zwischen Moriz von Hutten und Locher abgeschlossenen Handels vorzuliegen. Wenn nur nicht das Eobanische Gedicht das Datum des J. 1528 trüge, wo, wenn die Jahreszahl des oben besprochenen Camerarischen Briefes richtig ist, jener Handel noch nicht abgeschlossen war. Daß übrigens Moriz wirklich die Büchersammlung seines verstorbenen Vetters an sich gekauft habe, wird daraus wahrscheinlich, daß, nach Burckhard's Erkundigungen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der bischöflichen Bibliothek zu Eichstädt noch verschiedene mit Hutten's Handzeichen versehene Bücher vorhanden waren[1]).

Wo aber auch jener Dialog aufgefunden sein mag: an seiner Aechtheit ist nicht zu zweifeln. Er trägt Hutten's Stempel nach Inhalt und Form. Ja, ein ganz bestimmter Anknüpfungspunkt findet sich. In dem Sendschreiben an den Kurfürsten Friedrich zu Sachsen (vom September 1520) führte er diesem den Arminius zu Gemüthe, der, als Cherusker zu den Sachsen gehörig, nach dem Zeugniß der Feinde selbst der beste und tapferste aller Feldherren gewesen sei und Deutschland von dem Joche der Römer in der Zeit ihrer höchsten Macht befreit habe. Was dieser unser Befreier in der Unterwelt denken werde, wenn er sehe, daß, während er die tapfern Römer nicht als Herren habe dulden wollen, seine Nachkommen jetzt weichlichen Pfaffen und weibischen Bischöfen dienen?[2])

Von diesen Gedanken ist der Dialog Arminius nur die weitere Ausführung. Arminius erscheint in der Unterwelt und macht sich als den tapfersten Feldherrn geltend. Er protestirt vor dem Richterstuhle des Minos gegen den Spruch, durch welchen dieser (in einem von Lucian's Todtengesprächen) die erste Stelle

---

meiner Uebersetzung von Hutten's Gesprächen S. 390—412. Das Gedicht Eoban's in Hutten's Schriften II, S. 439 f.

1) S. Hutten's Schriften II, S. 474 f.

2) Schriften I, S. 390, §. 19. 20. Vgl. auch schon die dritte Rede gegen den Herzog von Würtemberg vom Jahr 1517. Schriften V, S. 45, §. 19.

unter den Heerführern im Elysium dem Alexander, die zweite dem Scipio, die dritte dem Hannibal, ihm selbst aber gar keine angewiesen hatte, dem doch von Rechtswegen der erste Platz gebührt haben würde. Minos, obwohl er den Arminius tadelt, daß er sich nicht rechtzeitig gemeldet habe, ist doch nicht abgeneigt, die Sache noch einmal aufzunehmen, und läßt daher durch Mercur jene drei Feldherren, und auf das Verlangen des Beschwerdeführers auch den römischen Geschichtschreiber Tacitus, rufen, dem Hutten sein rühmliches Zeugniß für die deutsche Nation von jeher hoch angerechnet hatte [1]). Den letztern fordert nun Arminius auf, die Stelle über ihn aus seinen Annalen (am Schlusse des zweiten Buchs) vorzulesen; worauf er in längerer Rede seine Ansprüche auf den ersten Platz unter den Feldherren durch die Nachweisung begründet, daß derjenige, welcher unter den größten Schwierigkeiten das mächtigste Volk der Erde in der Periode seiner höchsten Blüthe besiegt habe, nothwendig der größte Feldherr sein müsse. Wenn Arminius in dieser Rede sagt, er habe diejenigen für gar keine Deutschen gehalten, welche dem Auslande Tribut bezahlten, oder sonstwie fremder Botmäßigkeit sich fügten; als den ärgsten Gräuel aber habe er es ausgerufen, daß zwischen Rhein und Elbe römische Fasces und Toga je erblickt worden seien; er habe es dahin bringen wollen, jeden Ueberrest der römischen Macht, ja selbst ihr Andenken, in Deutschland zu vertilgen: so bedarf es keiner Erinnerung, daß Hutten dabei an das päpstliche Rom seiner Zeit und seinen Kampf gegen dieses gedacht hat. So schildert er auch den Varus mit seiner Habsucht und seinem Uebermuthe ganz wie einen päpstlichen Legaten seiner Zeit und nimmt ihm das besonders übel, was ihn an einem Cajetan und Aleander so erbitterte, daß auch er schon die Deutschen für dumme Bestien hielt, denen man alles bieten dürfe. Wenn Arminius die Beschuldigung, nach der Oberherrschaft in Deutschland gestrebt zu haben, als Verläumdung zurückweist, da er nur, um die gemeine Freiheit schützen zu können, die einmal erlangte Macht nicht aus den Händen gegeben habe; übrigens wäre es nicht mehr als ein verdienter Dank gewesen, wenn die Deutschen ihrem Befreier aus dem Fremdenjoche freiwillig die

1) Vgl. den Vadiscus, Schriften IV, S. 134 f., §. 11.

Herrschaft angeboten hätten: so mag Hutten hiebei an Sickingen's Plane gedacht haben; wie die Idee, die beide Freunde begeisterte, in folgender Schlußrede des Arminius nicht zu verkennen ist. „Nicht um Ruhm, Reichthum oder Herrschaft kämpfte ich, sondern das Ziel meines ganzen Strebens war, dem Vaterlande die ihm gewaltsam entrissene Freiheit zurückzugeben. So lebte ich in der Ausübung der höchsten Tugenden, bis mich einheimischer Neid und die Arglist der eigenen Verwandten fällte, und ich den freien und über alles siegreichen Geist, im Bewußtsein der größten Verdienste um mein Vaterland und eines in allen Stücken wohlgeführten Lebens, zu euch hinüberschickte." Minos, mit des Arminius Rede sehr zufrieden, gesteht zu, daß ihm der erste Platz unter den Feldherren gebühren würde; doch weil der frühere Spruch nicht umgestoßen werden könne, so läßt er zum Ersatz durch Mercur als den ersten unter den Vaterlandsbefreiern, wie Brutus und ähnliche, den Cherusker Arminius, den Freiesten, Unüberwindlichsten und Deutschesten, öffentlich ausrufen.

Die ausdrückliche Nutzanwendung auf die Gegenwart ist durchaus verschwiegen, und diese objectiv historische Haltung gibt dem Ganzen, dem wohl auch noch manche rhetorische Nachhülfe vorbehalten war, ein matteres Colorit, als man sonst an Hutten'schen Schriften gewohnt ist. Hieraus etwa schließen zu wollen, das Gespräch sei in Hutten's letzter Zeit, bei abnehmender Kraft verfaßt, ist gleichwohl mißlich; man könnte ebenso die ruhige Objectivität für diese letzte Unglückszeit befremdlich finden: und wenn wir hier wirklich ein Stück der von Locher „aus der Beute" gekauften Büchersammlung vor uns haben, so würde sich die Annahme ergeben, daß die Schrift auf einem von Sickingen's Schlössern entworfen und bei Hutten's Abzug aus Deutschland daselbst zurückgeblieben sei.

Zwölftes Kapitel.

Stimmen über Hutten's Tod und Ausgänge seiner alten Freunde.

Ob dem sterbenden Hutten des Erasmus bittere Gegenschrift noch zu Gesichte gekommen, ist ungewiß. Einige behaupteten es; Erasmus glaubte es nicht, weil der Druck derselben erst am 3. September vollendet worden war [1]), wo Hutten schon im Grabe lag. Immerhin könnten ihm jedoch durch Freundesvermittlung die einzelnen Bogen schon vor der eigentlichen Ausgabe der Schrift zugekommen sein. Im Publikum dagegen kam die Kunde von Hutten's Tode der Verbreitung der Spongia um so viel zuvor, daß die gehässige Nachrede entstehen konnte, Erasmus habe sie gegen den Todten geschrieben. Vermochte er gleich dieß genügend zu widerlegen, so wurde seine Schrift doch gelesen, als der Gegner schon todt war, den sie bekämpfte, und Erasmus fühlte selbst, wie viel ihr dieß von der Gunst des Lesers entziehen mußte.

Als nun nach wenigen Wochen schon eine neue Auflage nöthig geworden war, konnte Erasmus diese Gunst durch ein versöhnendes Vorwort zu gewinnen suchen. Er konnte, nachdem er der Pflicht der Selbstvertheidigung genug gethan und dabei den Gegner, der ihm in Waffen gegenüberstand, nicht geschont hatte, nun, da dieser gefallen war, sich und die Leser an seine Vorzüge erinnern und von dem ehemaligen Freunde, den spätere Verwicklungen zu seinem Gegner gemacht hatten, einen großmü-

1) Erasmus in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Spongia, in Hutten's Schriften II, S. 263. Die entgegengesetzte Voraussetzung anderer ebendas. S. 347 und 352.

thigen Abschied nehmen. Statt dessen rühmte er sich in dem Vorworte zu der neuen Ausgabe (das er nicht mehr, wie das der ersten, an Zwingli, der schwerlich mit der Spongia zufrieden war, sondern an den Leser richtete), in dieser Schrift noch sehr säuberlich mit Hutten gefahren zu sein, und frischt nun das grelle Bild, das er dort wiederholt von demselben entworfen, zum Ueberflusse noch einmal auf. Für die Jugend, äußert er, ergebe sich aus Hutten's warnendem Beispiele die Lehre, über der Bildung des Geistes die des Charakters nicht zu versäumen, die Leidenschaften durch Vernunft zu zügeln. „Denn manche", fährt er fort, „schmeicheln Anfangs ihren Fehlern, sehen Buhlen und Prassen ihrer Jugend nach, halten Spiel und Verschwendung für adelich. Mittlerweile nimmt das Vermögen ab, die Schulden zu, der Ruf leidet, die Gunst der Fürsten geht verloren, von deren Mildthätigkeit man lebte. Bald lockt Dürftigkeit zum Rauben, und zuerst geschieht dieß unter dem Vorwande des Kriegs; dann aber, wenn für den Aufwand, als das lecke Faß der Danaiden, nichts mehr hinreicht, erlaubt man sich schlechte Streiche, und macht, wo es eine Beute zu erschnappen gilt, zwischen Freund und Feind keinen Unterschied mehr; bis endlich die Leidenschaft, wie ein Roß, das den Reiter abgeworfen, jählings ins Verderben rennt." Auch später noch berief er sich gegen die Vorwürfe, die ihm der Spongia wegen gemacht wurden, darauf, daß er ja in derselben von Hutten's anstößigem Lebenswandel kein Wort gesagt habe [1]); was nur insofern richtig ist, als er der offenen Nennung seines Namens an solchen Stellen die nicht mißzuverstehende Anspielung vorgezogen hatte.

Billiger und richtiger hatte schon vor einem Jahre, aus Veranlassung einer verfrühten Todeskunde, Veit Werler in seiner Abgeschiedenheit zwischen den Bergen von Wiesensteig über Hutten geurtheilt, der ihm von einem frühen Zusammentreffen in Leipzig her unvergeßlich geblieben war. Nachdem er den vorzeitigen Hingang eines so großen Talents, eines in Prosa und Versen so glücklichen Schriftstellers beklagt und des Ursprungs ihrer Bekanntschaft sich mit Liebe erinnert hat, fährt er fort: „Man machte

1) In dem Brief an Luther, 8. Mai 1524, in Hutten's Schriften II, S. 409.

ihm zum Vorwurfe, daß er oft allzubitter geschrieben, daß er Schmähungen auf Schmähungen gehäuft, daß er viele mit mehr als tragischem Hasse verfolgt habe. Es sei so. Aber er war gereizt, war jung, und that es nur in der Hitze des Schreibens, machte auch niemand verhaßter dadurch als sich selbst. Wenn das ein Fehler ist, so hat er diesen mit vielen gemein. Wir können nicht alle unserem Herrn und Meister Christo ähnlich sein, der nicht lästerte, wenn er gelästert ward, sondern für bittere Schmach uns seine heilsame Lehre zurückgab. Wie dem sei: ich wünsche Hutten's Schatten eine leichte und nicht lastende Erde, und duftende Crocusblumen auf sein Grab" [1]).

Wie nun vollends der alte Herzensfreund Eoban die Nachricht von Hutten's Tode erhielt, kannte sein Schmerz keine Grenzen. „O mein Draco", schrieb er an diesen Theologen, der einst auch dem erfurter Kreise angehört hatte. „Ach mein Draco! — Was ist es? — Ein Unglück ohne gleichen. — Welche üble Zeitung meldest du, Hesse, warum beunruhigst du deinen Draco! — Nein, Erasmus ist nicht gestorben. — Gott sei Dank! — Aber Er ist hin. — Wer? — Er, der Unsrige. — Welcher Unsrige? Jonas? — Nein, das sei ferne: und doch der Unsere . . unser Hutten ist nicht mehr. Beurtheile nun, ob meine Seufzer von Herzen kommen . . Unser Hutten ist an Gift gestorben . . Wer war, fast möchte ich sagen der feindselige Gott, der um diesen reichen Geist uns beneidete? Ja, wiederholt und oft drängt es mich auszurufen: Wehe, ihr grausamen Götter! du grausames Geschick! Doch ich sehe, ich muß meine Zuflucht zur Dichtung nehmen; denn ein einfacher Brief kann meinen Schmerz nicht fassen. Aber ach, du theurer Hutten, so hast du uns verlassen? Oder bist du nur hingegangen? Wohin aber? und wirst du wiederkommen? Ach! du warst durchaus liebenswerth. Keiner war so wie du den Schlechten gram und den Guten hold. Nur mit Mühe halte ich mich zurück, daß ich nicht ganz zerfließe. Laß mich bei dir, mein theurer und verehrter Draco, das feierliche Zeugniß niederlegen, daß ich Hutten innig geliebt habe." Die poetische Klage, auf welche Eoban in dem Briefe an Draco verwies, gab er wirklich bald darauf in einer Elegie, in welcher Hutten sich mit dem Tode

1) Vom 8. Oct. 1522. Hutten's Schriften II, S. 150.

unterredet und dessen Triumph über ihn durch die Hinweisung auf seinen unsterblichen Ruhm und durch Herzählung seiner Verdienste zu dämpfen sucht [1]).

Als im folgenden Jahre Melanchthon, in Begleitung von Joachim Camerarius und einigen andern, die Reise in seine Heimath machte, sprachen sie in Fulda bei Crotus Rubianus und Adam Kraft ein, und erfuhren von ihnen erst das Nähere über Hutten's Scheiden. Von allen wurde sein Andenken gefeiert, und Melanchthon, dem an dem lebenden Hutten seine Heftigkeit und Neigung zu Neuerungen immer unheimlich gewesen, der sich wohl auch an seinem soldatischen Wandel gestoßen und zuletzt über seinen Angriff auf Erasmus sich sehr hart ausgesprochen hatte, er nahm jetzt den Todten gegen die Schmähungen eines gewissen Othmar Nachtigall oder Luscinius durch ein Epigramm in Schutz. Bei der Erzählung hievon macht Camerarius, nachdem er von Hutten's Adel und Gelehrsamkeit, Freiheitsliebe und Ungestüm, aber auch von seinem schwachen und unscheinbaren Körper und seinen spärlichen Mitteln gesprochen, die Bemerkung: oft seien ihm bei Hutten die Verse eingefallen, welche besagen, wenn dem Vorsatz und Eifer des Demosthenes Macht und Vermögen entsprochen hätten, so wäre der Macedonier niemals Herr von Griechenland geworden. Denn wenn es Hutten bei seinen Planen und Unternehmungen nicht an dem Rückhalte wirklicher, insbesondere kriegerischer Macht gefehlt hätte, so würde eine allgemeine Umwälzung erfolgt und der ganze öffentliche Zustand ein anderer geworden sein [2]).

Auf der gedachten Reise kamen Melanchthon und seine Begleiter auch nach Gotha, wo Mutianus Rufus noch immer seinen Wohnsitz hatte. Aber in dem stillen Hause hinter der Hauptkirche war vieles anders geworden. Jahre und Erlebnisse hatten den Bewohner desselben ernster, düsterer gemacht. Er hatte den Virgil mit den Psalmen vertauscht. Nicht, daß er zu den Classikern nicht immer wieder zurückgekehrt wäre: aber der Satz konnte

1) Den Brief in Hutten's Schriften II, S. 354; das Gedicht ebendas. S. 355—357.

2) Die Erzählung des Camerarius s. in Hutten's Schriften II, S. 361—363. Das Epigramm von Melanchthon ebendas. S. 363.

jetzt seiner Feder entfließen, daß ein Priester eigentlich keine heidnischen Dichter lesen sollte. Seinen kirchlichen Verrichtungen, die er früher gerne durch Stellvertreter hatte versehen lassen, unterzog er sich nun fleißig selbst. Er empfand das Bedürfniß tieferer religiöser Belehrung und beklagte nur, nirgends einen Eingeweihten zu finden, den er zu seinem Führer wählen könnte. Da er aber dabei, wie wir aus seiner Stellung im Reuchlinischen Streite wissen, die bestehende Kirche geschont, die Blößen der Priesterschaft nicht aufgedeckt, den Unterschied exoterischer und esoterischer Lehrart aufrecht erhalten wissen wollte, so konnte ihm Luther's Verfahren, das alle diese Rücksichten und Schranken niederwarf, nicht gefallen; noch weniger Hutten's geradezu auf Krieg und Aufstand gerichtetes Bestreben. Schon im Jahre 1519 hatte sich dieser über Mutian's Schweigsamkeit gegen ihn zu beklagen gehabt [1]). Was seitdem vorgefallen war, hatte nicht dazu beitragen können, dessen Stimmung gegen die Reformation und deren Verfechter zu verbessern. Sie fing an, die Grundlagen seiner Existenz zu erschüttern, seine „glückselige Stille“ zu bedrohen. Kaum war im Frühling 1521 Luther auf seiner Reise nach Worms durch Erfurt gezogen, als daselbst der sogenannte Pfaffensturm ausbrach, der ganz besonders gegen die Häuser der Kanoniker gerichtet war. Aehnliche Scenen wiederholten sich drei Jahre später in Gotha, und dabei scheint auch Mutian zu Schaden gekommen zu sein. Dieser hatte sich im Beitreiben seiner Einkünfte immer sehr milde gezeigt; „er gebe die Hälfte, so ist es gut“, war Pflichtigen gegenüber oft sein Spruch gewesen. Nun aber wollten die Bauern, durch die Reformationsideen aufgeregt, dem Stift überhaupt keine Abgaben mehr entrichten. Des Kurfürsten Befehle zu Mutian's Gunsten fruchteten wenig, seine Geldsendungen halfen nicht auf die Dauer. Als daher im Jahre 1524 der vorauseilende Camerar dem Mutian jenen Besuch Melanchthon's ankündigte, fehlten diesem bereits die Mittel, die werthe Reisegesellschaft in gewohnter Weise in sein Haus und an seinen Tisch zu nehmen, und er mußte sich begnügen, sie in der Herberge zu begrüßen. Das that dem alten Manne schmerzlich wehe,

---

1) S. oben S. 282.

der in seiner bescheidenen literarischen Gastfreundlichkeit so glücklich gewesen war.

Doch noch Schlimmeres sollte das nächste Jahr ihm bringen. Der Bauernkrieg drang auch nach Thüringen, und wenn gleich Gotha selbst verschont blieb, so wüthete doch ringsumher Aufruhr, Plünderung und Brand. Mutian's Einnahmsquellen versiegten vollends, seine ganze Existenz war aus den Wurzeln gehoben. Unter diesen Umständen schrieb er am Donnerstag nach Quasimodogeniti einen Brief an den Kurfürsten Friedrich, der ihn innerlich gebrochen zeigt. „Mein großmächtiger Fürst und Herr! Betrübt ist meine Seele bis zum Tode. So gewaltsam, so schrecklich, so grausam verheert das rohe Landvolk, ohne Sitte, Gesetz und Religion, die heiligen Tempel unseres Gottes. Wir sind die Schafe deiner Weide. In deiner löblichen Herrschaft bitten wir für die Ehre und Würde deines Namens den Allmächtigen Tag und Nacht. Ein jammervolles Schauspiel gewähren die umherirrenden Nonnen und Priester, die, nicht freiwillig, sondern aus Furcht von den Tempelschändern gesteinigt zu werden, ihre heiligen Wohnsitze verlassen. Ich Elender, Unglückseliger, schon alternd und mit grauem Haupte, sehe mich genöthigt, zu betteln. Unter dem großmüthigsten und löblichsten Fürsten muß ich, bei dem äußersten Mangel an allem Nothwendigen, vor Bekümmerniß sterben." In seiner Arglosigkeit habe er sich auf nichts dergleichen versehen; obwohl er jetzt aus den Reden und Briefen glaubwürdiger Leute erkenne, daß die Reichsstädte es seien, welche, unter dem Scheine des Evangeliums und mit Hülfe der Juden, die Bauern aufreizen, in der Absicht, nicht allein die bischöflichen, sondern auch die fürstlichen Stühle umzustürzen, um, nach Ausrottung aller erlauchten Familien, eine Republik nach dem Vorbilde der Venezianer oder der alten Griechen zu errichten. Von dem rasenden Volke sei alles zu fürchten. Vielleicht werden die Stifter, auch das zu Gotha, nicht wiederhergestellt werden. Dann aber, fährt er fort, „möge doch mir, als dem Einfältigsten und Geringsten, gestattet sein, in diesem Ruhesitze (Tranquillitate), den ich gekauft, den ich mit Büchern ausgeschmückt, den ich mir zur sichern Zuflucht meines Alters ausersehen habe, bis an mein Ende zu bleiben. Auch wenn der Tempel geschlossen, die heiligen Bräuche abgeschafft, die Altäre umgestürzt sind, werde ich dich,

mein huldreicher Schutzherr, verehren im Tempel meines Herzens, im heiligen Evangelium, im ewigen Angedenken. Alter und Leibesschwachheit gestatten mir nicht, zu wandern. In deinem Gotha, gütigster Vater, wo ich harmlos zweiundzwanzig Jahre lang gelebt, niemanden gekränkt, gedient habe wem ich konnte, möchte ich altern . . . Aber des Lebens Nothdurft wird mir gebrechen. Die geistlichen Einkünfte sind aufgehoben. Wovon soll ich Armer leben? Durchlauchtiger Fürst! ich werde mit Wenigem zufrieden sein. Doch ehrbaren und gelehrten Gästen möge mein Haus offen stehen. Laß mich Brod haben und etwas Weniges an Geld für Zukost. Ich bin, ich gestehe es, in nicht unbedeutende Schulden gerathen. Denn ganze vier Jahre ist mir von Gerstungen kein Zins gekommen, keine Frucht geliefert worden: mein Brod muß ich vom Bäcker, meinen Wein von der Stadt kaufen, und freilich ein sorgfältiger Hauswirth bin ich nicht, wie ja solche Achtlosigkeit den Gelehrten eigen ist. Demüthig falle ich dir zu Füßen und umfasse die Knie deiner Gnade: meine Rettung liegt in deiner Hand. Von meiner dankbaren Gesinnung gedenke ich ein Pfand zurückzulassen. Zeugniß ablegen will ich vor der Nachwelt, daß ich durch die Wohlthaten des erlauchten Kurfürsten, des frommen Friedrich, und seines menschenfreundlichen Bruders unterstützt worden bin . . . Deine fromme Weisheit wird, so hoffe ich, mir ein jährliches Gehalt verordnen, daß ich unter dem Schatten deiner Flügel den Rest meiner Tage ohne Furcht und Sorgen hinbringen kann . . . Mögen andere lehren mit dem Geiste ihres Mundes: ich will durch Milde, Geduld, Liebe und gutes Beispiel, durch heiligen Wandel nach evangelischer Ordnung und christlicher Lebensregel, so lange ich lebe, die Gläubigen zu unterweisen nicht aufhören" [1]).

Als der tiefgebeugte Mutian dieses Hülfsgesuch an Friedrich den Weisen richtete, lag dieser bereits auf seinem letzten Krankenlager zu Lochau, wo er am 5. Mai, gleichfalls satt einer Welt, aus der er Liebe, Wahrheit und Treue geschwunden meinte, verschied. Sein Bruder und Nachfolger Johann aber war noch geraume Zeit mit der Dämpfung des Bauernaufruhrs und Her-

1) Den Brief gibt Tentzel, Supplem. histor. Gothanae zweite Abth., S. 75 f.

stellung der Ordnung vollauf beschäftigt. So kam es, daß der gute Mutian auch ferner bittern Mangel litt. Doch seine Erlösung war nicht mehr weit. Gegen Ostern erkrankte er. Als es schlimmer mit ihm wurde, sagte er den Tag und nahezu die Stunde seines Todes voraus, dem er gefaßt und ohne Bangen, unter Gebet und frommen Betrachtungen entgegensah. Mit den Worten: Herr, dein Wille geschehe! entschlief er, am 30. März 1526. Sein Hingang wurde von allen, die ihm näher gestanden hatten, tief betrauert; von keinem inniger als von Crotus Rubianus, der damals schon fern an den Ufern des baltischen Meeres lebte. „Mutian's Tod", schrieb er von hier aus an Camerarius, „ist mir nach dem meiner Eltern der bitterste gewesen. Keines Menschen Freundschaft war mir jemals theurer, mit keinem stimmte meine Gemüthsart mehr überein. Darum beklage ich nicht sein Loos, sondern das meinige, eines solchen Freundes beraubt zu sein. Er hat das sterbliche Leben mit der Unsterblichkeit vertauscht, und ist ohne Zweifel aufgenommen in die ewige Seligkeit, in deren Hoffnung er sein Leben so fromm und tugendhaft eingerichtet hatte."

An der Zeit irre geworden, mit der Reformation zerfallen, war Mutian, wie wir sahen, in seinen letzten Jahren nicht minder als Erasmus; nur daß seine zurückgezogene Art ihm den unmittelbaren Zusammenstoß ersparte. Bei Erasmus dagegen folgte auf das Vorpostengefecht mit Hutten unmittelbar die Hauptschlacht gegen Luther. Gereizt durch diesen[1]), wie schon längst durch seine fürstlichen Gönner gedrängt, etwas gegen ihn zu thun, gab er im Jahre 1524 seine Schrift über den freien Willen heraus, welcher Luther, ganz in seiner Weise, wie sie Erasmus früher gezeichnet hatte, sein Buch vom unfreien Willen entgegensetzte. Von jetzt an war der Krieg der Reformationspartei gegen Erasmus erklärt. Und beinahe war es ihm jetzt lieber, von dieser Seite gescholten als gelobt zu werden, weil ihn letzteres auf der andern verdächtig machte. Denn es traf nun ganz so ein, wie Hutten ihm vorhergesagt hatte, daß ihm die päpstlich Gesinnten doch nie recht trauten. Hatte ihn schon früher

1) Besonders durch den Brief vom April 1524, in Hutten's Schriften II, S. 407 f.

der Cardinal Adrian bei Leo X. als denjenigen denuncirt, an den man sich als an den eigentlichen Urheber der Reformationsunruhen halten sollte, so warf ihm nun Albert Pius, Fürst von Carpi, in einer eigenen Schrift vor, daß seine Bücher die Arsenale seien, aus denen Luther und dessen Anhänger ihre Waffen gegen die Kirche genommen hätten. Und indem er sich gegen Angriffe von dieser Seite vertheidigte, stürmte dann auf einmal wieder jener Heinrich Eppendorf, Hutten's zweideutiger Schildträger in dessen letzten Tagen, in das Zimmer des kränklichen alten Mannes und wußte ihm durch Vorhaltung der Abschrift eines Briefes an den Herzog Georg von Sachsen, in welchem er sich von Erasmus zu nahe getreten glaubte, einen demüthigenden Vertrag abzuängstigen[1]). An Eppendorf nahm Erasmus unter anderm auch dadurch Rache, daß er sein Conterfei, zwar ohne Namen, doch den Zeitgenossen wohl erkennbar, seinen Dialogen einverleibte. Das Gespräch: Der Ritter ohne Roß, oder der erlogene Adel, bezieht sich nachweisbar auf Eppendorf.

Aber auch auf Hutten soll Erasmus in ähnlicher, ja noch viel hämischerer Weise in einigen seiner Dialoge angespielt haben. Als solche werden das Gespräch eines Freiers mit einem Mädchen, und die unhochzeitliche Hochzeit genannt. Allein in dem ersteren wird nur gelegentlich, zur Warnung einer Spröden, angeführt, wie eine, die einen schönen Liebhaber hartherzig abgewiesen hatte, zur wohlverdienten Strafe sich in einen häßlichen, buckligen, verschuldeten, schäbigen Menschen, dem der Henker ein Ohr abgeschnitten hatte, verlieben mußte. Hier ist, wie es in dem Gespräche selbst heißt, ein Ideal von ekelhafter Häßlichkeit, ein Thersites, fingirt, und keine Anspielung auf Hutten zu suchen. Der andre von den genannten Dialogen stellt sich die Aufgabe, die Abscheulichkeit der Lustseuche auszumalen, um dadurch jedermann, insbesondere Eltern und Mädchen, zur Vorsicht und die Regierungen zu vorbauenden Maßregeln gegen ihre Verbreitung zu veranlassen. Zu diesem Zwecke wird ein ungleiches Braut- und angehendes Ehepaar geschildert: ein junges, blühendes, unschuldiges Mädchen, und ein von jener Krankheit ganz zerfressener Bräutigam, der diesen Fehler nicht einmal durch Reichthum,

---

1) Die Belege s. in Hutten's Schriften II, S. 429 ff.

sondern einzig durch seinen leeren Rittertitel bedeckt: und hier finden sich allerdings Züge, welche an die Art, wie Erasmus sonst von Hutten spricht, erinnern und den Gedanken einer Anspielung auf ihn fast unabweisbar nahe legen.

Durch das Fortschreiten der Reformation wurde dem Erasmus endlich auch der ihm lieb gewordene Aufenthalt in Basel verkümmert. Statt der Verehrung, die ihm früher an diesem Orte von allen Seiten entgegengekommen war, sah er sich jetzt, da die Bewohnerschaft in ihrer Mehrzahl sich der Reformation zuwandte, durch zudringliche Schreiben behelligt, bald auch durch Schmähschriften und Spottbilder verhöhnt. Wie nun gar Volkshaufen sich zusammenrotteten, Geschütz auf dem Markt aufführten und einige Nächte daselbst um ein großes Feuer unter Waffen standen, glaubte Erasmus seines Lebens und Gutes nicht mehr sicher zu sein. Der Rathsbeschluß, die Messe abzuschaffen und die Bilder aus den Kirchen zu entfernen, beugte zwar einem Ausbruche vor; doch nun trat bei Erasmus die leidige Rücksicht auf seine hohen Gönner ein, die ihn, wenn er auch jetzt noch in Basel blieb, für einverstanden mit den Neuerungen halten mußten. So beschloß er den Umzug nach dem unter österreichischer Herrschaft altgläubig gebliebenen Freiburg, den er, unter ängstlichen Vorkehrungen, im Frühling 1529 glücklich ausführte. Hier war er, während seine übrigen Arbeiten ihren Gang fortgingen, besonders auch um die Beilegung des kirchlichen Streites bemüht. Im Jahre 1533 widmete er dieser Angelegenheit eine eigene Schrift, die er dem theologischen Diplomaten Julius von Pflugk zueignete. Wir wollen seine billigen Vorschläge (zur Mäßigung von beiden Seiten, Absehen vom Unwesentlichen u. dgl.) nicht darum schelten, weil sie ohne Wirkung blieben und bleiben mußten; das aber müssen wir tadeln, daß er in dieser Schrift sich selbst das Recht benahm, so billig zu sein. Denn wenn es wahr ist, was er hier einräumt, daß derjenige schlimmer sei, welcher von der Lehre und Gemeinschaft der Kirche sich lossage, als derjenige, welcher lasterhaft lebe, aber an der Kirchenlehre festhalte, so ist aller Glaubenszwang gerechtfertigt, ja geboten. Wenn Erasmus früher seine Unterwerfung unter die Kirche durch das Bedürfniß zu begründen gesucht hatte, dem endlosen Hin und Her der Vernunftgründe durch den Machtspruch einer unfehlbaren

Auctorität Halt zu gebieten, so konnte darin, bei seiner Geistesart, immerhin einige Wahrheit liegen. Aber die dogmatische Zusammenstimmung mit der Kirche dem sittlichen Verhalten gegenüber als das Wichtigere und Wesentliche betrachten, konnte er nur bei entschiedenem Abfall von dem humanistischen Standpunkte, welcher in diesem Stücke mit dem des spätern Rationalismus ganz derselbe war.

In Freiburg wollte es dem Erasmus weder leiblich noch gemüthlich so wohl werden, als es ihm, wenigstens in der frühern Zeit, zu Basel gewesen war. So entschloß er sich endlich im Jahre 1535, der dringenden Einladung der Königin Maria, Statthalterin der Niederlande, dahin zu folgen. Aber in Basel, wo er auf der Durchreise erst noch den Druck einer Schrift überwachen wollte, überfiel ihn die Gicht. Andere Leiden traten hinzu, die ihn, während er seine gelehrten Arbeiten noch immer fortsetzte, unaufhaltsam dem Tode entgegenführten. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juli 1536 starb er, hellen und gefaßten Geistes, im Alter von 70 Jahren. Er hatte viel gearbeitet, Großes gewirkt, für seine Schwächen empfindlich gebüßt, und nahm einen zwar nicht unversehrten, doch immer noch überreichen Kranz des Verdienstes und Ruhmes mit ins Grab.

In eine ähnliche Stellung wie Erasmus sehen wir auch seinen und Hutten's Freund, Wilibald Pirckheimer zu Nürnberg, während der letzten Jahre seines Lebens hineingerathen. Die Zeiten seiner frischen Kraft, in denen er die Schutzschrift für Reuchlin und den gehobelten Eck geschrieben hatte, waren, als Hutten starb, bereits dahin. Den satirischen Dialog auf Eck hatte Pirckheimer nach der leipziger Disputation verfaßt und im Jahre 1520 herausgegeben[1]). In dem gebildeten, mit griechischen Citaten gespickten Latein der Humanisten geschrieben, außer wo er einmal mimisch in das Küchenlatein der Dunkelmännerbriefe fällt, ist derselbe übrigens ganz in der derben und phantastischen Art deutscher Schwänke jener Zeit gedacht. Der erkrankte Eck (er hatte sich durch sein Schreien bei der Disputation zu sehr erhitzt und zeigt nun einen fieberhaften Durst — nach Wein) läßt mit

1) Eccius dedolatus autore Joanne Francisco Cottalambergio P. L. In Hutten's Schriften IV, S. 515—543.

Hexenpost einen Chirurgen, der aber eher einem Henker gleicht, aus Leipzig holen. Da dieser eine gefährliche Cur in Aussicht stellt, wird der Patient ermahnt, vorher seine Beichte abzulegen, wobei er merkwürdige Bekenntnisse macht, insbesondere Ehr- und Habsucht als die einzigen Triebfedern seines Auftretens gegen Luther eingesteht. Nun geht der Chirurg mit seinen Gehülfen an das Werk: Eck wird erst mit Prügeln abgehobelt, dann nach einander geschoren, purgirt und operirt. Beim Scheeren kommen unter den Haaren ganze Ungezieferschwärme von Syllogismen und Sophismen zum Vorschein; auf dem Wege des Erbrechens gehen allerhand Eckische Schriften und ein rother Doctorhut, auf dem nach unten der päpstliche Ablaß und das für die Vertheidigung des Wuchers von den Fuggern empfangene Geld ab; beim Oeffnen der Brust aber werden, in Gestalt von Karbunkeln und Krebsgeschwüren, Prahlerei, Verläumdungssucht und ähnliche Laster gefunden und theils ausgebrannt, theils ausgeschnitten. Nachdem Patient alles, besonders ungern noch eine gewisse letzte Operation, durchgemacht hat, bittet er, nur den ruchlosen wittenberger Poeten und dem schmähsüchtigen Hutten nichts davon zu sagen; die würden eine Komödie daraus machen. Diese Satire, welche Pirckheimer auf Zureden seiner Freunde, zwar unter erdichtetem Namen, doch bald als Verfasser errathen, herausgab, sollte ihn theuer zu stehen kommen. Eck, der bald darauf mit der Bannbulle gegen Luther aus Rom zurückkam, setzte laut einer päpstlichen Vollmacht, die er hiezu hatte, unter den Hauptanhängern Luther's auch Wilibald Pirckheimer in die Bulle. Um seinen Mitbürgern nicht böses Spiel zu machen, mußte sich dieser zu Unterhandlungen, und zuletzt zu einer Art von Widerruf bequemen, der ihm nicht einmal ganz aus der Sache heraushalf.

Aus dieser Zeit, dem Jahre 1522, ist der letzte vorhandene Brief von Pirckheimer an Hutten, die Antwort auf ein (verlornes) Schreiben des letztern, das Bucer, wahrscheinlich im Gefolge des Pfalzgrafen Friedrich nach Nürnberg gekommen, ihm überbracht hatte. Pirckheimer's Brief ist nicht ohne Zeichen von Aengstlichkeit, oder doch von Verstimmung. Es seien, schreibt er, mehr übrigens um seiner Anhänglichkeit an Reuchlin als an Luther willen, auch wegen des gehobelten Eck, für dessen Verfasser man ihn halte, Verfolgungen über ihn ergangen, die auch einen stand-

haften Mann hätten erschüttern können. Doch habe ihm Gott bisher geholfen und werde wohl auch ferner helfen. Obgleich in einer freien Stadt geboren, sei er doch nicht sein eigener Herr, sondern habe dem Rathe gehorchen müssen, der den Handel bisher mit mehr Klugheit als Muth, obwohl nicht ohne Kosten, geführt habe. Literarisches habe er mittlerweile nichts zu Stande gebracht, als, während er am Podagra gelitten, das Lob desselben geschrieben, das er dem Freunde, wenn es dieser wünsche, zuschicken wolle [1]).

Dieser Anfechtungen ungeachtet war Pirckheimer in jenen Jahren noch ein warmer Anhänger der Reformation. Noch an Adrian VI., der zu Anfang des Jahres 1522 den päpstlichen Stuhl bestieg, gedachte er ein Schreiben zu richten, das aber wahrscheinlich durch den unerwarteten Tod dieses Papstes abgebrochen wurde, worin er als den Anlaß der kirchlichen Unruhen den Uebermuth und Wissenschaftshaß der Dominicaner, ihren Angriff auf Reuchlin, dann ihre gotteslästerliche Erhebung des Ablasses angibt und von Luther ebenso rühmlich, wie von dessen ersten Gegnern, Eck, Cajetan u. s. f., verächtlich spricht. Je mehr aber, besonders seit d. J. 1524, die Reformation in seiner nächsten Umgebung vorwärts drang, desto mehr zog sich Pirckheimer von derselben zurück. Die Gewaltsamkeiten, die Unordnungen, die Lösung alter Sitte und Entfesselung der Leidenschaften, die zunächst von ihr unzertrennlich waren und im Bauernkriege zu einer erschreckenden Höhe stiegen, machten ihn als Staatsmann bedenklich. Die Persönlichkeiten, die in Nürnberg an die Spitze der kirchlichen Veränderungen traten, wie der brutale Osiander, stießen ihn ab. Auch Luther's Heftigkeit und oft unnöthige Grobheit gefiel ihm nicht. Daneben machten Familienverhältnisse ihren Einfluß geltend. Mehrere Schwestern und Töchter Pirckheimer's hatten sich dem geistlichen Leben gewidmet. Die ältere seiner Schwestern, Charitas, dem Bruder an Geist und Charakter ebenbürtig und von diesem humanistisch herangebildet, stand dem Clarenkloster zu Nürnberg als Aebtissin vor. Gegen die Klöster aber richtete sich der Unwille des durch die Reformation aufgeregten Volks am ersten und heftigsten. Daß es ein Irrthum

1) Den Brief s. in Hutten's Schriften II, S. 112 f.

früherer Zeiten gewesen, den auch er getheilt habe, Töchter und Schwestern im Kloster am besten versorgt zu glauben, sah Wilibald jetzt ein. Aber die Art, wie man mit den armen Nonnen verfuhr, die fortwährenden Neckereien und Kränkungen, welche das Leben seiner würdigen Schwester fortan zu einer wahren Leidensgeschichte machten[1]), erbitterten ihn nicht blos gegen die Personen, sondern auch gegen die Denkart und Richtung, von der sie ausgingen. Bald traten noch die Spaltungen innerhalb der Reformpartei hinzu, das bedenkliche Weitergehen der schweizerischen Reformatoren, durch welches man in's Bodenlose zu gerathen schien. So anstößig war dieß Pirckheimern, daß er mit einem ehemaligen Freunde, dem Joh. Oekolampadius, sich in einen bittern Schriftenwechsel über die Abendmahlslehre verwickelte, in welcher er sich, zum Verdrusse des Erasmus, im Wesentlichen auf den Lutherischen Standpunkt stellte. Bezeichnend ist, was er in der Vorrede zu der ersten dieser Schriften äußert, wo er die Ueberlegenheit seines Gegners als Gelehrten anerkennt, dem er sich aber hinwiederum in Lebens- und Geschäftserfahrung überlegen weiß. Stünde die letztere manchen so wie die erstere zur Seite, meinte er, so lebte das Christenvolk friedlicher, und unzählige Unruhen wären vermieden worden.

Zunehmende Kränklichkeit und Vereinsamung in den letzten Jahren (1528 starb sein getreuer Albrecht Dürer) vermehrten Pirckheimer's Verstimmung, die um so tiefer wurde, als er sich von der Reformation abwandte, ohne doch zu dem alten Kirchenwesen ein neues Vertrauen gewinnen zu können. Er sei anfänglich gut Lutherisch gewesen, wie der selige Albrecht auch, bekennt er kurz vor seinem Tode in einem merkwürdigen Briefe[2]), weil sie gehofft haben, die römisch Büberei, deßgleichen der Mönch und Pfaffen Schalkheit, sollte gebessert werden. Allein statt dessen habe sich die Sache also verschlimmert, daß in Vergleichung mit

---

1) Vgl. die Denkwürdigkeiten der Charitas Pirckheimer in der Quellensammlung für fränk. Gesch. herausg. von dem histor. Verein zu Bamberg, Bd. 4. Bamberg, 1853.

2) Schreiben Herrn Wilibald Pirckheimer's an Joh. Tscherte, K. Karl's V. Bau- und Brückenmeister in Wien. In Ch. G. v. Murr's Journal zur Kunstgesch. u. zur allg. Lit., X. Thl., Nürnberg 1781, S. 36—47.

den evangelischen Buben die vorigen fromm erscheinen. Während diese mit Gleißnerei und List betrogen haben, wollen die jetzigen offen und ungescheut ein schändlich Leben führen, und dabei die Leute bei sehenden Augen blind reden, indem sie nicht nach ihren Werken, sondern nach ihrem Glauben beurtheilt zu werden verlangen. Der gemeine Mann sei durch dieses Evangelium also unterrichtet, daß er nicht anders gedenke, denn wie eine gemeine Theilung geschehen möge; und wo die große Strafe nicht wäre, würde sich bald eine gemeine Beute (Plünderung) erheben, wie an vielen Orten auch schon geschehen sei. Das schreibe er jedoch nicht darum, fährt Pirckheimer fort, daß er des Papstes und seiner Pfaffen und Mönche Wesen loben könnte oder möchte vielmehr wisse er, daß es in viel Weg sträflich sei und einer Besserung bedürfe: nur sei leider vor Augen, daß auch das neue Wesen in keinem Weg zu loben; wie ja Luther selbst und viel frommer, gelehrter Leute, die dem wahren Evangelium anhangen, mit Schmerzen sehen und bekennen, daß dieses Wesen keinen Bestand haben möge. Die Papisten seien doch zum mindesten unter ihnen selbst eins: dagegen seien die, so sich evangelisch nennen, mit dem höchsten unter einander uneins und in Secten zertheilt; die müssen ihren Lauf haben wie die schwärmenden Bauern, bis sie zuletzt gar verwüthen.

So trüber Stimmungen Meister zu werden, in der verworrenen Gährung der Gegenwart die schaffenden Kräfte der Zukunft, die Keime schönerer Entwicklungen zu erkennen, dazu war der sechszigjährige podagrische Pirckheimer zu alt und krank: er starb im Jahre des augsburgischen Bekenntnisses, und seine letzten Seufzer waren Wünsche für das Wohl des Vaterlandes und den Frieden der Kirche.

Keiner von Hutten's alten Freunden blieb der Richtung, die sie einst gemeinschaftlich verfolgt hatten, dabei aber zugleich seinem eigenen, von dem seines ritterlichen Freundes verschiedenen Wesen, getreuer als der wackere Eoban Hesse. Bei aller Freiheits- und Vaterlandsliebe war er doch keine politische Natur wie Hutten, den Trieb, auf die öffentlichen Dinge einzuwirken, empfand er nicht; vielmehr war er Poet und Lehrer durch und durch und fand sich im Studium, Vortrag und der Nachbildung der alten Dichter auf der einen, in harmloser Geselligkeit beim Wein auf

der andern Seite, vollkommen befriedigt. Aber die Sache der Reformation war und blieb ihm Herzenssache. Von den Gedichten, zu denen ihn Luther's Aufenthalt in Erfurt auf der Reise nach Worms begeisterte, ist oben die Rede gewesen. Später dichtete er in der Form der ovidischen Heroiden eine Epistel der gefangenen Kirche an Luther, welche dieser erfreut zum Druck beförderte. Mitunter wandelte auch ihn das humanistische Bedenken an, als könnte der fromme Eifer, den die Reformation angefacht hatte, der wissenschaftlichen Bildung Eintrag thun. Besonders daß die religiösen Gegenstände anfingen, in deutschen, jedem verständlichen Schriften verhandelt zu werden, gab dem Latinisten die Besorgniß, es werde nun die Gelehrsamkeit als etwas Ueberflüssiges erscheinen. Diese Besorgniß wurde gemehrt durch das Gebahren mancher evangelischen Prediger, die, nicht selten ausgetretene Mönche, ihre Unwissenheit und Abneigung gegen die Wissenschaft mit auf die Kanzel brachten. Gegen solches Treiben ließ Eoban im Jahre 1524 drei satirische Dialoge erscheinen, nachdem er das Jahr vorher Briefe von Luther, Melanchthon und andern Führern der Bewegung, worin die Nothwendigkeit des Studiums von Poetik und Rhetorik betont war, zur eigenen Beruhigung und zur Nachachtung für andere hatte drucken lassen. Darum irrte Mutian, wenn er um dieselbe Zeit meinte, Eoban durch sein Zureden vom Lutherthum zurückgebracht zu haben[1]); nur mild und versöhnlich blieb dieser immer gesinnt.

Eoban's äußere Lage war durch die Reformation nicht verbessert worden. Die Verwirrung in Erfurt stieg in Folge derselben, und die Hochschule, an welcher er lehrte, kam immer mehr in Zerfall. Der Bauernkrieg vollends brachte deren Einkünfte ins Stocken, und hätte Eoban nicht an seinem Georg Sturz einen großmüthigen Mäcenas gehabt, so hätte er mit seiner anwachsenden Familie von Wasser und Brod leben müssen. Es war hohe Zeit, daß ihm im folgenden Jahre Melanchthon eine Stelle an dem neuerrichteten Gymnasium in Nürnberg verschaffte. Die Macht, der Reichthum, die Bildung dieser freien Stadt machten auf den Dichter großen Eindruck, welchem er in einer

1) Mutian an Erasmus, 1. Merz 1524, in Hutten's Schriften II, S. 401.

poetischen Beschreibung Nürnbergs einen Ausdruck gab, der ihm von dem Rathe eine Verehrung von 70 Fl. eintrug. Hier arbeitete er auch seine Uebersetzung des Theokrit in lateinischen Hexametern aus und begann eine ähnliche der Ilias. Joachim Camerarius und Michael Roting waren seine Collegen; der Rathsherr Hieronymus Baumgartner, der Rathsschreiber Lazarus Spengler seine Gönner; mit Wenceslaus Linck, Thomas Venatorius u. A. ging er freundschaftlich um; sein liebster Geselle jedoch auf Spaziergängen und beim Weine war sein Nachbar, Wilhelm Breitengraser der Musikus, von dem er sich auch gern deutsche Lieder vorsingen ließ. Wilibald Pirckheimer, mit dem Eoban schon vorher in Berührung gestanden, hatte ihn gleich nach seiner Ankunft zu einer von seinen glänzenden Gelehrtenmahlzeiten geladen und war ihm da freundlich entgegengekommen. Bald aber brachte die verschiedene Stellung beider Männer zur Reformation eine Spannung in ihr Verhältniß. Der rasche und offenherzige Poet hatte sich am dritten Orte über Pirckheimer's diplomatische Zurückhaltung scharf geäußert, was dem letztern hinterbracht worden war. Beide sprachen sich über die Sache mit würdiger Aufrichtigkeit brieflich gegeneinander aus, und als Pirckheimer bald darauf starb, versäumte Eoban nicht, ihm einen ehrenden Nachruf zu widmen.

Wäre es nur in dem reichen Nürnberg für einen armen Poeten nicht so theuer gewesen, und wäre nur der arme Poet ein besserer Wirth und vorsichtiger in Geschäften gewesen. Zwar vermittelten seine Gönner, daß ihm die Stadtcasse immer wieder aus seinen Verlegenheiten half. Doch fühlte er sich in der Handelsstadt auch sonst nicht in seinem Elemente. Er gehe nicht gerne mit diesen Kaufleuten um, schreibt er an seinen G. Sturz, die nur von Pfeffer und Safran träumen, nur von Gold, und nichts von Wissenschaften wissen. So ließ er sich durch alte Anhänglichkeit und neue Anerbietungen im J. 1533 wieder nach Erfurt locken: ein Schritt, den er bald zu bereuen Ursache fand. Denn der erfurter Hochschule war nicht mehr aufzuhelfen, und die nürnberger Großmuth und Freigebigkeit fand er nicht wieder in der herunterkommenden, von Parteien zerrissenen Stadt.

Schon als um das J. 1526 Philipp von Hessen die Universität Marburg errichtete, gingen Eoban's des Hessen Wünsche

auf eine Anstellung an der heimischen Lehranstalt. Seitdem behielt er den Landgrafen im Auge und besang 1534 seinen würtembergischen Sieg. Endlich im J. 1536 kam der Ruf zu Stande, der dem Eoban für den Rest seiner Tage eine leidlichere Existenz verschaffte. Zwar die alten Uebelstände begleiteten den ehrlichen Poeten auch nach Marburg. Seine Schulden, sogar bei Juden, mußten auf seine Bitte von Universitätswegen abgewickelt werden. Er scheine eine sonderbare Vorstellung von seinen Finanzen zu haben, schrieb er dem Rector, daß er ihn auf die ordentlichen Verfalltermine seiner Besoldung beschränken wolle: wo er bisher gewesen, habe er immer auch zwischen der Zeit auf Abschlag holen dürfen. Mit vielem Selbstgefühl (denn er stand auf der Höhe seines Dichterruhms, und seine Schriften fanden nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien, Frankreich, England und Spanien Absatz, nur trugen sie ihm wenig ein) drohte er mehr als einmal, wenn man nicht besser für ihn sorge, wieder wegzugehen; doch ließ er sich immer wieder beschwichtigen und wurde nach und nach durch Geld- und Fruchtzulagen immer besser gestellt. Besondre Freude machte ihm eine Pfründe zu St. Goar die er erhielt, weil sie zwei Fuder guten Weins ertrug. Auch ein Haus hatte er sich auswählen dürfen, das der Landgraf für ihn kaufen wollte. Denn dieser wußte Eoban nicht blos als Gelehrten zu schätzen, sondern mochte ihn auch persönlich wohl leiden. Einmal zwar verwarnte er ihn wegen seines Trinkens: wogegen sich Eoban auf seine Arbeiten, die in Marburg vollendete Uebersetzung der Ilias vor allem, als geschworene Zeugen für seinen Lebenswandel, berief. Auch war es nicht so böse gemeint: der Landgraf zog den Poeten nicht nur wenn er selbst zu Marburg war, oder Eoban nach Kassel kam, gerne zur Tafel, sondern dieser mußte ihn auch zum Convent in Schmalkalden, nach Frankfurt und bei ähnlichen Anlässen begleiten. Bisweilen spielten sie zusammen Schach: da war der sorglose Poet der Strategie des Landgrafen nicht gewachsen; dieser machte ihn matt, der Poet wurde wild, und daran hatte jener sein Ergetzen.

Oefter schon war Eoban leidend gewesen: er selbst leitete es von seinem herzhaften Trinken her, von dem er darum doch nicht lassen mochte. Zu Anfang des J. 1540 reiste er nach Kassel und holte sich da, er wußte nicht, sollte er es der Witte-

rung, oder dem Hofweine zuschreiben, einen Katarrh, der nicht mehr weichen wollte. Podagra gesellte sich hinzu, die Sache gestaltete sich zu allmähliger Abzehrung. Eoban bereitete sich zum Tode; er schrieb an Melanchthon, für ihn zu beten. Lange hatte man kein Wort mehr von ihm vernommen: da sprach er auf einmal, er wolle hinauf zu seinem Herrn. Man meinte, er phantasiere von einem Gang auf das Schloß zum Landgrafen; er hatte aber einen andern Gang und einen andern Herrn gemeint und entschlief bald darauf am 4. October 1540 im 52. Lebensjahre. Man würde irren, wenn man darum, weil Eoban in der deutschen Literaturgeschichte keine Stelle hat, seine Bedeutung und seinen Einfluß gering anschlagen wollte. Er wirkte als Lehrer und Schriftsteller für die Aufrechthaltung humanistischer Bildung in einer Zeit, als diese bereits wieder im Sinken war; er machte den Homer und Theokrit den Gebildeten in ihrer Sprache (der lateinischen) mit Erhaltung der Kunstform zugänglich; für die Reformation aber war es von hohem Werthe, daß der anerkannt erste lateinische Dichter der Zeit ihr begeisterter Verkündiger ward und blieb.

Einen ganz andern Verlauf nahm das Leben des Mannes, der neben Eoban der liebste und vertrauteste von Hutten's Jugendgenossen gewesen war, dessen er auch noch in den letzten Wochen seines Lebens in einem Briefe an Eoban mit zärtlicher Freundschaft gedacht hatte: des Crotus Rubianus. Wenn ein Hutten, Eoban, Hermann von dem Busche mit demselben frischen Muthe, mit dem sie unter der Fahne des Humanismus vorgedrungen waren, nun auch für die Sache der Reformation weiter gingen; wenn Erasmus die diplomatische Zurückhaltung, die er in dem Lutherischen Handel bewies, ebenso auch schon in dem Reuchlinischen gezeigt hatte; wenn Pirckheimer, bei welchem der Rückschritt merklicher ist, diesen doch mit aller Würde eines unabhängigen Mannes, eines staatsmännischen Charakters that: so fällt dagegen dem Crotus zur Last, nachdem er fast so weit als Hutten vorwärts gegangen war, weiter als Erasmus zurückgetreten zu sein, und diesen Schritt ohne Würde, ja unter Umständen gethan zu haben, welche die Reinheit seiner Beweggründe zweifelhaft machen mußten.

Nachdem Crotus auf dem Boden des Humanismus durch

die Briefe der Dunkelmänner den keckſten Streich, obzwar verkappt, ausgeführt hatte, war er nicht etwa auf der Schwelle der Reformation wieder umgekehrt, hatte dieſe auch nicht zögernd und leiſetretend wie Erasmus, ſondern raſch und mit ſtarkem Auftritt überſchritten. Als Luther's Ablaßſtreit entbrannte, war Crotus gerade in Italien. Im Sommer 1519 hatte er Rom beſucht, und ſich da vollends von der Nothwendigkeit eines Einſchreitens, wie es Luther ſo eben wagte, überzeugt. Von den Briefen voll Anerkennung und Einverſtändniß, die er noch in demſelben Jahre von Bologna, dann nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland im Frühling 1520 von Bamberg aus an den alten erfurter Studiengenoſſen ſchrieb, iſt oben am gehörigen Orte die Rede geweſen. Wie Crotus im folgenden Jahre nach Erfurt kam, wurde er da zum Rector der Univerſität gewählt; was er nicht verfehlte alsbald Luthern in einem Schreiben anzuzeigen, worin er ihn dringend ermahnt, ſein unerſetzliches Leben vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu bewahren. Zugleich wünſcht er dem Melanchthon zu ſeiner Verheirathung Glück und bekennt ſich, im Gegenſatze zu Mutian, dem Lobredner des Cölibats, als Verehrer des ehelichen Lebens[1]). Und nicht blos in Briefen, von denen übrigens der letztere alsbald zu Wittenberg gedruckt wurde, ſondern auch durch einen recht auffallenden öffentlichen Act hatte ſich Crotus nicht geſcheut ſeine Verehrung für den Reformator an den Tag zu legen. Als dieſer auf ſeinem Zuge nach Worms zum Reichstage durch Erfurt kam, war ihm, wie oben erzählt worden, Crotus als zeitiger Rector an der Spitze der Univerſität entgegengezogen und hatte ihn mit einer feierlichen Anrede empfangen. Aber eben dieſe Feierlichkeit hatte ſehr widerwärtige Folgen. Es iſt ſchon erwähnt worden, wie gleich in den nächſten Tagen Studenten und Pöbel in Erfurt einen Sturm auf die Häuſer der Geiſtlichen unternahmen. Die Unterſuchung, die er als Rector darüber zu führen hatte, war für Crotus nicht nur ein höchſt unangenehmes Geſchäft, ſondern das Ereigniß gab ihm auch Bedenken gegen die Lutheriſche Bewegung, mit der es in unleugbarem Zuſammenhange ſtand. Verſtimmt zog er ſich ſo bald wie möglich in ſein altes Fulda zurück, ohne jedoch mit

1) In Hutten's Schriften I, S. 433 f.

dem wittenbergischen Kreise außer Verbindung zu treten. Im Jahre 1523 hatte man dort die Absicht, ihn zum Decan des Allerheiligenstifts zu machen, um einen bessern Geist in dasselbe zu bringen; doch der Plan kam nicht zur Ausführung. Und im folgenden Jahre wurde er von Melanchthon und seinen Reisegefährten noch ganz als einer der Ihrigen in Fulda besucht. Um dieselbe Zeit war der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, in Deutschland; der warb mit andern Gelehrten auch Crotus nach Königsberg an. Hier stand er dem Fürsten persönlich nahe, war ihm besonders zur Begründung einer Bibliothek behülflich, und auch als derselbe im folgenden Jahre entschieden zur Reformation übertrat und sein Hochmeisterthum in ein weltliches Herzogthum verwandelte, änderte dieß ihr Verhältniß nicht. Aber bedenklich erschien dem vorsichtigen Crotus ein solcher Schritt gewiß; während die Abgeschiedenheit von allem zusagenden Umgang seinem Gemüthe, das nordische Klima seinem Körper immer weniger behagten. Schon im Jahre 1526 ging sein Trachten nach Deutschland zurück; doch erst 1530 führte er das Vorhaben aus. Er kam zuerst nach Breslau, wandte sich dann nach Leipzig zu dem evangelischen Diplomaten Julius von Pflugk, und im folgenden Frühjahre finden wir ihn in Halle als Canonicus und Rath des Erzbischofs Albrecht von Mainz und Magdeburg. In dessen Diensten hatte einst auch Ulrich von Hutten, auch Wolfgang Fabricius Capito gestanden; aber nicht nur der erstere hatte sich genöthigt, sondern bald auch der andere, wollte er der Reformation treu bleiben, sich veranlaßt gesehen, sie zu verlassen, und seitdem hatten sich Zeiten und Stellungen noch gründlicher geändert. In Kurfürst Albrecht's Dienste treten hieß jetzt geradezu gegen die Reformation sich anwerben lassen.

Wie diese Umwandlung bei Crotus allmählig zu Stande kam, ist nicht mehr im Einzelnen nachzuweisen. Aus den Jahren seiner Abwesenheit in Preußen sind uns nur wenige Briefe von ihm aufbehalten[1]), aus denen wir nicht mehr erfahren, als was sich schon vor seiner Entfernung bei mehreren Anlässen gezeigt hatte, daß Crotus die Heftigkeit beider streitenden Parteien mißbilligte, zur Mäßigung und Milde rieth. So fand er in dem

1) Sie finden sich in den Camerarischen Briefsammlungen.

Schriftenwechsel zwischen Erasmus und Luther über den freien Willen auf beiden Seiten Spuren von Ehrgeiz und wünschte den Streit beigelegt, sprach aber mit besondrer Wärme gegen die zur Mode werdende geringschätzige Behandlung des Erasmus. Auch in den Briefen, die er nach seinem Abgang aus Preußen an seinen ehemaligen Herrn, den Herzog Albrecht schrieb[1]), sprach er sich in ähnlichem Sinne aus. Hoffnung gab ihm von Anfang der augsburger Reichstag; er meinte, wenn von päpstlicher und kaiserlicher Seite das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe freigegeben würden, so sollte sich das Uebrige wohl schicken; freilich müßten dann auch die Lutherischen zugestehen, daß die Kirche das Recht gehabt habe, nach Gelegenheit der Zeiten andere Ordnungen aufzurichten. Nachdem Crotus im folgenden Jahre in die Dienste des Erzbischofs Albrecht getreten war, hatte er sich gegen den Herzog, dem er wieder nach Preußen zu kommen versprochen hatte, zu entschuldigen. Er that es theils durch Darlegung seiner Gesundheitsumstände, theils durch das Eingeständniß seiner veränderten Stellung in der Religionsangelegenheit. „Ich bekenne", schrieb er, „daß ich dem Lutherischen Vornehmen etliche Jahre sehr anhänglich gewesen. Aber da ich solchen Vorgang vernahm, daß man nichts wollte unzerrissen und unbesudelt lassen, ob es gleich von der Zeit der Apostel und ihrer Disciplin auf uns gebracht ist, und daß immer eine Secte aus der andern erwuchs, dachte ich bei mir, es möchte der Teufel in Gestalt von etwas Gutem ein großes Uebel einführen und doch gleichwohl die Schrift zu einem Schilde gebrauchen. Ich beschloß also, in der Kirche zu bleiben, worin ich getauft, erzogen und gelehrt wäre. Obgleich an derselben etwas Mangel gespürt wird, so möchte das mit der Zeit eher gebessert werden als in der neuen Kirche, die durch kurze Jahre in so viele Secten zerrissen ist."

Hierin irrte er sich freilich sehr, und sein neuer Herr war so eben gerade gegen den Kelch im Abendmahl, den Crotus freigegeben wissen wollte, in seiner magdeburger Diöcese gewaltsam

---

1) Sie finden sich im Auszuge bei J. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Königsberg 1841.

eingeschritten. Darauf hatte Luther in zwei geharnischten Vorreden, mit denen er im Jahre 1531 zwei Predigten des aus Dresden vertriebenen evangelischen Predigers Alexius Croßner begleitete, in sehr scharfen Ausdrücken hingewiesen, und davon nahm nun ein ehemaliger Freund des Crotus, dessen Name uns nicht angegeben ist, Veranlassung, denselben in einem Privatbriefe zu schrauben. Auf wen er meine, fragte er ihn, daß die Ausfälle jener Vorreden gegen Tyrannen und Wütheriche zielen? Wenn auf den Erzbischof Albrecht, von dessen Verfahren gegen diejenigen, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genießen, man sich in der That gräuliche Dinge erzähle, so wäre ja das Lob desselben, das man von gewisser Seite her so laut anstimme, eine arge Täuschung. Darüber werde Crotus dem Freunde die beste Auskunft geben können, da er an dem Orte (Halle) wohne, wo jene Dinge vorgefallen sein sollen. Auch über die Beichte, ob in derselben die Aufzählung aller einzelnen Sünden nothwendig sei, oder ein summarisches Bekenntniß genüge (damals eine brennende Streitfrage zwischen Papisten und Lutheranern), möge er seine Ansicht nicht vorenthalten.

Mit einer Ladung so häßlicher Fragen bei seiner Rückkehr in die Heimath empfangen zu werden, war dem Crotus höchst unangenehm, und er sprach dieß in einer Antwort aus, die er, da sie zugleich eine Vertheidigung seines neuen Herrn, des Erzbischofs Albrecht, war, noch in demselben Jahre dem Druck übergab[1]). Die Gründe kennen wir schon, welche Crotus gegen die Reformation aufzubieten hatte. Es ist in erster Linie die Furcht vor dem Einbrechen subjectiver revolutionärer Willkür in die objectiven Satzungen und Ordnungen der Kirche. Was die Kirche festgestellt hat, kann nur wieder durch die Kirche abgeändert werden; sonst geht jeder feste Boden verloren. Aber der Verfasser der Dunkelmännerbriefe wußte so gut wie wir, daß von dem, was man auf päpstlicher Seite Kirche nannte, d. h. von der

1) Apologia, qua respondetur temeritati calumniatorum, non verentium, confictis criminibus in populare odium protrahere Rev. in Christo Patrem et Dom. Albertum . . . Archiep. Mog. et Magd. etc. a Jo. Croto Rubeano privatim ad quendam amicum conscripta. Lipsiae Michael Blum excudebat mense Septembri ao. 1531.

Hierarchie, eine gründliche Reformation niemals zu erwarten war. Ein andrer Gesichtspunkt ist, daß dasjenige, worüber mit so großer Hitze gestritten wurde, zum Theil bloße Formen seien, über denen das Wesentliche, das Moralische, verabsäumt werde. Allein auch hier konnte dem Crotus nicht verborgen sein, daß in ihrem Zusammenhange mit den beiderseitigen Grundsätzen diese Formen eine sehr wesentliche Bedeutung hatten, und daß im Jahre nach der Uebergabe der Augsburgischen Confession die Fortschrittspartei mit dem Kelch im Abendmahl sich selbst aufgegeben haben würde. In Vergleichung mit dem Verfahren mancher protestantischen Fürsten gegen ihre katholischen Unterthanen findet Crotus das seines Erzbischofs gegen die Neuerer noch schonend: in der That hatte hierin kein Theil dem andern viel vorzuwerfen, und doch findet ein wesentlicher Unterschied statt. Die reformirenden Fürsten handelten, bei allen Mißgriffen in der Form ihres Verfahrens, doch im Einklange mit dem neuen Entwicklungstriebe, der sich damals in allen Theilen des deutschen Volkes regte, und den sie, als ächte Söhne ihres Volkes, mitempfanden: während die andern jenem Triebe, den sie in sich nicht fühlten, nach außen hin sich widersetzten, und dadurch die deutsche Nation nicht blos in den Theilen, die das Unglück hatten, ihrem Regimente unterworfen zu sein, sondern die Nation im Ganzen unwiederbringlich beschädigten.

Als diese Schrift seines ehemaligen Verehrers Luthern zu Handen kam, schickte er sie an Justus Menius, der damals Prediger und Superintendent in Eisenach war, mit den Worten: „Siehe da den Epicureer Crotus, der uns giftig angreift und dem halleschen Bischof schmeichelt. Wir schicken dir das Buch, und du mach dich fertig, ihn uns wohlgekämmt wiederzugeben und mit den Farben seines Epicureismus zu malen; denn das ist deines Amtes“ [1]). So schrieb Luther an Menius am 18. October 1531; und wenn nun im folgenden Frühjahr jene schon früher erwähnte Antwort auf des Crotus Apologie von einem ungenannten Freund erschien, und wenn in dieser Antwort Crotus wirklich als Epicureer in Luther's Sinne, d. h. als ein Mensch behandelt wird, der über die religiösen Satzungen, die er der

1) In Hutten's Schriften II, S. 456 f.

Menge gegenüber in Schutz nahm, sich im Innern lustig mache, so legt dieß allerdings die Vermuthung nahe, daß der Ungenannte eben Menius sei. Der ehemalige Freund läßt den Abgefallenen in den Spiegel seiner ihm genau bekannten Vergangenheit blicken, indem er ohne Weiteres annimmt, daß derselbe noch immer die gleichen Ueberzeugungen wie damals hege, die er jetzt nur um äußerer Vortheile willen verläugne. Aber er solle sich in Acht nehmen, daß er von seinem klugen Erzbischof nicht durchschaut werde. Auch demjenigen, was er jetzt mit widerwilligen Musen gegen die Protestanten schreibe, sei der Mangel an Ueberzeugung, das böse Gewissen wohl anzusehen. So matt, so lendenlahm sei alles, so stumpf und bleiern die Gedanken, so unsicher, verworren und lückenhaft die Ausführung, so unrein die Sprache, so nüchtern und hustend die Beredtsamkeit, daß man deutlich merke, er habe dabei seiner Natur und eigentlichen Meinung Gewalt angethan, habe nicht sowohl an die Sache, als an die halleschen Salzpfannen gedacht, die er sich dadurch erschreiben möchte. Besonders einschneidend ist die Stelle des Sendschreibens, wo der Ungenannte den Schatten Ulrich Hutten's gegen den Neubekehrten heraufbeschwört. Er führt diesen vor, wie er bei dem Hochamte das Rauchfaß schwingt; wie er, beide Arme vorgestreckt, die Augenbrauen ernsthaft zusammengezogen, die Inful des Weihbischofs hält und ihm wohl gar die Schuhe küßt; wie er mit den Chorsängern die Knie beugt: wenn da Hutten wiederauflebte und es sähe, ob er nicht, feurig und heftig wie er war, und ein geschworener Feind aller Gleißnerei, den frechen Heuchler mitten im Tempel zu Schanden machen würde? Auch Luther hielt sich von der Verächtlichkeit der Beweggründe des Crotus überzeugt; dieser hieß ihm fortan Dr. Kröte, des Cardinals zu Mainz Tellerlecker.

Gegen diese kränkenden Angriffe von Seiten der Protestanten hat sich Crotus nicht mehr öffentlich verantwortet. Trotz mancher Aufforderungen von der andern Seite trat er aus seinem Stillschweigen nicht mehr heraus. Er versank denn auch in solche Dunkelheit, daß selbst sein Todesjahr nicht feststeht. Wir wissen nur, daß es nicht vor 1539 fallen kann, da in Schriften aus diesem Jahre seiner noch als eines Lebenden gedacht wird, und daß er 1551 nicht mehr gelebt hat, da Joachim Camerarius in seiner

in jenem Jahre geschriebenen Erzählung von Eobanus Hessus von ihm als einem Verstorbenen spricht. Vermuthlich war er schon zehn Jahre früher nicht mehr am Leben, wo Justus Jonas als erster lutherischer Superintendent nach Halle kam; sonst würden wir doch wohl von diesem (Crotus müßte denn, was doch kaum wahrscheinlich, in der Zwischenzeit Halle wieder verlassen haben) etwas über seine Begegnung mit dem abtrünnig gewordenen alten Freunde wissen. Camerarius übrigens, Melanchthon's Freund und ein aufrichtiger Protestant, spricht in jenem Büchlein von Crotus keineswegs so hart wie Luther und unser Ungenannter. Er sagt nur, nach seiner Rückkehr aus Preußen habe derselbe die Gemüther vieler sich entfremdet, aus einer Ursache, die er, Camerarius, nicht wisse, oder vielmehr nicht schreiben möge, damit es nicht scheine, als wolle er den Mann, der ihm im Leben werth gewesen, nach seinem Tode heruntersetzen.

Von dem Helden verlangen wir, daß er im Kampfe tapfer sei; ist er dabei auch billig in seinem Urtheile, so ist es schön, aber in allen Fällen es von ihm erwarten dürfen wir nicht. Darum kann Luther's und seiner Kampfgenossen Urtheil über den von ihrer Gemeinschaft Zurückgetretenen für uns nicht geradezu maßgebend sein. Vorsicht ist uns dabei auch schon durch die stattliche Reihe angerathen, in der Crotus mit seinem Zurückweichen steht. Wenn auch auffallender und anstößiger, that er im Grunde doch nur dasselbe, was die Reuchlin und Erasmus, die Mutian und Pirckheimer thaten. Und in den Aeußerungen aller dieser Männer finden wir auch dieselben Gründe ihrer Verstimmung gegen die Reformation. Es ist einerseits das Revolutionäre, das sie schreckte, andrerseits der befürchtete Bildungsrückschritt, der sie abstieß. Jede Lossagung von einem alten Culturzustande, wenn er auch zuletzt als drückendes Joch empfunden worden, ist zunächst ein Auszug in die Wüste, wobei man die Fleischtöpfe Aegyptens hinter sich läßt. Aber diese Töpfe sind keineswegs blos materieller, sondern ebenso auch geistiger Art. Der Anonymus sagt dem Crotus auf den Kopf zu, es sei ihm um die halleschen Salzpfannen, Luther, es sei ihm um die Cardinalstafel zu thun gewesen. Um was es dem Crotus für sich persönlich zu thun war, ist höchstens die gelehrte Muße gewesen; eine behagliche allerdings, aber gewiß keine üppige. Er hatte

sich sein Lebenlang kümmerlich beholfen, und wenn er einmal klagte, war es hauptsächlich darüber, daß ihm die Mittel fehlten, sich nach Herzenslust Bücher anzuschaffen. „Es ist meine größte Begier", schrieb er noch 1530 nach seiner Rückkehr aus Preußen an den dortigen Herzog, „daß ich möchte zufrieden sein bei meinen lieben Büchern; die stehen in Leipzig und werden gar schimmelig. Ich weiß nicht, wann ich wieder mit ihnen in Einigkeit kommen werde." Er kam dazu, wie er bald darauf die Anstellung als Canonicus in Halle erhielt. Aber wenn er meinte, damit die „glückselige Stille" der alten gotha-erfurtischen Zeit wiedergefunden zu haben, so täuschte er sich. Sie war mit der harmlosen Unschuld jener goldenen Erstlingstage für immer verschwunden.

Daß ehedem das Lutherthum, wie später das revolutionäre Franzthum, „ruhige Bildung zurückgedrängt" habe, war noch Goethe's Vorwurf, so entschieden er sich übrigens bei jeder Gelegenheit als Protestanten bekannte. Denn zu seiner Zeit wuchs ja aus dem Protestantismus, der einst den ruhigen Bildungsproceß des Humanismus unterbrochen hatte, so eben eine neue schönere Bildung hervor. Dahin hatten jene alten Humanisten noch weit; von dem künftigen Morgenrothe trennte sie noch eine dritthalbhundertjährige Nacht: und so sind sie mit Schonung zu beurtheilen, wenn sie sich nach der Abendröthe des schwindenden Tages umwandten, so merklich sie auch diese Stund' um Stunde verbleichen sahen; wenn sie lieber die alten Ketten auch ferner tragen wollten, als durch reformatorischen Sturm und Drang die sich verbreitende Bildung trüben und sich selbst in den stillen Geistesgenüssen stören zu lassen, die ihnen bisher jene Ketten erträglich gemacht hatten. Aber zu tadeln sind sie doch, und das bessere Theil hatten sie nicht erwählt. Die Jonas, Menius, Bugenhagen, Brenz und wie die Männer der Lutherischen Garde weiter hießen, sind den Mutian und Crotus, den Reuchlin und Erasmus gegenüber gewiß nicht die reichern und feinern Geister gewesen; aber das Gefühl für das Eine was Noth that, den tapfern Willen, als unwahr Erkanntes nicht länger gelten, Unerträgliches nicht länger bestehen zu lassen, die Witterung des noch tief im Schooße der Zukunft verborgenen neuen Lebens hatten sie vor ihnen doch voraus.

Daß es mit dem Humanismus nicht gethan, daß er noch nicht dasjenige war, was die den Banden des Mittelalters sich entwindenden Völker bedurften, zeigte sich schon darin, daß er fremdsprachig war. In diesem Stücke stand er der mittelalterlichen Kirche ganz gleich: wie der Priester seine Messe lateinisch las, so schrieb der Humanist seine Gedichte, seine Briefe und Abhandlungen — wenn auch etwas besser — lateinisch. Der Hierarchie dort trat hier eine Geistesaristokratie gegenüber; die Masse des Volks hatte ebenso wenig an dieser Bildung wie an jener Religion selbstthätigen Antheil. Was insbesondere die deutsche Sprache betrifft, so war sie zum Gefäße der humanistischen Bildung noch gar nicht zubereitet, sie war noch viel zu roh und ungelenk dafür. Ganz ebenso aber verhielt es sich mit dem deutschen Volk im großen Ganzen: beide konnten nur mit- und durcheinander zu Trägern der neuen Bildung gemacht werden. Beides zusammen nahm die Reformation in die Hand: sie lehrte unser Volk, über seine innersten Anliegen selbst denken und deutsch reden. Die deutsche Predigt, die deutsche Bibel wirkten mehr als alle lateinischen Stilübungen der Humanisten. Die lutherischen Prediger waren keine Erasmuse; aber sie lösten eine Aufgabe, die kein Erasmus lösen konnte. Die classische Literatur des deutschen Volks im 18. und 19. Jahrhundert ist der aus der deutschen Reformation wiedergeborene Humanismus. Aber diese Frucht konnte erst reifen, als die Zeit erfüllt, das deutsche Volk durch den Protestantismus in allen seinen Schichten durchgeknetet war. Die Theile desselben, die von dieser Durchknetung unberührt blieben, werden immer etwas von einem sitzengebliebenen Teige behalten, der auch unserm neuen deutschen Reiche noch langehin schwer im Magen liegen wird.

Wenn die Männer, denen zuletzt unsere Betrachtung gewidmet war, von den Entwicklungsfäden ihrer Zeit je zwei in Händen hielten, den humanistischen und am Anfang noch den reformatorischen, bald aber (mit Einer Ausnahme), weil der letztere den erstern zu verwirren drohte, jenen fahren ließen, um diesen desto fester zu halten: so war es der unterscheidende Vorzug unseres Helden, daß er außer diesen beiden, so lang es ging, auch noch den politischen Faden in der Hand hielt. Derselbe war ihm mit der Vereitelung seiner auf Kaiser Karl gesetzten

Hoffnungen entglitten, zuletzt mit dem Sturze seines Sickingen ganz abgerissen; vor der Collision und Wahl zwischen den beiden andern Fäden bewahrte ihn theils sein frühes Ende, theils seine stärkere Natur, vermöge deren er sich nicht wie ein Mutian oder Erasmus durch das erste Waffengeräusch der reformatorischen Bestrebungen schon verstimmen ließ. Bei längerem Leben jedoch wäre auch ihm die schmerzliche Wahl nicht erspart geblieben. Wenn er nur noch Luther's Streit mit Erasmus über den freien Willen erlebt hätte, worin der erstere, um die göttliche Gnade zu erheben, der menschlichen Natur jede selbstständige Kraft zum Guten absprach; wenn er vollends Zeuge gewesen wäre, wie bei dem marburger Religionsgespräch in der Verhandlung über das Abendmahl der deutsche Reformator sich hinter ein Wort verschanzte, um den schweizerischen den Brudernamen zu versagen: da würde sich Hutten mit tiefem Schmerze von dem Manne abgewendet haben, den er einst seinen heiligen Freund, den unüberwindlichen Evangelisten genannt hatte. Auf die Seite der schweizerischen Reformation fand er sich zuletzt schon durch seinen äußern Lebensgang gestellt; als jedoch nach des hellen freisinnigen Zwingli Falle der geistvolle aber finstere Calvin den Scheiterhaufen Servet's schürte und die Prädestinationslehre ausbildete, da wäre auch in diesem Lager seines Bleibens nicht länger gewesen. Zur römischen Kirche zwar, wie sein Freund Crotus, würde Hutten niemals zurückgekehrt sein; dazu war das Gefühl in ihm zu lebhaft, wie unverträglich der in ihr heimische Geistesdruck mit jedem wirklichen Fortschritt, ihr auswärtiger Schwerpunkt mit jedem nationalen Gedeihen sei: nur um so undenkbarer wird aber für diese spätere Periode seine Stellung, und um so mehr muß man ihn glücklich preisen, daß ihn der Tod noch zu rechter Zeit den grausamsten Conflicten entnommen hat. Möglich, daß er, wenn er noch zwei Jahre länger gelebt hätte, den abgerissenen politischen Faden wieder aufgegriffen und von seiner eidgenössischen Freistatt aus sich in die Strudel des nahe an der schweizerischen Grenze ausgebrochenen Bauernkriegs gestürzt hätte. Doch auch hier war kein Heil zu finden; auch hier können wir ihn nur entweder fallend, wo nicht gar von seinen Feinden gefangen, im besten Falle von Neuem vertrieben uns vorstellen.

Hutten ist mit seinen Unternehmungen gescheitert; aber nicht

weil diese in sich unrecht oder verkehrt waren, sondern nur, weil er zugleich und sofort durchführen wollte, was nur eins nach dem andern und in langen Fristen durchzuführen war. Luther und der gesammte deutsche Protestantismus beschränkte sich auf das religiöse Gebiet, sah vom Politischen ab und nahm auch von den Errungenschaften des Humanismus nur so viel auf, als für seine Zwecke unentbehrlich war; der Protestantismus hat, in seinem Kampfe mit der katholischen Reaction, die Einheit und Macht des deutschen Reiches vollends gebrochen, und Sitte und Bildung des deutschen Volkes in enge Bande geschnürt, in rauhe Gewänder gekleidet. Dafür aber hat er innerhalb seines Gebietes seinen Zweck erreicht, die Befreiung der gereinigten Kirche von Rom, die Erziehung des deutschen Volkes, soweit es sich ihm nicht verschloß, zu selbstständigem religiösem Leben durchgesetzt. Und als die Zeit erfüllt war, wurde jene starre Rinde gesprengt, aus der confessionell-protestantischen ging mit unserer classischen deutschen Literatur die freie humane Bildung hervor. Und abermals wie die Zeit erfüllt war, ist aus dieser humanen Durchbildung des deutschen Volkes die politische Einheit und Macht, das neue deutsche Reich hervorgegangen. Jetzt sehen wir: Hutten hat doch Recht gehabt, daß er eins nicht ohne das andere haben wollte; in der That gehören auch sämmtliche Stücke — es sind aber eigentlich nur zwei: die im Protestantismus wurzelnde humane Bildung und die politische Einheit und Macht der so gebildeten Nation — beide gehören auch wirklich zusammen, und Hutten's Irrthum ist nur der aller prophetischen Naturen gewesen, zugleich und in Einem als glänzendes Ideal zu schauen und zu begehren, was die Menschheit nur Schritt um Schritt und Stück für Stück in jahrhundertelangem Ringen erreichen kann.

Vorrede

zu

„Gespräche von Ulrich von Hutten

übersetzt und erläutert

von

David Friedrich Strauß.

Leipzig 1860."

Noch nie bin ich bei einer Arbeit so sicher gewesen, dem Publicum einen Gefallen, der deutschen Nation einen Dienst zu thun, als bei der vorliegenden. Natürlich: bisher brachte ich Eigenes, so gut oder übel ich es vermochte; dießmal bringe ich eine Uebersetzung von Ulrich Hutten.

Dem lesenden Publicum wird die frische, gesunde, reife Frucht schmecken; ja sie mag ihm nach so manchem schlechten Roman oder nicht bessern Erbauungsbuch Mund und Magen wiederherstellen helfen. Es ist nicht ohne Rücksicht auf dieses Publicum, daß ich von Hutten gerade die Gespräche, in denen er den Ernst seiner reformatorischen Gedanken in geschmackvolle, phantasiereiche Formen kleidet, zur Uebersetzung ausgewählt habe. Ja, daß ich es nur gestehe, ich gehöre in diesem Stück selbst ein wenig zum Publicum.

Dem deutschen Volke aber mache ich einen seiner Classiker zugänglich. Es besitzt deren bekanntlich auch solche, die lateinisch geschrieben haben. Man kann über den Begriff des Classikers streiten: ich verstehe hier einen Schriftsteller darunter, in dessen Werken die tiefste Eigenthümlichkeit seines Volkes zum vollen Ausdruck kommt, und zwar in einer Form, die, wenn nicht für alle Zeiten mustergültig, doch für alle bedeutend und anziehend ist. Dergleichen Schriftsteller können dem deutschen Volke am wenigsten in dem Jahrhundert gefehlt haben, da es seine größte nationale That vollbrachte, die Reformation, und sie müßten die ersten unsrer Classiker heißen, selbst wenn sie kein deutsches Wort geschrieben hätten.

Allen andern voran steht hier bekanntlich Luther selbst. Auch er hat sich noch vielfach der lateinischen Sprache bedient; aber seine Bibelübersetzung, seine Lieder, seine Katechismen, seine Predigten mit so vielem Andern noch sind deutsch, und so deutsch,

daß sie zu unserem ganzen neueren Sprach- und Schriftwesen den Grund gelegt haben. Diese deutschen Schriften Luther's uns mehr als andere aus der gleichen Zeit frisch und genießbar zu erhalten, hat ein Umstand beigetragen, über den Sprachforscher, oder vielmehr Alterthümler, schmälen mögen, der aber vom bildungsgeschichtlichen Standpunkt aus als höchst segensreich erscheint. Indem nämlich jedes folgende Menschenalter nicht blos die Rechtschreibung, sondern auch manche veraltende Spracheigenheiten der Bibelübersetzung, der Lieder und der andern gelesenern Schriften Luther's in seiner Art sich zurecht machte, blieben sie in einem fortdauernden sprachlichen Erneurungsproceß begriffen, der sie einer Masse von jetzigen Lesern zugänglich macht, denen sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nur schwer und theilweise verständlich sein würden.

Hutten, dem unter den classischen Schriftstellern Deutschlands im Reformationsjahrhundert schwerlich Jemand die zweite Stelle nach Luther streitig machen wird, ist, was die Sprache betrifft, heut zu Tage gegen diesen zunächst im Nachtheil. Um so viel sein Latein besser ist als Luther's, um so viel ist sein Deutsch geringer. Als Humanist war nur jenes die Sprache, in der er sich geläufig schriftlich ausdrückte, und wenn er auch in spätern Jahren, um weitern Kreisen verständlich zu werden, Mehreres deutsch schrieb und einige seiner lateinischen Schriften, wie namentlich einen Theil seiner Gespräche, in's Deutsche übertrug, oder unter seiner Mitwirkung übertragen ließ, so kehrte er doch, wenn er sich frei bewegen, und vor Allem wenn er künstlerisch schaffen wollte, immer wieder zu seiner alten Humanistensprache zurück. Und seinen deutschen Schriften wurde dann für's Andere, weil sie weniger gelesen und wieder aufgelegt wurden, jener fortgehende Verjüngungsproceß, jenes zeitenweise wiederkehrende Sichhäuten nicht zu Theil, das die Lutherischen lebendig und wirksam erhielt. Dieß jetzt auf Einmal nachholen, d. h. Hutten's deutsche Schriften sprachlich modernisiren zu wollen, würde theils unerträglich affectirt herauskommen, theils nicht einmal hinreichen, sie anziehend zu machen. Man muß seine besten lateinischen Schriften übersetzen, und zwar so, daß man auch bei den von ihm selbst schon übertragenen diese Uebersetzung wohl für das Verständniß, nicht aber als sprachliches Vorbild benutzt, sondern sein Latein

unmittelbar in das heutige Deutsch überträgt. Und hier tritt nun hinwiederum Hutten gegen Luther in Vortheil. Sein classisches Latein steht unsrem heutigen Deutsch näher als Luther's Kirchenlatein und Bibeldeutsch. Aber auch seine Denkweise, seine mehr weltliche, politische Art, die menschlichen und insbesondere die religiösen Verhältnisse anzusehen, spricht uns verwandter an.

Der Versuch, Hutten's Schriften, namentlich auch die Gespräche, durch Uebersetzung wieder unter den Deutschen einzubürgern, ist schon einigemale gemacht worden, doch ohne sonderlichen Erfolg. Man hatte es nicht recht angegriffen. So gab Aloys Schreiber die beiden Fieber, Ernst Münch außerdem noch den Vadiscus und die Anschauenden, mit allerhand Modernisirungen nach der alten Hutten'schen Uebersetzung; während der Letztere dann die von Hutten selbst nicht übersetzten Gespräche, so viel er deren gab, auf eigene Hand in seiner bekannten flüchtigen Manier übertrug. So fehlte auf jeden Fall die Gleichförmigkeit. Außerdem fehlten Einleitungen, den Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, Anmerkungen, um Geschichtliches und was sonst zum Verständniß nöthig, aber nicht Jedem gegenwärtig ist, herbeizubringen; denn Uebersetzungen macht man ja nicht für Gelehrte, sondern um einen Schriftsteller jedem Gebildeten im eigenen Volke zugänglich zu machen. Wenn ich jetzt den Versuch in andrer Art wiederhole, so wird mich wenigstens der Vorwurf nicht treffen, ohne Vorbereitung an die Sache gegangen zu sein. Auch war ich äußerlich begünstigter als irgend einer meiner Vorgänger. Keinem von ihnen lag ja noch die Böcking'sche Ausgabe von Hutten's Werken vor, die, während sie eine Menge von Fehlern und Schwierigkeiten der alten Drucke aus dem Wege räumt, zugleich durch ebenso reiche wie gründliche historische und literarische Nachweisungen dem Uebersetzer eine von mir dankbar benützte Hülfe leistet. Ihr Text (da mir vom vierten Bande die Aushängebogen zu Gebote standen) liegt meiner Uebertragung durchaus zum Grunde, wo nicht in etlichen wenigen Fällen ausdrücklich ein Anderes angemerkt ist.

Doch nicht überhaupt nur um den Classiker, den grunddeutschen und geistvollen Schriftsteller, ist es mir zu thun, indem ich Hutten durch diese Uebersetzung eines Theils seiner Werke in die Hände des deutschen Volks zu bringen suche. Der Mit-

arbeiter des großen Reformators ist es vor Allem, der muthige Kämpfer gegen Rom, den ich, nachdem sein von mir biographisch gezeichnetes Bild so günstig aufgenommen worden, nunmehr selbst, in seinen eigenen Schriften, auferwecken möchte. Dieß war auch ein Hauptgesichtspunkt, der mich bei der Auswahl der zu übersetzenden Stücke leitete. Wenn ich einerseits nach solchen mich umsah, die vermöge ihrer Form auch heutige Leser noch anziehen könnten, so wählte ich unter diesen andrerseits diejenigen aus, die ihrem Inhalt und Zwecke nach mit Luther's Bestrebungen, mit der großen Nationalangelegenheit des sechszehnten Jahrhunderts, im Zusammenhang stehen. So wird man denn in den folgenden Gesprächen erst noch den Morgenstern des Humanismus am Himmel funkeln sehen, bis allmählig der Horizont sich röthet und die ersten Strahlen der selbst noch nicht sichtbaren Sonne der Reformation durch den Himmel schießen. Jetzt tritt sie hervor und wirft die Nebel nieder; sie steigt höher, aber die Nebel steigen auch, und je wärmer ihre Strahlen werden, desto dichter treten die Dünste zu Wolken zusammen, die bald mit verderblichen Gewittern drohen.

Man macht die Reformation für diese Wetter verantwortlich, man hört nicht auf, ihr vorzuwerfen, daß sie unser Volk gespalten, das deutsche Reich zerrissen habe. Man bedenkt nicht, wie zerklüftet und brüchig dieses schon vorher aus andern Ursachen war. Man bedenkt ferner nicht, daß die Reformatoren außer Schuld sind, wenn ihre Saaten nicht überall in deutschen Landen Wurzel schlagen durften, und mancher Orten, wo sie schon Wurzel gefaßt hatten, gewaltsam wieder ausgereutet wurden. Hauptsächlich aber bedenkt man nicht, daß es immerhin besser war, Deutschland wurde, wenn es einmal mit dem ganzen nicht ging, wenigstens zur Hälfte deutsch, als daß es ganz romanisch geblieben wäre. Denn vor der Reformation war Deutschland so wenig schon es selbst, als die Larve schon die Biene oder der Schmetterling selbst ist. Das Grundwesen des germanischen Geistes ist individuelle Selbstthätigkeit, Leben aus dem eigenen Innern eines Jeden heraus. Dem entwickelten Deutschen kann kein mechanisches Abthun des Religiösen, kein unverständliches Schaugepräng und Plappern, kein gedankenloses Abkugeln von Rosenkränzen genügen: er will selbst mit seinem Bewußtsein,

seinem innersten geistigen Wesen, dabei sein. Er kann sich in die Länge seinen Glauben nicht von außen vorschreiben, sich nicht von einer Priesterkaste in geistlichen Dingen bevormunden lassen: er muß selbst forschen, sei es vorläufig in der Schrift, oder weiterhin in der Vernunft. Daß wir das dürfen und können, das verdanken wir protestantische Deutsche der Reformation; daß wir es auch wirklich thun, uns in der That und Wahrheit als Deutsche beweisen, das ist unsre Sache.

Wenn man Hutten gesagt hätte, daß die römische Hierarchie, zu deren Umsturz er seine mächtige Lanze einsetzte, Luther seinen noch gewaltigern Arm nicht ruhen ließ, und alle Bessern in der Nation sich in einhelligem Unwillen erhoben hatten, — wenn man ihm gesagt hätte, daß sie nach mehr als dreihundert Jahren noch fortbestehen, daß auch dann noch halb Deutschland in religiösen Dingen sein Heil von jenen Bergen her erwarten würde, über die ihm seit Jahrhunderten so viel Unheil und Verderben gekommen war! So langsam geht es mit der Entwicklung der Völker und der Menschheit, so gründlich treibt der Geist in der Geschichte sein Geschäft. Das dürfen wir uns nicht verdrießen, noch weniger die Hoffnung sinken lassen. Aber ebensowenig uns verblenden über die Macht, die dem immer noch innwohnt, was wir für ein längst Ueberlebtes halten möchten.

Manches freilich würde Hutten, wenn er heute wiederkäme, um sich den Stand der Dinge bei uns anzusehen, an der römischen Kirche, seiner alten Feindin, verändert finden. Ueber den Geldabfluß nach Rom, die finanzielle Ausbeutung Deutschlands durch den päpstlichen Hof, worüber er und alle Patrioten seiner Zeit so laute Klage erhoben, würde er sich jetzt ziemlich beruhigen können. Was ein lustiger Freund von ihm damals den Deutschen zurief: Augen auf und Beutel zu! davon haben sich seitdem Rom gegenüber das Letztere auch Diejenigen gesagt sein lassen, die sich zum Ersteren noch nicht entschließen mochten. Auch seine schmutzigen Bettelmönche, seine prassenden Domherren, die üppigen Hofhaltungen der Bischöfe seiner Zeit würde er im jetzigen Deutschland vergeblich suchen. Selbst in Rom würde er sich wundern, wie doch Alles jetzt so viel ehrbarer und anständiger zugehe. Aber täuschen würde er sich durch diese verschönerte Außenseite gewiß nicht lassen. Bald würde er finden, es sei zwar Vieles

anders, nichts aber besser geworden. Ja vielleicht würde er in der Sprache der Bibel sagen, der Teufel sei wohl ausgetrieben, aber durch der Teufel Obersten. Und wir könnten ihm mit einem einzigen Worte das Räthsel lösen, indem wir ihn darauf aufmerksam machten, wie Ignatius Loyola zwar sein Zeitgenosse gewesen, aber nach seinem Tode erst Ordensstifter geworden sei.

Wenn in Folge davon, statt daß Dominikaner und Franziskaner die Wissenschaft gehaßt und verfolgt hatten, die Jesuiten fortan sich mit derselben einließen, aber nur um sie desto wirksamer mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu können; wenn, wo jene mit Prügeln auf die Geistesfreiheit losschlugen, diese ihr tückische Dolchstiche versetzten und schleichende Gifttränke eingaben: was war damit besser geworden? Wenn Hutten statt der dickwanstigen rothbackigen Schlemmer, die er unter der Geistlichkeit seiner Zeit in so großer Anzahl sah und in den Dunkelmännerbriefen verewigen half, die bleichen, hagern, von Herrschsucht verzehrten, von Fanatismus ausgebrannten Gestalten zu sehen bekäme, die jetzt unter uns umgehen, ob er nicht statt dieser Zöglinge Loyola's und Machiavell's jene verhältnißmäßig harmlose Heerde Epikur's zurückwünschen möchte? Immer hat er neben der materiellen Ausbeutung als das noch viel Unerträglichere die politische Bevormundung, die geistige Knechtung angesehen, die Deutschland von Rom erleide und sich gefallen lasse. Und damit ist es so wenig besser geworden, daß diese geistliche Herrschsucht, dieser Haß gegen die Geistesfreiheit und Bildung der Völker, gegen die Selbständigkeit und politische Entwicklung der Staaten, mit dem unaufhaltsamen Fortschritt auf diesen Gebieten nur grimmiger und giftiger geworden ist.

Auch das Verhältniß, worein sich Deutschland zu Rom gesetzt hat, würde Hutten tief unter dem finden, was man zu seiner Zeit erwarten durfte. Nicht das allein, daß mehr als die Hälfte der Deutschen bei der römischen Kirche geblieben, würde ihn in Verwunderung setzen, sondern daß auch dieser Theil, der das alte Band nicht zerreißen mochte, es nicht längst wenigstens lockerer gemacht hat. Was sage ich, lockerer? Er bekäme ja vielmehr zu sehen, wie das von hell denkenden und männlich wollenden Vorfahren gelockerte Band jetzt die Nachkommen sich mit freiem Willen enger um die Hälse schnüren. Ein Ding wie das

Oesterreichische Concordat würde ihn sogar von einem Abkömmlinge jenes Ferdinand, der einst seine Erwartungen so bitter getäuscht hatte, in Erstaunen setzen. Das hat sich nun freilich bereits selbst gerichtet. Es sollte ein Kitt werden für die aus ihren Fugen weichende Einheit des Kaiserstaates: und seine erste Wirkung war, daß von ihren Pfaffen gehetzt die Oesterreichischen Katholiken ihre protestantischen Mitbürger nicht einmal im Grabe mehr neben sich dulden wollten. Italien hat es für Oesterreich nicht erhalten können, Ungarns Unzufriedenheit gesteigert, in ganz Deutschland das Vertrauen auf den Ernst von Oesterreichs Reformen zerstört, im Lande selbst die Hoffnungen der Patrioten niedergeschlagen. Wie freilich nach solchem Vorgang die protestantischen Fürsten südwestdeutscher Staaten Lust bekommen konnten, ihre katholischen Unterthanen mit Concordaten nach dem Muster des Oesterreichischen zu beglücken, ist ein noch ungelöstes Räthsel. Daß es der Wunsch der Bevölkerung, selbst der katholischen, nicht war, hat sich seitdem in Baden glänzend gezeigt, und der Landesfürst dieser Volksstimme in verfassungsmäßiger Weise Gehör gegeben: hoffen wir, daß sich der begangene Fehler vollständig wieder gut machen lasse, und das Beispiel in den Nachbarstaaten Nachahmung finde. Denn das ginge doch über alles Maß und wäre der schärfsten Hutten'schen Satire werth, wenn in einem Zeitpunkt, da Petri Stuhl seinem vorgeblichen Nachfolger unter dem Leibe wankt, während die Italiener und voraus die Bewohner des Kirchenstaats seiner herzlich satt sind und ohne die fremden Bayonnette ihn längst fortgejagt hätten, wenn jetzt noch Deutsche ihm Concordate entgegenbrächten, deren sich die Päpste des sechszehnten Jahrhunderts gefreut haben würden.

Fände demnach Hutten auf katholischer Seite noch heute nicht weniger zu schelten und anzuklagen als zu seiner Zeit, so dürfen wir Protestanten darum nicht meinen, er würde mit uns um so zufriedener sein. So gewiß er auf eine protestantische Kirche hingearbeitet hat, so zweifelhaft ist, ob er in der unsern, wie sie jetzt ist, die erkennen würde, die ihm im Sinne lag. Ja, ich weiß nicht, ob sein Unwille, den er der römischen Kirche gegenüber empfinden würde, weil sie nicht anders geworden, nicht noch viel heftiger gegen die unsrige entbrennen müßte, da sie so ganz anders geworden ist, als er von ihr hoffen zu dürfen

glaubte. Daß sie vom Sinne Christi abgewichen sei, hat er der ersteren genug vorgehalten; daß sie sich als römischer treu geblieben, hat er ihr nicht absprechen können: an der protestantischen Kirche würde er zu rügen haben, was allemal das Schlimmste ist, daß sie sich selbst untreu geworden sei, ihr eignes Princip verleugnet habe. Daß es dahin mit ihr kam, hätte der Ritter möglicherweise selbst noch erleben können, denn es kam leider sehr früh: aber auch heute würde er noch nicht finden, daß sie im Großen und Ganzen ihr Princip wiedergefunden hätte. Das Princip, aus dem der Protestantismus hervorwuchs, ist freie Ueberzeugung des Einzelnen: sich nichts vorglauben zu lassen, sondern nur zu glauben, was man selbst persönlich im eignen Innern erlebt. Luther glaubte an die Schrift, wo es darauf ankam bis auf das einzelne Wort hinaus: aber nicht weil die Kirche es ihn hieß, sondern weil sein innerer Wahrheitssinn, den er als das Zeugniß des heiligen Geistes empfand, ihn der Wahrheit und Göttlichkeit des Schriftinhalts versicherte. Nur soweit dieser (jetzt durch ganz andere Mittel, als Luther'n zu Gebote standen, unterstützte) Wahrheitssinn ihn von der Glaubwürdigkeit ihrer Erzählungen, der Vernunftmäßigkeit ihrer Lehren überführt, ist folglich der Protestant der Bibel zu glauben schuldig. Sobald an die Stelle dieses lebendigen und freien Glaubens ein todter und knechtischer Symbol- oder Bibelglaube trat, war der Protestantismus von sich selber abgefallen: und wo hätte er denn seitdem bis auf den heutigen Tag dieses Afterprincip von sich gethan?

Gleichwohl lebte auch in der entarteten Kirche das ächt protestantische Princip in Einzelnen und in engeren Kreisen beständig fort: das war der Segen der großen reformatorischen That, die den äußeren Zwang, die weltliche Macht der Hierarchie für den Kreis des Protestantismus gebrochen hatte. Der Zweifel, die Forschung, das philosophische Denken, in Deutschland zuletzt eine nationale Literatur, erwuchs auf diesem Boden, und es ist Freude und Stolz für ein protestantisches Herz, daß diese neuere classische Literatur unsres Volkes ausschließlich dem Protestantismus angehört. Auf katholischem Boden ist sie schlechterdings undenkbar; es ist unmöglich, sich einen katholischen Kant, Lessing, Goethe und Schiller auch nur einen Augenblick vorzustellen. Freilich selbst in der protestantischen Kirche konnte diese Literatur erst in

einer Zeit erwachsen, wo der in ihr aufgekommene Rationalismus ihre confessionellen Schranken niedergeworfen, ihren Horizont erweitert, dem Licht und der freien Luft zugänglich gemacht hatte. Aber eben auch dieser Rationalismus konnte nur auf protestantischem Boden sich entwickeln. Der Katholicismus schwankt ewig zwischen Aberglauben und Unglauben; der Franzose, der Italiener, wo er sich dem Dogma seiner Kirche entfremdet, wird allemal frivol: ein Denken, das mit dem Kirchenglauben keineswegs auch den sittlichen, den Glauben an eine höhere Weltordnung und die Begeisterung für das Ideale aufgibt, Kant's kategorischer Imperativ, ist nur innerhalb oder unter dem Einfluß des Protestantismus möglich.

Man macht es den heutigen Frommen zum Vorwurf, daß sie die Träger unsrer großen Literaturepoche als Heiden verdammen, vor ihren Schriften warnen, auch in dieser Hinsicht das deutsche Volk zur gänzlichen Umkehr von seinem bisherigen Wege mahnen. Ich gestehe, ich kann dieses Treiben unsrer Rechtgläubigen nur in der Ordnung finden. In ihrem Sinne, überhaupt in dem bisher üblichen (und ob das Wort noch einen weitern Sinn haben kann, wäre ja erst auszumachen), ist seit Klopstock keiner unsrer Classiker mehr ein Christ gewesen. Lessing hat in seinem Nathan das symbolische Buch für diese Richtung geschrieben, und Goethe und Schiller, Wieland und Herder, stehen bei aller Freiheit der individuellen Auffassung doch wesentlich auf demselben Boden. Alle diese Männer (auch Herder nicht ausgenommen, dessen geistlicher Stand und qualmende Phantasie mehr nur auf die Form und Farbe, als auf den Gehalt seiner Ansichten von Einfluß waren) sind allem Positiven entwachsen; sie kennen keine Offenbarung als die im Gemüth, in Natur und Geschichte, kein Wunder als die Naturgesetze selbst, kein Heil und keine Versöhnung als die sich der menschliche Geist in sich durch Läuterung, durch Entsagung und Liebe schafft. Die biblischen Erzählungen galten ihnen nur so weit für geschichtlich, als sie sich natürlich fassen ließen; was darüber hinausging, war ihnen Sage oder Selbsttäuschung, und nicht immer erwehrten sie sich noch schlimmeren Verdachts. Die kirchlichen Glaubensartikel waren ihnen im besten Fall Symbole, an die sich sittliche Wahrheiten, religiöse Ideen anknüpfen ließen. Halten die Rechtgläu-

bigen solcherlei Ansichten für unchristlich, wie sie auf ihrem Standpunkte müssen, so haben sie ein Recht, vor dem Lesen der Schriften, in denen dieselben mit so viel Geist vorgetragen, oder, was noch gefährlicher ist, so unmerklich vorausgesetzt werden, zu warnen, und die Schriftsteller, die wir Uebrigen als Classiker verehren, als Ketzer und Irrlehrer zu brandmarken. Es kommt ja nur auf uns an, ob wir ihnen Gehör geben, oder es darauf wagen wollen, mit Lessing, Goethe und Schiller in die Hölle, statt mit Hengstenberg, Stahl und Vilmar in den Himmel zu kommen.

Zu der hundertjährigen Schillerfeier neulich haben jene Frommen natürlich äußerst sauer gesehen, und es ist nur Politik, um es mit dem Publicum nicht gar zu sehr zu verderben, von ihnen gewesen, wenn sie sich nicht noch weit stärker dagegen ausgesprochen haben. Naiv ist es freilich in hohem Grade, daß eben sie so unbefangen gegen Abgötterei eifern, als könnte es auf der Welt Niemanden einfallen, ihnen das Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? entgegenzuhalten. Auch einer der Gebildeten und Süßredenden unter ihnen, der die Schillerfeier in Schutz nahm, glaubte sich doch zu dem Ausruf bemüßigt: Hinweg mit aller Menschenvergötterung in wie außer der Kirche! Nun, wir außerhalb können ihn versichern, daß nie einer von uns daran gedacht hat oder denken wird, weder dem alten Hauptmann Schiller zu Gunsten eines höhern Wesens die Vaterschaft an seinem Sohne abzusprechen, noch den Recepten, die dieser als Regimentsmedicus verschrieb, eine todtenerweckende Kraft beizulegen, noch den Umstand, daß über dem Begräbniß des Dichters bis heute ein Geheimniß ruht, zu der Vermuthung zu benützen, er sei wohl bei lebendigem Leib in himmlische Regionen erhoben worden.

Insofern indeß war das gemäßigte Auftreten der Hochgläubigen gegen die Schillerfeier vielleicht wohlberechnet, als die Wenigsten im Volke sich der ganzen Tragweite dieser Feier bewußt gewesen sein mögen. Man weiß wohl ungefähr, daß es mit des Mannes Christenthum nicht ganz richtig (in der That vielmehr seit Lessing bei keinem so schlimm) gestanden, aber man hält ihm dieß als Zeitgebrechen zu Gute, wie man ihm sein Weltbürgerthum, seine geringschätzigen Reden über particuläre Vaterlands-

liebe zu Gute hält. In der That jedoch verhält es sich mit beiden Defecten ganz verschieden. Der deutsche Patriotismus fehlte Schiller'n keineswegs, wenn er auch dem Kosmopolitismus in ihm untergeordnet war, und würde, wenn der Dichter die Zeit der Freiheitskriege erlebt hätte, gewiß in hellen Flammen emporgelodert sein, ohne daß sich darum in seinem übrigen Denksystem das Mindeste hätte ändern müssen. Von dem Kirchenglauben hingegen war in Schiller schlechterdings keine Spur, und nicht das kleinste Zugeständniß hätte er demselben machen dürfen, ohne seine ganze Weltanschauung über den Haufen zu werfen; sobald er sich zum Glauben an ein einziges Dogma, an eine einzige biblische Wundergeschichte bequemte, war er mit dem Geist aller seiner Werke in Widerspruch getreten. Und daß nun gerade die Gestalt dieses Mannes, dessen geistige und sittliche Hoheit von jeder kirchlichen Beimischung frei, rein human und rationell erworben war, daß sie gerade auf das deutsche Gemüth diese Anziehungskraft übt, in Schiller gerade wie in keinem Andern der deutsche Volksgeist sich selbst wiedererkennt, das ist ein Zeichen, das jenen Kirchenmännern ebenso bedenklich, als uns erfreulich und hoffnungsreich erscheinen muß.

Unsere classische Literatur hatte sich in der Periode des Rationalismus entfaltet, und war zur Zeit der französischen Revolution und der Fremdherrschaft vollendet worden: als die Befreiungskriege anhuben, war ihre Zeit wie die des Rationalismus schon vorher um. Die französischen Dränger waren der Mehrzahl nach ungläubig gewesen, die Vornehmeren meist Voltairianer, die Gemeinen nach Verhältniß, Alle Götzendiener der materiellen Gewalt: die deutschen Männer und Jünglinge, die gegen diese Gewalt aufstanden, thaten das im begeisternden Glauben an eine höhere sittliche Macht, der sich ihnen, im Gegensatz gegen den französischen Unglauben, mit den alten Anschauungen des Christenthums verschmolz. So wurden die Dichter und übrigen Schriftsteller jener Jahre wieder christlich fromm, und mit den Thronen restaurirte sich hernach auch die Kirche, die Theologie und selbst die Philosophie. Friedrich Wilhelm III. trübte seine hoch- und freisinnige That, die Union der beiden protestantischen Kirchen, durch eine katholisirende Agende, die er ihr zur Mitgift gab; Claus Harms schrieb seine altlutherischen Thesen; die Evangelische Kir-

chenzeitung wurde gegründet, die Halle'schen Rationalisten denuncirt. Aber auch Hegel bildete sein ursprünglich auf den freiesten Grundlagen aufgebautes System zur scholastischen Beschönigung der gegebenen Zustände, insbesondere auch des kirchlichen Dogma, um.

Ein Mann lebte in jenen Jahren, der ebenso klug wie fromm, vielleicht auch noch etwas klüger als fromm war: wer mißt das so genau? Er war der Erste, der das Befreiende, was in der Union lag, erkannte und ausbeutete. Wenn in jeder der beiden evangelischen Confessionen das aufhörte verbindlich zu sein, was sie gegen die andere festgesetzt hatte, so gab das schon eine hübsche Weite, in der sich menschlicher wohnen ließ, als in dem bisherigen confessionellen Nothstall beiderseits. Gleichwohl fand auch so noch Schleiermacher das Schiff der Kirchenlehre für sein mürbes Alter und die hochgehenden Wogen der Zeit viel zu schwer befrachtet; er rieth, außer dem Nothwendigsten Alles über Bord zu werfen, und setzte sich seinerseits ohne allen Ballast in den leichten Kahn des frommen Selbstbewußtseins. Nicht als Ausbeute aus der heiligen Schrift, nicht als Festsetzungen eines Symbols, als einfache Aussagen des christlichen Bewußtseins entwickelte er die Sätze der evangelischen Glaubenslehre, die er nur nachträglich mit jenen beiden Instanzen zusammenhielt. Daß dieses Bewußtsein ganz anders sprechen würde, wenn es nicht in einer an Schrift und Symbol erzogenen christlichen Gemeinde sich gebildet und erfüllt hätte, daß mithin seine Ableitung sich eigentlich im Kreise bewegte, machte ihn nicht irre. Wußte er nur für seine Sätze eine Fassung zu finden, in der sie weder einander gegenseitig, noch einer anerkannten Vernunfteinsicht widersprachen, so glaubte er seiner Aufgabe genügt zu haben. So brachte er ein überaus feines, aber ebenso künstliches System zusammen, ein Räderwerk, das nur eine so gewandte Hand, wie die seinige, im Gang zu erhalten wußte. Kein einziger seiner Glaubenssätze war weder nach Ableitung noch Inhalt irgend einem kirchlichen Dogma wirklich congruent, aber es waren trefflich gefertigte, täuschend ähnliche Surrogate, die dem modernen Gaumen überdieß besser als die nachgerade altbacken gewordenen kirchlichen Schaubrode schmeckten. Das Grunddogma, dem alle übrigen nur dienten, war das von Christus, mit dem in innigem persönlichen Verkehr sich zu fühlen, Schleiermacher'n von seiner

Erziehung in der Brüdergemeinde her gemüthliches Bedürfniß war. Aber dieser sein Christus war nicht die zweite Person in der Gottheit, nicht der aus einem frühern göttlichen Dasein in einen Menschenleib wunderbarlich herabgekommene und dann wieder zu jener höhern Existenz zurückgekehrte Gottessohn, sondern lediglich ein zwar sittlich normaler, sonst aber durch nationale wie persönliche Bedingungen beschränkter Mensch. So wenig mit dieser Vorstellung einerseits das kirchliche Dogma von Christo gedeckt war, so leicht war andrerseits einzusehen, daß auf Schleiermacher's Standpunkte folgerichtig immer nur das Ideal, nicht aber die Wirklichkeit eines solchen Menschen abzuleiten, ja auch nur zu begreifen war.

Noch weit übler jedoch als dem Dogma unter seiner Hand erging es, kaum daß Schleiermacher die Augen geschlossen, der Quelle des Dogma nach protestantischer Vorstellung, der heiligen Schrift, und man mußte nachträglich noch den Mann bewundern, der sich zum Voraus so klüglich darauf eingerichtet, und sein Credo von derselben unabhängig zu machen gesucht hatte. Hier werden manche Leser meinen, ich wolle von meinem Buch über das Leben Jesu reden, und werden mir entgegen halten, daß dieses ja längst widerlegt sei. In der That wollte ich das nicht; weil aber von Widerlegung gesprochen wird, so will ich nicht ausweichen. Um über Worte nicht zu streiten, so sei ich also meinetwegen widerlegt; es fragt sich nur, wie? Das will ich dem verständigen Leser sagen. Gesetzt, ich hätte berechnet, meinem Gläubiger 2000 schuldig zu sein, und es käme ein Anderer, rechnete mir nach, und sagte dann: deine Rechnung ist falsch, du bist ihm nicht mehr als 500 schuldig: so würde ich über eine solche Widerlegung meiner Rechnung, wofern sie Grund hätte, gewiß ebenso wenig Ursache haben verdrießlich, als mein Gläubiger, vergnügt zu sein. Nicht anders ist mein Leben Jesu widerlegt worden.

Als ich an die Ausarbeitung des Buches ging, lagen mir über die evangelische Geschichte, insbesondere ihre wunderbaren Bestandtheile, die von jeher der Glaubenslehre die wichtigsten waren, zwei oder vielmehr dreierlei Ansichten vor. Die eine faßte dieselben, wie sie sich gaben, als Berichte von übernatürlichen Vorgängen, die sie als wirklich so geschehen annahm: solchen

Glauben wußte ich nicht von mir zu erhalten. Die andre sagte gleichfalls: die Geschichten sind wahr, aber es ist Alles natürlich zugegangen, die Erzähler verschweigen nur gewisse Mittelglieder, gewisse Nebenumstände, vielleicht weil sie meinten, sie verstünden sich von selbst, und daher der wunderbare Schein: zu einer so gewaltsamen Deutung der biblischen Erzählungen konnte ich mich nicht entschließen. Eine dritte Ansicht lag im Hintergrund, welche bald die Thatsachen bald die Erzählungen für Blend- und Machwerke von Betrügern ausgab: ein solcher Verdacht war mir widerlich. Was also thun, um einen Ausweg zu finden? Ich blickte mich in den heiligen Erzählungen der alten Religionen um, die heute Niemand mehr weder mit Herodot übernatürlich faßt, noch mit Euhemerus natürlich erklärt, ebensowenig mit den eifernden Kirchenvätern Teufelsspuk oder Betrug darin sieht; sondern man faßt sie als Sagen, die sich aus der frommen Phantasie der Völker und ihrer Dichter heraus ohne Arg und Absicht so gebildet haben. So demnach, als Erzeugnisse der absichtslos dichtenden urchristlichen Sage, betrachtete ich die evangelischen Wundergeschichten wenigstens ihrer Mehrheit nach.

Nun bin ich ja aber widerlegt. Es ist nachgewiesen, daß ein großer Theil dieser Erzählungen gar sehr absichtlich zu bestimmten und bewußten Parteizwecken erdichtet ist. Gut; wer kann dagegen etwas haben? Ich gewiß nicht. Wer kann sich dieser Widerlegung des „Leben Jesu" freuen? Gewiß nicht meine orthodoxen Gegner. Noch Eins. Das vierte Evangelium ging in meiner Rechnung nicht auf; es war nicht wohl denkbar, wie der Erzählungsstoff der drei ersten Evangelien ohne bewußte Absichtlichkeit eine so bedeutende Umwandlung erlitten haben sollte, wie sie im johanneischen Evangelium vor Augen liegt. Ich hatte das Wort dieses Räthsels noch nicht gefunden: seitdem ist bewiesen worden, daß das vierte Evangelium eine Composition ist, deren Verfasser sich seines freien Schaltens mit dem geschichtlichen und Sagenstoff zu philosophisch-dogmatischen Zwecken so bewußt war, wie Plato dessen, daß er in seinen Dialogen den Sokrates gar manches reden und thun ließ, was diesem in Wirklichkeit nicht eingefallen war. Gut; wer verliert dabei? Ich wieder nicht; ich würde es nur, wenn es mir in der ganzen Sache um meine Meinung und meinen Namen zu thun gewesen wäre; es

war mir aber vielmehr darum zu thun, Luft zu schaffen für die freie Bewegung des Geistes durch Wegräumung des alten Gemäuers, das ihn hier beengte: je gründlicher dieses mithin weggeschafft, je unwiederherstellbarer in die Luft gesprengt wird, desto lieber muß es mir sein. Ich also habe auch hier nichts verloren, und meine frommen Gegner nichts gewonnen; die man zudem jetzt, wenn sie (übrigens mit Recht) gegen das Zurechtmachen der Geschichte nach philosophischen Ideen eifern, auf ihr Lieblingsevangelium als ein wahres Musterbild solchen Verfahrens verweisen kann.

Solcher Zerstörung der Grundlagen der bisherigen Theologie arbeiteten gleichzeitig die übrigen Wissenschaften in die Hände. Das eifriger als je gepflegte Geschichtsstudium gab einen Maßstab für die Glaubwürdigkeit historischer Urkunden, an welchem gerade diejenigen biblischen Bücher, die der Theologie die wichtigsten waren, am wenigsten bestanden. Die zu staunenswerther Blüthe sich entfaltenden Naturwissenschaften bauten immer vollständiger eine Weltanschauung aus, innerhalb deren sich der Kirchenglaube wie der stehen gebliebene Rest eines alten Hauses in einem darüber gebauten Palaste störend und entstellend ausnahm. An das Mißverhältniß der christlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle zur Astronomie, der Schöpfungsgeschichte zu ebenderselben und zur Geologie, der biblischen Wunder zu den rechten und großen Wundern, in die uns Physik und Chemie den Einblick öffnen, ist kaum nöthig zu erinnern. Und diese Ergebnisse der Geschichts- und Naturforschung blieben nicht, wie dieß in früheren Jahrhunderten möglich gewesen war, ein Sonderbesitz der Gelehrten, sondern wurden, dem Geiste der Gegenwart gemäß, alsbald im Wetteifer für das Volk verarbeitet, in zahlreichen Büchern und Zeitschriften zum Gemeingut gemacht. Nur allein Humboldt's Kosmos mit seinen populären Bearbeitungen hat dem Kirchenglauben unberechenbaren Abbruch gethan, und ich kann es Humboldt's Leichenredner in Berlin, meinem alten Freunde, nicht verdenken, wenn er dem heimgegangenen Naturforscher nur sehr bedingte Aussicht auf den Zutritt in den christlichen Himmel zu eröffnen wußte[1]). Vergessen wir auch unsre

1) Wie richtig auch dießmal die geistliche Witterung war, haben die seitdem erschienenen Briefe Humboldt's an Varnhagen sattsam gezeigt.

großen Dichter nicht. Erst in den letzten dreißig Jahren wurden sie gründlicher studirt, allgemeiner angeeignet: jede neue Auflage von Schiller's oder Goethe's Werken war eine neue Niederlage für die Orthodoxie.

Es standen also nun die Sachen so. Von Seiten der wissenschaftlichen Theologie war die Auflösung der bisherigen Glaubenslehre, sammt deren vermeintlich historischer Grundlage in der biblischen, insbesondere evangelischen Geschichte, (jene großentheils schon durch Schleiermacher, diese weniger durch mich, als durch Andere nach mir, die es besser gemacht haben) mit einer Schärfe und Bündigkeit vollzogen, deren sich kein Urtheilsfähiger erwehren konnte. Von der andern Seite kamen Natur- und Geschichtsforschung diesen Ergebnissen bestätigend, ja sie fordernd, entgegen. Und endlich war das alles längst über die abgeschlossenen Kreise hinaus ruchbar und im Zusammenwirken mit den Schriften unsrer neueren Classiker zur allgemeinen Bildungsatmosphäre der Zeit geworden, die auf Jeden, der sich nicht gewaltsam abschloß, unwiderstehlich eindrang. Was sollte nun die Theologie thun? Das Räthsel der Sphinx war gelöst, aber in den Abgrund springen mochte sie nicht. Wir sind weit entfernt, ihr dieß zu verargen; nur über die guten Thebaner müssen wir uns wundern, daß sie sich all den Spuk gefallen ließen und noch immer gefallen lassen, den die Alte seitdem angestellt hat.

Denn all ihr Bemühen ging von jetzt an dahin, die Welt, und am Ende gar auch sich selbst, glauben zu machen, es sei mit Nichten aus mit ihr, sie vielmehr immer noch ein gutes Haus, und die Gerüchte von ihrem Bankrott nur von leichtfertigen Buben ausgesprengt. Kurz sie gebärdete sich wie ein Kaufmann, der sich vom unvermeidlichen Ruin in der letzten Stunde noch zu retten sucht: sie schwindelte, nahm Anlehen auf wo man ihr noch borgte, und verwirrte dadurch ihre Angelegenheiten nur um so mehr. Ein Blick auf die theologische Literatur der Gegenwart zeigt ein seltsames, widerwärtiges Schauspiel. Einem verschwindend kleinen Häuflein von solchen, die wissen und wissen wollen, wie es um die Theologie steht, die sich zum Geschäfte machen, die Wahrheit zu erforschen, und zur Pflicht, was sich ihnen als solche ergeben hat (vorbehältlich manches menschlichen Fehlgriffs im Einzelnen) ungescheut auszusprechen, steht die unermeßliche



und äußerlich herrschende Mehrheit derer gegenüber, denen im Gegentheil Alles daran liegt, die sich aufdringende Wahrheit, von der sie sich in ihrem kirchlichen Besitzstande gefährdet sehen, vor sich selbst und Andern zu verstecken, das Unleugbare in Abrede zu stellen, das Offenbare zu vertuschen, zwingenden Gründen sich durch Seitensprünge zu entziehen, gegen jeden Beweis eine Ausrede, sei sie noch so schlecht, in Bereitschaft zu haben: und dieses Gebahren geht von der stumpfen oder feinen Selbsttäuschung bis zum frechen Umsichwerfen mit wissentlich unwahren Behauptungen fort. Daß man sich dabei nothgedrungen einzelne Ergebnisse der Kritik angeeignet, dieß aber durch Schmähen auf die Kritiker verdeckt, und jedenfalls die Consequenzen ablehnt, trägt nur dazu bei, die Verworrenheit und Unlauterkeit des ganzen Treibens desto offenbarer zu machen. Wer hat seit zwanzig Jahren gegen die Tübinger Schule, die Trägerin der theologischen Kritik, vom vermeintlich wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Standpunkt aus unermüdlicher gepoltert als Ewald? Und nun hat er eine Geschichte Christi an's Licht treten lassen, die nur als ein sich selbst widersprechendes Gemisch von gläubiger, natürlicher und mythischer Auffassung, gehüllt in den Nebel einer überschwenglichen und doch zugleich hinterhältigen Sprache, bezeichnet werden kann. Da an diesem Beispiel alle dergleichen Rettungs- und Vermittlungsversuche sich beurtheilen lassen, will ich einen Augenblick bei demselben verweilen.

Jesus ist in dieser Darstellung der Sohn Joseph's, dabei aber sündlos und menschlich vollkommen: Eigenschaften, die sich zwar für den Sohn Gottes von selbst ergeben, für den Sohn Joseph's aber schlechterdings nicht erweisen lassen. Von den Wundern Jesu werden die Heilungswunder geschichtlich gefaßt, aber nicht als schlechthin übernatürliche Thaten eines ihm inwohnenden göttlichen Princips, sondern als natürliche, wohl auch durch gewisse Handgriffe vermittelte und durch das Vertrauen der Kranken in ihrer Wirksamkeit bedingte Ausflüsse seiner Geistesmacht und religiösen Vollkommenheit, als etwas, das jedem Menschen, der sich zu derselben Stufe wie er erhöbe, möglich sein müßte. Nun läßt sich zwar der altkirchliche Schluß von den Wundern Jesu auf seine Göttlichkeit gar wohl hören, und wo diese im Sinne der Kirche anerkannt ist, machen hinwiederum die Wunder

keine Schwierigkeit; auch daß es vorzugsweise Heilungswunder waren, stimmt ganz gut, wo die Krankheit als Werk des Teufels betrachtet wird, dessen Reich der Gottessohn zu zerstören hat: mit der menschlich religiösen Vollkommenheit hingegen, wozu hier die Gottheit Christi abgeklärt ist, haben Heilungswunder nichts zu schaffen; sonst müßte, wo wir höhere Religiosität finden, wenigstens ein Anfang solcher höhern Heilkraft zu bemerken sein, was doch außerhalb des Gebiets der Legende und des Aberglaubens nicht der Fall ist. Wunder wie Sündlosigkeit stammen aus dem altkirchlichen Boden, und können in dem modernen, in den sie sich hier ohne Wurzel gesteckt finden, unmöglich fortkommen.

Was über die Heilung gegenwärtiger Personen hinausgeht, wie die Heilungen in die Ferne, die Todtenerweckungen, die Speisungs- und Wasserverwandlungswunder sammt den Thaten auf dem See, alle dergleichen Erzählungen der Evangelien betrachtet Ewald als Ergebnisse davon, daß, wie er sich ausdrückt, „dem Arbeiten der innersten Kräfte des reinsten und höchsten Geistes in Christus die hochgespannte Erwartung und der willige Glaube der Seinigen entgegenkam", der nun in einzelnen Licht- und Höhepunkten „alles das Unendliche verwirklicht sah, das er von Jesu ahnete und hoffte." Das heißt entweder: Jesus machte auf seine Anhänger einen so mächtigen Eindruck, daß diese wohl auch Wunder von ihm zu sehen glaubten, wo doch Alles natürlich zuging. Oder: der Trieb, ihren Stifter zu verherrlichen, war in der ältesten Christengemeinde so stark, daß sich dergleichen Erzählungen mythisch bildeten. Wenn Ewald über das Speisungswunder bemerkt, was die erste Veranlassung zu der Erzählung gegeben, sei nicht mehr auszumitteln, jedenfalls lehre sie nur, wie da, wo sich der höhere Glaube mit der wahren Liebe verbinde, das Brod nie ausgehe, wie auf den geistigen Segen leicht auch der leibliche folge; wenn er die Verklärungsgeschichte einen Versuch nennt, das Erhabenste faßlich zu gestalten, wobei alles Niedere, was etwa als Anlaß zum Grunde liege, sich in die reinste lichte Höhe verliere; wenn er über den Vorgang auf der Hochzeit zu Kana sagt: „das Wasser selbst wird unter dem Geiste Jesu zum besten Weine", und fast frivol hinzusetzt: „wir würden uns diesen Wein, der seit jener Zeit auch uns noch immer fließen kann, selbst übel verwässern, wenn wir hier im groben Sinne fragen wollten,

wie denn aus bloßem Wasser im Augenblick Wein werden könne; soll denn das Wasser im besten Sinne des Worts nicht überall noch zu Wein werden, wo sein Geist in voller Kraft thätig ist?" — so haben wir an allen diesen Stellen nichts Anderes als die mythische Auffassung, mag sich auch Ewald dieses Ausdrucks, angeblich weil er zu innig mit dem heidnischen Religionswesen verwachsen sei, sorgfältig enthalten. Aber enthielte er sich nur nicht eben so sorgfältig, an irgend einer Stelle ganz bestimmt und mit dürren Worten zu sagen, daß er dergleichen Erzählungen für unhistorisch ansieht! Allein da wird mit niederer und höherer Geschichte, mit ächter Erinnerung und höherer Darstellung, gespielt und gemunkelt, daß doch ja noch ein heiliger Dunst, noch ein Trost mit vermeintlich geschichtlicher Grundlage, die aber ein reiner Spuk ist, übrig bleibe.

Diese zweideutige Haltung behauptet die Darstellung Ewald's bis zum Schlusse der evangelischen Geschichte, bis zur Auferstehung. Wenn er diese als die ewige Verherrlichung bezeichnet, wenn er sagt, Alles, was Jesus als Christus leisten mußte, sei mit seinem Tode vollendet gewesen, was von ihm über das Grab hinausreichte, sei schon als Frucht und Wirkung seines irdischen Thuns zu betrachten, und gehöre daher eigentlich zur Geschichte der Apostel: so hatte Weiße gewiß Recht, dieß zustimmend so zu deuten, daß nach Ewald's Ansicht jene Ereignisse nur dem inneren Seelenleben des Apostelkreises, nicht mehr der äußeren Lebensgeschichte des Meisters angehören; und wir hinwiederum nehmen uns das Recht, auch diese, immer noch nicht ganz unumwundenen Worte dahin zu erklären, daß Beide, Weiße wie Ewald, in den Erscheinungen des Auferstandenen nur subjective, psychologisch zu erklärende Visionen sehen.

Das alles, wie gesagt, wäre schon gut, würde es nur offener ausgesprochen. Aber freilich, wie kann man deutlich heraussagen, daß man Erzählungen, wie die von dem Wunder zu Kana, und vollends eine so bestimmte und umständliche wie die von der Auferweckung des Lazarus, nicht für historisch hält, wenn man dabei wie Ewald gegen die verhaßte Tübinger Schule darauf beharren will, der Verfasser des Evangeliums, in dem sie stehen, sei ein Augenzeuge, ja der vertrauteste Jünger des Herrn gewesen? Schon Weiße hat ihm vorgehalten, wie wenig das angeht,

und sich daher, weil er doch die johanneischen Reden nicht ganz missen mag, seinerseits zur Theilung des vierten Evangeliums in einen apostolischen und einen nichtapostolischen Bestandtheil entschlossen. Wäre nur nicht gerade dieses Evangelium selbst jener ungenähte Leibrock, von dem es uns erzählt, um den man wohl loosen, ihn aber nicht zertrennen kann. Davon sind nun leider alle die Ansichten und Darstellungen, die heutiges Tages zwischen dem streng kirchlichen und dem freiesten kritischen Standpunkte vermitteln möchten, das gerade Gegentheil: sie sind aus allerlei Fetzen der verschiedensten Stoffe zusammengeflickt, die unmöglich in die Länge zusammenhalten können[1]).

Und um solche, nicht im edlen Kampf zerfetzte, sondern von Hause aus lumpige und gestückelte Fahnen sollte sich eine Gemeinde, sollte sich insbesondere die theologische Jugend sammeln? Um wenigstens das Letztere zu erreichen, werden ganz besondere

---

1) Da ich hier zufällig auf Ewald zu sprechen gekommen bin, wird man vielleicht ein Wort über die Ungezogenheiten von mir erwarten, mit denen dieser Mann seit einer Reihe von Jahren mich zu überschütten nicht müde wird. Ich kann aber nur sagen, daß und warum ich mich um dieselben weder bisher gekümmert habe, noch fortan kümmern werde. Was will man mit einem Manne machen, der offenbar nicht zurechnungsfähig ist? In Folge von Gelehrtendünkel längst am Ueberschnappen, hatte ihm seit seinem Weggang von Göttingen die Einbildung, nun gar auch eine politische Größe zu sein, das Gehirn vollends zerrüttet. Wie er sich dann herbeiließ, den Ruf nach Tübingen anzunehmen, glaubte der Göttinger Professor, an der Schwabenuniversität eine Aufnahme ansprechen zu dürfen, ähnlich der des Orpheus unter den Bestien, oder des Columbus unter den Bewohnern der neuen Welt. Es kam aber anders. Die Schwaben fanden seine Gelehrsamkeit nicht unerhört, wohl aber seinen Hochmuth. Dabei vermißten sie philosophische Durchbildung des Denkens wie humane des Charakters. Neben Einem Manne besonders, dem sein Fach ihn nahe stellte, konnte er in allen diesen Beziehungen nicht aufkommen, und in einer wohlbekannten Anstalt war eine Bildung herkömmlich, der er nicht Genüge that. Daher bald die wüthenden Ausbrüche seines Hasses gegen jenen Mann und dessen Schüler, diese Anstalt und ihre Einrichtungen. Und unerachtet seine verunglückte Schwabenmission jetzt längst beendigt ist, kehren dennoch, zwischen theologischem Orakeln, politischem Irrereden, Sendschreiben an Papst und Cardinäle, jene Wuthanfälle und Ausfälle regelmäßig wieder. Je nun, wem Leute einer gewissen Art auf der Straße nachschreien, der thut am klügsten, seines Weges ruhig weiter zu gehen.

Mittel nöthig sein. Auf diese Jugend dringt ja in der Atmosphäre der Hochschulen der Geist der Neuerung am gewaltigsten ein. Wie gefährlich sind gleich die Vorbereitungswissenschaften! Die Philologie mit ihren alten Heiden; die Philosophie nun gar mit ihrem noch immer nicht überwundenen pantheistischen Hang. Hier weiß man sich zwar dadurch zu helfen, daß man nicht leicht mehr einen Philosophen anstellt, es habe ihm denn zuvor Herr Fichte der Sohn oder Herr Weiße der Enkel (wie einem Schönheitswasser oder Wanzenpulver) die Unschädlichkeit attestirt; woraus sich, beiläufig gesagt, die staunenswerthe Blüthe der Philosophie auf unsern dermaligen Hochschulen hinlänglich erklärt. Aber die schlimmen gedruckten Bücher. Wer weiß, ob der Candidat nicht insgeheim den Hegel, den Feuerbach studirt? Man muß ihm keine Zeit dazu lassen. Man muß das vorbereitende Studium möglichst abkürzen, und was die Hauptsache ist, gleich von Anfang zwischen die philologischen und philosophischen Vorlesungen theologische einschieben. So stört man den Ausbau einer modernen Weltanschauung in dem Kopfe des Studirenden, so gewinnt unvermerkt sein Horizont die kirchlichen Schranken, über die er bald nicht mehr hinaussieht. Um Alles darf er sich nie die reine Frage stellen: was ist wahr? sondern nur: wie viel darf ich einräumen, ohne meiner geistlichen Bestimmung etwas zu vergeben? An diesem Faden ist dann der Candidat auch während seines eigentlichen theologischen Studiums zu halten. Nicht frühe genug kann man den kirchlichen Eifer in ihm wecken. Das geistliche Herrschen hat auch in der protestantischen Kirche, der es eigentlich fremd sein sollte, und in der es wenigstens in Vergleichung mit der katholischen merklich beschränkt ist, einen unwiderstehlichen Reiz. Seelen lenken, ganze Bevölkerungen und einzelne einflußreiche, oft auch übrigens sehr verständige Menschen an geheimem Bande führen, vielleicht gar einmal hohe, ja allerhöchste Seelen zu regieren bekommen, welch lockendes Ziel für den jungen Ehrgeiz. Und durch welcherlei Ansichten man sich in der Prüfung und sonst vorwärts bringe, durch welche dagegen sich jede Aussicht verschließe, darüber lassen die Herren vom Kirchenregiment kein Dunkel bestehen. Also — fort mit Kritik und Zweifel! ich glaube, Herr Kirchenrath! so gewiß als Sie selber glauben.

Die Gewaltsamkeit, mit der ein solcher Candidat seine Ver-

nunft zum Schweigen gebracht hat, wirkt nun aber durch das ganze Leben in ihm nach. Er ist unduldsam gegen Alle, in denen er eine minder fügsame Vernunft als die seinige antrifft oder auch nur vermuthet. Sein ganzes Wesen behält etwas Ungesundes, Leidenschaftliches; er ist, bei aller Bildung vielleicht, bei aller Selbstbeherrschung, doch im Innern ein Fanatiker. Und nun frage ich, ob das nicht der Durchschnittscharakter unsres theologischen Nachwuchses ist? Die jungen Leute kann man bedauern; der Vorwurf trifft die Lehrer und die Kirchenbehörden. Am meisten jedoch ist das Volk zu beklagen, dessen künftige Religions- und Sittenlehrer zu nichts früher und eifriger angehalten werden, als den unbefangenen Wahrheitssinn in sich zu ertödten, sich selbst zu belügen.

Diesem neukirchlichen Unwesen gegenüber hat sich hauptsächlich aus Anhängern Schleiermacher's (nachdem übrigens mehrere seiner betrautesten Schüler höchst verderbliche Pfaffen geworden sind) ein Kreis von Solchen gebildet, die nach des Meisters Vorgang das fromme Gefühl betonen, die christliche Religion von der Theologie wohl unterschieden, und der letzteren die Forschung so weit freigegeben wissen wollen, als es unbeschadet der ersteren geschehen kann. Gewiß, die Religion beruht nicht auf der Theologie, sondern umgekehrt; allein die Religion bildet sich naturgemäß eine Theologie an, und wenn diese anbrüchig wird, so kann auch jene einer Veränderung auf die Länge nicht entgehen. Des Baumes Leben ist nicht im Holz, sondern in der Rinde, dem Bast, dem Splint; woraus sich aber alljährlich neue Holzringe absetzen und dem Baum Gestalt und Haltung geben. Nun bekommt irgendwo die Rinde einen Riß, Feuchtigkeit dringt ein, das Holz fängt an zu faulen, wir haben einen hohlen Baum vor uns. Dieser hohle Baum ist die heutige Kirche und Theologie. Das Holz ist das Dogma, das ist theils schon geschwunden, theils faul und mit dem Finger zu zerdrücken wohin man rührt. Die Religion lebt noch, es steigt noch Saft durch Bast und Rinde in die Zweige und Blätter auf; aber Schönheit und Kraft des Baumes sind dahin, der nächste Sturm droht ihn zu spalten oder gar umzureißen. Da legen sie Klammern um die Aeste: das sind die Beichtstühle und Kniebänke, die neuen Agenden und die neue Kirchenzucht, mit der man der protestantischen Kirche aufhelfen



möchte; allein diese plumpen Klammern würden, wenn der Sturm kommt, den Fall des Baumes nur beschleunigen. Ich bin sonst kein Freund von langgesponnenen Allegorien; aber diese ist die Sache selbst.

Für die kirchliche Praxis, für die Thätigkeit des Geistlichen als Prediger und Seelsorger, ist der Standpunkt jener Schleiermacher'schen Freunde gewiß der beste der sich vorerst einnehmen ließ, und es kann sich auf demselben, wie die Erfahrung zeigt, eine höchst segensreiche geistliche Wirksamkeit entwickeln: aber wissenschaftlich ist er schwach, weil er von der Theologie möglichst absieht und absehen muß.

Von keiner Seite, finde ich, sagt man gerne das letzte aufrichtige Wort. Und warum denn nicht? Ist es doch unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimniß, daß Keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. Zu glauben glaubt, das räume ich ein; aber wirklich glaubt, das leugne ich. Für Keinen mehr ist das apostolische Symbolum oder die Augsburgische Confession ein angemessener Ausdruck seines religiösen Bewußtseins. Keiner glaubt mehr an irgend eines der neutestamentlichen Wunder (von den alttestamentlichen gar nicht zu reden), von der übernatürlichen Empfängniß an bis zur Himmelfahrt. Entweder er erklärt sie sich natürlich, oder er faßt sie als Legenden. Und steht es bei denkenden Laien so, so steht es bei den Geistlichen, wie wir gesehen haben, nicht besser. Wozu also die Winkelzüge? Wozu die Heuchelei vor Andern und vor sich selbst? Ist es des Menschen in seinem Verhältniß zur Religion würdig, sich ihr gegenüber wie ein feiger und tückischer Sclave mit halben Worten und leeren Ausflüchten zu behelfen? Warum nicht offen mit der Sprache herausgehen? Warum nicht gegenseitig bekennen, daß man in den biblischen Geschichten nur noch Dichtung und Wahrheit, in den kirchlichen Dogmen nur noch bedeutsame Symbole anerkennen kann, daß man aber dem sittlichen Gehalt des Christenthums, dem Charakter seines Stifters (soweit unter dem Wundergehäuse, in das seine ersten Lebensbeschreiber ihn gesteckt haben, die menschliche Gestalt noch zu erkennen ist) mit unveränderter Verehrung zugethan bleibt? Doch ob wir uns dann wohl noch Christen heißen dürfen? Ich weiß es nicht; aber kommt es denn auf den Namen an? Das weiß

ich, daß wir dann erst wieder wahr, redlich und unverschroben, also bessere Menschen sein werden, als bisher. Auch Protestanten werden wir bleiben, ja dann erst rechte Protestanten sein.

Im Grunde haben es einsichtsvolle Geistliche mit Dogma und biblischer Geschichte längst nicht anders gehalten. Wenn Schleiermacher über eine Wundererzählung zu predigen hatte, pflegte er sie regelmäßig zu allegorisiren. Bei andern Texten hob er nicht die dogmatische, sondern die psychologische und moralische Seite hervor. Nur über die Person Christi liebte er zu dogmatisiren; doch, wie sich nach dem früher Gesagten von selbst versteht, in ganz anderem als dem kirchlich rechtgläubigen Sinne. Es war gleichsam eine Conversation mit dem Menschheitsideale, dessen Bild Schleiermacher dadurch für sich und Andere lebendiger und andringlicher machte, daß er es als wirklich einmal in bestimmten menschlichen Verhältnissen dagewesenes und in der Kirche persönlich fortwirkendes sich vorstellte. Uebrigens waren diese christologisirenden Predigten keineswegs seine besten, vielmehr zum großen Theile von einer gewissen Eintönigkeit so wenig als das vorzugsweise christologische Evangelium freizusprechen; weit reicher an realem Gehalte waren die psychologisch-moralischen, wie jene seitdem auch im Druck erschienenen Vorträge über das Marcusevangelium, die der Schreiber dieser Vorrede einen Winter lang in unvergeßlichen Sonntags-Frühstunden selbst mit angehört hat. Aehnlich wie Schleiermacher verfahren verständige und gebildete Geistliche, so weit sie nicht neukirchlich pikirt sind, heute noch, und thun den Verständigsten und gewiß auch den Besten ihrer Zuhörer damit Genüge.

Wenn ein der leiblichen Nothdurft dienendes Erzeugniß der Fremde so allgemeines Bedürfniß geworden ist, daß es trotz aller Einfuhrverbote doch fortwährend in Masse eingeschwärzt wird, was thut eine kluge und wohlmeinende Regierung? Sie läßt es gegen mäßigen Eingangszoll zu. Dieser Eingangszoll sei hier die Verpflichtung zum Festhalten an den sittlichen Wahrheiten des Christenthums, zur Achtung für die Hüllen, unter denen sie der Menschheit zuerst zum Bewußtsein gekommen, zur Schonung derer die diese Hüllen noch nicht missen mögen. Sperrt man nur den Geist nicht gewaltsam ab, zwingt man nur Niemand zum Lügen und Heucheln, so wird schon Alles von selbst werden.

Immer mehr sehen wir ja die phantastische Strahlenbrechung schwinden, die der Menschheit, was sie stets nur aus sich selber schöpfte, als von außen kommende Offenbarung vorspiegelte. Wem es gelingen wird, aus dem begriffenen Wesen des Menschen in seinen natürlichen und geselligen Verhältnissen Alles was ihm obliegt, was ihn erhebt und beruhigt, vollständig und sicher abzuleiten, und dieß faßlich und ergreifend für Alle darzustellen, der wird die Geschichte der Religion beschließen.

Das Thema, in das ich da hineingerathen bin, macht mir alte Zeiten wieder neu. Eben in diesen Tagen ist es ein Vierteljahrhundert, daß mein Leben Jesu zum erstenmal in die Welt ausgegangen ist. Die Theologen werden das fünfundzwanzigjährige Jubiläum dieses Buches schwerlich feiern wollen, unerachtet es mehr als Einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken. dann zu Amt und Würden verholfen hat. Aber gar mancher bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buchs seine geistige Befreiung datirt, ist mir, das weiß ich, lebenslänglich dankbar dafür, und macht so, ohne daran zu denken, im Stillen die Feier mit. Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechtswegen! rufen die Frommen) viel Böses gethan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte: dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemüths mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchem Andern noch, erhalten hat. Und so bezeuge ich ihm denn zu seinem Ehrentag, daß es geschrieben ist aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke, und daß ich allen seinen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen schrieben, ebenso frei von Nebenabsichten und Fanatismus gewesen. Ich bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dieß daher kommt, daß es von der Zeitbildung auf-

gesogen, in alle Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die ganzen fünfundzwanzig Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre.

Doch was rede ich von mir und meinem Buch? Ich wollte ja dießmal einen Andern, Größern einführen; einen solchen allerdings, der über diese Vorrede, könnte er sie lesen, gewiß am wenigsten zürnen würde.

Heidelberg, im Mai 1860.

David Friedrich Strauß.

Namenregister.

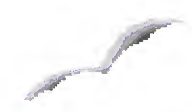
N.

O.

P.

R.

S.





Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



